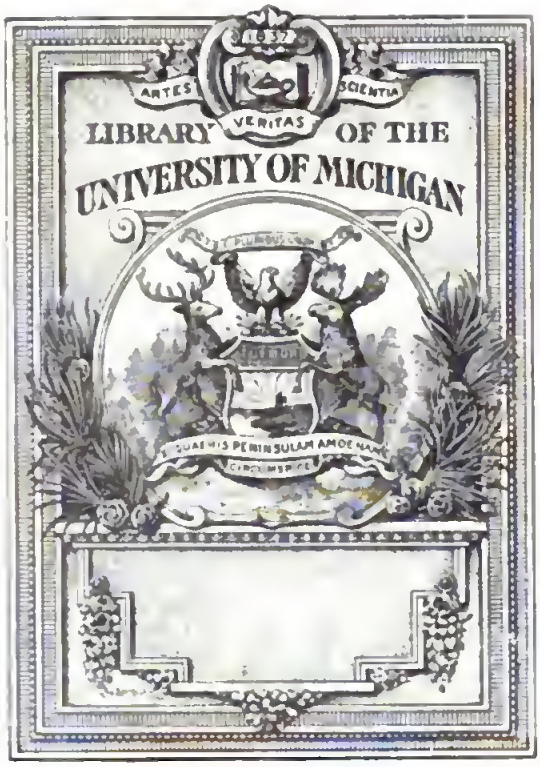
B 1,037,200


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

F30.6
P94

Preußiſche Jahrbücher.

121

Herausgegeben

von

H. von Treitſchke und H. Delbrück.

Dreiundſechzigſter Band.

Januar bis Juni 1889.

Berlin, 1889.

Druck und Verlag von Georg Reimer.

Digitized by Google

Inhalt.

Erstes Heft.

Die Gefahr der Einheitsschule. (Paul Cauer.) . . . . . Seite 1
Die Aufgaben und Ziele des kaiserlich deutschen archäologischen Instituts. (Adolf Michaelis.) . . . . . — 21
Eine Krisis im Jesuitenorden. (F. H. Reusch.) . . . . . — 52
Die neueren Verwaltungsreformen in England. (Conrad Bornhak.) . . — 84
Politische Correspondenz: Rußland. — Frankreich. — Deutschlands äußere und innere Lage. (ω.) . . . . . — 112

Zweites Heft.

Die Symbole des Lutherthums. (Prof. D. Karl Müller.) . . . . . — 121
Homer und der Hellenismus. (Dr. Alfred Biese.) . . . . . — 149
Andrea Pisano. (August Schmarsow.) . . . . . — 161
Rede auf August Neander. (Adolf Harnack.) . . . . . — 179
Der Untergang des Bauernstandes in Neuvorpommern und Rügen. (Conrad Bornhak.) . . . . . — 197
Politische Correspondenz: Deutschlands auswärtige Politik. — England. — Rußland. — Frankreich. — Kronprinz Rudolph. (ω.) . . . . — 206
Notizen: Gustav Schmoller, Zur Litteraturgeschichte der Staats- und Sozialwissenschaften. . . . . — 217

Drittes Heft.

Jean Froissart. (H. Boos.) . . . . . — 221
Ein Programm englischer Reformpolitik. (Dr. Gerhart v. Schulze-Gaevernitz.) . . . . . — 243
Die ökonomische Situation und die Währungsfrage. I. (Dr. William Scharling.) . . . . . — 263
Hartmann wider Lotze. (Th. Achelis.) . . . . . — 286
Politische Correspondenz: Oesterreich-Ungarn. — Rußland. — Frankreich. — England. — Italien. (ω.) . . . . . — 297
Erklärung. . . . . — 312

Viertes Heft.

Der Aufruhr in Braunschweig. 1830. (Heinrich von Treitschke.) . . . — 315
Die ökonomische Situation und die Währungsfrage. (Schluß.) (Dr. William Scharling.) . . . . . — 346

Ein Gang durch die neue Kaiserliche Wohnung im Berliner Schlosse. (Paul Seidel.) . . . . . Seite 377
Entwürfe und Ausführung des zweiten Theiles des Faust. (Otto Harnack.) — 392
Politische Correspondenz: Der serbische Thronwechsel. — Rußland. — Oesterreich. — Frankreich. — Italien. — England. (ω.) . . . . — 402
Nachtrag . . . . . — 418

Fünftes Heft.

Franz Grillparzer als Dramatiker. (Hermann Conrad.) . . . . . — 419
Ueber Deutsche Marine-Geschichte. (Vice-Admiral Batsch.) . . . . . — 478
Die Kündigung des Privilegiums der Reichsbank und der Privatnotenbanken. (Erwin Nasse.) . . . . . — 495
Eine Duplik das ist verteutschet Eine Abfertigung . . . . . — 522
Notizen . . . . . — 526

Sechstes Heft.

Beiträge zur Geschichte der Märztage 1848. (Otto Perthes.) . . . . . — 527
Neuere englische Eisenbahnpolitik. (Geh. Regierungsrath Ulrich.) . . . — 544
Albrecht Ritschl. (H. Scholz.) . . . . . — 558
Die Memoiren des Fürsten Adam Czartoryski. (Emil Daniels.) . . . — 578
Die Bildung der Gletscher und ihre Arbeit. (R. v. Lendenfeld.) . . . — 619
Zu Goethes Marienbader Elegie. (Christian Belger.) . . . . . — 644

Die Gefahr der Einheitsschule.

Von

Paul Cauer,

Oberlehrer am Gymnasium zu Kiel.

Ueber die Frage, ob und in welcher Richtung eine Reform unseres höheren Schulwesens stattfinden müsse, sind hauptsächlich zwei verschiedene Ansichten weit verbreitet: nach der einen soll der Unterricht in den alten Sprachen beseitigt werden, damit für das Studium der neueren Sprachen, der Naturwissenschaften, wo möglich noch für eine Einführung in Staatsrecht und Volkswirthschaft Raum geschaffen werde; nach der andern giebt es ohne die alten Sprachen überhaupt keine höhere allgemeine Bildung. Der Widerspruch erscheint vollständig und deutlich; aber auch das Gemeinsame, was alle klaren Gegensätze mit einander verbindet, liegt zu Tage. Die Vertreter beider Ansichten sind überzeugt, daß es, wie früher, so auch in Zukunft nur *einen*, gleichmäßig für alle vorgeschriebenen Weg zur höheren Bildung geben müsse. Dieser Gedanke würde für einen Mann, der völlig ohne Voraussetzungen und ohne Vorurtheile an eine Erörterung der Aufgaben unserer heutigen Schulpolitik herantreten könnte, etwas Ueberraschendes, ja Befremdendes haben. Wie ist es doch möglich, daß in einer so reichhaltigen und zusammengesetzten Kultur, wie die gegenwärtige ist, bei der unendlichen Fülle des Wissenswerthen, das eine Jahrtausende alte Ueberlieferung auf uns gehäuft hat, gegenüber der stets wachsenden Mannigfaltigkeit von Aufgaben, die das Leben den Männern stellt, eine einzige Art derjenigen Vorbereitung, welche den Knaben an die Schwelle des Jünglingsalters führt, geeignet sein soll, alle Kräfte, deren es zur Lösung jener Aufgaben bedarf, zu wecken und auszubilden? Doch, seltsam oder nicht, das scheinbar Unmögliche wird verlangt. Eine große Zahl gelehrter und gebildeter Männer erwartet das Heil für die Jugend der kommenden Geschlechter von der „deutschen Einheitsschule" und fordert,

daß sie geschaffen werde. Der Verein, der sich zur Erreichung dieses Zieles 1886 gebildet und im April 1888 in Kassel seine zweite Hauptversammlung abgehalten hat, erfreut sich bereits eines nicht geringen Vertrauens im Publikum und zählt zu seinen Mitgliedern einige der hervorragendsten Schulmänner unserer Zeit. In den Reden und Schriften der letzteren gelangen so viel werthvolle einzelne Erfahrungen und Rathschläge zur Mittheilung, in allen spricht sich ein so ernstes, begeistertes Streben nach einem großen und allgemeinen Ziele aus, daß die Behauptung, dieses Streben habe eine falsche Richtung eingeschlagen, es liege in ihm eine ernste Gefahr für die Entwickelung der geistigen Kräfte unseres Volkes, gewiß einigem Mißtrauen begegnen wird. Solche Behauptung darf nur von dem gewagt werden, der es auch unternehmen will sie zu beweisen.

Die Anhänger des deutschen Einheitsschulvereins sind ausgegangen von der Erkenntniß, daß unter allen Gegenständen, auf welche sich zur Zeit der Unterricht an höheren Schulen der verschiedenen Arten bezieht, keiner an sich geringgeschätzt werden dürfe; jeder habe seinen eigenthümlichen Werth und jeder bringe in besonderer Weise seinen Beitrag zur Ausbildung des jugendlichen Geistes. Dies ist ohne Zweifel richtig. Mathematik, Lateinisch, Griechisch, Geschichte, Geographie, neuere Sprachen, Naturwissenschaft, Zeichnen: jedes Fach des Unterrichtes hat seine bestimmte Aufgabe für das Ganze der Erziehung, jedes, wie man dies wohl ausgedrückt hat, sein eigenes Charisma; alle müssen planmäßig zusammenwirken, um aus dem Zögling einen harmonisch gebildeten Menschen zu machen. Deshalb, schließt man weiter, muß eine Schule gegründet werden, welche die werthvollen Elemente aller Fächer vereinigt, welche den heranwachsenden Jüngling mit der weiten und bunten Mannigfaltigkeit der Kultur des neunzehnten Jahrhunderts bekannt macht, ohne ihm den tieferen Einblick in den Werdegang dieser Kultur, der nur durch eigenes Studium des Alterthums gewonnen werden kann, vorzuenthalten.

Diese Forderung wäre unabweisbar, wenn sie nicht unerfüllbar wäre. Die geplante Einheitsschule soll alle obligatorischen Unterrichtsgegenstände des Gymnasiums behalten und dazu noch zwei neue ebenfalls als obligatorisch übernehmen, Englisch und Zeichnen (wiewohl über letzteres die Ansichten noch getheilt sind). Die für solche Erweiterung nothwendige Zeit soll hauptsächlich durch eine Beschränkung des Lateinischen gewonnen werden, darin sind alle Anhänger der Sache einig. Gestritten wird darüber, ob auch das Griechische dem jetzigen Lehrplan der preußischen Gymnasien gegenüber etwas beschränkt werden könne

und müsse. Hornemann, einer der thätigsten Mitarbeiter des deutschen Einheitsschulvereins, ist dafür*); Heußner, der auf der letzten Hauptversammlung in Kassel einen längeren Vortrag über die Behandlung des Lateinischen in der Einheitsschule gehalten hat, spricht sich entschieden gegen jede Verkürzung des Griechischen aus, scheint aber auch seinerseits bereits jetzt vorauszusehen, daß die Einheitsschule noch mehr Zeit für andere Fächer nöthig haben werde als die 12 wöchentlichen Stunden, welche er dem Lateinischen glaubt entziehen zu können**). Man kann also das Wesen der vorgeschlagenen Neuerung kurz so bezeichnen: Vermehrung der Fächer, welche auf dem Gymnasium getrieben werden, Verminderung der Zeit, welche auf die bisherigen Hauptfächer verwendet wird. Darin liegt eine doppelte Gefahr: die Einschränkung der Hauptfächer wird den Unterricht in ihnen oberflächlicher machen und in seiner Wirkung schädigen, die Vermehrung der Unterrichtsgegenstände wird die Ueberbürdung, über die so oft geklagt worden ist, steigern.

Die Erörterung des ersten Punktes läuft im wesentlichen auf eine Prüfung der Frage hinaus: kann das Lateinische, wie es jetzt auf dem Gymnasium steht, eine weitere Beschränkung vertragen, ohne von seinem bildenden Werthe etwas erhebliches einzubüßen? Man erinnert sich, daß durch die Neuordnung des Lehrplanes, welche für Preußen im J. 1882 eingeführt worden ist, das Lateinische im ganzen 9 Stunden wöchentlich verloren hat, je 1 in den Klassen von Sexta bis Obertertia, je 2 in den beiden Sekunden. Jetzt wird allen Ernstes der Vorschlag***) gemacht, weitere 12 Stunden wöchentlich zu streichen, nämlich je 2 in allen Klassen von Untertertia aufwärts, so daß in Zukunft das Lateinische in Tertia auf 7, in Sekunda und Prima auf 6 Stunden in der Woche beschränkt sein würde. Daß durch eine solche Weiterführung der seit 1882 begonnenen Zerstörung das Lateinische als Bildungsmittel des Geistes vollends vernichtet werden würde, kann man nicht schlagender beweisen, als es indirekt und wider seinen Willen Heußner selbst gethan hat. Es ist dringend zu wünschen, daß jeder, der sich über diesen Gegenstand ein Urtheil bilden will, den angeführten Vortrag selbst lese. Hier kann nur der Kernpunkt kurz beleuchtet werden. Dieser liegt darin, daß in den vier oberen Klassen der grammatische Unterricht beinahe vollständig beseitigt werden soll. Heußner sagt zwar

*) So noch neuerdings im 4. Hefte der „Schriften des deutschen Einheitsschulvereins" S. 24.
**) a. a. O. S. 76.
***) Von Heußner in der oben erwähnten Rede, a. a. O. S. 47.

(S. 55): „Jene [grammatiſchen] Uebungen der lateiniſchen Sprache ſind gerade jetzt um ſo energiſcher feſtzuhalten, je mehr unſere Jugend eine Abneigung zu verſpüren beginnt gegen die heilſame Zucht ihrer Grammatik und Stiliſtik.“ Aber thatſächlich iſt er beſtrebt, dieſe Uebungen dadurch, daß er ſie auf ein Minimum reducirt, wirkungslos zu machen. Von den 6 wöchentlichen Stunden, die das Lateiniſche behalten würde, ſollen 5 (wie bisher) der Lektüre, 1 (ſtatt 3) der Grammatik und den ſchriftlichen Uebungen gewidmet werden. Ich will davon gar nicht ſprechen, was freilich manche beſtreiten, daß eine gründliche Beſchäftigung mit der lateiniſchen Syntax an ſich eine vorzüglich bildende Kraft beſitzt; bleiben wir bei dem, was allgemein anerkannt iſt, bei der Wichtigkeit der klaſſiſchen Lektüre. 5 iſt ja freilich = 5 und es könnte ſcheinen, als ob in Zukunft in 5 wöchentlichen Stunden eben ſo viel und mit eben ſo gutem Verſtändniß werde geleſen werden können, als bisher geleſen worden iſt. Aber das iſt unmöglich. Eine erfolgreiche lateiniſche Lektüre *kann nicht* getrieben werden ohne breite grammatiſche Grundlage, ohne fortdauernde *reichliche* Uebung in der eigenen Handhabung der fremden Sprache. Die Beſchäftigung mit ſchwierigen Autoren, wie Cicero, Livius, Vergil doch nun einmal ſind, macht ſchon jetzt den Sekundanern mehr Mühe als Vergnügen, größere Mühe und geringeres Vergnügen als vor zehn Jahren, da es noch 10 Stunden Latein wöchentlich gab ſtatt der jetzigen 8; wenn die grammatiſchen und ſchriftlichen Uebungen noch weiter vermindert und zwar, wie Heußner will, auf ein Drittel ihres gegenwärtigen Umfanges herabgeſetzt werden, ſo muß die Lektüre vollends zu einer unerträglichen Quälerei ſich geſtalten, weil eine Menge von Hinderniſſen und Schwierigkeiten, die ſonſt im Voraus und in einem das Verſtändniß erleichternden Zuſammenhange erledigt waren, nun von Satz zu Satz, von Zeile zu Zeile da, wo ſie zufällig aufſtoßen, mühſam überwunden werden müſſen. Nichts iſt verkehrter als die Anſicht vieler dem Gymnaſium wohlwollender Laien, daß die klaſſiſchen Sprachen ſich als Hauptbeſtandtheil des höheren Unterrichts würden feſthalten laſſen, wenn nur wir Philologen auf einen Theil der pedantiſchen grammatiſchen Schulung verzichten wollten. Daß jetzt auch namhafte Schulmänner, die in langjähriger Praxis Erfahrung gewonnen haben können, dieſe Anſicht vertreten, iſt eine Thatſache, die ich gelten laſſen muß; aber ſie darf mich nicht abſchrecken, das auszuſprechen, was ich hier zu begründen verſucht habe: es wäre ein verhängnißvoller Irrthum, wenn man jenen Männern folgen wollte*).

*) Eine der hier bekämpften verwandte Anſicht iſt kürzlich in dieſen Jahrbüchern

Daran ändert auch die Hoffnung nichts, mit welcher die Freunde der Einheitsschule sich und andere zu ermuthigen suchen, es werde durch Verbesserung der Methode des Unterrichtens gelingen, künftig auch mit einer geringeren Zahl von Lehrstunden für das Lateinische und, wie manche schon jetzt in Aussicht stellen, für das Griechische doch in der Hauptsache dasselbe Ziel zu erreichen, das bisher mit einer größeren Zahl erreicht wurde. Man müsse, heißt es, den Verlust an Zeit ersetzen durch einen Mehraufwand von Kraft. Ganz gut; bis zu einem gewissen Grade ist das möglich: ein tüchtiger Lehrer wird mit 3 Stunden kaum weniger ausrichten als ein schlaffer mit 6 Stunden. Und dabei ist es noch gar nicht einmal nöthig, daß der erstere den Einfluß, den er naturgemäß ausübt, dazu benutzt, um die Schüler zu angestrengterem häuslichen Arbeiten zu veranlassen; es genügt, daß er die Lehrstunden selbst, während deren er mit den Schülern zusammen ist, gehörig fruchtbar macht. Aber die Sache hat doch sehr ihre Grenzen. Eine Schule, an der lauter energisch anregende, in der Methode vollkommene Lehrer thätig wären, an der 30 Stunden der Woche hindurch Zeit und Kraft der Schüler so sehr, als es in jedem einzelnen Falle möglich ist, ausgenutzt würden, eine solche Schule wäre ein Unding. Nicht nur ist es höchst unwahrscheinlich, daß sie irgendwo einmal gebaut werden sollte, sondern ich muß auch sagen: mir würden die Jungen leid thun, die man ihr anvertraut hätte. Ein gesunder Mensch kann sich nicht von lauter Kraftbrühe nähren; und umgekehrt, wer es versuchen wollte, der würde nicht lange gesund bleiben. Dies aber ist recht eigentlich der Fehler, den die Männer des deutschen Einheitsschulvereines begehen: sie wollen die geistigen Nahrungsmittel so präpariren, daß aus jedem ein Extrakt gemacht wird, der nur den reinen Nährstoff enthält, und wollen dann bloß diesen Extrakt den Schülern zu genießen und zu verdauen geben. Jeder einzelne Gegenstand des Unterrichtes soll auf das geringste Maß der für ihn erforderlichen Zeit beschränkt, diese Zeit aber dann von Lehrern und Schülern mit voller Kraft bis auf den letzten Tropfen nutzbar gemacht werden. Man könnte meinen, die Gefahr sei nicht allzugroß; ein Plan wie der bezeichnete sei ja, wie eben erst her-

(61 [1888] S. 470 ff.) vertreten worden von Heinrich Weber, „Die deutsch-humanistische Gelehrtenschule". Weber will das grammatische Element im griechischen (S. 494) und durch Wegfall des Aufsatzes auch im lateinischen Unterrichte (S. 499 ff.) beschränken und die dadurch entstehende Einbuße an formal bildender Kraft ausgleichen durch Verstärkung des Deutschen, ein Gedanke, der auf den ersten Blick einleuchtend erscheint und bereits von vielen Seiten geäußert ist. Es würde einer besonderen Abhandlung bedürfen, um zu zeigen, warum ich die Hoffnungen, die man neuerdings auf den deutschen Unterricht setzt, für stark übertrieben halte.

vorgehoben wurde, an ſich unausführbar und müſſe, wenn man ihn durchzuführen verſuche, von ſelbſt ſcheitern. Das iſt ganz richtig. Leider aber würden die ſchlimmen Konſequenzen, die ſich bei dem bloßen Verſuch der Durchführung ergeben müßten, nicht mit ſcheitern. Was durch gemeinſame Arbeit während des Unterrichtes nicht geleiſtet wird, das würde damit nicht ohne weiteres überhaupt wegfallen; der ganze Organismus der Schule mit Cenſuren, Prüfungen, Verſetzungen, Abiturientenexamen ſteht da, um es einzutreiben: eigene häusliche Arbeit der Schüler würde das aus Noth Verſäumte mit größerer Noth nachholen müſſen. Darüber gebe man ſich nur keiner Täuſchung hin: wenn eine Einheitsſchule zu ſtande käme, die den weſentlichen Forderungen der Realſchulpartei Rechnung trüge, zugleich aber Lateiniſch und Griechiſch als wichtige Unterrichtsfächer feſthielte, ſo würden die Klagen wegen Ueberbürdung, die bisher ſchon von vielen Seiten gehört worden ſind, lauter und lauter ertönen, und ſie würden dann erſt in vollem Maße Grund und Berechtigung haben.

Doch eine Prophezeihung auszuſprechen iſt immer mißlich, und in dieſem Falle bedarf es deſſen kaum, da ſchon der bisherige Verlauf klar und deutlich den Satz beweiſt, auf den es mir ankomut: wenn es richtig iſt, daß unſere Gymnaſien weniger leiſten als ſie ſollten, und daß doch gleichzeitig den Schülern mehr Arbeit als recht wäre zugemuthet wird, ſo liegt der Grund nicht darin, daß auf den Gymnaſien *einſeitig* der Unterricht in den alten Sprachen gepflegt wird, ſondern darin, daß gar zu *vielſeitig* neben den alten Sprachen auch noch alles Wiſſenswerthe aus den Errungenſchaften der modernen Kultur gelernt werden ſoll. Seit der Zeit, in welcher *Johannes Schulze* das höhere Schulweſen in Preußen leitete und in beſtimmtem Sinne organiſirte (1818 — 1840), iſt dem Gymnaſium mit zunehmender Entſchiedenheit die Aufgabe geſtellt worden, zwei ganz verſchiedenen Zwecken zugleich zu dienen: es ſoll, wie früher, ſeine Zöglinge mit Sprache und Gedankenwelt des klaſſiſchen Alterthums vertraut machen, damit ſie als Männer im ſtande ſeien, auf Grund ihrer Kenntniß der Vergangenheit die Gegenwart zu begreifen; es ſoll aber auch dafür ſorgen, daß dieſe Gegenwart ſelber mit den wichtigſten Erſcheinungen, die ſie auf zahlreichen Lebensgebieten hervorgebracht hat, ſchon den Knaben und Jünglingen bekannt werde. In dieſer Doppelheit liegt die Wurzel alles Uebels. Das hat in überzeugender Weiſe vor einigen Jahren *Heinrich von Treitſchke* nachgewieſen in einem Aufſatze*) dieſer Jahrbücher, dem ich hier nur *einen*

*) Einige Bemerkungen über unſer Gymnaſialweſen. Preuß. Jahrb. 51 (1883) S. 158—190.

Satz entlehne (S. 178): „Die Gymnasien müssen wieder bescheidener werden und den Wahn aufgeben, als ob sie ihren Schülern eine abgeschlossene Bildung gewähren könnten." Und wie ernst es Treitschke mit diesem Worte meint, zeigt er dadurch, daß er, der Historiker, unter den Fächern, deren Bedeutung auf dem Gymnasium er beschränkt sehen möchte, neben dem Französischen die Geschichte nennt. Leider ist sein Mahnruf bis jetzt wirkungslos geblieben. Als er ihn aussandte, waren die neuen Lehrpläne und die neue „Ordnung der Entlassungsprüfungen an den höheren Schulen" bereits erlassen. Wie sehr namentlich die letztere dazu beitragen würde, das Uebel zu befestigen, konnte damals noch niemand ermessen; jetzt aber liegt es zu Tage. Beabsichtigt war ohne Zweifel eine Erleichterung, aber das Gegentheil ist erreicht worden. Dadurch, daß die Nebenfächer den Hauptfächern gleichgestellt sind, daß z. B. ein „Nicht genügend" in der Geschichte genau eben so schwer wiegt wie ein „Nicht genügend" im Lateinischen oder in der Mathematik, dadurch ist gerade für das letzte Jahr der Gymnasialzeit, in dem eine freie und freudige Entwickelung des Geistes besonders wünschenswerth wäre, auf die gedächtnißmäßige Aneignung von Wissensstoff ein verderblicher Nachdruck gelegt worden. Treitschke wirft (S. 169 f.) dem preußischen Unterrichtsministerium vor, daß es „nicht den Muth gezeigt habe, der verblendeten öffentlichen Meinung zu widerstehen; eingeschüchtert durch die ewigen Klagen über die mangelhaften litterarischen, botanischen, geographischen Kenntnisse der Gymnasiasten habe man den Lehrplan mit immer neuen Fächern belastet". Dieser Vorwurf ist doch vielleicht etwas zu hart. Wenigstens an klarer Erkenntniß der vorhandenen Gefahr, an treffendem Ausdruck für den Ursprung derselben hat es der preußischen Unterrichtsverwaltung nicht gefehlt. Ein Mann, der 13 Jahre lang eine leitende Stelle in ihr eingenommen hat, Hermann Bonitz, erklärte am 21. Januar 1879 vor dem Hause der Abgeordneten: „Die Vertreter dieser Ansicht [daß es ohne Kenntniß der beiden alten Sprachen keine allgemeine Bildung gebe] müssen dahin gelangen: ausschließlich das Gymnasium ist die Vorbereitung für alle, welche zu höheren Studien sich vorbereiten wollen; und sie führen hiermit in Konsequenz zum Ruin unserer Gymnasien und zur Verachtung der klassischen Bildung. Denn dasjenige Maß klassischer Bildung, auf welches sich dann die Schule, die für alles dienen soll, beschränken muß, ist so beschränkt, daß danach die schwächsten Leistungen der Gymnasien in den alten Sprachen, über die jetzt oft geklagt wird, als herrlich und ideal erscheinen werden gegen den Zustand, welcher dann eintreten muß." Das sind goldene Worte. Aber freilich, derselbe Mann, der sie sprach, hat nicht hindern

können, daß gerade in der Zeit seiner Amtsführung das Gymnasium dem schlimmen Ziele, eine Schule zu werden, „die für alles dienen soll", ein beträchtliches Stück näher gekommen ist. Die Wucht der Verhältnisse ist eben stärker als der Wille weniger wenn auch noch so einsichtiger und einflußreicher Männer: von der Wahrheit dieses Satzes giebt die Geschichte unseres höheren Schulwesens noch manches andere, nicht minder schmerzliche Zeugniß.

Oberflächlichkeit und Ueberbürdung, beide in fester Wechselwirkung mit einander verbunden, bezeichnen den Zustand, zu dem wir gelangen würden, wenn wir fortführen, „dem Phantome einer allgemeinen, das heißt, alles Wissenswerthe umfassenden und in jedem gleichmäßig vorhandenen Bildung nachzulaufen"*). Dies ist so einleuchtend, daß auch die Anhänger des Einheitsschulvereins es sehen müßten, wenn nicht durch einen an sich sehr löblichen Zweck, den sie im Auge haben, ihr Blick getrübt wäre. Sie wollen dem unseligen Streit, der zwischen Gymnasium und Realschule seit Jahren geführt wird und der in immer zunehmendem Maße unser öffentliches Leben zu vergiften droht, dadurch ein Ende machen, daß sie eine Einheitsschule gründen, auf deren Boden die beiden Gegner sich zusammenfinden könnten. Eine vortreffliche Absicht! Aber glaubt man wirklich, daß die Vertreter der Realschule mit den Zugeständnissen zufrieden sein würden, die ihnen in dem Lehrplan der Einheitsschule gemacht werden sollen? Daß sie ihre Forderungen erfüllt erachten würden durch eine Schule, die Griechisch und Lateinisch als unentbehrliche Hauptfächer festhielte? Ganz undenkbar. Und wenn es denkbar wäre, so ist doch längst durch die That bewiesen, daß einem solchen Denken die Wirklichkeit nicht entspricht. Ein besonderer Abschnitt des oben erwähnten Aufsatzes von Hornemann**) ist der Aufgabe gewidmet, eine Form der deutschen Einheitsschule zu bekämpfen, welche von der durch den Verein empfohlenen abweicht. Bereits jetzt nämlich giebt es zahlreiche Pädagogen, welche zwar auch auf eine Einheitsschule hinarbeiten, diese aber nicht, wie Hornemann, Frick, Uhlig, Heußner u. a. auf das Gymnasium, sondern auf das Realgymnasium gründen und demgemäß von griechischem Unterricht ganz oder fast ganz frei machen wollen. „Der Kampf um die bezeichnete Einheitsschule", sagt Hornemann, „erscheint bewußt oder unbewußt als ein Kampf um die Beseitigung des Gymnasiums als eigenthümliche Schulart neben dem

*) Mit diesen Worten charakterisirt Paul de Lagarde, Deutsche Schriften (1886) S. 234, die Thätigkeit, welche Johannes Schulze als Leiter des höheren Unterrichtswesens in Preußen entwickelt habe.

**) Schriften des deutschen Einheitsschulvereins. Viertes Heft, S. 9—12.

Realgymnasium. Und wenn jetzt ein Theil des Realschulmänner-Vereins für diese Einheitsschule eintritt, so steigert er den Realschulkampf zu seiner höchsten Schärfe." Das ist freilich wahr; aber der Vorwurf trifft beide Seiten in gleichem Maße. Die einen wollen dem Gymnasium, die andern dem Realgymnasium in dem Programm ihrer Einheitsschule keinen rechten Raum gönnen. Und damit haben wir den alten Streit, nur daß er an einer etwas anderen Stelle und unter etwas verändertem Namen geführt wird. Der Plan einer Einheitsschule sei an sich so gut oder so schlecht wie er will, zur Herstellung des Friedens zwischen Gymnasium und Realschule vermag er nicht das Geringste beizutragen.

Ist der Friede überhaupt nicht erreichbar? Bleibt als Resultat einer nüchternen Betrachtung nur die negative Erkenntniß zurück, daß unser höheres Schulwesen sich in einem Zustande des Kampfes befindet und von inneren Widersprüchen zersetzt ist, für die keine Lösung gefunden werden kann? Nein. Es giebt eine Lösung, aber nicht in der Vereinigung liegt sie sondern in der Trennung. Der Verlauf, den die Geschichte der höheren Lehranstalten in Preußen bisher genommen hat, weist mit Bestimmtheit darauf hin, daß es in Zukunft mehrere verschiedenartige aber gleichberechtigte Schulen geben muß. Die Regierung hat eine Zeit lang zu erkennen gegeben, daß sie diese Entwicklung als eine natürliche und rechtmäßige gelten lasse, für die sie allmählich und vorsichtig, aber doch ohne Aengstlichkeit die Bahn frei machen wolle. Ein Theil der Verfügungen vom Jahre 1882 zeigt noch diese Haltung; eine volle Umkehr ist erst 1886 eingetreten mit dem tödtlichen Streich, der, übrigens nicht vom Kultusministerium aus, gegen die Oberrealschulen geführt wurde. Davon, daß man sich entschließt den damals begangenen Fehler wieder gut zu machen, hängt das Schicksal unserer Gymnasien und Realschulen, hängt zu einem guten Theile die Gesundheit des geistigen Lebens unserer Nation ab. Um dies klar zu machen, muß ich ein klein wenig weiter ausholen.

Die Fortschritte, welche besonders seit dem Jahre 1859 die Realschulen im preußischen Staate gemacht haben, sind allgemein bekannt. Ursprünglich waren sie rein bürgerliche Anstalten, welche den Söhnen von Handwerkern und Gewerbetreibenden die für ihren künftigen Beruf nöthigen Vorkenntnisse mittheilen sollten; jetzt stehen sie als „Realgymnasien" in stattlicher Zahl und mit dem Anspruch auf gleiche Berechtigung den Gymnasien zur Seite. Seit 1870 haben ihre Abiturienten den Zutritt zum Studium der Mathematik, der Naturwissenschaften und der neueren Sprachen; und der Streit um die Zulassung zum medicini-

schen Beruf wird über kurz oder lang zu Gunsten der Realgymnasien entschieden werden. Auch eine andere realistische Schulart, die aus der Provinzial-Gewerbeschule hervorgegangene „Oberrealschule", zeigt bis zum Jahre 1886 eine aufsteigende Linie der Entwickelung. Anstalten dieser Art giebt es in der ganzen Monarchie gegenwärtig nur 11; sie lehren gar kein Latein, dafür aber Englisch, Französisch, Mathematik und Naturwissenschaften mit größerer Stundenzahl als das Realgymnasium; in der 9jährigen Dauer des Lehrkursus stehen sie den beiden anderen höheren Schulen gleich. Im Jahre 1878 wurde den Oberrealschulen das Recht gewährt, daß bei der Zulassung zu den Prüfungen für den Staatsdienst im Bau- und Maschinenfach ihr Reifezeugniß dem eines Gymnasiums oder Realgymnasiums gleichgeachtet werden sollte. Ueber die Zweckmäßigkeit dieser Verfügung hatte sich der Minister der öffentlichen Arbeiten mit dem Kultusminister geeinigt, und ihrer Auffassung schlossen sich die beiden Häuser des Landtages an. Die eingeführte Neuerung stellte sich dar als eine allseitig wohl überlegte, auf sicherer Erfahrung begründete Maßregel, die übrigens nicht vereinzelt bleiben sollte, sondern den ersten Schritt auf dem Wege zu einer freieren Entwickelung des höheren Schulwesens bedeutete. In der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 21. Januar 1879 bekannte sich der Geheimerath Dr. Bonitz (vgl. oben S. 7) zu der Ansicht, daß es in unserer Zeit nicht mehr möglich sei, „daß diejenigen, deren Lebensberuf weitere wissenschaftliche Studien erfordert, alle auf dieselbe Art allgemeiner Vorbildungsschulen gewiesen werden"; die Unterrichtsverwaltung habe sich entschlossen das „Monopol der alten Sprachen" aufzugeben. In derselben Sitzung protestirte im Namen der Regierung der Geheimerath Lüders gegen die Auffassung, als handle es sich bei dem vorgeschlagenen Schulplan lediglich um einen Versuch; „eine Organisation, welche von den Erfahrungen ausgehe, die an anerkannt tüchtigen Lehranstalten gemacht worden seien, könne nicht eigentlich als ein Versuch bezeichnet werden." In den Kommissionsberathungen*) war von einem Vertreter der Staatsregierung der Wunsch geäußert worden, daß die Landesvertretung sich gegenüber dem Vorgehen des Ministers, das bestimmt sei zur Lösung der ganzen Realschulfrage beizutragen, nicht gleichgültig verhalten, sondern eine entschiedene Billigung desselben aussprechen möge. Dieser Wunsch wurde erfüllt. Der Berichterstatter der Kommission, Abgeordneter Dr. von Bunsen, brachte die Ansicht nicht nur der Kommission, sondern zugleich der Mehrheit der Abgeordneten zum Ausdruck, als er in der Sitzung vom 21. Januar er-

*) Bericht der Kommission für das Unterrichtswesen über Petitionen, vom 17. Januar 1879.

klärte: „Es liegt auf der Hand und ist von seiten der Herren Regierungskommissarien auf Befragen ausgesprochen worden, daß man bei der vorliegenden Reform viel weitere Gebiete als bloß das der Bautechniker aller Kategorien im Auge habe. Nein, meine Herren, für das gesammte Ingenieurfach, die Post und Telegraphie, das Forstfach, das Bergfach — für diese und ähnliche Gebiete eröffnen sich, ebenso wie für das Baufach gegenwärtig, denjenigen Zöglingen, welche mit dem Zeugniß der Reife von der künftigen Realschule, wie ich sie einmal nennen will*), der Schule mit 9jährigem Kursus und ohne Latein, abgehen werden, die schönsten und verlockendsten Aussichten." Mit stattlicher Majorität beschloß das Haus der Abgeordneten, „unter Anerkennung des durch die Verfügung des Herrn Handelsministers vom 1. November 1878 beschrittenen Weges" über die dagegen gerichteten Petitionen zur Tagesordnung überzugehen.

Es ist eine der beschämendsten Thatsachen in der Geschichte des höheren Unterrichtswesens in Preußen, daß dieselbe Verfügung, die mit so ernstem Nachdruck als eine wohl vorbereitete, heilsame und nothwendige angekündigt, in diesem Sinne von beiden Häusern des Landtages mit warmem Beifall begrüßt worden war, 8 Jahre später durch denselben Minister, der sie erlassen hatte, wieder aufgehoben worden ist. Der Grund des veränderten Entschlusses lag in folgenden Verhältnissen**). Die Voraussetzung, von der im Jahre 1878 der Minister der öffentlichen Arbeiten ausgegangen war, daß die Chefs anderer Verwaltungszweige (Post und Telegraphie, Forstfach, Bergfach) seinem Beispiele folgen würden, hatte sich nicht erfüllt; das Staats-Baufach war das einzige geblieben, zu welchem Abiturienten einer lateinlosen höheren Schule den Zutritt hatten. Unter diesen Umständen war der Unwille der im preußischen Staatsdienste beschäftigten Architekten und Ingenieure, die jene Ausnahmebestimmung als eine Verletzung ihrer Standesehre empfanden und diesem Gefühl bereits im Jahre 1878 durch Petitionen an den Landtag lebhaften Ausdruck gegeben hatten, noch mächtiger angeschwollen. Nur durch die Rücksicht auf seine Beamten, die seit der Verfügung vom 1. November 1878 sich mit einem gewissen Makel behaftet fühlten und als Beamte zweiter Klasse angesehen zu werden fürchteten,

*) Der Name „Oberrealschule" ist erst 1882 eingeführt worden.

**) Dargelegt durch den Vertreter der Königlichen Staatsregierung, Ministerial-Direktor Schultz, in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 13. Mai 1887. Mit Nachdruck wurde betont, „daß der Grund für diese Verfügung des Ministers der öffentlichen Arbeiten mit nichten in der Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit oder Ungeeignetheit der auf den Ober-Realschulen gewonnenen Vorbildung zu suchen sei".

sah sich der Minister veranlaßt jene Verfügung zurückzunehmen. Dies geschah durch die „Vorschriften über die Ausbildung und Prüfung für den Staatsdienst im Baufache" vom 6. Juli 1886. Man kann die Bedeutung der neuen Maßregel nicht treffender charakterisiren, als es in der Petition*) der preußischen Ober-Realschul-Direktoren vom 15. December 1886 geschehen ist: es seien durch sie Rechte kassirt worden, welche auf bündigsten Zusicherungen und Anordnungen der Staatsregierung und auf Beschlüssen des Landtages beruhten; eine solche Rechtsentziehung widerspreche den in der preußischen Verwaltung herrschenden Rechtsgrundsätzen. Und weiter heißt es in der beigefügten Denkschrift (S. 30): „Die Ressortsouveränität, welche sich in diesen Thatsachen aufs schärfste ausdrückt und in sehr vielen anderen zur Erscheinung kommt, hat bisjetzt eine organische Regelung des Berechtigungswesens unmöglich gemacht, ja sie steht einer einheitlichen, organischen, grundsätzlich durchgeführten Gestaltung des gesammten Unterrichtswesens hemmend entgegen."

Eben deshalb ist mit Sicherheit vorauszusehen, daß die versuchte Reaktion keinen Bestand haben wird; die segensreichen und wohlerwogenen Absichten der Unterrichtsverwaltung müssen zuletzt den Sieg davontragen. Zwar das Vorgehen der Ober-Realschul-Direktoren ist fürs erste erfolglos geblieben; die Mehrheit der Volksvertreter ist über ihre Petition zur Tagesordnung übergegangen, wie 8 Jahre vorher über die genau entgegengesetzten Petitionen der Architekten und Ingenieure. Zugleich aber hat das Abgeordnetenhaus der Regierung den Wunsch ausgesprochen, daß „eine generelle Regelung der Vorschriften über die Vorbildung für den Eintritt in den höheren Staatsdienst" herbeigeführt werden möge. Und der entscheidende erste Schritt hierzu scheint nun wirklich geschehen zu sein. Als der Kultusminister von Goßler im Herbst d. J. den „Geschäftsausschuß für deutsche Schulreform" in längerer Audienz empfing, machte er**) die wichtige Eröffnung: „es sei jetzt erreicht, daß in Preußen künftig nicht mehr der einzelne Minister, sondern nur das Gesammt-Ministerium über die Berechtigungen zu entscheiden habe". Damit ist ein großer Theil der Schranken fortgeräumt, welche einer sachgemäßen Erörterung und Entscheidung der Berechtigungsfrage bisher im Wege standen. Aber mit dem guten Willen und der richtigen Erkenntniß auf seiten der Regierung ist es nicht gethan; das bisherige Schicksal der Ober-Realschulen hat gelehrt, welche gefähr-

*) Petition und Denkschrift der preußischen Ober-Realschul-Direktoren bezüglich der Berechtigungen der Ober-Realschulen. Stettin 1887.

**) National-Zeitung vom 14. Oktober 1888, Morgen-Ausgabe.

Digitized by Google

liche Macht den Vorurtheilen der Gesellschaft innewohnt, wenn sie sich den Plänen einer noch so einsichtigen und maßvoll vorgehenden Regierung entgegenstellen. Diese Vorurtheile zu bekämpfen ist deshalb die Pflicht eines jeden, dem die Zukunft nicht nur unserer Schulen, sondern unseres Volkes am Herzen liegt. Vor allem müssen wir Philologen und mit uns alle Anhänger und Freunde des Gymnasiums die irrige Vorstellung aufgeben, als ob in den äußeren Vorrechten, die wir bis jetzt genießen, ein Gewinn für unsere Sache liege. Niemand hat mehr Ursache, den beiden Schwesteranstalten ein ungehindertes Gedeihen zu wünschen, als wir Gymnasiallehrer. Für die Existenz des Gymnasiums wird gekämpft, wenn dafür gekämpft wird, daß Realgymnasium und Oberrealschule ihm in ihren Rechten gleichgestellt werden sollen. Worauf beruht die gesunde Existenz einer Schule: auf der Zahl der Schüler, die ihr zugeführt werden, oder auf dem Werthe der geistigen Güter, die sie ihren Schülern mittheilen kann? Was ist für das geistige Leben eines Volkes wünschenswerther: daß tausend junge Leute etwas Lateinisch und Griechisch lernen, wenn auch gezwungen und widerwillig, oder daß dreihundert junge Leute, die sich mit Lust diesen Studien widmen, tüchtig Lateinisch und Griechisch lernen? Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein. „Wir haben in Folge des Berechtigungswesens", so schrieb*) Paul de Lagarde 1878, „gar keine Gymnasien mehr: alle, welche gegen die klassische Bildung als eine unnütze sich ereifern, fechten gegen Windmühlen, da von Schulen, deren Inhalt zu neun Zehnteln, in großen Städten zu sechs Siebenteln, den Zweck der Schule nicht erreicht, gar nicht behauptet werden darf, daß sie das gewähren, was unterrichtete und ihre Worte in Acht nehmende Männer klassische Bildung nennen." Mit der Ueberfüllung an Schülern Hand in Hand geht die Ueberhäufung mit Lehrstoff; indem man zahlreiche Schüler zwang, wider den Wunsch ihrer Eltern das Gymnasium zu besuchen, mußte man den Ansprüchen immer weiterer Gesellschafts- und Berufskreise in bezug auf die Gegenstände, in denen am Gymnasium unterrichtet werden sollte, immer mehr Rechnung tragen. So kam man zu jener Steigerung der Nebenfächer, die in dem oben angeführten Aufsatz Treitschke beklagt, so zu einer immer entschiedeneren Schwächung derjenigen Hauptfächer, die das Wesen des Gymnasiums ausmachen. Zeit und Arbeitskraft, welche dem Lateinischen zugewendet werden können, sind schon jetzt so beschränkt, daß nur noch ein geringes Maß weiterer Verminderung nöthig ist, um den Rest so werthlos zu machen, daß man besser thäte ihn gleich ganz

*) Deutsche Schriften S. 229.

über Bord zu werfen. Ceterum censeo linguam Latinam esse restituendam: in diesen Satz faßte bereits vor 3 Jahren der Meister unter uns heutigen Gymnasiallehrern, Oskar Jäger in Köln, sein Urtheil über den Lehrplan von 1882 zusammen. Wenn das Gymnasium am Leben bleiben soll, so bedarf es einer Reform, die den alten Sprachen wieder freien Spielraum verschafft zur Bethätigung ihrer geistbildenden Kraft. Eine solche Reform ist nicht möglich, wenn das Gymnasium, wie Bonitz sich ausdrückte, eine „Schule für alles" sein soll; sie wird durchführbar, so bald kein Vater mehr gewungen ist, seine Söhne auf ein Gymnasium zu schicken.

Die Forderung, zu der wir gelangt sind, ist also kurz folgende: die drei Schulen müssen äußerlich in ihren Rechten einander gleichgestellt werden, damit innerlich eine jede ihrer Eigenart gemäß sich ausbilden kann, um dann in freiem Wetteifer mit den beiden anderen den Werth der geistigen Elemente, von denen sie getragen ist, zu bewähren. Daß diese Forderung irgend einmal erfüllt werden wird, unterliegt keinem Zweifel; die Entwickelung der Vergangenheit drängt mit Nothwendigkeit darauf hin. Die Frage ist nur, ob der erlösende Entschluß rechtzeitig gefaßt wird, d. h. bevor die innere Zerstörung des Gymnasiums vollendet ist. Daß die Königliche Staatsregierung diese Gefahr erkennt und den Wunsch hat ihr vorzubeugen, hat sie wiederholt, zum letzten Male mit voller Deutlichkeit bei Gelegenheit der Verhandlung über die Ober-Realschulen im Januar 1879 ausgesprochen*). Wie kommt es, daß sie gerade jetzt, wo das Verlangen nach Erweiterung der Berechtigungen für die Realanstalten nachdrücklicher als jemals geltend gemacht wird, der Bewegung nicht nur abwartend, sondern ablehnend gegenübersteht?

Weil eine andere, für den Augenblick, wie es scheint, schlimmere Gefahr von der entgegengesetzten Seite her droht. Als in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 7. März 1888 der Kultusminister v. Goßler auf Befragen erklärte, daß er mit voller Entschlossenheit „dem Andrängen Widerstand leiste, die Realschul-Abiturienten mit weiteren Fakultäten zu versehen", da begründete er seine Stellungnahme**) mit der Befürchtung, daß durch Zulassung der Realschul-Abiturienten zum Studium der Juris-

*) Die scharfen, aber durchaus treffenden Worte von Bonitz sind oben (S. 7) angeführt.

**) Die Schärfe der hier vom Minister ausgesprochenen Ablehnung war vielleicht mit veranlaßt durch die vorhergegangene Rede des Abgeordneten Dr. Langerhans, die allerdings den Widerspruch herauszufordern schien und durch die Art ihrer Motivirung geeignet war, selbst einen Freund der Realschulen an der guten Sache derselben irre zu machen.

prudenz und Medicin die ſchon jetzt vorhandene Ueberfüllung dieſer Fächer in unheilvollem Maße zunehmen werde. Und darin wird jeder, der mit aufmerkſamem Blicke das öffentliche Leben beobachtet, dem Miniſter beipflichten: „daß kaum ein größerer Schaden uns entſtehen könnte, als wenn wir weit über allen Bedarf hinaus die Zahl unſerer akademiſch Gebildeten vermehren, und daß dieſe Vermehrung ein Unglück ſein könnte für die wichtigſten politiſchen und ſozialen Beziehungen". In allem, was die Regierung thun wird, um den unnatürlichen Zudrang zur Beamtenkarriere, an dem unſer Volksleben krankt, zu hemmen, kann ſie der Zuſtimmung aller wohldenkenden Männer gewiß ſein. Sie beſitzt, um vom Studiren abzulenken oder zurückzuhalten, mehrere wirkſame Mittel, die bisher nicht benutzt worden ſind, von denen aber eines gerade jetzt an entſcheidender Stelle ernſthaft in Ausſicht genommen zu ſein ſcheint; ich meine die allen drei höheren Schulen in gleichem Maße erſehnte Befreiung von dem verhängnißvollen Rechte, Zöglingen, die aus Sekunda oder Prima vor dem Abiturientenexamen abgehen, das Zeugniß für den einjährigen Militärdienſt zu geben*). Aber — die Feſthaltung der Privilegien, welche das Gymnaſium beſitzt, iſt am allerwenigſten ein Mittel, um den gewünſchten Zweck zu erreichen. Je mehr dieſe Privilegien befeſtigt werden, deſto mehr ſtädtiſche Gymnaſien werden gegründet, deſto mehr andere Schulen werden in Gymnaſien umgewandelt; die Menge der beſtehenden Gymnaſien aber trägt anerkanntermaßen einen großen Theil der Schuld an der Ueberfüllung der Univerſitäten. Hier iſt ein Zirkel der ſchlimmſten Art, der irgendwo einmal mit muthigem Entſchluſſe durchbrochen werden muß. Sobald das Monopol der Gymnaſien gefallen iſt, wird ihre Zahl ſich verringern. Die kleinen Städte werden mit Freuden ihre Gymnaſien in Realanſtalten verwandeln, wenn ſie damit nichts von den Rechten ihrer Schule aufzugeben brauchen, und wir werden allmählich dahin gelangen, daß die Mehrzahl der jährlichen Abiturienten in Preußen von Realgymnaſien und Ober-Realſchulen herkommt. Von dieſen werden zwar auch noch viele ſtudiren; aber es wird nicht mehr vorkommen, was jetzt ſo häufig iſt, daß ein unbegabter junger Mann, der das Gymnaſium nur darum beſucht hat, weil es in ſeiner Vaterſtadt keine andere höhere Schule gab, endlich, nachdem er unter Mühe und Verdruß das Abiturientenexamen erſeſſen hat, bloß deshalb ſich dem Studium widmet, weil er jetzt für einen praktiſchen Beruf verdorben

*) Daß von ſeiten der Regierung daran gedacht wird dieſe Einrichtung abzuſchaffen, hat der Kultus-Miniſter in der oben (S. 12) erwähnten Audienz dem Geſchäftsausſchuß für deutſche Schulreform gegenüber geäußert.

ist. Und gerade diese Art von Studenten bildet den schlimmsten Ballast für unsere Universitäten.

Daß ein Zustand wie der eben angedeutete wünschenswerther sei als der, welcher jetzt besteht, dürfte kaum jemand bestreiten. Soll er aber irgend einmal erreicht werden, so muß man sich irgend einmal entschließen die unbequeme Zeit des Ueberganges mit in den Kauf zu nehmen. Während der Uebergangszeit nämlich ist eine Steigerung des Zuflusses von Aspiranten zu den höheren Berufsarten allerdings zu erwarten; es kommt darauf an den Augenblick so zu wählen, daß dieses Uebel in möglichst engen Grenzen bleibt. Im höchsten Grade gefährlich wäre es, wenn man eine Periode abwarten wollte, in welcher die zur Zeit noch im juristischen und medicinischen Fache herrschende Ueberfüllung beträchtlich nachgelassen hätte; denn dann würde die Oeffnung der Schleusen, durch welche die Abiturienten der Realschulen bisher fern gehalten worden sind, zusammentreffen mit der lockenden Aussicht auf eine günstige Karriere. Wählt man dagegen einen Zeitpunkt, in dem die Ueberfüllung einen möglichst hohen Grad erreicht hat, so würde diese Thatsache (die nie verborgen bleibt) einigermaßen dämpfend auf den Eifer wirken, mit dem, wie gefürchtet wird, die Zöglinge von Realgymnasien und Ober-Realschulen sich auf das Studium der Heilkunde und der Rechtswissenschaft stürzen würden. Dies klingt vielleicht paradox; aber das Paradoxe ist nicht immer das Falsche. Im vorliegenden Falle wird es obendrein nur allzu genau bestätigt durch die schlimmen Erfahrungen, welche die Regierung mit der Freigebung des Studiums der exakten Wissenschaften und der neueren Sprachen gemacht hat. Diese Freigebung, die 1870 erfolgte, war, wie der Kultusminister am 7. März d. J. im Abgeordnetenhause mittheilte, veranlaßt durch „einen Mangel, welcher auf dem Gebiete der neusprachlichen Philologie, der Lehrer der Naturwissenschaften und der Mathematik sich ergeben hatte", und sie hatte zur Folge „ein rapides Anwachsen der Realabiturienten und ihres Zudranges zur philosophischen Fakultät". Konnte es auch anders sein? Um bei dem Bilde zu bleiben, das der Kultusminister für diese Verhältnisse sehr glücklich gewählt hat: wenn man eine Schleuse öffnet, um einem abgeschlossenen Bassin neues Wasser zuzuführen, so werden die Fluthen mit um so größerer Gewalt hereinstürzen, je niedriger vorher im Inneren der Wasserstand war. Aber noch etwas anderes kann uns dieses Bild lehren, was ebenfalls durch die Erfahrung bestätigt wird. Wenn man für eine aufgestaute Wassermasse nur ein Schleusenthor öffnet, so stürzt das entfesselte Element mit großer, vielleicht verheerender Gewalt in den kleinen Raum, den man ihm gönnt;

werden aber mehrere Thore nach verschiedenen Richtungen hin zugleich geöffnet, so theilen sich die Wogen und in jedem einzelnen Bassin wird der Wasserspiegel nur mäßig gehoben. Die schnelle und starke Ueberfüllung der beiden im Jahre 1870 freigegebenen Fächer hatte zum guten Theil darin ihren Grund, daß sie die einzigen waren und blieben, zu welchen man den Abiturienten der Realschulen den Zutritt gestattete.

Also sollen alle höheren Berufsarten mit einem Schlage preisgegeben werden? In der That, es bleibt nichts anderes übrig, wenigstens wenn äußere Rücksichten, wie die auf die Ueberfüllung der einzelnen Fächer, in erster Linie maßgebend sein sollen. Es bleibt zu erwägen, ob sich aus dem Wesen der einzelnen Wissenschaften ernste Bedenken gegen die Zulassung der Realschul-Abiturienten ergeben. Zunächst für die Medicin wird dies kaum noch von irgend jemandem behauptet; die meisten derjenigen Aerzte, die sich öffentlich und privatim jetzt noch dagegen erklären, thun es aus ähnlicher Besorgniß für die Ehre und Tüchtigkeit ihres Standes, wie die war, welche sich früher in den Petitionen der Architekten und Ingenieure geäußert hat. Diese Besorgniß ist erklärlich und bis zu einem gewissen Grade gerechtfertigt: wenn für ein einzelnes Fach eine Ausnahmebestimmung erlassen und dadurch der Zudrang zu ihm unnatürlich gesteigert wird, so werden ihm nothwendig eine Menge von Aspiranten zugeführt, die, ganz abgesehen von ihrer gesellschaftlichen Qualifikation, zu diesem Fach keinen inneren Beruf haben, sondern sich ihm nur zuwenden, weil ihnen hier die Möglichkeit geboten wird ihr Brot zu verdienen. Solche Elemente tragen nicht dazu bei, die Tüchtigkeit und das Ansehen eines ganzen Standes zu erhöhen; also ein Grund mehr, den unausbleiblichen Entschluß für alle Berufsarten gleichzeitig zu fassen. Aber, heißt es, soll man den Abiturienten der Ober-Realschule gestatten Jura zu studiren? Menschen, die kein Latein können? Darauf ist zu antworten: entweder die juristischen Studien und Examina sind so eingerichtet, daß man sie ohne Latein gar nicht durchmachen kann (es giebt Leute, welche dies bezweifeln) — dann wird niemand, der kein Latein kann, versuchen Jura zu studiren; er müßte ja gleich im ersten Semester im Kolleg über Institutionen merken, daß er nicht folgen kann; oder die juristischen Studien und die juristische Praxis sind heutzutage so eingerichtet, daß man auch ohne eigene Lektüre des Corpus juris durchkommt (es giebt Leute, welche dies behaupten), — dann wird es schwerlich gelingen, diese Lektüre dadurch lebhafter zu machen, daß man von den Studenten die Bescheinigung verlangt, daß sie vorher 9 Jahre lang lateinischen Unterricht genossen haben. Es ist also entweder überflüssig oder nutzlos, bei der Zulassung zum juristi-

schen Staatsexamen das Reifezeugniß gerade eines Gymnasiums zu fordern. Kaum anders steht die Sache für Theologie und Philologie. Hier ist ohne allen Zweifel selbst ein oberflächliches Studium ohne Kenntniß der beiden alten Sprachen gar nicht möglich; eben deshalb aber ist auch nicht zu fürchten, daß jemand es unternehmen sollte. Fände sich aber wirklich hier oder dort unter den Abiturienten der Ober-Realschulen ein Jüngling, der Begeisterung und Energie genug besäße, um noch auf der Universität so viel Lateinisch und Griechisch zu lernen, daß er klassische Philologie oder Theologie studiren kann, einen goldenen Ehrenkranz müßten wir ihm stiften ἀρετῆς ἕνεκα καὶ φιλοκαλίας καὶ σπουδαιότητος. Solche Mitarbeiter können wir gebrauchen in einer Zeit, in der mehr und mehr, wie wohl gesagt wird, der Idealismus schwindet und ein banausisches Trachten nach Gewinn Herzen und Sinne der Menschen ganz auszufüllen droht.

Gerade dies aber ist für viele der entscheidende Grund, jeder Erweiterung der Berechtigungen der Realschulen entgegenzutreten: man fürchtet davon eine Schwächung des idealen Sinnes in unserem Volke. Eine schwere Gefahr, deren bloße Erwähnung zum ernstesten Nachdenken auffordert. Was ist Idealismus? Es ist hier nicht der Ort, den Begriff zu prüfen, um ihn in seiner ursprünglichen Klarheit darzustellen. Vielleicht genügt zur Verständigung ein kurzer Satz: die Gesinnung, die wir in dem heranwachsenden Geschlechte wecken und pflegen wollen, ist die, daß Wissenschaft und Kunst gesucht werden nicht um des Nutzens willen, den ihr Besitz verschaffen kann, sondern um der Freude willen, die in der Beschäftigung mit ihnen unmittelbar empfunden wird. Nennt man solche Gesinnung, wie es oft geschieht, Idealismus, so muß man eigentlich der Vermuthung zustimmen, daß in der gesammten jetzt lebenden deutschen Jugend männlichen Geschlechtes die Primaner der 11 preußischen Ober-Realschulen die stärksten Idealisten sind; denn sie besuchen die Schule beinahe ohne jede Aussicht auf äußeren Gewinn und lassen den Unterricht ihrer Lehrer auf sich wirken, nur weil sie glauben, dadurch klüger und besser zu werden. Auf den Gymnasien dagegen ist die Zahl derjenigen groß, und sie wird, so lange wir das Monopol tragen müssen, von Jahr zu Jahr wachsen, die bloß deshalb Latein und Griechisch lernen, weil sie beim Eintritt in ihren künftigen Beruf die Bescheinigung vorlegen müssen, daß sie Schüler eines Gymnasiums gewesen sind. Ein namhafter Vertreter der medicinischen Wissenschaft*) sagte und schrieb vor wenigen Jahren: „Der

*) L. Hermann, Die Vorbildung für das Universitätsstudium, insbesondere das medicinische. Züricher Rektoratsrede 1879.

klassische Gymnasialunterricht hält die Besseren zurück von dem leidigen Hineilen zu der direkt sich bezahlt machenden praktischen Ausbildung, prägt ihnen Hochachtung ein für die freie Forschung jeder Richtung." Ja, so war es einst, und so könnte es wieder werden; aber das Berechtigungswesen hat den Gymnasialunterricht in sein Gegentheil verkehrt. Oder meint man, die Realschule könne deshalb nicht mit dem Gymnasium wetteifern, weil die Gegenstände, an denen sie den Geist ihrer Schüler sich bilden läßt, weniger edel sind als die, welche jenes bietet? Kommt es denn auf den Stoff allein an, der bearbeitet wird, auf die Materie? Das wäre ja eine arg materialistische Anschauung. Auch nach meiner Ueberzeugung werden die edleren Kräfte der Seele durch nichts so leicht und frei entwickelt als durch den geistigen Verkehr mit dem klassischen Alterthum; aber dieser Verkehr muß selbst ein freier und lebendiger sein, er muß während der schönen Primanerjahre das Denken und Sinnen des Jünglings innerlich erfüllen und durchdringen. Ein Realschüler, der eine geometrische Aufgabe löst und mit Behagen die feinen Beziehungen von Größe und Lage betrachtet, wird dadurch mehr über das enge Bewußtsein des irdischen Daseins emporgehoben und bekommt eher eine Ahnung von dem, was eine ästhetische Freude ist, als der Gymnasiast, der mit Widerwillen das aufgegebene Pensum aus Homer präparirt, und wenn es selbst Hektors Abschied von Andromache wäre.

Wenn hiermit der Wunsch ausgedrückt ist, daß es gestattet sein möchte, jedem diejenige geistige Nahrung zuzuführen, die seiner Natur gemäß ist, so soll damit nicht einem zügellosen Individualismus das Wort geredet sein. Drei fest bestimmte Formen der höheren Schule sind für jetzt gegeben; möge jede freien Spielraum haben, um zu zeigen, worin sie stark ist und welcher Aenderungen sie bedarf, damit ihr eigner Charakter rein ausgeprägt werde. Darüber aber sollen wir weder klagen noch schelten, daß es nicht mehr bloß *einen* Weg zur höheren Bildung giebt, wie zur Zeit unserer Väter und Großväter. Die Furcht vor einer von der Realschule drohenden Spaltung im Inneren der Nation, die von manchen Seiten geäußert wird, ist gewiß ernst und aufrichtig gemeint, aber darum nicht minder gegenstandslos. Es sei gestattet, ihr die Gedanken entgegenzuhalten, mit denen in der oft erwähnten Verhandlung des Abgeordnetenhauses (21. Januar 1879) ein Vertreter der Staatsregierung, Geheimerath Dr. *Wehrenpfennig*, die Gegner einer freieren Gestaltung des höheren Schulwesens zurückzuschlagen wußte: „Es ist vielleicht nur in Deutschland möglich, wo die Einheit noch so jung ist, daß man sich vorstellt, es könnte ein Volk oder die

gebildeten Kreise eines Volkes dadurch in sich uneinig werden, daß sie in der Tasche nicht die gleichmäßige Censur in einzelnen Sprachen führen; — das, was uns zusammenhält, ist die gleichdauernde und gleichmäßige, wenn auch im Material verschiedene Durchbildung wissenschaftlicher Art, und die werden alle höheren Klassen in diesen drei Kategorien der Lehranstalten haben, und außerdem hält uns zusammen die Einheit unserer Geschichte und unserer Litteratur, und dieses geistige Band wird weit hinausreichen über die verschiedenen Kategorien unserer Lehranstalten." Die frohe Zuversicht, die sich vor zehn Jahren in diesen Worten aussprach und von den Vertretern des Landes mit warmer Zustimmung erwidert wurde, ist seitdem auf manche ernste Probe gestellt worden. Es giebt im Leben unseres Volkes Kräfte genug, die uns auseinanderzutreiben und gar zu entzweien streben; um so gefährlicher wäre es, die Ursachen des Streites dauernd um eine der wirksamsten zu vermehren. Wenn die Freunde der Einheitsschule daran erinnern, daß im Realschulkampfe, der besonders in Norddeutschland mit steigender Erbitterung geführt wird, die Gegner sich schon „so weit von einander entfernt haben, daß eine Verständigung beinahe ausgeschlossen scheint", so spricht diese Thatsache nicht für, sondern gegen die Pläne einer Verschmelzung, die von jener Seite verfochten werden. Sie mahnt uns, daß es Zeit ist endlich Frieden zu schließen, nicht unter verändertem Namen den alten Kampf zu erneuern. Der Streit um die verschiedenen Formen einer Einheitsschule würde den Unterschied zwischen Gymnasium und Realschule als feindlichen Gegensatz befestigen; hoffen wir, daß es vielmehr gelingen werde diesen Unterschied fruchtbar und segensreich zu machen durch einen frischen, fröhlichen Wettkampf im Dienste der höchsten Aufgaben, die das Vaterland seinen Söhnen stellt.

November 1888.

Die Aufgaben und Ziele des kaiserlich deutschen archäologischen Instituts.

Von

Adolf Michaelis.

Wissenschaftliche Anstalten, die ihre Aufgabe ernst nehmen, pflegen ein Stillleben zu führen. Das liegt im Wesen der wissenschaftlichen Arbeit selbst begründet, die sich nicht an jedem Punkt ihrer vielverzweigten Thätigkeit an ein größeres Publikum wenden kann. Nur bei besonders wichtigen Entdeckungen, bei ganz hervorragenden Leistungen, bei festlichen Anlässen treten jene Anstalten aus ihrer stillgeschäftigen Werkstatt an das helle Tageslicht und beanspruchen die Theilnahme weiterer Kreise.

Ein solcher Fall lag vor bald zehn Jahren vor, als das archäologische Institut in Rom am 21. April 1879 in seinem neuen stattlichen Hause auf dem Capitol die Feier seines fünfzigjährigen Bestehens unter großer allgemeiner Theilnahme beging. Zumal wir Deutsche ließen uns gern an den Antheil erinnern, den deutsche Gelehrte an der Gründung und Entwickelung des Instituts genommen haben. In allen Zeitungen und Zeitschriften ward die Bedeutung der Feier mit dem Ausdruck des Wohlwollens und der Sympathie hervorgehoben. Dabei ließ der Umstand, daß das „Institut für archäologische Correspondenz" im Jahre 1829 in Rom gegründet worden ist und daß jene Feier zunächst diesem römischen Institut galt, leicht übersehen oder wenigstens nicht gehörig beachten, daß mittlerweile das römische Institut in einem athenischen einen ebenbürtigen Genossen gefunden hatte und daß beide Anstalten nunmehr Zweige eines deutschen archäologischen Instituts bildeten, dessen Leitung sich in Berlin befindet und dessen Wirksamkeit sich zu beträchtlichem Theil in Deutschland selbst entfaltet. Eben jene populäre Feier trug sehr viel zu der noch heute weitverbreiteten Anschauung bei, als sei die eigentliche Thätigkeit des Instituts in Rom

beschlossen; das deutsche Institut schien ganz in dem römischen aufzugehen, von dem so manche Romfahrer auf ihren italienischen Winterreisen eine mehr oder weniger flüchtige Anschauung, nicht selten wohl auch die erste Kunde erhalten hatten. Es ist also durchaus begreiflich, daß sich das Interesse weiterer Kreise, so weit diese sich überhaupt um dergleichen wissenschaftliche Anstalten kümmern, ausschließlich dem römischen Institut zuwandte und dessen gelegentlichen Aeußerungen mit Wohlwollen folgte.

Ich möchte versuchen auf den folgenden Blättern zu zeigen, daß diese Betrachtungsweise zu eng ist und der jetzigen Wirksamkeit des Instituts durchaus nicht gerecht wird. Auch weiteren Kreisen dürfte es erwünscht sein eine richtigere Vorstellung von dem ganzen Institut zu erhalten. Um zu verstehen, in welcher Weise der Rahmen seiner Thätigkeit allmählich erweitert worden ist, scheint es geboten zunächst einen raschen Rückblick auf die Entwickelung des Instituts zu werfen.

I.

Das „Institut für archäologische Correspondenz" ward im Jahre 1829 als ein Privatunternehmen gegründet. Der eigentliche Stifter und die Seele des Ganzen war Eduard Gerhard, dem namentlich Bunsen und Panofka zur Seite standen. Die bedeutendsten Vertreter der Archäologie in Deutschland und Italien nahmen eifrig an der Arbeit Theil. Hier und da gesellte sich zu ihnen ein Mitarbeiter aus England, Dänemark, Griechenland; ein geschlossenes Contingent stellte außer Deutschland und Italien nur Paris, wo die archäologischen Studien blühten, unter dem Vortritt des edlen Herzogs von Luynes, des damals oft sogenannten „dernier gentilhomme de la France", der schon an den Vorberathungen über die Gründung eines solchen internationalen wissenschaftlichen Vereins wichtigen Antheil gehabt hatte. Es ist nicht dieses Ortes, die Schwierigkeiten und Kämpfe zu schildern, die zwischen der französischen Gruppe unter Luynes Führung und der deutsch-italienischen unter Gerhard und Bunsen mehrere Jahre hindurch obwalteten und sich um die leitende Rolle im Institut drehten. Schließlich kam es im Jahre 1836 zu einem Vergleich, der Rom als Centrum der Anstalt anerkannte, aber der französischen Section eine größere Selbständigkeit beließ, die sich auch in einem regelmäßigen Wechsel der Redaction zwischen Rom und Paris aussprach. So blieben die Verhältnisse bis zur Februarrevolution. Die politischen Stürme, denen Frankreich im Jahre 1848 ausgesetzt war, erstickten dort zeitweilig alle wissenschaftlichen Interessen. Der Herzog von Luynes, nach den Tradi-

tionen seiner Familie wie nach eigener Ueberzeugung ein strenger Anhänger des weißen Lilienbanners, gab alle Hoffnung auf das Fortbestehen des Institutes auf und die französische Section ließ am 12. Mai jenes Jahres durch ihren Schriftführer de Witte erklären, mit der Vollendung des vorjährigen Bandes sei ihr Antheil an den Arbeiten des Instituts abgeschlossen. Somit blieben fortan die Italiener und die Deutschen allein übrig.

Die Correspondenz, die dem Institut seinen Namen gegeben hatte, war in diesen ersten zwanzig Jahren des Bestehens, bei der Schwierigkeit des Reisens und dem Mangel wissenschaftlicher Zeitschriften, die lebendige Quelle der Arbeiten des Instituts. Den Mittelpunkt bildete das römische Sekretariat, das von Anfang an regelmäßig in den Händen von deutschen Gelehrten war: Bunsen, Gerhard, Panofka, Kellermann, Emil Braun, Lepsius, Wilhelm Abeken, Henzen bilden die stattliche Reihe. Abgesehen von gelegentlichen Einzelpublicationen gab das Institut drei regelmäßige Jahresschriften heraus. Die monatlichen Berichte oder Bullettini hatten über neue Entdeckungen auf dem Laufenden zu halten. Die in großem Folio erscheinenden Monumenti inediti, je zwölf Tafeln in jedem Jahre, brachten hervorragende Bildwerke, die meistens noch nicht herausgegeben worden waren. Die Jahrbücher oder Annali enthielten größere oder kleinere wissenschaftliche Abhandlungen, in denen die Erklärung jener großen Kupfertafeln den größten Raum einnahm; kleinere Tafeln (sog. tavole d'aggiunta) dienten zur Ergänzung oder zur Mittheilung geringerer Kunstwerke. Die Sprache dieser Schriften war italienisch oder französisch, was sich auch schon in dem zweisprachigen Titel ausdrückte; daneben war auch das Lateinische gestattet. Das Deutsche dagegen war trotz der Mehrzahl der deutschen Mitarbeiter ausgeschlossen, aus der naheliegenden Erwägung, daß der Gebrauch dieser Sprache die italienischen Correspondenten ferngehalten haben würde, auf deren eifrige Mitwirkung man doch für die Herbeischaffung des Stoffes ganz wesentlich angewiesen war. Ebenso ward es mit den Sprachen in den winterlichen Wochensitzungen des Instituts, den sog. adunanze, gehalten; die Italiener mußten für den Ausschluß des Deutschen jenen seltsamen Dialekt in den Kauf nehmen, den man wohl als il barbaro dell' Istituto zu bezeichnen pflegte und dessen unfehlbare Wirkung Fanny Hensel in der geistvollen Schilderung einer Adunanz so anschaulich vor Augen stellt.

Der wundeste Punkt der ganzen Institutsverhältnisse waren die Finanzen. Die Anstalt war zunächst ganz auf den Ertrag ihrer Schriften angewiesen, aber die Schwierigkeiten und Unregelmäßigkeiten

des Betriebes machten diese Einnahmequelle zu einer sehr schwankenden Grundlage einer rationellen Finanzwirthschaft. Vorschüsse der Sekretäre mußten oft aushelfen und die nie versagende Liberalität des Herzogs von Luynes trug wesentlich dazu bei das Schiff über Wasser zu halten. Die päpstliche Regierung sah sich nicht veranlaßt das „preußische" Institut zu unterstützen und man durfte froh sein, wenn sie keine feindlichen Schritte dagegen that. Auf der anderen Seite nahm das preußische Finanzministerium anfangs Anstand das „auswärtige Privatunternehmen" zu unterstützen; erst nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV., des Protectors des Instituts, ward zuerst der Gehalt des ersten, dann auch der des zweiten Sekretärs, im Ganzen eine Summe von 1340 Thalern, kündbar auf den Staatssäckel übernommen und damit ein erträglicher Zustand geschaffen. Im Uebrigen mußte das Institut nach wie vor für sich selber sorgen, was bei den ungünstigen Verhältnissen des Buchhandels in jenen politisch aufgeregten Jahren keine Kleinigkeit war.

In so kümmerlichen Finanzbedrängnissen entfaltete das Institut, das nach Braun's Tode (1856) unter der gedeihlichen Leitung Wilhelm Henzen's und Heinrich Brunn's stand, eine für die Archäologie wie für die lateinische Epigraphik überaus ersprießliche Wirksamkeit. Es bildete sich neben seiner streng wissenschaftlichen Thätigkeit zu einer rechten Hochschule aus, deren Hauptcontingent junge deutsche Gelehrte, mit anderen Nordländern gemischt, stellten. Auch die jüngeren italienischen Kräfte schlossen sich gern dem Institut an, das sie als eine halbitalienische Anstalt zu betrachten gewohnt waren. Französische Archäologen nahmen nur selten mehr Theil; sie fanden mehr und mehr ihren natürlichen Anhalt an der 1846 in Athen gegründeten französischen Schule. Je deutlicher sich nun der Einfluß des Institutes auf die deutsche Wissenschaft zeigte, namentlich wo es sich um Besetzung der damals erst allgemeiner errichteten Lehrstühle für Archäologie an den deutschen Universitäten handelte, desto näher mußte es liegen eine ausgiebigere Staatshilfe eintreten zu lassen. Freilich den übrigen deutschen Staaten trat ein solcher Gedanke nicht nahe, dagegen gehörte es zu den segensreichen Regierungshandlungen des Prinzregenten von Preußen die bereits unter seinem Bruder vorbereitete Erhöhung der Institutsdotation auf 5840 Thaler durchzuführen (1859). Damit war außer den Gehalten der Sekretäre die Herstellung der wissenschaftlichen Veröffentlichungen gesichert, für die Bibliothek, die bisher fast nur von milden Beiträgen hatte leben müssen, ein fester Betrag ausgesetzt und zwei Reisestipendien gegründet für junge Archäologen. Wahrhaft liberal war die Bestim-

mung, daß diese nicht Preußen von Geburt zu sein brauchten (wie denn auch die Mehrzahl der Sekretäre aus anderen deutschen Ländern stammte), sondern nur in Preußen ihren Doctorgrad erworben oder ihre Schulamtsprüfung bestanden haben mußten. Unvermeidlich änderte sich auch die Stellung der in Berlin befindlichen Direction des Instituts, an deren Spitze Gerhard stand. Aus einer halb wissenschaftlichen halb geschäftlichen Oberinstanz des Sekretariats verwandelte sie sich mit Rücksicht auf den größeren Staatszuschuß und die Prüfung der Stipendiengesuche in eine dem Staat verantwortliche Aufsichtsbehörde. Die Sekretäre wurden zwar noch nicht Beamte, traten aber doch in eine fester begrenzte amtliche Stellung zur Centraldirection.

Dies war nur der erste Schritt auf dem Wege zur Umwandelung des Institutes in eine Anstalt des preußischen Staates. Die vermehrte Sicherung der im Ausland befindlichen Anstalt vor allen etwanigen politischen Anfechtungen, der feste Anschluß an die Berliner Akademie, die Sicherstellung der Sekretäre als pensionsberechtigter Staatsbeamten erschienen als so große Vortheile, daß die Centraldirection im Einverständniß mit dem römischen Sekretariat im Jahre 1867 jene Umwandelung beantragte. Am 18. Juli 1870, kurz vor dem Auszug zum Kriege, genehmigte König Wilhelm den Antrag, am 2. März 1871 bestätigte Kaiser Wilhelm in Versailles das neue Statut. Diese Neuerung blieb in jener ereignißreichen Zeit begreiflicherweise in weiteren Kreisen fast unbeachtet. Mehr Theilnahme fand es, als im Jahre 1874 auf eine Anregung des deutschen Reichstages die preußische Staatsanstalt, die in der That von Anfang an einen gesammtdeutschen Charakter getragen hatte, in eine deutsche Reichsanstalt umgewandelt ward. Die Berliner Centraldirection verstärkte sich durch vier an anderen deutschen Universitäten ansässige Archäologen; anstatt der bisherigen zwei wurden vier Reisestipendien errichtet und natürlich allen Reichsangehörigen zugänglich gemacht. Bedeutend erhöhte Mittel gestatteten endlich die Aufgaben des deutschen Instituts, der damals einzigen wissenschaftlichen Anstalt des deutschen Reiches, in größerem Maßstabe aufzunehmen und zu fördern.

Man sieht, wie schrittweise die allmähliche Umwandelung des Instituts sich vollzogen hat. Erst nachdem es sich aus eigener Kraft durch langjährige Noth und Sorge hindurchgerungen und den vollgiltigen Beweis seiner Würdigkeit erbracht hatte, ist es des Lohns dieser treuen Arbeit theilhaftig geworden. Die nunmehr reicheren Mittel waren aber keineswegs bloß für Rom bestimmt. Auf den Antrag der Centraldirection war nämlich gleichzeitig mit der Umwandelung in eine

Reichsanstalt das Institut durch eine athenische Zweiganstalt erweitert worden. Bei der Gründung des römischen Instituts im Jahre 1829 hatten die politischen Zustände Griechenlands einen solchen Gedanken noch nicht aufkommen lassen und es war als genügend erschienen die Schriften der römischen Anstalt auch als Organ für griechische Entdeckungen dienen zu lassen. Aber je mehr in Griechenland geordnete Verhältnisse eingetreten waren, Ausgrabungen mit großem Erfolge vorgenommen wurden und wissenschaftliche Reisende aller Nationen in ununterbrochener Folge das Land durchforschten, desto deutlicher stellte sich heraus, welch reiche Schätze hier zu heben waren, zu deren Bergung und Verarbeitung die Kräfte der Griechen allein ebenso wenig ausreichten wie solche gelegentliche Streifzüge. Den richtigen Weg wies die oben schon erwähnte französische Schule, die sich um die genauere Kenntniß griechischen Landes und griechischer Kunst erhebliche Verdienste erworben hatte und zugleich der jüngeren Generation französischer Archäologen als beste Lehranstalt diente. Für die Gründung einer ähnlichen deutschen Anstalt ließ sich kein passenderer Augenblick denken als der Zeitpunkt, wo das deutsche Reich seine epochemachenden Ausgrabungen in Olympia ins Werk setzte. Kein Zweifel, die Aufgaben die der Archäologie, der mit dem Schaufel wie der mit Stift und Feder arbeitenden, in Griechenland winkten, standen hinter denen, die dem römischen Institut am nächsten lagen, der Durchforschung Italiens, durchaus nicht zurück. Im Gegentheil, um wie viel edler und ursprünglicher die griechische Kunst der italischen gegenüber steht, um wie viel mehr jungfräulichen Boden der Archipel mit seinen altgriechischen Umländern darbot als die viel durchwühlten alten Kulturstätten Italiens, um so viel sicherer durfte man an der neuen athenischen Arbeitsstätte auf reiche, die Wissenschaft in ihren wichtigsten Fragen fördernde Ergebnisse hoffen. Für die Archäologen, daran konnte kein Zweifel sein, mußte die jüngere athenische Anstalt als eine mindestens ebenbürtige Schwester der älteren römischen Anstalt erscheinen, wenn auch in den größeren Kreisen des Publikums die letztere, altbewährte und Vielen persönlich bekannte nach wie vor den Vorrang behielt oder wohl gar noch immer als das Institut galt. Die Arbeiten des athenischen Instituts fanden, von einzelnen Sonderpublicationen abgesehen, ihren Platz in den „Mittheilungen", von denen alljährlich ein starker Octavband mit bildlichen Beilagen erschien. Er entsprach äußerlich etwa den römischen Annalen, nur fehlte die begleitende große Publication der Monumenti inediti, und damit auch die enge Verbindung des Textes mit der Abbildung hervorragender Bildwerke, die über das

Format der „Mittheilungen“ und ihrer Tafeln hinausgingen. Auch der Monatsberichte glaubte man entrathen zu können. Ohne bei Beiträgen von Mitgliedern anderer Nationen fremde Sprache auszuschließen, konnte doch hier ganz vorwiegend die deutsche Sprache gebraucht werden, da die Kenntniß des Deutschen unter den griechischen Gelehrten in Folge ihrer Studien im Auslande so verbreitet ist, daß die nothwendige Verbindung mit den Landesangehörigen nicht wie einst in Italien dadurch erschwert wird.

Bezeichnet die Gründung des atheniſchen Institutes eine außerordentliche Erweiterung, gradezu eine Verdoppelung der Aufgaben und der Thätigkeit des bisherigen Institutes, so waren doch damit weder die Ziele noch die Mittel der neuen Reichsanstalt erschöpft. Ein dritter Mittelpunkt der Forschung war in Deutschland selbst gegeben. Im Jahr 1843 hatte Gerhard in Berlin die „Archäologische Zeitung“ begründet als ein deutsches Nebenorgan seiner Lieblingsstiftung, des römischen Institutes. Indem die Centraldirection diese Zeitschrift übernahm, schlang sie das Band, welches das Blatt mit dem Institut bereits verknüpfte, noch enger. Neben den vielgestalten und fremdsprachigen römischen Veröffentlichungen und den atheniſchen „Mittheilungen“ vertrat die „Zeitung“ zunächst die deutsche archäologische Arbeit. Letzterer erwuchsen aber noch weitere Aufgaben ganz anderer Ordnung.

Der Etat des Instituts stellte der Centraldirection auch eine eigene Summe „für besondere vom Institut ausgehende wissenschaftliche Unternehmungen“ zur Verfügung. Von allen Aufgaben, die die archäologische Wissenschaft unserer Tage zu erfüllen hat, ist keine dringlicher als die Sammlung und Publication des gesammten Denkmälervorrathes. Mit der bloßen Inventarisation durch genaue Kataloge ist man neuerdings ziemlich eifrig vorgegangen, obgleich noch manche sehr bedeutende Sammlung eines guten Verzeichnisses entbehrt. Aber das genügt so wenig wie Handschriftenkataloge für die alten Schriftsteller. Kunstwerke lassen sich nicht ohne Abbildungen studiren, das beschreibende Wort giebt keine Anschauung. Abbildungen aber sind nur in ganz unzulänglichem Maße vorhanden. Nur allzu lange haben sich die Archäologen begnügt, die ihnen mehr oder weniger zufällig in die Hände fallenden einzelnen Bildwerke herauszugeben und zu erklären, vielfach ohne sich auch nur dessen bewußt zu werden, daß ein Arbeiten mit so lückenhaftem Material zu keinen sicheren Resultaten führen könne. Hier und da hat wohl einer der älteren Italiener es versucht, die Bildwerke gleicher Gattung zu sammeln — so Pietro Sante Bartoli für die Thonlampen, Gori für die sog. Diptycha mit ihren Elfenbeinreliefs, Ficoroni für die

Bleimarken —, aber es waren sowohl der Gattung der Monumente, wie der Art der Durchführung nach nur bescheidene Anläufe. Mit voller Klarheit erkannte was Noth thut der Begründer fester archäologischer Methode, Georg Zoega, und legte selbst Hand an die Sammlung der römischen Marmorreliefs, deren begonnene Herausgabe sein Tod nur allzu bald unterbrach. Seinem Beispiel folgte wiederum Eduard Gerhard, der es offen aussprach: „Keine Gattung antiker Kunstdenkmäler ist zur Zeit auf eine durchgreifende, ihren gesammten Vorrath umfassende und erläuternde Weise behandelt worden, und die Willkür einer lediglich nach freiem Behagen schaltenden Auswahl hat es demnach verschuldet, wenn unsere Kenntniß der alten Kunstdenkmäler allerorts einer festen Grundlage ermangelt." Gerhard, dessen Lieblingsspruch es war: monumentorum artis qui unum vidit nullum vidit, qui milia vidit unum vidit, gab selbst ein glänzendes Muster in seiner mit Hilfe der Berliner Akademie durchgeführten Sammlung etruskischer Spiegel, d. h. der auf der Rückseite derselben eingeritzten Zeichnungen; für eine Sammlung der Reliefs etruskischer Graburnen brachte er reichen Stoff zusammen, für das weitschichtige Gebiet der griechischen Vasenbilder sorgte er wenigstens durch sehr umfangreiche Veröffentlichungen.

Hier war dem Institut eine Bahn für erfolgreiche Thätigkeit vorgezeichnet. Schon 1835 hatte Bunsen auf die Pflicht des Institutes hingewiesen, alle erreichbaren Denkmäler in Abbildungen oder mindestens in Beschreibungen zu sammeln und klassenweise zu bearbeiten. In enger Verbindung mit dem Institut unternahm die Berliner Akademie das gewaltige Unternehmen des Corpus Inscriptionum Latinarum unter Mommsen's, und bald darauf die Neubearbeitung einzelner Abtheilungen von Böckh's griechischer Inschriftsammlung, namentlich der attischen Inschriften, unter Kirchhoff's Leitung. An jenem war Henzen, der Sekretär des römischen, an den attischen Inschriften Köhler, der Sekretär des atheniſchen Instituts, bei der Redaction betheiligt. Diese großen Unternehmungen, die sich in derselben Richtung bewegen, konnten als Vorbilder für ähnliche archäologische Arbeiten dienen. In Rom nahm Brunn, der eine der Sekretäre, Gerhard's Plan einer Sammlung der Reliefs der etruskischen Graburnen wieder auf und vollendete auch den ersten Band (1870), um dann die weiteren beiden Bände seinem Schüler Gustav Körte abzugeben. Dieser übernahm demnächst auch die von Klügmann in Rom 1878 begonnene, durch dessen frühen Tod (1880) unterbrochene Fortsetzung von Gerhard's Spiegelwerk, die seit 1884 in allmählichem Erscheinen begriffen ist. In Wien regte Conze 1873 bei der dortigen Akademie die Sammlung der griechischen Grabreliefs an,

Digitized by Google

die bald wegen der allzu großen Reichhaltigkeit des Stoffes zunächst auf die attischen Grabreliefs beschränkt werden mußte. Die Arbeit, deren Veröffentlichung in der nächsten Zeit beginnen wird, ist seither mit Zustimmung der Wiener Akademie zugleich der Obhut des archäologischen Instituts übergeben worden. Dieses selbst hatte ferner nach Otto Jahn's Tode (1869) den von diesem ins Auge gefaßten Plan einer Sammlung der römischen Sarkophagreliefs aufgenommen und dessen Ausführung Jahn's Schüler Friedrich Matz übertragen. Das allzu frühe Hinscheiden des jungen trefflichen Forschers (1874) beraubte das Unternehmen zeitweilig seines Leiters, bis Carl Robert in die große Aufgabe eintrat. Er hat sie so eifrig gefördert, daß nunmehr der Beginn der auf fünf Bände berechneten Sammlung nahe bevorsteht. Endlich hatte Reinhard Kekulé im Jahre 1873 bei der Centraldirection die Sammlung der sog. Terracotten, d. h. der Statuetten und Reliefs von gebranntem Thon, beantragt und demzufolge eine Arbeit übernommen, die ebenso schwierig und weitschichtig wie bisher über Gebühr vernachlässigt ist. Im Verein mit seinem Schüler Hermann von Rohden löst Kekulé die Aufgabe so rasch wie es die verfügbaren Mittel erlauben. Ein erster Band, die Terracotten Pompejis umfassend, von Rohden bearbeitet, erschien 1880; vier Jahre später folgte Kekulé's Bearbeitung der sicilischen Terracotten; zwei weitere Bände sind in Arbeit.

So groß auch die Reihe dieser im Gange begriffenen „Serienpublicationen" ist, so ist damit doch erst ein bescheidener Anfang gemacht, wenn man die gesammte zu leistende Arbeit bedenkt. Um nur ein paar der hervorragendsten Denkmälerklassen zu nennen, so fehlen noch die Statuen, die Gemälde, die Vasenbilder, die Bronzen, die geschnittenen Steine, von den Werken der Baukunst ganz zu schweigen. Nur für die erstgenannte Klasse, die Statuen, eine der wichtigsten von allen, sind die Vorarbeiten bereits begonnen. Es sind zwei Gesichtspunkte, die bei der Auswahl der Serien entscheidend einwirken. Einmal handelt es sich darum für eine Serie den geeigneten Bearbeiter zu finden, was nicht immer ganz leicht ist. Die bisher begonnenen Unternehmungen beruhen ausschließlich auf der persönlichen Initiative ihrer Leiter, denen großentheils auch schon eigene oder fremde Vorarbeiten zu Gebote standen. Hier mußte die Gelegenheit ergriffen werden, mochte auch die eine oder die andere der Denkmälerreihen an Wichtigkeit hinter anderen zurückstehen. Dieser Gesichtspunkt hat also die Auswahl ganz wesentlich bestimmt. Daneben aber kommt die Höhe der verfügbaren Mittel in Frage. Die dem Institut für diese Unternehmungen zugewiesene Summe reicht nun aber nur mit Mühe hin die begonnenen

Unternehmungen im Gange zu erhalten, ja an der Langsamkeit des Erscheinens hat neben anderen Gründen, von denen sogleich die Rede sein soll, die Beschränktheit der Finanzen einen sehr erheblichen Antheil. Kein Wunder wenn andere, selbst enger begrenzte, Serien, für die sich wohl ein Bewerber gefunden hätte, einstweilen haben zurückgelegt werden müssen und wenn die Vorarbeiten für die zunächst in Aussicht genommene Sammlung der Statuen nur sehr langsam fortschreiten können.

Man sieht, daß das Institut auch von dem Berliner Centrum aus, natürlich unter beständiger Mitwirkung der römischen und athenischen Zweiganstalten, eine umfassende Thätigkeit entfaltet, um der Archäologie die lange entbehrten sicheren Grundlagen ihrer Studien zu schaffen. Diese ganze Wirksamkeit ist außer dem engsten Kreise der Fachgenossen kaum bekannt, geschweige denn nach Gebühr gewürdigt. Das ist auch ganz natürlich, wenn man bedenkt, daß der größte Theil der Vorarbeiten sich naturgemäß in aller Stille vollzieht. Man wird aber die darauf verwandte Mühe nicht geringschätzen und den Verzug im Erscheinen nicht tadeln, wenn man einen Einblick in die Art der Vorarbeiten gewinnt; sind doch auch bei dem Corpus Inscriptionum Latinarum trotz der ungeheuren Arbeitskraft Mommsen's und seiner Mitarbeiter nach dem Beginne der ganzen Arbeit zunächst Jahrzehnte vergangen, ehe die einzelnen Bände sich in einigermaßen zusammenhängender Folge an einander reihten. Es mag gestattet sein an einer Denkmälerklasse — beispielsweise den römischen Sarkophagen — den Gang einer solchen Arbeit darzulegen.

Die Marmorsarkophage der römischen Zeit zerfallen in zwei große Klassen. Die einen finden sich besonders in den griechischen Ländern und nur verhältnißmäßig wenige kommen außerhalb dieses Bereiches vor; die anderen sind der größeren Masse nach stadtrömischen Ursprungs, zum geringeren Theil im übrigen Italien und den Provinzen des römischen Reiches angefertigt. Von den stadtrömischen Sarkophagen ist der größte Theil in Rom verblieben, aber unendlich zerstreut, da die langen Reliefplatten der Sarkophage seit der Zeit der Renaissance gern zum Schmuck der Paläste, Villen, Häuser, die vollständigen Sarkophage gern als Brunnentröge und zu ähnlichen Zwecken verwandt wurden. Eine bedeutende Anzahl hat allmählich ihren Weg in die römischen Museen gefunden. Sehr groß ist aber auch die Zahl derjenigen Sarkophage oder Sarkophagplatten, die von Rom aus in die anderen europäischen Museen gewandert sind; kaum eine einzige Sammlung, bis nach St. Petersburg, Kopenhagen, Schottland, Portugal, entbehrt einiger Beispiele. Durch diese weite Zersplitterung des Materials erwächst dem

Bearbeiter zunächst eine erhebliche Mühe, um nur erst einmal den ganzen Stoff zu übersehen. Dann gilt es festzustellen, was davon bereits veröffentlicht ist, und ferner wie weit wohl diese Publicationen zuverlässig sind. Dies ist sehr selten der Fall, denn die Wissenschaft macht heutzutage weit höhere Ansprüche als ehemals, nicht bloß an sachlich genaue und stilistisch getreue Wiedergabe, sondern vor allen Dingen muß sorgfältig festgestellt werden, was an jenen der Zerstörung leicht ausgesetzten Hautreliefs wirklich antik ist und welche Zusätze der naiven Schaffensfreudigkeit der früheren Jahrhunderte entstammen, die unbekümmert um Echtheitsfragen vor allem etwas Gefälliges, etwas für die Decoration von Höfen, Gängen, Sälen Brauchbares herzustellen bemüht war. Auch mit modernen Ergänzungen hat man sich abzuquälen, wie sie namentlich in Rom noch üblich sind; wo man sich beispielsweise nicht scheut aus den beschädigten Resten eines Marsyassarkophages durch ganz willkürliche Zusätze eine bunte Zusammenstellung verschiedenartigster Begebenheiten zu machen. Natürlich lassen sich diese Untersuchungen nur an den Originalen anstellen, bedürfen also großer Reisen seitens des Bearbeiters, oft nach sehr entlegenen Orten, wo die Reste antiker Kunst mit den Grenzen moderner Kultur zusammenfallen. Noch nothwendiger ist die eigene Anschauung bei denjenigen Sarkophagen, die nur aus Beschreibungen, häufig nur aus kurzen Erwähnungen bekannt sind. Auch läßt sich nur auf diesem Wege mit genügender Sicherheit eine Auswahl dessen treffen, was die bildliche Wiedergabe verdient oder verlangt, und was sich auch durch eine genaue Beschreibung erledigen läßt; denn es wäre natürlich bare Verschwendung, jede einzelne Wiederholung der gleichen Composition zeichnen zu lassen.

Dieser vorbereitenden Thätigkeit des künftigen Herausgebers muß nun diejenige des Zeichners folgen. Es ist schon keine leichte Sache einen grade für dergleichen Arbeiten geschickten Zeichner, der bereit ist sich ganz dieser Beschäftigung zu widmen, ausfindig zu machen. Ist er gefunden, so muß er zunächst in die besondere Art der vorliegenden Aufgabe eingeführt werden und sich darauf einüben. Mechanische Aufnahmen, durch Photographie, verbieten sich in den meisten Fällen durch die Aufstellung oder Beleuchtung der Denkmäler. Es muß also das bei der Menge der Figuren und dem Umfang der Compositionen, ferner bei den häufig sehr unbequemen Aufstellungsarten äußerst zeitraubende Handzeichen eintreten. Aber der Zeichner muß auch ein Stück von einem Diplomaten sein. Er muß sich den Zutritt zu den Originalen verschaffen, muß alle die unzähligen, immer neuen Schwierigkeiten überwinden, die die Launen der Besitzer oder die Habgier der Wächter seinen

Arbeiten in den Weg legt, muß vorkommenden Falles für Gerüste sorgen, und was dergleichen Hindernisse mehr sind. In Rom oder sonst in den größeren Museen wird er bei diesen Bemühungen von den Leitern des Institutes oder den Vorständen der Sammlungen unterstützt werden, aber in den kleineren entlegeneren Orten muß er sich mit eigener Energie, Geschicklichkeit, Sprachfertigkeit durchschlagen. Endlich sind aber alle diese Schwierigkeiten überwunden, auch die bittere Winterkälte in den Museen und die glühende Sommerhitze in den Straßen und Höfen sind glücklich überstanden: die Zeichnungen liegen fertig vor. Nun beginnt die Revision, denn auch der geübteste Zeichner wird, da er nicht Archäologe von Fach ist, nicht Alles richtig auffassen und wiedergeben können; auch die sichere Unterscheidung der antiken Theile und der modernen Zusätze oder Ueberarbeitungen wird ihm schwerlich immer gelingen. Der Leiter des Unternehmens muß sich also von neuem auf die Reise begeben und, wo möglich zusammen mit dem Zeichner, die Vergleichung der Zeichnungen mit den Originalen vornehmen und die etwa noch erforderlichen Verbesserungen ausführen lassen. Erst dann liegt das Material in brauchbarer Gestalt vor.

Diese Arbeit — es handelt sich um mehrere Tausende figurenreicher Reliefs — hat mittlerweile eine ganze Reihe von Jahren in Anspruch genommen und natürlich sehr bedeutende Geldmittel verschlungen. Nun beginnt die Herausgabe. Ein Verleger ist zu suchen und mit ihm müssen die Bedingungen festgestellt werden, keine einfache Sache bei einem umfangreichen Kupferwerke. Ferner hat der Leiter der Sammlung die Anordnung des ganzen Werkes, die passende Vertheilung der einzelnen Stücke auf die Tafeln, die Art der Wiedergabe — durch Kupferstich, Lithographie, Autographie oder eines der heliotypischen Verfahren — zu bestimmen und die Ausführung zu überwachen. Er hat zugleich immer Acht zu geben, ob nicht inzwischen neue zugehörige Monumente auftauchen und nachträglich gezeichnet werden müssen. Endlich hat er den Text zu verfassen und alle dabei sich ergebenden Fragen zu erledigen. Dann erfolgt die Drucklegung, die wiederum bei dem oft schwierigen Druck lange Zeit erfordert, und nun erst ist der Band, das Werk fertiggestellt — bis neuer Zuwachs an Denkmälern Ergänzungshefte nöthig macht.

So mühsam ist die Herstellung der einzelnen Serie. Bei kleineren, häufigem Besitzwechsel unterworfenen, leicht sich im Privatbesitz verbergenden Werken, wie den Terracotten, sind die Schwierigkeiten in mancher Beziehung noch größer. Je höher ferner der Kunstwerth oder je eigenartiger der Stil der Denkmäler ist, desto mehr steigern sich die Schwierig-

Digitized by Google

keiten einer wirklich künstlerischen Zeichnung und Reproduction. Es bleibt aber noch ein Punkt zu besprechen. Es genügt nämlich nicht die noch vorhandenen Originale in ihrem jetzigen Zustande wiederzugeben, sondern man muß auch den älteren Quellen nachgehen, die theils diese Werke in ihrem früheren, häufig noch von aller Ergänzung unberührten Zustande aufweisen, theils verschollene oder verloren gegangene Bildwerke uns aufbewahren. Es handelt sich um zwei verschiedene Arten von Quellen. Besonders werthvoll sind die älteren Sammlungen von Handzeichnungen nach Antiken von dem fünfzehnten Jahrhundert an, auf die sich erst in den letzten Jahrzehnten die Aufmerksamkeit der Archäologen gelenkt hat. Das Material ist wiederum sehr zerstreut. Berlin und Koburg kamen zuerst in Betracht. Einen sehr reichen Schatz birgt die königliche Privatbibliothek in Windsor, der durch die huldvolle Vermittelung der damaligen Kronprinzessin, Kaiserin Friedrich, und die gnädige Bewilligung der hohen Besitzerin in Berlin selbst hat verwerthet werden können. Das britische Museum, englische Privatsammlungen, die Pariser Bibliothek, die Bibliothek des Escurial enthalten andere noch wenig ausgebeutete derartige Handzeichnungen, und es leidet überhaupt kaum einen Zweifel, daß noch viele ähnliche Hilfsmittel hie und da verborgen liegen. Diese müssen also aufgespürt und nach Möglichkeit ausgenützt werden. Aber nicht bloß handschriftliche Schätze sind zu heben, sondern zu dem gleichen Zwecke ist auch die ganze ältere Litteratur durchzuarbeiten. Ausgrabungsberichte, Beschreibungen verschollener Werke oder entstellter Denkmäler in ihrem ehemaligen Zustande, ältere Abbildungen, Nachweise der Lebens- und Leidensgeschichte der Monumente im Wechsel der Besitzer, der Kunsthändler, der Restauratoren — das sind die Aufgaben einer langwierigen und mühsamen, wenn auch nicht besonders schwierigen, daher auch durch jüngere Kräfte unter sachkundiger Leitung ausführbaren Vorarbeit. Nun liegt es auf der Hand, daß diese unerläßliche Arbeit, wenn sie für jedes einzelne Unternehmen besonders vorgenommen würde, vollends bei der sehr zersplitterten und vielfach schwer erreichbaren Litteratur, eine ganz unverzeihliche Verschwendung von Zeit, Geld und Kraft mit sich bringen würde. Ist doch auch für die Sammlung der lateinischen Inschriften, wo die Verhältnisse ganz ähnlich liegen, die zeitraubende Vorarbeit der „Verzettelung" der handschriftlichen und gedruckten Litteratur im Zusammenhang unternommen und erledigt worden. Es ergibt sich also als eine ganz nothwendige Ergänzung des gesammten Unternehmens der Serienpublicationen ein umfassendes, möglichst vollständiges Repertorium der archäologischen Litteratur, das natürlich nicht als solches ge-

druckt werden, sondern nur als Vorarbeit dienen soll. Dabei ist es nicht ausgeschlossen die Reihenfolge der durchzuarbeitenden Werke mit Rücksicht auf bestimmte nächstliegende Unternehmungen zu ordnen. Auch diese Aufgabe ist vom Institut im besonderen Hinblick auf eine Statuenserie bereits in Angriff genommen worden und hat nur zeitweilig aus Geldmangel unterbrochen werden müssen.

Aber auch hiermit sind die Bemühungen des Instituts um die Förderung der Archäologie noch nicht abgeschlossen. Nebenher geht noch eine beträchtliche Reihe von Sonderpublicationen oder von Beihilfen zur Herausgabe nützlicher aber buchhändlerisch schwer durchführbarer Werke. Natürlich nicht jeder beliebigen, wenn auch noch so wünschenswerthen Publication: das würde weit über Zwecke und Mittel des Instituts hinausgehen. Es kann sich nur um solche Werke handeln, welche so zu sagen den Charakter von Inventaren oder Quellenschriften haben. Vor allen gehören hierher die Kataloge von Antiken, wie sie Dütschke in fünf Bänden für die oberitalienischen Sammlungen einschließlich Florenz, Matz und v. Duhn für die zerstreuten Bildwerke Roms, Schreiber für die Sammlung der Villa Ludovisi bearbeitet haben. Ihnen schließt sich Schöne's Verzeichniß der werthvollen Vasensammlung Bocchi in Adria an, dessen Veröffentlichung und reiche Ausstattung mit Tafeln das Institut übernahm. Das Jubiläum vom Jahre 1879 gab Anlaß zu de Rossi's Prachtwerk über die älteren Pläne und Ansichten der Stadt Rom, das der Forschung eine fast unbekannte Region erschloß. Ebenso ist Mau's für die Kenntniß der antiken Decoration überaus wichtige Geschichte der decorativen Wandmalerei in Pompeji nebst ihrem kostbaren Atlas prächtig ausgeführter farbiger Tafeln aus Institutsmitteln herausgegeben worden. Schliemann's mykenische Funde gaben den Anstoß zu zwei großen Veröffentlichungen von Furtwängler und Löschcke über die sog. mykenischen Vasen, die einen bedeutenden Beitrag zur Kenntniß einer der ältesten Kunst- und Kulturschichten des griechischen Bodens liefern. Eine eigene Ausgrabung des Instituts bei Acharnä förderte ein ähnliches Kuppelgrab zu Tage, dessen vollständiger Inhalt in einer besonderen Publication veröffentlicht ward. Eine weitere steht für eine unter Koldewey's Leitung in Lesbos veranstaltete Ausgrabung bevor, die einem bisher völlig unbekannten großen ionischen Tempel galt. Endlich hat das Institut mit Unterstützung des preußischen Unterrichtsministeriums und des deutschen großen Generalstabes die ganz neue Vermessung Attikas vornehmen lassen und veröffentlicht unter Ernst Curtius' und Kaupert's Redaction in mehr als zwanzig großen Blättern die Resultate; Attika gehört dadurch fortan

zu den am genauesten bekannten Landschaften der Welt. Ein ausführlicher Text von Milchhöfer geht dem Atlas zur Seite. Als ein willkommenes Nebenergebniß lassen sich die von Steffen aufgenommenen Karten von Mykenä betrachten, die von diesem merkwürdigen Sitze ältester griechischer Kultur zum erstenmal ein klares und ausführliches Bild gewähren.

II.

Es wird hoffentlich aus den bisherigen Darlegungen dem Leser klar geworden sein, wie beschränkt und unzutreffend die Auffassung ist, die in dem archäologischen Institut noch immer nichts als die römische Anstalt erblickt und nur auf diese den Blick gerichtet hält. Es handelt sich in der That um nichts Geringeres, als um den Versuch einer Organisation der archäologischen Arbeit, so weit eine solche nöthig und thunlich erscheint; denn daß daneben die freie Einzelarbeit ein mächtiger, oft genug der vornehmste Factor des wissenschaftlichen Fortschritts bleiben wird und muß, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Ein solcher Gedanke schwebte schon Gerhard und den übrigen Gründern des römischen Instituts vor, und bewunderungswürdig bleibt das Talent, mit dem die Aufgabe angegriffen, die Rollen vertheilt wurden und die Fäden unsichtbar in den Händen jenes großen Organisators blieben. Aber seit Gerhards Tode fehlt eine centrale, von allen Nationen und allen Mitarbeitern als solche anerkannte Persönlichkeit. Ueberdies haben sich die Aufgaben der Archäologie, die man mit Recht zu den Eroberungswissenschaften unseres Jahrhunderts zählen kann, so gewaltig gesteigert, daß eine einzelne Person und die früheren beschränkten Mittel für die umfassenden und hohen Ziele nicht mehr genügen können. So hat denn die Centraldirection, den Ueberlieferungen des Instituts getreu und sie zeitgemäß umbildend, diese Aufgabe übernommen und die bezeichneten neuen Bahnen beschritten. Daß dazu weder die Arbeit einzelner Fachgenossen noch die Mittel einzelner Verleger ausreichen, liegt auf der Hand. Nur große staatliche Mittel, in planvoller Weise verwandt, können allmählich das Ziel erreichen. Ebenso ist es ja bei den Arbeiten für die Monumenta Germaniae oder bei denen der Münchener historischen Commission, nur daß es im Wesen der Kunst, die auf die Anschauung zu wirken hat, und in den Verhältnissen der künstlerischen Publication liegt, daß die Herstellung der großen archäologischen Sammelwerke noch weit größere Summen in Anspruch nimmt, als die Beschaffung und Herausgabe bloß schriftlicher Denkmäler. Und dabei herrscht in der Wahl der Vervielfältigungsarten im Ganzen durchaus

kein Luxus, ja die Sparsamkeit geht so weit, daß — bisher wenigstens — die Bearbeiter der Serien sowohl wie der einzelnen Werke für ihre äußerst mühsame Arbeit keinen anderen Lohn empfangen als den, der in dem Bewußtsein die Wissenschaft gefördert zu haben liegt. Es bedarf in der That des selbstverleugnenden idealen Sinnes, der den Vertretern der deutschen Wissenschaft noch nicht abhanden gekommen ist, um in der Arbeit nicht zu erlahmen; es bedarf aber auch eines Zusammenfassens aller Kräfte, einer festen Organisation, um die Kräfte der Einzelnen sich nicht nutzlos aufreiben zu lassen, sondern alle der Erreichung der großen gemeinsamen Ziele dienstbar zu machen.

Es ward schon oben bemerkt, daß hierfür die wichtigsten Hilfsmittel in den beiden auswärtigen Anstalten, dem römischen und dem athenischen Institut, gegeben sind. Jedem dieser beiden Institute ist seine Wirkungssphäre durch die geographische Lage zugewiesen. Von Athen aus muß der vorwiegend griechische Osten erforscht werden, nicht etwa bloß das europäische Griechenland mit seinen Inseln und nächsten Nachbargebieten, sondern auch Kleinasien, das neuerdings von allen Nationen im Wetteifer erforschte, bis hin nach Cypern und den Küsten des alten Phöniciens. Dabei darf es jawohl als eine Hoffnung oder Erwartung ausgesprochen werden, daß die großen außerhalb des Bereiches der klassischen Archäologie und damit des Instituts liegenden antiquarischen Aufgaben auf kleinasiatischem und ägyptischem Boden auch von Deutschland mehr und mehr in verwandter Weise werden angegriffen werden. Die römische Zweiganstalt dagegen hat naturgemäß Italien zu ihrem nächsten Forschungsgebiet, ohne die weiteren westlichen Länder des alten römischen Reiches außer Acht zu lassen. Neben der Aufmerksamkeit auf Alles, was neu zu Tage tritt, und neben eigenen Entdeckungsreisen, auch wohl eigenen kleinen Ausgrabungen, bleibt doch noch Muße, jene großen gemeinsamen Aufgaben des Instituts kräftig zu fördern. Die Bearbeiter der Serien und die Zeichner haben ihren natürlichen Rückhalt an den Sekretariaten in Rom und Athen, die ihnen die Wege ebenen und überall ihre Interessen vertreten. Aber außer den Sekretären stehen auch die Reihen der jungen Gelehrten zur Verfügung, die man seit etwa vierzig Jahren im capitolinischen Sprachgebrauch mit dem Namen der ragazzi zu bezeichnen pflegt. Unter ihnen bilden den eigentlichen Stamm die Stipendiaten des Instituts, je vier in jedem Jahre, denen sich jedoch regelmäßig andere junge Gelehrte, deutsche sowohl wie fremde, neuerdings namentlich österreichische, anzuschließen pflegen. Sie machen bei den Sekretären archäologische, epigraphische, topographische Curse und Uebungen durch, angesichts des in den Museen

aufgeschichteten und von allen Seiten reich zuströmenden Materials eine unvergleichliche praktische Ergänzung der vorhergegangenen akademischen Studien. Sie treten aber auch unter Anleitung der Sekretäre in den vorher geschilderten Organismus der ganzen archäologischen Arbeit ein, und es ist eine Freude zu sehen, mit welchem Eifer und Geschick die jungen Männer neben ihren eigenen Studien bald die Katalogisirung einer Sammlung, bald die Förderung einer der großen Publicationen, bald eine kleine Ausgrabung, bald die Erforschung unbekannter Gegenden oder ungenügend bekannter Ruinenstätten übernehmen. Man spürt es bereits, wie ein gemeinsamer großer Zug durch alle diese Arbeiten geht und wie in regem freundschaftlichen Wetteifer ein jeder zum Besten des Ganzen bestrebt ist

immer der Erste zu sein und voranzustreben den Andern.

Und doch sind die Zügel lange nicht so straff angezogen wie beispielsweise bei der französischen Schule in Athen. Es ist deutsche Art, dem Einzelnen möglichst große Freiheit zu lassen, und die gute Vorbildung wie der gute Wille der Meisten erweist dies als vollauf berechtigt. Um so erfreulicher ist das freiwillige Zusammenwirken der Einzelnen zu gemeinsamer Förderung der Wissenschaft.

Wenn der Blick auf so weite und hohe Ziele gerichtet ist, so ergiebt sich natürlich die Frage, ob die aus der Vergangenheit überkommenen Einrichtungen noch ganz dafür passen oder ob nicht dieser oder jener Punkt einer Verbesserung bedürftig ist. Solche Erwägungen sind den Mitgliedern der Centraldirection schon seit längeren Jahren nahe getreten. Es liegt in der Natur der Dinge, daß die Bedenken sich weniger an die neueren, schon aus dem Zuge der erweiterten Tendenzen hervorgegangenen Einrichtungen knüpften, als an den ältesten Theil der ganzen Anstalt, das römische Institut. Dieses hatte in seinen Schriften wie in seinen Sitzungen ganz und gar die Ueberlieferungen seiner um mehr als ein halbes Jahrhundert zurückliegenden Gründungszeit bewahrt, wo das römische Institut der einzige regelmäßige wissenschaftliche Vertreter der Archäologie in Italien war. Aber an die Stelle der päpstlichen Schutzherrschaft und des zersplitterten Italiens war mittlerweile ein einiges Königreich Italien getreten, das nicht bloß politisch, sondern auch wissenschaftlich seine Kräfte zusammenzufassen strebte und den stolzen Spruch Italia fa da sè auf seine Fahne schrieb. Schon im Jahre 1872 begann die städtische archäologische Commission, die die antiquarischen Interessen bei der baulichen Neugestaltung der neuen Hauptstadt Rom zu wahren hatte, die Herausgabe einer eigenen archäologischen Zeitschrift, deren Redactoren besser als das Institut in der

Lage waren, die täglich vorkommenden Funde zu verfolgen und zu verzeichnen. Damit waren die stadtrömischen Alterthümer den Monatsberichten des Institutes entzogen und nur für die Publicationen größeren Umfanges und Formates blieben die Institutsmonumente mit den zugehörigen Annalen das natürliche Organ. Eine Menge provinzialer Zeitschriften weiteren oder engeren Zuschnittes sind dem hauptstädtischen Beispiel gefolgt. Noch einschneidender war die im Jahre 1875 von der römischen Accademia dei Lincei eingerichtete monatliche Veröffentlichung aller der Ausgrabungs- und Fundberichte, die seitens der durch das ganze Königreich thätigen Ausgrabungsinspectoren regelmäßig an die Generaldirection der Ausgrabungen in Rom eingeliefert wurden. Der jährliche Quartband dieser officiellen Notizie degli scavi verfolgte in größerem Maßstab und mit reicheren und sichreren Mitteln das gleiche Ziel, das seit etwa fünfzig Jahren das Bullettino des Instituts angestrebt hatte: war es da noch an der Zeit, die letztere Monatsschrift in der altgewohnten Weise beizubehalten? Nur eine Anschauungsweise, welche am Alten hängt bloß weil es hergebracht ist, konnte eine solche Frage ohne Weiteres mit Ja beantworten wollen.

Andere Bedenken knüpften sich an die große Publication der Monumenti inediti, und zwar Bedenken von zweierlei Art. Als diese Publication eingerichtet ward, gab es für ähnliche Zwecke zwei Vervielfältigungsarten, den Steindruck und den Kupferstich. Von ersterem hat das Institut nur mäßigen Gebrauch, hauptsächlich in den Pariser Heften und neuerdings für die farbige Wiedergabe von Vasenbildern, gemacht, der Kupferstich ward dagegen sowohl in Paris wie in Rom von tüchtigen Stechern gehandhabt und hat daher den Löwenantheil an den vom Institut veröffentlichten Tafeln. Noch in den fünfziger und sechziger Jahren besaß das Institut einen tüchtigen Stecher an Bartolommeo Bartoccini, dessen Grabstichel sich auch bei anderen künstlerischen Publicationen bewährt hat. Allmählich hat aber diese Kunst in Rom nachgelassen und wird durch die Leistungen des Auslandes weit überflügelt. Daher mußten bei schwierigeren Aufgaben deutsche Stecher wie Kraushaar und L. Schulz herangezogen werden. Vollends aber zeigt sich der niedrige technische Standpunkt der reproducirenden Künste in Rom in allen den modernen Vervielfältigungsweisen, die mit dem Sonnenlicht arbeiten; die eifrig und mit Geschick geübte Photographie kann für Herstellung großer Auflagen natürlich nicht in Betracht kommen. Auch in der Chromolithographie lassen sich dort nur einfachere Aufgaben leidlich befriedigend lösen. Die Folge dieser außerhalb des Institutes liegenden Uebelstände war, daß schwierigere Tafeln nicht selten außerhalb Italiens

hergestellt werden mußten. In diesen Fällen wurden also die Originalzeichnungen nach Berlin gesandt und die fertigen kostbaren Blätter mußten wieder nach Rom geschickt werden, um dann nach Vollendung des Jahrganges von dort von neuem den Rückweg nach Deutschland anzutreten! War es nicht einfacher und praktischer, angesichts der Wahrscheinlichkeit daß solche Fälle von Jahr zu Jahr zunehmen würden, die ganze Publication von Rom weg zu verlegen?

Hierfür sprach noch stärker ein zweiter Grund. Die Monumenti bildeten die einzige Publication großen Stils, die dem Institut zur Verfügung stand. In den Händen des römischen Sekretariats fand sie ganz natürlich ihren Schwerpunkt in der Wiedergabe italischer Monumente, unter denen etruskische Bildwerke und neuerdings sogenannte prähistorische Funde einen großen Platz einnahmen; daneben etwa Vasen, Statuen wie sie in den römischen Museen üblich sind, römische Sarkophage und Wandgemälde. Die griechische Kunst trat viel zu sehr zurück und fand meistens nur auf Anregung von außen her Aufnahme. Eine so ungleiche Vertheilung des Stoffes entsprach aber sicher nicht den allgemeinen Aufgaben des Instituts. Es mußte unbillig erscheinen, daß das athenische Institut, das sich an der Quelle der echtesten Kunst und im Mittelpunkt der unaufhörlichen wichtigsten Entdeckungen befand, nicht mindestens zu gleichem Maße mit Rom an jener großen Veröffentlichung betheiligt ward. Endlich heischten auch die weiten Aufgaben der deutschen Institutsleitung ihren Antheil daran, ganz abgesehen davon, daß von Deutschland aus manche fremde Museen, beispielsweise das britische Museum mit seinen vielen noch ungehobenen Schätzen, sich leichter heranziehen ließen.

Endlich boten auch die Annalen erhebliche Uebelstände. Ein Hauptzweck derselben war, wie oben gesagt wurde, die Tafeln der Monumenti mit erklärendem Text zu begleiten; Beides stand in gegenseitigem Abhängigkeitsverhältniß. Die Folge war, daß bald ein sehr merkwürdiges aber schwieriges Monument Jahre lang zurückbehalten ward, weil es nicht gleich einen Erklärer fand, bald eine Tafel einen rasch hergestellten Text erhielt, der sich wenig für eine wissenschaftliche Zeitschrift ersten Ranges schickte. Solche und ähnliche Erfahrungen mußten die Erwägung nahe legen, ob es nicht besser wäre eine Lösung der Annalen aus dem allzu engen Verbande mit den großen Tafeln vorzunehmen und jeder der beiden Veröffentlichungen volle Selbständigkeit zu gewähren.

Dabei mußte endlich noch ein anderer Punkt in Betracht kommen. Aus den allgemeinen Verhältnissen zur Zeit der Gründung des Instituts rechtfertigte sich der ausschließliche Gebrauch der italienischen,

französischen, lateinischen und der Ausschluß der deutschen Sprache. Aber die Zeiten waren andere geworden. Die Kenntniß der deutschen Sprache hat sich in den letzten Jahrzehnten mächtig verbreitet, namentlich in Italien, das hier ja allein in Betracht kommt. Es gibt heutzutage in den Hauptstädten Italiens nur wenige Gelehrte, die nicht mit dem Deutschen so weit vertraut wären, daß es ihnen wenigstens beim Lesen keine Schwierigkeit bereitet, wie denn ja auch die deutsche archäologische Litteratur von keinem Mitforscher unbeachtet gelassen werden kann. Andrerseits gibt es keinen Italiener, der nicht für die ausländische Stilistik, die das Italienisch der Institutsschriften beherrscht, ein empfindliches Ohr besäße und die ganze angeborene und anerzogene Höflichkeit des italienischen Volksstammes zusammennehmen müßte, um diese Mißhandlung seiner schönen Muttersprache mit Geduld und ohne Verzerrung der Mienen zu ertragen. Schon vor zehn Jahren, bei Gelegenheit des Institutsjubiläums, konnte man von jüngeren Italienern die ungeduldige Frage vernehmen, ob es nicht an der Zeit sei, neben der italienischen auch der deutschen Sprache Eingang in die Schriften des Instituts zu gestatten und den Italienern das Vertrauen zu schenken, daß sie auch so viel Deutsch verstünden. Und in der That, seit die Franzosen sich vom Institut zurückgezogen haben und die römische Anstalt fast allein den Deutschen und Italienern angehört, hatte es keinen rechten Sinn mehr dem Französischen, dessen wirkliche Anwendung schon längst seltener geworden war, lediglich in Erinnerung an vergangene Zeiten seinen Platz zu lassen und das Deutsche in den Publicationen einer Anstalt auszuschließen, die dem deutschen Reiche angehört, ganz von diesem unterhalten, von deutschen Beamten geleitet, vorzugsweise von deutschen jungen Gelehrten besucht wird. Sehen wir auch ganz von der Frage nationaler Würde ab, schon die Zweckmäßigkeit und Billigkeit sprach dafür, daß die Deutschen nicht mehr gezwungen sein sollten ihre Aufsätze in das meistens etwas unbequeme und schlecht sitzende fremde Sprachgewand zu kleiden oder kleiden zu lassen. Wie viel von dem ungezwungenen Ausdruck des Gedankens und der ursprünglichen Farbe der Darstellung bei dieser Umwandlung verloren zu gehen pflegt, und wie leicht auch wohl eine unfreiwillige Komik dabei mitunterläuft — wenn beispielsweise aus der „Zwitterstellung" eines Mannes, der sich nach zwei verschiedenen Seiten zu richten hat, eine posizione ermafroditica wird —, davon ließen sich gar manche Beispiele anführen.

III.

In diesen Bahnen etwa bewegten sich die Erwägungen innerhalb der Centraldirection und es war bereits eine Erörterung derselben auf die Tagesordnung der nächsten Gesammtsitzung gesetzt, als die Dinge unerwarteter Weise zu rascherer Entwickelung kamen. In der Neujahrsnummer der Kölnischen Zeitung vom Jahre 1885 beschwerte sich der Heidelberger Professor Ihne über den Ausschluß der deutschen Sprache aus den Schriften und Sitzungen des römischen Instituts. Vom Reichskanzler — das Institut untersteht als Reichsanstalt und wegen seiner Zweiganstalten in der Fremde dem auswärtigen Amte — ward die Centraldirection zum Bericht aufgefordert und im weiteren Verlauf ihr aufgegeben, der deutschen Sprache im römischen Institut zu ihrem Rechte zu verhelfen. Die Monumenti und Annali sollten in eine deutsche Zeitschrift, mit Zulassung des Lateinischen, umgewandelt werden, in dem Bullettino dagegen sollte auch ferner das Italienische, ausnahmsweise auch das Französische, berechtigt sein. In den Sitzungen endlich sollte die deutsche Sprache und daneben das Italienische gebraucht werden, andere Sprachen nur wenn die Vortragenden jener beiden Sprachen nicht mächtig seien. Hierdurch war den weiteren Beschlüssen der Centraldirection eine bestimmte Richtschnur gegeben. In den wesentlichsten Punkten stimmten ja die oben dargelegten Erwägungen derselben mit dieser Directive überein, und, obschon anfangs die Regelung im Einzelnen Schwierigkeiten zu bereiten schien, ergab sich doch in persönlicher Berathung der Centraldirection mit dem römischen Sekretariat bald ein volles Einverständniß über die Art der vorzunehmenden Maßregeln.

Am einfachsten ließ sich die Stellung der Monumenti ordnen. Indem sie zur Hauptpublication des gesammten Instituts gemacht wurden, ergab sich die Uebersiedelung von Rom nach dem auch durch technische Rücksichten empfohlenen Sitz der Centraldirection, Berlin, und die Umwandlung der „Monumenti antichi inediti“ in „Antike Bildwerke“ von selbst; der Zusatz inediti durfte wegbleiben, weil eine gelegentliche genauere Wiedergabe von früher nur mangelhaft veröffentlichten Bildwerken nicht gradezu ausgeschlossen werden sollte. Jeder der drei Mittelpunkte des Instituts, Berlin, Rom und Athen, erhielt freie Verfügung über ein Drittel der jährlichen zwölf Tafeln, jedoch natürlich nicht mit ängstlicher Pedanterie: hat eine der drei Anstalten grade besonders reichen Stoff, besonders wichtige Denkmäler mitzutheilen, so wird diesen selbstverständlich der Vortritt eingeräumt, und andrerseits hat die Redaction dafür Sorge zu tragen, daß nicht eine einzelne Gattung von

Denkmälern allzu einseitig vertreten sei, sondern ein richtiges Gleichgewicht zwischen Denkmälern der Architektur, der Plastik und der Malerei herrsche. Die beiden bisherigen Hefte dürften geeignet sein die Zweckmäßigkeit dieser Neuerung anschaulich zu machen. Sie zeichnen sich vor den Jahreslieferungen der früheren römischen Monumenti ebenso sehr durch die Mannigfaltigkeit bedeutender Denkmäler, wie durch die vollendeteren Reproductionsweisen aus, und wenn auch namentlich in letzterer Beziehung noch Manches verbesserungsfähig bleibt (Berlin steht darin beispielsweise hinter Wien noch bedeutend zurück), so liegt doch für jeden Unbefangenen der Fortschritt klar zu Tage. Ganz besonders darf es hervorgehoben werden, wie die Architekturforschung erst jetzt den ihr gebührenden und doch bisher nirgends genügend gebotenen Platz gefunden hat. Als Textbeilage ist jedem Heft nur eine kurze Inhaltsangabe der einzelnen Tafeln beigegeben, die die thatsächlichen Angaben etwa in der Ausführlichkeit eines guten Katalogs enthält. Alle weitläufigere Erklärung ist hier ausgeschlossen. Sofern sie nöthig und die Frage bereits spruchreif ist, findet der Aufsatz seinen Platz in einer der Zeitschriften des Instituts; genügt die bloße Abbildung oder bedarf eine genügende Erklärung erst tieferer und zeitraubender Studien, so ist wenigstens möglichst rasch das Bildwerk allen Mitforschern zugänglich gemacht.

Mit dieser Aufhebung eines nothwendigen Zusammenhanges zwischen den großen Tafeln und einem erklärenden Aufsatz ist nun auch die Existenzberechtigung der Annali so weit hinfällig geworden, wie sie eben diesem Zwecke dienten. Ihr übriger Inhalt hatte mehr Verwandtschaft mit dem Bullettino. Da ferner die wirklich tüchtigen oder gar bedeutenden archäologischen Arbeiten, welche den Zuschnitt von Zeitschriftenaufsätzen haben, doch nicht so gar zahlreich sind und es nicht wünschenswerth erscheinen kann, durch einen Ueberfluß von gleichartigen Zeitschriften die Herausgabe geringwerthiger Arbeiten zu befördern, so erschien ein Zusammenfassen der Kräfte angezeigt. Zu diesem Zwecke ist der größeren Untersuchungen gewidmete Theil der römischen Annali mit der Berliner Archäologischen Zeitung verschmolzen und diesem doppelten Ursprung in der neuen Bezeichnung als „Archäologisches Jahrbuch" Ausdruck gegeben worden. Denn nicht das sensationelle Interesse des jeweilig Allerneuesten, wie es einer Zeitung entspricht, soll den Inhalt des Jahrbuches bestimmen, sondern dieses ist in erster Reihe zusammenhängenden wissenschaftlichen Untersuchungen größeren oder kleineren Umfanges gewidmet. Sie können entweder besonderer bildlicher Beigaben entrathen, oder diese in den Tafeln des Jahrbuches selbst und in Text-

abbildungen erhalten, oder endlich sich an die großen Tafeln der „Antiken Bildwerke“ anschließen. Das Format ist dem der früheren Archäologischen Zeitung ähnlich, nur so weit verkleinert, daß der unbequeme zweispaltige Druck mit einem einspaltigen vertauscht werden konnte. Eine Erweiterung soll das Jahrbuch ferner in selbständigen Ergänzungsheften erhalten. Nur allzu oft stößt die Veröffentlichung umfangreicherer archäologischer Arbeiten, welche eine größere Zahl von Tafeln beanspruchen, in den Verhältnissen des Buchhandels auf die schwersten Hindernisse, oder aber sie findet an irgend einem entlegenen Orte statt und entzieht so die Arbeit der bequemen Benutzung. Die in freier Folge erscheinenden Ergänzungshefte sollen beiden Uebelständen nach Kräften abhelfen, ohne daß doch die Käufer des Jahrbuches zur Abnahme auch der Supplemente gezwungen wären. Eine Anzahl interessanter Arbeiten ist bereits den zunächst in Aussicht genommenen Heften gesichert. Endlich soll vom Jahre 1889 ab das in Vierteljahrsheften erscheinende Jahrbuch ein Beiblatt erhalten, ähnlich dem in früheren Jahren von Gerhard herausgegebenen „Archäologischen Anzeiger“. Um nämlich das Jahrbuch möglichst auf der Höhe rein wissenschaftlicher Erörterungen zu halten, und da die alsbald zu besprechenden Zeitschriften des römischen und des athenischen Institutes zunächst auf ihren geographischen Umkreis angewiesen sind, ist es wünschenswerth ein anspruchsloseres Blatt zu besitzen für bibliographische und museographische Mittheilungen, für Berichte über die Verhandlungen der Berliner Archäologischen Gesellschaft (einer Art von Institutsverwandten) und anderer wissenschaftlichen Vereine, für Ausgrabungsberichte, kleinere wissenschaftliche Notizen, Nekrologe u. s. w. Mit dieser Ergänzung des Jahrbuchs durch eine derartige Zeitung wird sicherlich den Wünschen sehr vieler Fachgenossen entsprochen werden, namentlich der Provinzialen, die durch abgelegeneren Wohnsitz die in den Centralpunkten von selbst zusammenströmende Kunde von dem Neuesten entbehren müssen. Ist doch z. B. eine Kenntniß von den vielfach sehr wichtigen Verhandlungen der genannten Berliner Gesellschaft seit Jahren aus deutschen archäologischen Zeitschriften nicht mehr zu gewinnen, Anderes muß man aus politischen, belletristischen und sonstigen Zeitungen und Wochenschriften zusammenlesen. Das soll nun also nach Möglichkeit anders werden.

Außer diesen beiden deutschen Publicationen, die recht eigentlich das Institut in seiner Gesammtheit vertreten, bedürfen natürlich auch die beiden auswärtigen Zweiganstalten ihrer besonderen Organe. In Athen hat sich die Einrichtung der „Mittheilungen“ in vier jährlichen Heften, mit einer Anzahl kleinerer Tafeln ausgestattet, im Ganzen be-

währt. Unter Ulrich Köhler's Leitung hat sich die Zeitschrift durch die Gründlichkeit ihrer Untersuchungen und ihre ganze vornehm wissenschaftliche Haltung einen hochgeachteten Platz unter ihren Genossinnen errungen; höchstens mochte man wünschen, daß grade im Fache der durch den Titel verheißenen Mittheilungen die Zeitschrift sich etwas mehr nach dem Beispiel der gleichfalls athenischen Zeitschrift der französischen Schule hätte richten mögen. Uebrigens ist in dieser Hinsicht neuerdings eine merkliche Besserung eingetreten, die theils in bewußter Absicht der Redaction, theils in gesteigerter Reiselust und Entdeckerfreudigkeit der Institutsangehörigen, namentlich der Stipendiaten und ihrer Genossen, theils endlich in der Persönlichkeit und Studienrichtung eines der Sekretäre ihren Grund hat. Wilhelm Dörpfeld, der schon seit einigen Jahren dem athenischen Institut beigegeben, seit 1886 dessen zweiter, und bald darauf dessen erster Sekretär geworden ist, gehört jener Gruppe von Architekten an, die durch die deutschen Ausgrabungen in Olympia und die preußischen in Pergamon für die genaue Erforschung antiker Bauten auf das Trefflichste geschult und zugleich befähigt sind in engstem Verein mit den anders vorgebildeten Archäologen ihre Untersuchungen anzustellen. Mit der festen Gewinnung Dörpfelds für die athenische Anstalt hat die bisher fast ganz vernachlässigte Architekturforschung ihre sichere Stelle in den Arbeiten des Instituts gefunden. Sowohl die Antiken Bildwerke wie die athenischen Mittheilungen haben schon jetzt davon reichen Gewinn gezogen, und es ist nicht der unbedeutendste Vorzug der ganzen neueren Institutsthätigkeit, die allmähliche genaue Aufnahme der erhaltenen antiken Bauten und die Verwerthung der so gewonnenen Ergebnisse in ihr Programm aufgenommen zu haben. Die kleinen Ausgrabungen, die durch diese Forschungen hie und da veranlaßt worden sind, haben zugleich den Werth einer trefflichen Schulung der dabei mitthätigen jüngeren Gelehrten für ähnliche Aufgaben. Wir dürfen wohl hoffen, daß Deutschland nicht auf jede fernere Gelegenheit verzichten wird neue olympische oder pergamenische Lorbern zu pflücken: da wird ihm diese Schaar von sach- und fachkundigen Leitern von Ausgrabungen von hohem Nutzen sein.

Das Muster der athenischen Zeitschrift bot sich von selbst dar, als es galt das römische Bullettino neu zu ordnen. Die oben geschilderte eifrige Thätigkeit der Italiener selbst in der archäologischen Berichterstattung und theilweise auch in der Verarbeitung der Resultate nöthigte zu einer Aenderung. Wir sind weit entfernt dies zu beklagen, wir können es im Gegentheil nur durchaus in der Ordnung finden, daß das nach allen Richtungen erstarkte Italien es zunächst als seine eigene

Aufgabe betrachtet die archäologischen Thatsachen und Entdeckungen innerhalb seiner Grenzen zu sammeln und zu verzeichnen, ja wir begrüßen es mit ungemischter Freude, daß unter den Berichterstattern nicht wenige ihre Aufgabe in ganz vortrefflicher Weise lösen. Dem römischen Institut ist damit ein Theil seiner bisherigen Aufgaben abgenommen, es bleiben ihm noch genug andere. Uebrigens ist ihm selbst auf dem Gebiete der Berichterstattung durchaus nicht alle Thätigkeit entzogen. Ueber eine so wichtige Fundstätte z. B. wie Pompeji gibt es keine Berichte, die sich auch nur annähernd an Genauigkeit und Sachkunde mit denen von Mau im römischen Bullettino messen könnten. Unter den officiellen italienischen Ausgrabungsinspectoren können bei ihrer großen Zahl keineswegs alle auf gleich hohem wissenschaftlichen Standpunkt stehen, und manche Gegenden verdienen und verlangen eine bessere Berichterstattung; namentlich möchte man an die einstmals griechischen Landschaften und Orte Italiens denken, die im Ganzen dem Interessenkreise der italienischen Forscher ferner stehen. Endlich bringt es die Natur regelmäßiger amtlicher Berichterstattung mit sich, daß bei einer länger dauernden Ausgrabung leicht der Zusammenhang der Ergebnisse zerrissen wird und daß dabei auch nichts noch so Geringes und Unwesentliches übergangen werden darf. Es ließe sich also wohl denken, daß in manchen Fällen eine nachträgliche oder von Zeit zu Zeit eintretende Zusammenfassung der wirklich erheblichen Fundthatsachen (die natürlich nicht bloß auf den fremden Berichten sondern auch auf eigener Beobachtung beruhen müßte) und eine Darstellung der daraus sich ergebenden Folgerungen ganz wohl an der Stelle sein möchten. Weiter aber haben die atheniſchen Mittheilungen gezeigt, daß neben den Ausgrabungsberichten für eigene wissenschaftliche Untersuchungen Raum genug vorhanden ist. Hier findet die zweite Hälfte der ehemaligen Annali mit den zugehörigen Tafeln ihren angemessenen Platz. Daher vertreten die römischen „Mittheilungen" (mit dem Nebentitel Bullettino) nicht bloß das frühere Bullettino, sondern sind ein durch Hinzutreten eines Theils der Annali erweitertes Organ für Forschungen aus dem Bereiche des römischen Institutes, d. h. der westlichen Länder des Mittelmeerbeckens. Da hierbei keineswegs bloß auf Deutsche sondern ebenso auch in altgewohnter Weise auf die Mitwirkung der italienischen Institutsgenossen gezählt wird, so sind in dieser Publication beide Sprachen gleichberechtigt, ja um dem Interesse der italienischen Mitarbeiter und Leser möglichst gerecht zu werden, wird die italienische Sprache vermuthlich noch auf lange Zeit die vorherrschende sein. Die beigegebenen Tafeln werden für viele, vielleicht die meisten Fälle zur

Illustration der Arbeiten ausreichen; im Uebrigen steht auch hier der Weg frei, daß umfangreichere Denkmäler oder Denkmälergruppen den „Antiken Bildwerken" überwiesen werden, der zugehörige Aufsatz aber, wenn er in italienischer Sprache erscheinen soll, in den römischen „Mittheilungen" Platz findet. — Endlich soll noch besonders hervorgehoben werden, was sich freilich von selbst versteht aber doch hie und da Zweifeln und Befürchtungen begegnet ist, daß die Sekretariate in Rom und Athen nicht bloß hinsichtlich der Redaction ihrer Zeitschriften, sondern überhaupt innerhalb ihrer ganzen wissenschaftlichen Thätigkeit ebenso selbständig sind wie früher.

Die dargelegte neue Einrichtung der Veröffentlichungen war aber nicht die einzige Neuerung. Als tiefer einschneidend in die bisherigen Verhältnisse mußte die Zulassung der deutschen Sprache in den Sitzungen des Instituts gelten. Diese winterlichen Zusammenkünfte im großen Bibliotheksaale des Instituts bilden so zu sagen die vielbesuchte Börse für den Austausch italienischer und deutscher Wissenschaft. Hier knüpfen sich seit mehr als einem halben Jahrhundert vorzugsweise die freundlichen persönlichen Beziehungen zwischen den Gelehrten beider Völker; hier werden die neuesten Entdeckungen mitgetheilt und sofort zum Gegenstand eines lebhaften Meinungsaustausches gemacht. Bald lauschen hier Alle mit Andacht dem Zauber einer Auseinandersetzung Giambattista de Rossis, bald folgen sie mit Interesse den Darlegungen der deutschen Vertreter der Wissenschaft. Das Mittel der gegenseitigen Verständigung war die italienische Sprache; man durfte zweifeln, ob die deutsche sich zu diesem Zwecke nicht nur ebenso gut, sondern überhaupt eignen würde. Denn es ist für den Ausländer ein gar großer Unterschied zwischen dem Verständniß einer gedruckten Abhandlung und demjenigen des gesprochenen Wortes, noch dazu bei der großen Verschiedenheit deutscher Dialekte und bei der nicht immer genügend entwickelten Redegewandtheit namentlich der jüngeren Gelehrten. In der That erschien die Befürchtung gerechtfertigt, daß bei einer ausnahmslosen Einführung der deutschen Sprache der ganze Zweck dieser Zusammenkünfte verfehlt und damit überhaupt das Verhältniß zwischen den italienischen und deutschen Fachgenossen gestört werden möchte. Diese Wendung ward, ehe irgend etwas Greifbares die Absicht eines so radicalen Vorgehens bestätigte, leider auch in gewissen deutschen Kreisen Roms als Thatsache behandelt und auch den italienischen Freunden des Instituts gegenüber hingestellt. So griff in Rom Aufregung und Verstimmung Platz; man glaubte sich zu der Annahme berechtigt, daß die althergebrachten Beziehungen zu den Italienern auf

dem Spiele ständen und es tauchte bereits das Project eines italienischen Gegeninstituts auf. Als aber die Verhandlungen in Berlin zum Abschluß gekommen waren, ward es deutlich, daß es wieder einmal „viel Lärm um nichts" gewesen war. Allerdings war der deutschen Sprache der freie Zutritt zu den Sitzungen gestattet, ja für die so zu sagen officiellen Theile der Eröffnung und des Schlusses der Sitzung war ihr Gebrauch angeordnet, um damit gewissermaßen das Anrecht Deutschlands an das Institut zu wahren; aber indem bei Anwesenheit italienischer Gelehrten ausdrücklich der Gebrauch der italienischen Sprache allen Anwesenden ohne Einschränkung freigestellt blieb, so war es in die Hände der Italiener gegeben die vorwiegende Sprache der Institutssitzungen auch ferner die Sprache des gastlichen Landes sein zu lassen, in dem das Institut angesiedelt ist. Sollten fremde Gäste in keiner der beiden Sprachen noch auch auf Latein sich auszudrücken vermögen, so können sie ausnahmsweise auch in anderen Sprachen, beispielsweise in englischer oder französischer, an den Verhandlungen theilnehmen.

IV.

Ich hoffe es ist den Lesern, die mir bis hierher gefolgt sind, klar geworden, daß die ganzen Neuerungen beim Institut nichts weniger als aus einer feindseligen Stimmung gegen Rom oder aus einer Mißachtung der Italiener hervorgegangen sind. Im Gegentheil, sie sind zum Theil durch die erstarkte eigene Thätigkeit der Italiener und durch eine uneingeschränkte Anerkennung von deren Recht auf eigene Arbeit hervorgerufen. Käme der — wie es scheint, einstweilen wieder bei Seite gelegte — Plan eines italienischen archäologischen Instituts zur Ausführung, so würden wir Deutsche, bei unserem nicht auf das politische Gebiet beschränkten warmen Interesse für jeden Fortschritt Italiens, auch diese Anstalt nur freudig begrüßen können. Wir würden darin nicht sowohl eine Concurrenzanstalt erblicken, als vielmehr eine Stärkung der wissenschaftlichen Bestrebungen, die beiden Anstalten gemeinsam sein würden und die ein so reiches Feld der Forschung vor sich haben, daß auch zwei Institute Arbeit genug finden können ohne sich gegenseitig zu hemmen. Sind doch in Athen neben der sehr eifrigen einheimischen archäologischen Gesellschaft mit ihrer Zeitung und neben der Generalverwaltung der Alterthümer und Museen mit einem archäologischen Monatsberichte nicht weniger als vier archäologische Institute thätig, die französische Schule, unser deutsches, ein amerikanisches und ein englisches Institut, und doch finden alle ohne Beschwer ihren gedeihlichen Wirkungskreis. Wie sollte das in Rom, in Italien anders sein?

Nach der anderen Seite sind jene Neuerungen eine ganz natürliche Consequenz aus der Umgestaltung des Instituts in eine sicher fundirte deutsche Reichsanstalt und aus den neuen erweiterten Zielen, die sich diese gesteckt hat. Auch die Namensänderung des „Instituts für archäologische Correspondenz" in das Einfachere „Deutsches archäologisches Institut" ist ja nur der natürliche Ausdruck einmal der schon seit 1874 bestehenden staatlichen Zugehörigkeit zum deutschen Reich, und zweitens der Thatsache, daß der allzu enge Gesichtskreis des einstigen römischen Instituts sich zu einer großen von Deutschland ausgehenden, alle Kräfte umspannenden Organisation erweitert hat. Dabei ist die Mitwirkung aller Gleichstrebenden, welcher Nation sie auch angehören, nur erwünscht. Und in der That, wer heutzutage den Freitagssitzungen auf dem Kapitol beiwohnt, erhält nicht den Eindruck, als ob das Verhältniß der italienischen Gelehrten zum Institute minder freundschaftlich, die Theilnahme der Gäste aus anderen Nationen minder lebendig wäre, als in den Zeiten der Monumenti inediti und der Annali. Nach wie vor nehmen die Italiener eine hervorragende Stelle unter den Vortragenden ein, darunter die besten Namen wie de Rossi, Lanciani, Pigorini, Gamurrini, Gatti, Tommasi-Crudeli u. s. w. Von den Fremden läßt sich namentlich der Director der französischen Schule in Rom, Leblant, öfter vernehmen. Nicht selten nimmt die Verhandlung den Charakter einer lebhaft geführten und eifrig verfolgten Debatte an. Daß die Deutschen es an sich nicht fehlen lassen, versteht sich von selbst. Neben den römischen Beamten des Instituts und fremden Gästen von befestigtem Ruf, wie Bormann, Conze, v. Duhn, Hirschfeld, O. Richter, Urlichs sehen wir die jugendliche Schaar der jetzigen und ehemaligen Stipendiaten sich eifrig betheiligen und erblicken mit Freude in engem Vereine mit ihnen junge Oesterreicher, wie Studniczka und Reisch, oder den Holländer Six. Denn in Rom wie in Athen erfüllen die Institute nach wie vor ohne Ansehen der Nationalität neben ihren wissenschaftlichen Aufgaben auch die einer Lehranstalt. Diese Seite ihrer Wirksamkeit beruht sogar auf einem älteren Gedanken als das Institut selbst in seiner äußeren Form. Denn schon zu Anfang dieses Jahrhunderts entwarf Welcker, angeregt durch den Verkehr mit Zoega und mit Wilhelm von Humboldt, im Geiste den Plan einer in Rom zu stiftenden Schule für alle jungen Alterthumsforscher von idealerem Streben. Das Institut hat diese Aufgabe ergriffen und seit mehr als einem halben Jahrhundert mit Eifer und Erfolg durchgeführt. Die Jünglinge, die bereits in ihren akademischen Studien eine feste Grundlage gelegt hatten, fanden hier alle Vortheile, alle Anregungen einer wahrhaften „Oberuniversität"; aus

Digitized by Google

den Zöglingen des Instituts sind, wie schon oben bemerkt ward, fast alle Docenten der Archäologie an deutschen Universitäten hervorgegangen, und wie mancher Gymnasiallehrer hat im Anschlusse an das Institut sein Wissen durch Anschauung bereichert und belebt. Eine solche Schulung und Anregung ist heute so wichtig wie nur je. Während von verschiedenen Seiten gegen die klassischen Studien als Grundlage und Hort unserer deutschen Bildung ein gewaltiger Ansturm organisirt wird, der seinen scheinbarsten Grund der vielfach eingetrockneten, rein grammatischen, rein formalistischen Behandlung der klassischen Schriftsteller auf unseren Gymnasien entnimmt, bietet das Studium der alten Kunst einen Stoff von unversiegbarer Bildungskraft für jedermann und kann zugleich als Sauerteig für veraltete Richtungen der Philologie dienen. Sprach doch einst Wilhelm Scherer es gradezu aus, daß die klassische, die griechische Bildung, d. h. der Sinn für die Schönheit der hellenischen Poesie und Kunst, ihre beste Heimat in den Hörsälen der Archäologen habe. Weit über den Hörsälen stehen aber die Museen, die Tempel, die großen Trümmerstätten der klassischen Länder. Wer in ihnen heimisch ist, wird besonders befähigt sein, das Evangelium der Schönheit auch daheim zu predigen, und die Anstalt, die eine so hohe Aufgabe zu erfüllen hat und auch wirklich erfüllt, braucht hinter keiner rein wissenschaftlichen Anstalt, die bereits existirt oder die man noch zu gründen geneigt sein möchte, zurückzustehen.

Doch zurück zur Gegenwart der römischen „archäologischen Facultät", mit der die athenische die gleichen Ziele verfolgt. An den Uebungen und den Cursen, die selbstverständlich wie von je her in deutscher Sprache abgehalten werden, ebenso wie an den Reisen und Ausgrabungen nehmen alle jene Jünglinge in gleicher Weise theil. Auch in den Wohnungen des Institutsgebäudes finden nächst den Stipendiaten zuvörderst die Forschungsgenossen, einerlei welcher Nation sie angehören, Unterkunft, und vollends zu der vortrefflichen Bibliothek des Instituts steht jedem Gebildeten, vor Allen jedem Mitarbeiter auf dem Felde der Archäologie mit gleicher Liberalität der Zutritt offen. Wie eifrig die Italiener hiervon Gebrauch machen, weiß jeder Besucher des Kapitols; man kann sagen, daß von allen äußeren Banden der wissenschaftlichen Gemeinschaft beider befreundeten Völker keines stärker ist als die Institutsbibliothek.

Dieses nach wie vor frische Zusammengehen Aller ist um so freudiger zu begrüßen, als man grade in letzter Zeit durch den zufällig ziemlich gleichzeitig in Rom und in Athen eintretenden Personenwechsel in der That die althergebrachte Wirksamkeit des Institutes hätte für

gefährdet halten können. Wie nämlich in Athen 1886 durch Köhler's Berufung an die Universität Berlin nach elfjähriger höchst ersprießlicher Amtsführung eine Neubesetzung geboten war, so verlor das römische Institut in dem nächsten Jahre seine beiden Sekretäre Henzen und Helbig. Henzen, der seit 1842 dem Institute als dessen getreuer Eckart vorgestanden hatte und namentlich der beste Vermittler der deutschen und italienischen Wissenschaftsgenossen gewesen war, hatte bereits im Jahre 1885 wegen Altersbeschwerden, wegen deren er sich den geplanten Neuerungen um so weniger gewachsen glauben mochte, um seinen Abschied gebeten. Es hatte aber keiner großen Ueberredungskunst bedurft um den pflichttreuen Mann zu bewegen, daß er seinen Abgang noch hinausschob und selbst die Ueberführung des Instituts in die neue Ordnung übernahm. Er sollte die Früchte seines treuen Bemühens nicht lange mehr genießen: am 27. Januar 1887 raffte ihn nach kurzer Krankheit ein Schlaganfall dahin. An seinem Grabe vereinigten sich Deutsche und Italiener wie Mitglieder einer Familie in gleichem Schmerz. Schon vorher hatte auch der jüngere Genosse Helbig, der seit 1865 die archäologischen Aufgaben des Instituts vertreten und gleichfalls die Beziehungen zu den Italienern eifrig gepflegt hatte, aus Rücksicht auf seine leidende Gesundheit um seine Entlassung gebeten. So mußten alle Sekretärstellen neubesetzt werden. In Athen traten Petersen und Dörpfeld, und nach Petersen's bald erfolgtem Abgang neben Dörpfeld Wolters ein, der in weiten Kreisen bekannte Bearbeiter von Friederichs' „Bausteinen griechischer Plastik". In Rom schien es für die erste Stelle eines etwas älteren Mannes zu bedürfen, der außer der wissenschaftlichen Bewährung auch etwas von jener gereiften Ruhe und der stets dienstbereiten, rein sachlichen Behandlungsweise besäße, die Henzen's Stellung zu allen Institutsgenossen begründet und befestigt hatte. So fiel die Wahl auf Petersen, neben dem der jüngere Hülsen, Henzen's Mitarbeiter an der großen Sammlung der stadtrömischen Inschriften, als der geeignetste Vertreter der epigraphischen Forschung erschien. Daß das Institut unter diesen neuen Leitern seine alte Thätigkeit ungestört weiter entwickelt, haben wir schon oben gesehen. Zugleich trat aber auch bei der Centraldirection in Berlin eine Aenderung ein. Die Arbeitslast des Vorsitzenden hatte sich im Laufe der Jahre so gehäuft, daß es unmöglich ward sie ohne Schädigung der Institutionsinteressen neben anderen mühevollen Aemtern — Conze war zugleich Director am Museum und hatte die pergamenischen Ausgrabungen zu leiten — als Ehren- und Nebenamt weiterzuführen. Die Regierung ging auf den Antrag ein, den selbständigen Posten eines Generalsekretärs des In-

stituts zu schaffen, und als solcher ist Conze seit dem Herbst 1887 in der Lage seine ganze Kraft dem Institut zu widmen. Neben der Redaction des Jahrbuches und der Antiken Bildwerke, neben der Vollendung der Sammlung attischer Grabreliefs und den litterarischen Vorarbeiten für die Sammlung antiker Statuen, neben der regelmäßigen Geschäftsvermittelung mit dem Auswärtigen Amte und der Berliner Akademie einerseits und den Sekretariaten in Rom und Athen andrerseits, ist es namentlich die Aufgabe des Generalsekretärs das Ganze der Unternehmungen und der Ziele des Instituts unabläßig im Auge zu haben, überall anzutreiben, auszugleichen, Hindernisse hinwegzuräumen, neue Wege zu eröffnen, neue geeignete Kräfte aufzufinden — ein schwieriges Amt, nur durchführbar in stetem Einvernehmen mit der übrigen Centraldirection und den Sekretariaten sowie mit denjenigen Fachgenossen, die die Institutsthätigkeit ebenso zu fördern geneigt sind wie sie sich durch sie gefördert fühlen, dann aber auch ganz unentbehrlich für das Gelingen des Ganzen.

So bedauerlich auch die großen Personenwechsel der letzten Jahre sind, eine gute Seite hat doch auch das Arbeiten mit lauter neuen Kräften. Man darf mit Sicherheit hoffen, daß sie alle im Gefühl voller Gegenseitigkeit ihrer Interessen von der gleichen warmen Liebe für das Ganze des Instituts durchdrungen sind und daß sie alle die gleiche lebhafte Ueberzeugung hegen von der Wichtigkeit der gemeinsamen Unternehmungen, von der Richtigkeit der gemeinsamen Ziele und von der Nothwendigkeit zu deren Förderung alle Kräfte in voller Harmonie zu vereinigen. Und das ist in der That durchaus nöthig. Denn das archäologische Institut steht erst im Beginn seiner bedeutendsten wissenschaftlichen Aufgaben und hat noch auf lange Jahrzehnte hinaus vollauf zu thun um nur die Grundlagen gemeinsamer Arbeit zu schaffen, wobei überdies durch die beständig eintretende Bereicherung des Stoffes und die dadurch geschaffene Erweiterung der Gesichtspunkte die Ziele der Arbeit noch immer weiter zu stecken sein werden. Mögen dem Institut dazu nie die Kräfte, nie die Mittel, nie die förderliche Theilnahme des Staates wie der weiteren Kreise des Publikums fehlen!

Eine Kriſis im Jeſuitenorden.

Von

Profeſſor F. H. Reuſch
in Bonn.

Döllinger ſagt in dem Vorworte zu der von ihm in Gemeinſchaft mit mir herausgegebenen „Geſchichte der Moralſtreitigkeiten in der römiſch-katholiſchen Kirche“*): „Daß im Schooße der katholiſchen Kirche zwei Jahrhunderte lang ein ſehr ernſter Streit über die chriſtliche Moral geführt worden ſei, ein Streit gleich wichtig und bedeutungsvoll für Laien wie für Prieſter, das iſt wohl bekannt und in jedem Lehrbuch der Kirchengeſchichte zu leſen. Aber was man davon wirklich kennt, beſchränkt ſich doch meiſt auf Pascal und die Provinzialbriefe, das heißt auf eine Epiſode dieſes Theologenkrieges, in welcher der gelungene Verſuch gemacht wurde, das Intereſſe der gebildeten Laienwelt für die ſtreitigen Fragen zu wecken und die Blößen aufzudecken und der allgemeinen Verachtung preiszugeben, welche die Caſuiſten des Jeſuitenordens ſich gegeben hatten. Nun aber hat von jener Zeit an der Streit und Gegenſatz ſich erweitert und vertieft; die bedeutendſten Körperſchaften und geiſtlichen Orden wurden hineingezogen; die Mittel, mit denen man ſonſt Controverſen erſtickte, welche für das Anſehen der Hierarchie bedenklich zu werden drohten, reichten hier nicht aus, und das Unerwartete geſchah: der Jeſuitenorden ſelbſt verfiel einer inneren, Jahre lang ſich fortſchleppenden Kriſis und Zwietracht. Seine Verfaſſung, dieſes Meiſterſtück eines auf blinden Gehorſam und engſtes Zuſammenwirken gebauten Gemeinweſens, ſchien lange kein Heilmittel zu bieten; denn es war das Oberhaupt ſelbſt, der General Gonzalez, welcher, durch den Papſt geſchützt und angeleitet, den Kampf mit der überwiegenden Mehrheit ſeiner Unterthanen aufnahm und für die bisher bekämpfte und verrufene Doctrin, wo nicht Herrſchaft, doch Duldung

*) Nördlingen, Beck 1888.

zu erringen versuchte. Das Unternehmen mußte zuletzt scheitern; denn im Orden war man überzeugt, daß Macht, Einfluß und sociale Stellung der Einzelnen wie des Ganzen gerade mit der angefochtenen Theorie und der ihr entsprechenden Praxis untrennbar verknüpft seien. Die Geschichte dieser Bewegungen war bisher wenig gekannt und wenig beachtet."

Eine kurze und übersichtliche Darstellung der Krisis, welche der Jesuitenorden in den letzten Jahrzehnten des siebenzehnten Jahrhunderts unter dem General Gonzalez durchmachte, dürfte auch für weitere Kreise ein Interesse haben, da kaum etwas anderes so geeignet ist, über die innere Geschichte des Jesuitenordens und über das, was man als Jesuiten-Moral zu bezeichnen pflegt, zu orientiren. Ich versuche eine solche für Laien verständliche Darstellung auf Grund der ausführlichen und quellenmäßigen Mittheilungen in dem angeführten Werke. Zur Erleichterung des Verständnisses muß ich einige Bemerkungen über die Verfassung des Jesuitenordens und über die moraltheologische Frage, um welche es sich bei dem Streite handelte, vorausschicken.

1.

Der General der Gesellschaft Jesu hat innerhalb der Ordensstatuten eine monarchische Gewalt. Er wird auf einer General-Congregation von Abgeordneten aus allen Provinzen des Ordens für Lebenszeit gewählt und kann vor seinem Tode noch denjenigen bestimmen, der bis zur Wahl seines Nachfolgers als Vicar die Geschäfte zu führen hat. Eine General-Congregation kann ihn allerdings auch absetzen, aber nur, wenn er grober sittlicher Vergehen überwiesen wird, der Unzucht, der Verwundung eines anderen, der Veruntreuung oder Verschleuderung des Vermögens der Gesellschaft oder ketzerischer Lehren, und auch in diesen Fällen kann die Absetzung nur mit einer Mehrheit von zwei Dritteln der Stimmen beschlossen werden. Wenn die General-Congregation findet, daß er in wichtigen Punkten seiner Amtspflichten sehr nachlässig oder saumselig gewesen, kann sie mit einfacher Mehrheit beschließen, ihm einen Coadjutor oder Vicar zu bestellen, und eventuell diesem die ganze Leitung der Gesellschaft übertragen, so daß der General nur mehr den Titel behält. Die Geschichte des Ordens kennt aber kein einziges Beispiel der Absetzung des Generals, und wenn mehreren Generalen ein Coadjutor gesetzt wurde, so ist das niemals gegen ihren Willen und immer nur wegen Krankheit oder hohen Alters geschehen, wie z. B. der jetzige General Anderledy einige Jahre der Coadjutor seines altersschwachen Vorgängers Beckx war.

Die General-Congregation, welche einen General wählt, wählt zugleich mehrere Assistenten, die seinen ständigen Rath bilden. (Früher wurden fünf gewählt, je einer für Italien, Spanien, Portugal, Frankreich und Deutschland, seit 1755 ein sechster für Polen und Litthauen.) Der General ist aber nur im allgemeinen verpflichtet, die Geschäfte im Einverständnisse mit den Assistenten zu führen, und nur in wenigen Punkten an ihre Zustimmung gebunden. Sie können allerdings, wenn sie die Absetzung des Generals für nöthig halten, gegen seinen Willen eine General-Congregation berufen; aber das ist nie vorgekommen.

Die General-Congregation wählt auch einen Admonitor, welcher, wie der Name sagt, den General beständig zu überwachen, nöthigenfalls zu erinnern und zu warnen hat. Dieser hat aber dem General gegenüber nur eine moralische, keine rechtliche Gewalt, wie sich schon daraus ergiebt, daß auch der von dem General selbständig ernannte Sekretär zugleich Admonitor sein konnte.

Alle Beamten der Gesellschaft, die Provinziale, die Oberen der einzelnen Häuser u. s. w. werden von dem General nach Anhörung der Assistenten ernannt, in der Regel auf drei Jahre, und sind von dem General unbedingt abhängig.

Die höchste gesetzgebende Gewalt und nach dem Gesagten auch das Recht, den General zu wählen, zur Rechenschaft zu ziehen und zu beseitigen, steht der General-Congregation zu, an welcher alle Provinziale oder Vice-Provinziale und je ein von einer Provinzial-Congregation gewählter Abgeordneter theilnehmen. Eine solche General-Congregation fand ursprünglich regelmäßig nur statt, wenn ein neuer General zu wählen war. In besonderen Fällen kann der General — in dem einen angegebenen Falle die Assistenten — eine außerordentliche General-Congregation berufen; aber nur in einem Falle kann er dazu genöthigt werden. In jeder Provinz des Ordens wird alle drei Jahre unter dem Vorsitze des Provinzials eine Provinzial-Congregation gehalten, an welcher alle Vorsteher der Ordenshäuser der Provinz, auch wenn sie nicht Professen sind (die feierlichen Gelübde abgelegt haben), und die ältesten Professen in so großer Zahl, daß die Professen überhaupt zwei Drittel ausmachen, theilnehmen. Eine solche Provinzial-Congregation kann im allgemeinen nur Anträge formuliren, über welche der General zu entscheiden hat; sie hat aber auch darüber abzustimmen, ob die Berufung einer General-Congregation rathsam sei, und einen Procurator für die am 15. November desselben Jahres in Rom zusammentretende Congregation der Procuratoren zu wählen. An dieser nehmen auch die Assistenten mit Stimmrecht theil; der General hat zwei Stimmen. Die

Congregation der Procuratoren entscheidet endgültig über die Frage, ob eine General-Congregation zu berufen sei (die Procuratoren sind bei der Abstimmung darüber an den Beschluß ihrer Provinz nicht gebunden). Entscheidet sie die Frage bejahend, so muß der General binnen 18 Monaten die General-Congregation berufen.

Bis zum Jahre 1646 war es noch nie vorgekommen, daß eine Procuratoren-Congregation die Berufnng einer General-Congregation beschlossen hatte, und war eine solche immer nur nach dem Tode des Generals zusammengetreten. Da verordnete Innocenz X., um die Gewalt des Generals einigermaßen zu beschränken — man könnte sagen, um seine monarchische Gewalt zu einer parlamentarisch-constitutionellen zu machen —, unter allen Umständen sei alle neun Jahre eine General-Congregation zu halten und diese habe jedesmal neue Assistenten zu wählen (die abtretenden waren nicht wieder wählbar). Ein Reihe von General-Congregationen beantragte, diese Congregatio novennalis möge wieder abgeschafft werden; die Verordnung Innocenz' X. wurde aber erst nach einem Jahrhundert, 1746, von Benedict XIV. wieder aufgehoben.

Die Geschichte des Generals Gonzalez wird uns zeigen, daß durch diese Verfassung seine Stellung hinlänglich gesichert war, um den Plan einer starken Partei, ihn zu beseitigen, zum Scheitern zu bringen, daß seine Gewalt aber nicht ausreichte, um die im Orden herrschend gewordene Sittenlehre zu reformiren.

2.

Um die Darstellung des Streites über den Probabilismus, welcher die Krisis unter dem Jesuiten-General Gonzalez herbeiführte, verständlich zu machen, müssen einige technische Ausdrücke erklärt werden, welche sich seit dem Ende des 16. Jahrhunderts in der Moraltheologie eingebürgert haben.

In manchen Fällen, sagen die Theologen, ist keine volle Gewißheit darüber zu erlangen, ob in einem gegebenen Falle etwas pflichtmäßig, erlaubt oder unerlaubt ist. Es stehen sich dann zwei Meinungen gegenüber, von denen jede sich auf Gründe stützt, keine gewiß, jede nur probabel ist. In diesem Falle können nun entweder beide Meinungen gleich viele Gründe für sich haben und also gleich probabel sein, oder die eine hat mehr Gründe für sich als die andere, die eine ist probabeler, die andere minder probabel. Mit der mehr bezw. minder probabeln Meinung darf die sicherere bezw. minder sichere nicht verwechselt werden. Die sicherere Meinung ist diejenige, bei deren Befolgung die Verletzung

eines Sittengeſetzes ſicherer vermieden wird als bei der Befolgung der entgegengeſetzten; jene iſt die dem Geſetze günſtige, dieſe die der Freiheit günſtige. Wer einen Vertrag nicht abſchließt, von dem es zweifelhaft iſt, ob er ſittlich erlaubt ſei, folgt der ſichereren Meinung, wer ihn trotz dieſes Zweifels abſchließt, der minder ſicheren; wer einen Vertrag abſchließt, für deſſen Erlaubtheit ſtärkere Gründe ſprechen als dagegen, folgt der probabeleren Meinung; wer einen Vertrag abſchließt, für deſſen Erlaubtheit ſchwächere Gründe ſprechen als dagegen, folgt der minder probabeln Meinung.

Im Anſchluſſe an dieſe Unterſcheidungen ſind in den letzten Jahrhunderten folgende Theorieen ausgebildet worden: 1. der Tutiorismus: man muß der ſichereren Meinung folgen, auch dann wenn die minder ſichere weitaus die probabelere iſt, mit anderen Worten: im Falle des Zweifels darüber, ob etwas erlaubt ſei, muß man es unterlaſſen, auch wenn mehr Gründe für die Erlaubtheit ſprechen als dagegen, und im Falle des Zweifels darüber, ob man zu etwas verpflichtet ſei, muß man es thun, auch wenn weniger Gründe für als gegen die Pflichtmäßigkeit ſprechen; — 2. der Probabiliorismus: der ſichereren Meinung darf man folgen, auch wenn ſie die minder probabele iſt; der minder ſicheren Meinung dagegen darf man nur dann folgen, wenn ſie probabeler iſt als die entgegengeſetzte; — 3. der Aequiprobabilismus: der minder ſicheren Meinung darf man auch dann folgen, wenn ſie und die ſicherere gleich probabel ſind; — 4. der Probabilismus: der minder ſicheren Meinung darf man auch dann folgen, wenn ſie die weniger probabele iſt. Einen vortheilhaften Vertrag darf man alſo z. B. nach den Tutioriſten nicht abſchließen, wenn man nicht wenigſtens die moraliſche Gewißheit hat, daß er nicht ſittlich unerlaubt iſt. Nach den Probabilioriſten darf man ihn abſchließen, wenn für die Erlaubtheit mehr Gründe ſprechen als für die Unerlaubtheit, nach den Aequiprobabiliſten, wenn gleich viele Gründe für das eine und für das andere, nach den Probabiliſten auch dann, wenn weniger, aber doch immer noch irgend welche Gründe für die Erlaubtheit ſprechen.

Die Anſicht, welche Gonzalez vertheidigte, wird von ſeinen Gegnern mitunter als Tutiorismus oder Probabiliorismus bezeichnet, war aber, wie wir ſehen werden, der Aequiprobabilismus. Die Anſchauung, die in ſeinem Orden herrſchend war und die er zunächſt nicht beſeitigen, neben welcher er vielmehr ſeiner Anſicht Geltung verſchaffen wollte, war der Probabilismus.

Die Jeſuiten und ihre Vertheidiger ſagen mit Recht, der Probabilismus ſei nicht von Theologen ihres Ordens erfunden worden. Der

erste Vertreter desselben war ein spanischer Dominicaner, Bartholomäus von Medina (1577). Die Jesuiten sind auch in der Folge nicht die einzigen Vertheidiger des Probabilismus gewesen; es hat solche auch in den anderen Orden und unter den Weltgeistlichen sehr viele gegeben, und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts war der Probabilismus die herrschende Ansicht unter den Theologen. Aber bei den Jesuiten fand er so viele und so eifrige Vertreter und so wenige Gegner, daß man sagen darf: wie bei den Dominicanern seit der Mitte des 17. Jahrhunderts der Probabiliorismus, so ist bei den Jesuiten der Probabilismus so gut wie Ordensdoctrin geworden, allerdings nicht durch einen förmlichen Beschluß einer General-Congregation, aber durch den fast einmüthigen Consensus der Theologen und durch die directe oder indirecte Begünstigung der Oberen des Ordens.

Es wäre ungerecht, wenn man alle probabilistischen Theologen als Vertheidiger einer laxen Sittenlehre ansehen wollte. Einige unter ihnen lehren zwar, man dürfe auch der minder probabeln Meinung folgen, verlangen aber, daß diese wirklich probabel sei, und sind in den Anforderungen, die sie stellen, um eine Meinung als wirklich probabel anzuerkennen, so strenge, daß sie sich kaum von den Aequiprobabilisten unterscheiden. Aber die meisten sind mit dem Prädicate „probabel" sehr freigebig: sie nennen so jede Meinung, für welche nur irgend welche Gründe angeführt werden können, mögen auch die Gründe dagegen noch so überwiegend sein, und manche gestatten sogar, einer Meinung zu folgen, wenn sie nur wahrscheinlich probabel (probabiliter probabilis) sei. Das Bedenklichste in der Theorie der meisten Probabilisten ist die — von Gonzalez besonders nachdrücklich bestrittene — Lehre: man dürfe einer Meinung auch dann folgen, wenn man selbst von ihrer Probabilität gar nicht überzeugt, falls sie nur „äußerlich probabel" sei, d. h. von theologischen Autoritäten für probabel erklärt werde. Daß eine von einigen Casuisten vertretene Meinung äußerlich probabel sei, galt sehr vielen als unzweifelhaft; einige forderten nur die Autorität irgend eines Theologen, und ein spanischer Casuist erklärte es für unbedenklich, so lange verschiedene Theologen um Rath zu fragen, bis man einen finde, der so antworte, wie man es wünsche.

Es ist erklärlich, daß, wenn einmal der Probabilismus im Princip als richtig anerkannt wurde, in der Praxis die laxeste Form desselben die weiteste Verbreitung fand. Ein Zeitgenosse von Gonzalez, der Jesuit Camargo, sagt über die Erfahrungen, die er bei den Missionen in verschiedenen spanischen Bisthümern gesammelt hatte: „Die Sittenlehre ist so lax geworden, daß kaum etwas in der Praxis als unerlaubt an-

gesehen wird. Und das ist nicht zu verwundern. Es gibt fast keine oder gar keine Bücher über die Sittenlehre, in denen nicht laxe Meinungen vorgetragen werden, und es erscheinen tagtäglich casuistische Handbücher in der Volkssprache, deren Verfasser, oft wenig unterrichtete Menschen, außer den Meinungen, die sie aus den erwähnten Büchern zusammenschreiben, noch neue von derselben Sorte vortragen, die sie alle mit der größten Zuversicht als probabel, ja als in der Praxis sicher bezeichnen auf Grund der als Grundsatz an die Spitze gestellten und oft wiederholten gewöhnlichen Regel der Probabilisten, daß man jede auch minder probabele und minder sichere Meinung anwenden dürfe, ohne sich um die Richtigkeit derselben zu bekümmern, ja auch wenn man dieselbe als falsch erkenne oder erkennen könne. Und da diese allgemeine Regel aus den spanischen Büchern selbst unwissende Weiber kennen lernen, ist leicht zu sehen, wie die Sittlichkeit leidet."

3.

Thyrsus Gonzalez de Santalla war 1655—65 Professor der scholastischen Theologie zu Salamanca und wirkte dann 1665—76 als Missionsprediger in verschiedenen Theilen von Spanien. Als solcher lernte er wie Camargo die schlimmen Folgen der laxen Moraltheologie kennen und wurde (um 1670) an der Richtigkeit des Probabilismus irre, den er selbst als Professor, wie sein Lehrer Martin de Esparza, vorgetragen hatte. Er benutzte 1670—73 die drei Sommermonate, welche ihm die Missionen frei ließen, um die Frage genauer zu studiren, und verfaßte dann eine ausführliche Bekämpfung des Probabilismus unter dem Titel: „Fundament der Moraltheologie, d. i. Abhandlung über den rechten Gebrauch der probabelen Meinungen" u. s. w. Er wollte das Werk dem Ordensgeneral Oliva widmen, um so deutlich zu zeigen, daß die Gesellschaft als solche den Probabilismus nicht adoptirt habe. Im Jahre 1673 schickte er das Manuscript zur Approbation nach Rom. Der General übergab es den fünf amtlich bestellten Bücher-Revisoren des Ordens zur Begutachtung. Diese erklärten im Juni 1674 in einem ausführlichen, von dem eben genannten Esparza verfaßten, aber von allen fünf unterschriebenen Gutachten, die Veröffentlichung könne nicht gestattet werden, weil der Verfasser viele Ansichten vortrage, welche von der gewöhnlichen Schulmeinung nicht nur der Gesellschaft, sondern auch anderer Orden und Lehranstalten abwichen und denen große Bedenken entgegenständen. Er lehre namentlich: es dürfe jemand nie nach der minder probabeln, müsse vielmehr nach der probabelern Meinung, falls diese zugleich die sicherere sei, handeln, auch wenn diese

Meinung nicht augenscheinlich, sondern nur nach seiner Ueberzeugung die probabelere sei; von zwei gleich probabelen Meinungen sei immer die sicherere zu wählen; der Beichtvater dürfe nicht gegen seine eigene Meinung nach der von dem Beichtenden für probabel oder probabeler gehaltenen Meinung diesen lossprechen, und wenn jemand um Rath gefragt werde, müsse er immer nach der von ihm selbst für probabeler gehaltenen und dürfe er nicht nach der von anderen für sehr probabel gehaltenen weniger sicheren Meinung antworten; es dürfe jemand einer Meinung, die allgemein als probabel gelte, nur dann folgen, wenn er selbst von ihrer Richtigkeit überzeugt sei. Schließlich erklären die Revisoren, das Buch dürfe auch darum nicht gedruckt werden, weil es nicht geduldet werden könne, daß ein Schriftsteller der Gesellschaft Männer lobe, welche sich um die Gesellschaft schlecht verdient gemacht hätten und Anhänger der neuen (jansenistischen) Lehre seien, und daß er deren Ansicht der so vieler gelehrter und frommer Mäuner bei einer so äußerst wichtigen Frage, die er selbst das Fundament der Moraltheologie nenne, vorziehe. Wenn das Buch veröffentlicht würde, würden die Feinde des Ordens triumphirend sagen, den Jesuiten seien endlich die Augen aufgegangen und sie seien, durch Gründe überwältigt, von ihrem Irrthum zurückgekommen und wollten nun eine andere Richtung einschlagen.

Der General verweigerte darauf die Druck-Erlaubniß und beharrte bei seiner Weigerung auch, als Gonzalez erklärte, man möge, wenn man den wesentlichen Inhalt seines Buches unberührt lasse, seine Ausführungen nach Belieben mildern oder ändern, zum Beweise, daß man nicht bloß einzelne Ausdrücke oder Stellen, sondern eben den wesentlichen Inhalt des Buches beanstandete.

Im Jahre 1676 starb der Jesuit, der zu Salamanca die erste Professur der Theologie innehatte. Gonzalez wurde von seinen Oberen angewiesen, zu promoviren, und dann zu dessen Nachfolger ernannt. Einer seiner Gegner sagt, diese Beförderung habe damit zusammengehangen, daß aus den Provinzen, wo Gonzalez Missionen gehalten, Klagen über seinen Rigorismus eingelaufen seien. Er selbst dachte, Gott habe das so gefügt, damit er, jetzt mit einer höhern Autorität bekleidet, um so eher bei den Ordensoberen erwirken könne, daß die antiprobabilistische Lehre in den Schulen vorgetragen und in Büchern vertheidigt werden dürfe. In den Jahren 1680—86 erschien von ihm zu Salamanca ein theologisches Werk in vier Foliobänden; er hatte in einem Bande auch seine Ansicht über den Probabilismus in einigen Sätzen vorgetragen, die Stelle wurde aber von den Revisoren gestrichen.

Gonzalez bat in dieser Zeit auch den General, durch ein amtliches Rundschreiben zu erklären, die Gesellschaft erkenne nicht die Meinung der Probabilisten als Ordensdoctrin an und verpflichte ihre Professoren nicht zur Vertheidigung derselben, sondern stelle es ihnen frei, diese oder die entgegengesetzte Meinung in Vorlesungen und Büchern vorzutragen. Er erklärte sich auch bereit, alle seine eigenen Schriften über die Streitfrage zu unterdrücken, wenn nur in den Schulen der Jesuiten die Lehre der Antiprobabilisten mit Genehmigung der Oberen vorgetragen würde und von anderen Jesuiten Schriften in diesem Sinne veröffentlicht würden. Der General Oliva erklärte, ein Rundschreiben, wie Gonzalez es wünsche, sei unnöthig, da kein Gesetz der Gesellschaft existire, woraus geschlossen werden könnte, daß der Probabilismus Ordensdoctrin sei. Diesen zu bekämpfen, wurde aber Gonzalez weder von Oliva, noch von dem folgenden General Charles de Noyelle (1682 bis 86) gestattet.

Diese Haltung der beiden Generale ist um so bemerkenswerther, als sie damit in einen scharfen Gegensatz zu dem damaligen Papste Innocenz XI. (1676—89) traten, welcher, wie sein Vorgänger Alexander VII. im Jahre 1665, um dem Umsichgreifen des Probabilismus zu steuern, im Jahre 1679 durch die Inquisition eine Reihe von laxen Sätzen von großentheils jesuitischen Casuisten verdammen ließ, darunter auch den Satz, daß man jeder irgendwie probabeln Meinung folgen dürfe.

Als dieses Decret der Inquisition in Spanien verkündet wurde, wurde dem Nuncius in Madrid erzählt, ein Professor zu Salamanca habe schon vor Jahren gegen die verdammten Sätze, namentlich gegen den eben angeführten, geschrieben. Der Nuncius berichtete dieses nach Rom und erhielt die Weisung, eine Abschrift des Buches einzusenden. Gonzalez legte dieser einen Brief an den Papst bei, worin er ihm mittheilte, warum das Buch nicht gedruckt sei. Der Papst ließ das Manuscript durch zwei Theologen begutachten. Der eine billigte dasselbe durchaus; der andere erklärte, kein Jesuit habe etwas Besseres über die Frage geschrieben, es sei aber wünschenswerth, daß einige Punkte weiter ausgeführt würden. In einer Sitzung der Inquisition vom 26. Juni 1680 wurde darauf beschlossen: Gonzalez sei durch den Nuncius mitzutheilen, der Papst befehle ihm, frei und unerschrocken den Probabiliorismus zu vertheidigen und den Probabilismus zu bekämpfen; dem Jesuiten-General sei im Auftrage des Papstes aufzugeben, in keiner Weise seinen Patres zu gestatten, zu Gunsten der minder probabeln Meinung zu schreiben und die Ansicht derjenigen zu

bekämpfen, welche behaupteten, es sei nicht gestattet, einer minder probabeln Meinung zu folgen, wenn man die entgegengesetzte als probabeler erkannt habe; der General habe den Universitäten der Gesellschaft mitzutheilen, es sei die Willensmeinung des Papstes, daß jeder zu Gunsten des Probabiliorismus schreiben und die entgegengesetzte Meinung bekämpfen dürfen solle. Dieser Befehl des Papstes wurde dem General Oliva amtlich mitgetheilt. Er antwortete: er werde sofort gehorchen, obschon weder von ihm noch von irgend einem seiner Vorgänger jemals die Vertheidigung des Probabiliorismus verboten worden sei.

Der Jesuiten-General gehorchte indeß nicht. Er versandte allerdings ein Rundschreiben, aber dieses enthält nichts als die Ermahnung, die Jesuiten sollten mit Rücksicht auf die vielfach gegen sie vorgebrachten falschen Anschuldigungen sorgfältig in der Auswahl der Meinungen in der Sittenlehre sein, und die Provinziale sollten diejenigen, welche zu laxe Lehren vortrügen, vom Lehramte entfernen. Von dem, was der Papst wirklich befohlen hatte, steht nichts darin. Das Decret der Inquisition wurde, wie wir sehen werden, erst im Jahre 1693 in weiteren Kreisen bekannt.

Gonzalez wurde durch den Nuncius aufgefordert, sein Buch druckfertig zu machen, und hätte dasselbe nun, auf die Weisung des Papstes gestützt, auch gegen den Willen des Generals veröffentlichen können. Es lag ihm aber viel daran, daß das Buch mit Genehmigung der Ordensoberen erscheine, da es nur so bekunden konnte, daß der Probabilismus nicht als Ordensdoctrin anzusehen sei. Er schrieb also dem Papste, er halte es für besser, sein Buch noch einmal umzuarbeiten und namentlich auch die mittlerweile erschienenen Schriften zu berücksichtigen. Damit erklärte sich der Papst einverstanden.

Gonzalez war eben mit dieser Umarbeitung fertig, als er von seiner Provinz Castilien als Abgeordneter zu der General-Congregation gesandt wurde, die am 21. Juni 1687 zusammentrat, um den Nachfolger des am 12. December 1686 gestorbenen Generals Noyelle zu wählen. Er nahm mehrere Denkschriften, die er verfaßt hatte, um die Oberen zu überzeugen, daß es gerathen sei, die Vertheidigung beider Ansichten, des Probabilismus und des Probabiliorismus, freizugeben, mit nach Rom, um eine Erklärung der General-Congregation oder des neuen Generals über diesen Punkt zu erwirken. Auch das Manuscript seines Buches brachte er mit, um es dem neuen General vorzulegen.

Innocenz XI. gab den Wunsch zu erkennen, daß Gonzalez selbst General werden möge, und er wurde wirklich am 6. Juli 1687 gewählt, freilich erst im dritten Wahlgange mit 48 von 86 Stimmen. Der Papst

sagte ihm bei der ersten Audienz, er sei zu dem Zwecke General geworden, um die Gesellschaft von dem Abgrunde zurückzuhalten, in welchen sie sich stürzen zu wollen scheine, von der Erhebung des Probabilismus zur Ordensdoctrin. Gonzalez selbst wird die Aeußerung zugeschrieben, Gott habe ihn darum zum General gemacht, damit er statt des Probabilismus den Probabiliorismus in der Gesellschaft zur Geltung bringe.

Während die General-Congregation ihre Verhandlungen unter dem Vorsitze des neuen Generals fortsetzte, theilte der Cardinal-Staatssecretär Cybo diesem und sechs der angesehensten Patres mit, der Papst wünsche, es möge den Theologen der Gesellschaft gestattet sein, die Lehre vorzutragen und in Schriften zu vertheidigen, daß man der probabelern und sicherern und nicht der weniger probabeln und weniger sichern Meinung folgen müsse. Darin lag die Aufforderung, die General-Congregation möge einen in diesem Sinne gehaltenen Beschluß fassen. Gonzalez bot denn auch alles auf, um einen solchen Beschluß durchzusetzen, da er ein Decret der General-Congregation für wirksamer hielt als ein von ihm zu erlassendes Rundschreiben. Nach langen und lebhaften Verhandlungen wurde aber nur eine Erklärung beschlossen des Inhalts: man sage mit Unrecht, die Gesellschaft habe es übernommen, allgemein die Lehre zu vertheidigen, man dürfe nach der minder probabeln der Freiheit günstigen Meinung mit Beiseitelassung der probabelern dem Gebote günstigen handeln; es sei vielmehr in der Gesellschaft nicht verboten, daß die entgegengesetzte Ansicht von denjenigen vertheidigt werde, welche sie für richtiger hielten. Dieser Beschluß befriedigte keine der beiden Parteien: die Probabilisten bezeichneten denselben später als durch den General erzwungen; der Papst äußerte diesem gegenüber, er verlange von den Jesuiten mehr als jene Erklärung. Er befahl dem General auch, irgend einen hervorragenden spanischen Jesuiten an das Römische Collegium zu berufen, um dort die Ansicht vorzutragen, die der General selbst vertheidige, zu der sich der heilige Stuhl mehr hinneige und deren Vertretung er, der Papst, ebenso dringend wünsche wie er es beklage, daß der Probabilismus so zahlreiche Anhänger habe, der doch von vielen und bedeutenden Männern als die Wurzel der laxen Moral und als die Quelle der 110 von ihm und seinen Vorgängern verdammten Sätze angesehen werde. Gonzalez berief darauf den Pater Joseph de Aisaro von Salamanca an das Römische Colleg.

Die Assistenten, welche von der General-Congregation gewählt wurden, traten, wie wir sehen werden, alle fünf den Bestrebungen des

Generals entgegen. Der eifrigste und einflußreichste unter ihnen war der deutsche, Eusebius Graf von Truchseß. Der vor der General-Congregation gewählte Admonitor Joseph Fotius starb bald nachher. Sein Amt wurde auf den Wunsch des Generals mit ungern gegebener Zustimmung der Assistenten dem Secretär der Gesellschaft übertragen, dem Belgier Aegidius Estrix, der bis dahin sich als eifriger Vertreter der im Orden herrschenden Ansichten bemerklich gemacht hatte, in der Folgezeit aber ein ebenso eifriger Bundesgenosse des Generals war.

4.

Für seine literarische Thätigkeit erhielt Gonzalez nach seiner Erhebung zum General von Innocenz XI. zunächst ein anderes Thema zugewiesen. Der Papst beklagte sich bitter darüber, daß noch kein Jesuit als Vertheidiger des heiligen Stuhles gegen die gallicanischen Artikel von 1682 aufgetreten sei. Darauf ließ Gonzalez einen starken Quartband über die Unfehlbarkeit des Papstes drucken. Der Druck war noch nicht ganz vollendet, als Innocenz XI. 12. August 1689 starb. Sein Nachfolger Alexander VIII. verbot mit Rücksicht auf die gleich nach seiner Thronbesteigung eingeleiteten Ausgleichsverhandlungen mit der französischen Regierung, das Buch auszugeben. Es ist auch später nicht ausgegeben worden.

Es mag hier gleich erwähnt werden, daß Gonzalez ein ebenso eifriger Gegner des Jansenismus wie des Gallicanismus war und überhaupt in allen Beziehungen die Anschauungen seines Ordens vertrat, mit einziger Ausnahme der Moralfragen. Wenn er mitunter als Gesinnungsgenosse der Jansenisten bezeichnet wird, so erklärt sich das daraus, daß man überhaupt die Gegner der laxen Moral als Jansenisten zu bezeichnen liebte.

Die probabilistische Controverse kam unter dem Generalate von Gonzalez zuerst zur Verhandlung, als im Jahre 1688 die Druck-Erlaubniß für eine neue Ausgabe eines der bedeutendsten antiprobabilistischen Werke von einem Jesuiten nachgesucht wurde. Dasselbe war von dem Spanier Michael de Elizalde auf den Wunsch des Jesuiten-Cardinals Pallavicini verfaßt. Der General Oliva hatte 1669 die Druck-Erlaubniß verweigert. Elizalde ließ aber 1670 den ersten Theil unter dem Namen Antonius Celladei erscheinen, und nach seinem Tode (1678) erschien das Werk 1684 vollständig unter demselben Namen. 1688 sollte es unter dem wahren Namen des Verfassers neu gedruckt werden. Gonzalez wollte auf den Rath Alfaro's die Druck-Erlaubniß ertheilen, verzichtete aber darauf, als die Revisoren des Ordens sich sehr entschieden

dagegen aussprachen. Seine Gegner behaupteten, er habe sich durch die Approbation der neuen Ausgabe für seine eigenen Arbeiten den Weg frei machen wollen, und sie versuchten, ihm diesen dadurch zu versperren, daß sie die ältere Ausgabe von Elizalde's Werk bei der Inquisition denuncirten. Thatsächlich wurde dasselbe von der Inquisition nicht verboten, aber auch nicht neu gedruckt.

Als Gonzalez vier Jahre General war, entschloß er sich, selbst ein Buch gegen den Probabilismus herauszugeben. Er habe, äußerte er, gesehen, daß in diesen Jahren kein Jesuit als Vertheidiger des Probabiliorismus aufgetreten sei, und wolle durch sein Buch thatsächlich beweisen, daß das Decret der General-Congregation nicht eine bloße politische Ceremonie zur Beschwichtigung Innocenz' XI. gewesen sei. Er gab seiner Schrift den Titel: „Kurze Abhandlung über den rechten Gebrauch der probabelen Meinungen", legte sie nicht den Revisoren der Gesellschaft vor, sagte auch den Assistenten nichts davon, gab sie aber einigen Jesuiten, ohne Zweifel Alfaro und Estrix, zu lesen und theilte anderen die Hauptpunkte mit, ließ sie dann durch zwei Theologen aus anderen Orden approbiren und in Dillingen drucken. Die Schrift hatte natürlich dieselbe Tendenz wie das Innocenz XI. überreichte, aber nicht gedruckte „Fundament der Moraltheologie", war aber nicht eine neue Bearbeitung dieses älteren Werkes, sondern ein Prodromus zu einer von Gonzalez in Aussicht genommenen neuen Ausgabe desselben. Sie enthielt auch Mittheilungen über Gonzalez' frühere Bemühungen, dem Probabilismus entgegenzuwirken, über die Ermuthigung, die er bei Innocenz XI., und über den Widerstand, den er bei seinen Oberen gefunden, und eine Erörterung über die Tragweite des Decretes der letzten General-Congregation.

Daß das Buch von Gonzalez in Dillingen gedruckt werde, erfuhren seine Gegner in Rom im September 1691. Mehrere Jesuiten machten ihm zunächst privatim Vorstellungen. Auch ein damals in Rom einflußreicher spanischer Franciscaner, Franz Diaz, der mit Gonzalez von Salamanca her befreundet und später einer seiner eifrigsten Vertheidiger war, ließ sich bestimmen, ein Abmahnungsschreiben an ihn zu richten. In diesem kommen folgende charakteristische Bemerkungen vor: Die Gönner der Jansenisten in Rom erzählten einander mit Freuden, sein Buch gegen den Probabilismus sei außerhalb Roms unter der Presse; sie hofften, bald durch die Autorität des Generals die Schmähungen canonisirt zu sehen, die sie seit langer Zeit gegen die Jesuiten verbreitet hätten, und meinten, hoffentlich werde ein anderer General die Gnadenlehre der Jesuiten ebenso desavouiren wie er den

Probabilismus. Die Kunde von dem Buche sei auch zu den Feinden des Generals in Frankreich und Italien und vielleicht auch in Deutschland gedrungen; diese seien sehr erfreut darüber, weil sie erwarteten, daß nun aus allen Provinzen Klagen über den General bei den Assistenten einlaufen würden. Es würde sehr zu beklagen sein, wenn unter dem Generalate des ersten Spaniers, der auch die drei ersten ausgezeichneten spanischen Generale (Loyola, Lainez und Borgia) gefolgt sei, Mißhelligkeiten entständen. Viele Patres hätten wegen seiner theologischen Ansichten Bedenken getragen, ihm bei der Wahl ihre Stimme zu geben. Die Gegner der Spanier und der Jesuiten würden sich freuen, wenn er gegen Theologen seines Ordens auftrete und den Gegnern der Ordensgeistlichen Waffen in die Hand gebe. Die Jesuiten würden seine Schrift mit größerem Verdruß aufnehmen als tausend Schriften ihrer Gegner. Wenn er beweisen wolle, daß der Probabilismus nicht Ordensdoctrin sei, so könne er ein im Einverständniß mit den Assistenten zu entwerfendes Rundschreiben erlassen und dafür sorgen, daß andere gegen den Probabilismus schrieben, allenfalls auch sein eigenes Buch unter dem Namen eines andern erscheinen lassen.

Die Assistenten baten Gonzalez zunächst einzeln und mündlich, das Buch nicht zu veröffentlichen; namentlich machte ihm der spanische Assistent, der zugleich sein Beichtvater war, weinend und knieend mündlich, dann auch schriftlich Vorstellungen. Da diese fruchtlos blieben, wurde dem General am 4. Nov. 1691 ein von allen fünf Assistenten unterzeichnetes Schriftstück überreicht, worin sie ihm drohten, wenn er sein Buch nicht unterdrücke, würden sie alle Provinzen auf die Gefahr, welche der Gesellschaft drohe, aufmerksam machen. Gonzalez erklärte sich bereit, das Buch nicht unter seinem Namen, sondern als von einem Theologen der Gesellschaft verfaßt erscheinen zu lassen, ein ganzes Capitel wegzulassen oder durch ein anderes zu ersetzen und einige Exemplare kommen zu lassen, damit die Assistenten das Buch, von dem sie bis dahin nur die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte kannten, durchlesen und ihm dann ihre Meinung sagen könnten, worauf er die Sache nochmals überlegen werde. Die Assistenten erklärten darauf: die Weglassung des Namens des Generals auf dem Titelblatte und des einen Capitels genüge nicht; Exemplare nach Rom kommen zu lassen, sei zwecklos, da sie ihre Ansicht doch nicht ändern würden; sie hielten es für das beste, daß das Buch in Dillingen selbst unterdrückt werde und kein Exemplar nach Rom komme; wenn er auf seinem Vorhaben bestehe, würden sie nicht nur die Provinzen von der Sache in Kenntniß setzen, sondern auch sich an den Papst wenden.

Sie ließen denn auch wirklich dem Papste, — es war seit dem 12. Juli 1691 Innocenz XII., — die Bitte vortragen, er möge die Veröffentlichung des Buches, welches der General mit Umgehung der Censur des Ordens und des Magister Sacri Palatii habe drucken lassen, nicht gestatten, und ihre Bitte hatte den Erfolg, daß der Papst befahl, die ganze Auflage des Buches nach Rom kommen zu lassen und vorläufig bei dem Magister Sacri Palatii zu deponiren.

Der Vorwurf, das Buch sei mit Umgehung der Censur des Ordens gedruckt, stützte sich auf die Ansicht der Assistenten, der General sei wie jeder andere Jesuit verpflichtet, seine Bücher durch die amtlich bestellten Revisoren des Ordens approbiren zu lassen. Diese Ansicht bestritt Gonzalez in einer eigenen Denkschrift, die er dem Papste überreichte. Der andere Vorwurf aber war unzweifelhaft berechtigt. Unter Urban VIII. hatte 1625 die Inquisition verordnet: kein in Rom lebender Schriftsteller dürfe ohne die Erlaubniß der Römischen Censurbehörde, des Magister Sacri Palatii und des Cardinal-Vicars, ein Buch außerhalb Roms drucken lassen, und Alexander VII. hatte diese Verordnung 1667 in seine Index-Ausgabe aufgenommen. Wenn Gonzalez gemeint hatte, sie gelte für den Jesuiten-General nicht, so war er im Irrthum. Diesen Irrthum erkannte er auch schon, ehe seine Assistenten den Befehl des Papstes erwirkten. Er entschuldigte sich bei dem Magister Sacri Palatii, und da dieser erklärte, das Buch dürfe jedenfalls nicht veröffentlicht werden, bis die Römische Druck-Erlaubniß ertheilt worden sei, übersandte er ihm eine Abschrift mit der Erklärung, er wolle ändern, was der Magister Sacri Palatii etwa beanstande.

Der Befehl, die ganze Auflage des Buches nach Rom zu schicken, entsprach nicht den Wünschen der Gegner des Generals. Sie äußerten die Befürchtung, der Magister Sacri Palatii, ein Dominicaner, werde seinen Leuten, Cardinälen und anderen Personen Exemplare geben; durch diese würde das Buch in Rom bekannt werden, und Leute wie die Cardinäle Casanate und Aguirre seien sogar fähig dazu, ein Exemplar nach Holland zu schicken, damit das Buch dort nachgedruckt werde. Es gelang den Assistenten, den Befehl zu erwirken, die Auflage nicht nach Rom zu schicken, sondern zu Dillingen unter Verschluß zu halten. Sie muß später vernichtet worden sein; denn es existirt, soviel wir wissen, kein Exemplar mehr. Ein Dillinger Jesuit berichtet im Jahre 1695: ein angesehener Mann aus Dinkelsbühl habe den Rector um ein Exemplar gebeten und ihm erzählt, einem seiner Mitbürger, der schon lange in Paris als Geisel festgehalten werde, habe der dortige Erzbischof die Freilassung versprochen, wenn er ihm das Buch verschaffe.

Digitized by Google

Im Jahre 1692 erhielten die Assistenten einen mächtigen Bundesgenossen. Im Februar wurde der berühmte Jesuit Paolo Segneri als päpstlicher Prediger nach Rom berufen; er wurde bald bei Innocenz XII. sehr beliebt, sehr oft in langen Audienzen empfangen und vielfach zu Rathe gezogen. Er hatte sich mit der Streitfrage über den Probabilismus nie eingehend beschäftigt, wie er denn überhaupt zwar ein beliebter Prediger und ascetischer Schriftsteller, aber nichts weniger als ein gelehrter Theologe war. Es zeigte sich bald, daß die Assistenten ihn völlig für sich gewonnen und sich dadurch eines einflußreichen Vertreters bei dem Papste versichert hatten. Im Juni 1692 richtete Segneri an Gonzalez ein Schreiben, worin folgende charakteristische Stellen vorkommen: „Die Veröffentlichung Ihres Buches würde für Sie und für die Gesellschaft schlimme Folgen haben. Davon bin ich so fest überzeugt, daß ich mir schon wiederholt den Tod gewünscht habe, um die schlimmen Folgen, die ich vorhersehe, nicht zu erleben. Sie sagen, Sie wollten das Buch herausgeben, um der laxen Moral unserer Schriftsteller entgegenzutreten. Damit hören Sie auf, unser Vater zu sein, und treten in die Reihen unserer Gegner und Ankläger, indem Sie jenen Laxismus zugeben, der sich bei einer genaueren Prüfung als eine von den Jansenisten und anderen Feinden uns angedichtete Verleumdung herausstellt. Sie werden sich dadurch die ganze Gesellschaft entfremden, und wie können Sie diese als Vater leiten, wenn Sie die Liebe der Söhne verloren haben? In Rom wird schon vielfach über den Zwist zwischen Ihnen und uns, Ihren Söhnen, gesprochen. Wer die Gesellschaft liebt, der klagt, um diese zu vertheidigen, Sie an; wer sie haßt, der vertheidigt Sie, um jene zu schmähen. Ich höre, Sie haben geäußert, Gott habe Sie General werden lassen, damit Sie dieses Buch veröffentlichten. Das ist meines Erachtens ein schlauer Betrug des Teufels. Denn wenn Gott jemand zu einem Amte erhebt, so erhebt er ihn zu dem Zwecke, daß er thue, was seines Amtes ist. Ein General aber hat die Aufgabe, die Gesellschaft zu leiten, nicht Bücher zu schreiben ... Sie können überzeugt sein, daß Ihr Buch in allen Theilen Europa's von den Jesuiten scharf angegriffen werden wird. Denken Sie nicht, Sie würden das verhindern können. Die Jesuiten werden sagen, es stehe ihnen nach dem Naturrechte zu, ihre Gesellschaft gegen die augenscheinliche Ungerechtigkeit zu vertheidigen, welche ihr durch Ihr Buch widerfahre, in welchem ihre Hinneigung zu laxen Meinungen vorausgesetzt wird. Freilich soll der Leib das Haupt vertheidigen; aber, werden jene sagen, nicht auch in dem Falle, wo das Haupt sich gegen den Leib erhebt. Und was werden das für Schriften sein! Welcher Scandal,

die Söhne sich gegen den Vater bewaffnen zu sehen! Ich möchte so häßliche Scenen nicht erleben."

Charakteristisch für Segneri ist, daß er zu derselben Zeit sich auch dazu hergab, die Angriffe seiner Ordensgenossen auf den gelehrten Augustiner Heinrich Noris, den späteren Cardinal, bei Innocenz XII. zu unterstützen, welchem er bei einer Audienz sagte, er habe selbst das Buch von Noris nicht gelesen, aber seine Patres sagten, es sei jansenistisch.

Es wird Innocenz XII. nicht leicht geworden sein, zwischen den streitenden Parteien zu entscheiden. Er ließ sich vorerst durch Segneri und die Assistenten nur dazu bestimmen, im Juni 1692 Gonzalez sagen zu lassen, die Veröffentlichung seines Buches sei jedenfalls bis zum Zusammentreten der Congregation der Procuratoren im November 1693 zu verschieben. Der Magister Sacri Palatii, welcher Gonzalez dieses mitzutheilen hatte, scheint ihm gleichzeitig gesagt zu haben, sein Buch könne so, wie es gedruckt sei, überhaupt nicht ausgegeben werden. Jedenfalls ist fortan nicht mehr von der Veröffentlichung des zu Dillingen gedruckten Buches, sondern nur noch von der einer neuen, veränderten Ausgabe desselben oder eines neuen Buches über dasselbe Thema die Rede.

5.

Den Befehl, bis zur Procuratoren-Congregation im November 1693 zu warten, hat Innocenz XII. allem Anscheine nur gegeben, weil er hoffte, die Sache werde sich ausgleichen. Zu einer Entscheidung war die Procuratoren-Congregation selbst gar nicht competent; sie konnte, wie wir gesehen haben, nur etwa beschließen, der General habe binnen achtzehn Monaten, also spätestens im Sommer 1695, eine General-Congregation zu berufen; erst diese konnte darüber Beschluß fassen, ob der General sein Buch und überhaupt ein Buch gegen den Willen der Assistenten und ohne vorherige Prüfung durch die Revisoren des Ordens veröffentlichen dürfe. Der Papst hätte alle Streitfragen aus eigener Machtvollkommenheit entscheiden, er hätte auch dem General befehlen können, sofort eine General-Congregation zu berufen. Daß er weder das eine noch das andere that, beweist, daß er wünschte und hoffte, die streitenden Parteien möchten die Sache unter sich abmachen.

Im December 1692 machte der Secretär Estrix den Assistenten den Vorschlag: der General solle sein Buch umarbeiten und den Assistenten vorlegen und sich mit ihnen über etwaige weitere Aenderungen unbeschadet des wesentlichen Inhalts verständigen; in der Vorrede solle er sagen: es stehe jedem Jesuiten frei, bei der Ansicht zu verharren,

Digitized by Google

die er für die richtigere halte; es scheine ihm aber wünschenswerth, daß eine so wichtige Frage von beiden Seiten beleuchtet werde, und er theile darum mit, was er als Professor zu Salamanca geschrieben und was dadurch, daß er General geworden, keine größere Autorität erlangt habe. Die Assistenten bestanden aber darauf, das Buch des Generals sei wie jedes andere so zur Censur vorzulegen, daß die Censoren nicht nur das Recht hätten, zu streichen und zu ändern, sondern auch zu entscheiden, ob das Buch überhaupt zu drucken sei. Und während die gewöhnlichen Revisoren über den Inhalt eines Buches ihr Urtheil abzugeben hätten, stehe es vorzugsweise den Assistenten zu, darüber zu entscheiden, ob die Veröffentlichung desselben mit Rücksicht auf den Verfasser, die Zeitverhältnisse und das Wohl der Gesellschaft wünschenswerth sei. Man sieht, wenn nach den allgemeinen Regeln kein Jesuit ohne Erlaubniß des Generals ein Buch herausgeben durfte, so verlangten die Assistenten, der General solle dieses nicht ohne ihre Erlaubniß thun dürfen. Sie fügten ausdrücklich bei: ein Buch über den Probabilismus dürfe jedenfalls nicht unter dem Namen des Generals erscheinen, der als solcher in dieser Streitfrage überhaupt nicht, am wenigsten gegen die Ansicht der hervorragendsten Theologen der Gesellschaft Partei ergreifen dürfe.

Ende Januar 1693 wurde Gonzalez von einem Cardinal mitgetheilt, der Papst werde die Veröffentlichung des Buches vor der Procuratoren-Congregation gestatten, wenn er es anonym, als „von einem Theologen der Gesellschaft" verfaßt, herausgeben wolle. Gonzalez antwortete: dazu habe er sich früher den Assistenten gegenüber bereit erklärt; nachdem aber der Streit in die Oeffentlichkeit gekommen sei, würde es den Gegnern der Jesuiten zu den bittersten Satiren Anlaß geben, und könne er sich also dazu, falls nicht der Papst es befehle, nicht entschließen.

Beide Parteien ließen in den Jahren 1692 und 1693, der General meist durch den Secretär P. Estrix, die Assistenten durch Segneri, eine Reihe von Denkschriften verfassen, welche dem Papste und einflußreichen Männern überreicht, theilweise auch an die Provinziale versandt wurden. In einer von Segneri kommt folgende Stelle vor, welche zeigt, wie hoch die Erbitterung gestiegen war: „Der General hat als despotischer Herrscher alle Belohnungen und alle Strafen zu seiner Verfügung, um anzulocken und einzuschüchtern, und er macht Gebrauch davon. An den Katheder gewöhnt, hält er diese Sache für wichtiger als alle anderen Angelegenheiten; er denkt an keine andere und spricht von keiner anderen und glaubt von Gott zum General gemacht worden zu sein, um den Ruhm zu haben, einen ganzen so gelehrten und so berühmten Orden

für die Meinung zu gewinnen, die ihm gefällt. Wenn nicht die Assistenten einmüthig der Uebermacht entgegenträten, mit welcher der General die ihm günstige Partei befördert und der anderen entgegentritt, was würden wir erleben!" Der oben erwähnte Augustiner Noris, sagt in einem Briefe an den Großherzog Cosimo III. von Toscana: „Die Jesuiten sagen, die Lehre ihres Generals sei verderblich für die Wirksamkeit der Gesellschaft; denn da sie die Beichtväter so vieler großer Fürsten Europa's, so vieler fürstlicher Prälaten in Deutschland und so vieler vornehmer Hofleute seien, dürften sie nicht so strenge sein, wie Pater Thyrsus wolle, da sie, wenn sie dessen Lehre befolge wollten, ihr Amt als Beichtväter an allen Höfen verlieren würden. Da nun der General das, was er gegen den Probabilismus hat drucken lassen, nicht unterdrücken oder retractiren will, wollen alle Assistenten eine General-Congregation berufen, um ihn abzusetzen, falls er nicht seine Ansicht zu Gunsten der Ansicht der Gesellschaft aufgebe. Die den Assistenten zustimmenden Jesuiten führen sehr böse Reden gegen den Monarchen."

Die auch von anderen ausgesprochene Vermuthung, man wolle den General absetzen, wurde von den Assistenten und von Segneri für eine Verleumdung erklärt. An eine förmliche Absetzung konnte man in der That nach dem oben Gesagten nicht wohl denken; der Plan war, wie aus den schriftlichen Aeußerungen der Gegner des Generals hervorgeht, die General-Congregation einen Tadel gegen ihn aussprechen, ihm eine Weisung für sein ferneres Verhalten geben zu lassen und, falls er sich diesen Beschlüssen nicht fügen wollte, einen Coadjutor zu wählen und diesem die Leitung der Gesellschaft zu übertragen, so daß Gonzalez nur den Titel des Generals behalten hätte und thatsächlich so gut wie abgesetzt gewesen wäre.

6.

Im Sommer 1693 wurden auch einige katholische Höfe in den Streit hineingezogen. Im April wurde die Provinzial-Congregation der Römischen Provinz gehalten. Sie beschloß mit 34 gegen 8 Stimmen, bei der im November abzuhaltenden Procuratoren-Congregation die Berufung einer General-Congregation zu beantragen, und wählte mit 33 von 42 Stimmen Segneri, also den einflußreichsten Gegner des Generals, zum Procurator. Darauf richtete der mit Gonzalez befreundete spanische Cardinal Aguirre an den König von Spanien ein längeres Schreiben, worin er u. a. sagt: „Der General, ein exemplarischer und gelehrter Mann, der durch seine Missionen und Predigten in Spanien so segensreich gewirkt hat, wird von seinen Ordensgenossen verfolgt und

befindet sich in großer Bedrängniß. Er hat mich gebeten, zu seinen Gunsten an Ew. Majestät zu schreiben. Es handelt sich um die maßlose Freiheit, mit welcher sehr viele neuere Schriftsteller, namentlich Jesuiten, sehr laxe Ansichten drucken lassen, lehren und praktisch anwenden. Der General hat, um diesem Uebel entgegenzuwirken, ein Buch drucken lassen, zu dessen Veröffentlichung ihn Innocenz XI. wiederholt aufgefordert hatte. Seine Untergebenen aber haben, statt dafür dankbar zu sein und sich zu bessern, gegen ihn die Waffen ergriffen, sowohl zu Paris, wo sie es ungern sehen, daß ein Spanier General ist, wie hier, und sie haben verlangt, der Papst solle das Buch unterdrücken, was den Verfasser tief kränken und von fast allen Cardinälen, Prälaten und angesehenen Männern aller Orden bedauert werden würde, auch von einigen der eifrigsten und gelehrtesten Mitgliedern der Gesellschaft, welche wissen, daß ihr General Recht hat, ihn aber nicht zu vertheidigen wagen, um nicht von der viel größeren Zahl von Jesuiten, die seine Gegner sind, verfolgt zu werden. Die Feinde des Generals gehen so weit, daß sie die Berufung einer General-Congregation verlangen, um ihn abzusetzen, da doch alle, die nicht zu ihrer Partei gehören, der Meinung sind, die Gesellschaft habe seit dem h. Franz Borgia keinen würdigeren General gehabt. Einige von ihnen sagen, er sei ein Jansenist; eine schmähliche Verleumdung, da er mit den verdammten Sätzen des Jansenius nichts zu schaffen, sie vielmehr in seinen Büchern auf das entschiedenste bekämpft hat. Kein unterrichteter Mann legt auf diese Verleumdung irgend welchen Werth. Es ist ja bekannt, daß viele Jesuiten den Schimpfnamen Jansenist auch dem Papste Innocenz XI. beilegten, der so viele ihrer laxen Ansichten verdammte. Denselben Namen geben sie all den zahllosen gelehrten und frommen Prälaten und Schriftstellern, die gegen ihre laxe Moral geschrieben haben und schreiben, um sie bei dem Volke zu discreditiren, während dieses bei den Unterrichteten nicht mehr verfängt."

Der Cardinal sagt im Verlaufe des Briefes noch: „Die französischen Emissäre, welche der Pater La Chaise, der Beichtvater des Königs von Frankreich, hier hat, setzen alles in Bewegung, um den armen General zu stürzen und bei dem Papste um sein Ansehen zu bringen und diesen davon abzuhalten, auf die angesehenen Männer jeder Art, die ihn vertheidigen, zu hören." Ueber diese französischen Intriguen ist nichts Näheres bekannt.

In ähnlichem Sinne wie der Cardinal Aguirre schrieben auch der spanische Gesandte und der Pater Diaz an den König von Spanien. Der Gesandte wurde darauf von dem Madrider Hofe angewiesen, sich

bei dem Papste für eine Beilegung des Zwistes zu bemühen und den General als Spanier und des königlichen Schutzes würdigen Unterthan zu vertheidigen. Die Beamten in den spanischen Besitzungen aber wurden angewiesen, den in den Provinzial-Congregationen zu wählenden Procuratoren mitzutheilen, daß der König die Berufung einer Genekal-Congregation zu dem Zwecke, den General durch die Wahl eines Coadjutors aus seinem Amte zu entfernen, nicht wünsche.

Auch der Kaiser Leopold I. that um diese Zeit auf Betreiben Wiener Jesuiten Schritte zu Gunsten des Generals; es ist aber nichts Näheres darüber bekannt. Im September gab der Kaiser dem Jesuiten Friedrich Wolff Briefe an den General und an die Assistenten mit, worin er sie ermahnt, sich die gütliche Beilegung des Streites angelegen sein zu lassen, und beiden Parteien mittheilt, P. Wolff sei von ihm zu weiteren Eröffnungen ermächtigt. Die Bemühungen Wolff's, einen Ausgleich herbeizuführen, scheiterten aber an dem Widerstand der Assistenten.

7.

Der Papst hatte, wie wir gehört haben, die Veröffentlichung des Buches von Gonzalez bis zum Zusammentreten der Procuratoren-Congregation im November 1693 suspendirt. Gonzalez selbst und seine Gönner bemühten sich, die Zurücknahme dieses Befehles zu erwirken, und ihre Bemühungen wurden im Sommer 1693 in merkwürdiger Weise mit Erfolg gekrönt. Als am 24. Juni in einer Sitzung der Inquisition über eine laxe theologische Lehre verhandelt wurde, erwähnte der Assessor des h. Officiums das Buch des Generals. Das hatte zur Folge, daß alle Anwesenden die Verzögerung der Veröffentlichung eines im Sinne der früheren Päpste gegen die laxe Moral geschriebenen Buches als ein Scandal für die Römische Curie und die Kirche bezeichneten und sich dahin aussprachen, es müßten dem Papste im Namen der Congregation darüber Vorstellungen gemacht werden. Am andern Tage wurde dem Papste darüber berichtet, und er befahl sofort, ihm das Buch von Gonzalez zu bringen, damit er es durch die von ihm zu bestellenden Censoren durchsehen lasse. Einen Monat später fand der Cardinal Cybo unter seinen Papieren den Brief, welchen Gonzalez 1680 an Innocenz XI. gerichtet hatte, mit der Notiz, daß derselbe der Inquisition überwiesen worden sei. Er ließ im Archiv der Inquisition nachsehen, und dort fand man jetzt das ganz in Vergessenheit gerathene Decret vom 26. Juni 1680. Als dieses dem Papste vorgelegt wurde, sprach er sein Erstaunen und zugleich seine Freude darüber

aus, daß er, ehe er von diesem Vorgange im Jahre 1680 etwas gewußt, aus Antrieb des h. Geistes die Veröffentlichung des Buches des Generals angeordnet habe. Dieser aber versandte an die Provinziale einen Bericht, in welchem das bis dahin unbekannt gebliebene Decret von 1680 und sein Briefwechsel mit Innocenz XI., dem Cardinal Cybo und dem Madrider Nuncius mitgetheilt wurden. Er ließ auch, da das Gutachten der Revisoren Oliva's über sein älteres Buch von seinen Gegnern verbreitet und gegen ihn ausgebeutet wurde, durch den Pater Alfaro eine Entgegnung auf dasselbe ausarbeiten und diese verbreiten.

Bei der Entscheidung des Papstes zu Gunsten des Generals handelte es sich, wie bereits bemerkt wurde, nicht um die Freigebung des in Dillingen gedruckten Buches, sondern um den Druck einer neuen Arbeit, die Gonzalez im Manuscript bereits fertig hatte. Der Papst wollte diese nicht ohne Mitwirkung von Vertretern des Ordens drucken lassen, aber auch nicht den gewöhnlichen Revisoren vorlegen. Er ließ sich von dem General und von den Assistenten je zehn Jesuiten nennen und bestellte drei von diesen, einen Spanier, einen Deutschen und einen Franzosen, als Censoren. Sie erhoben eine Reihe von Bedenken gegen einzelne Ausdrücke und Ausführungen, und es scheint, daß diese alle von Gonzalez, freiwillig oder auf Befehl des Papstes, berücksichtigt wurden. Dagegen wurde auf den von den Assistenten in einer Eingabe an den Magister Sacri Palatii gestellten Antrag nicht eingegangen, es solle auf dem Titelblatte ein anderer Jesuit als Verfasser genannt werden, der dann in der Vorrede sagen möge, er habe alles aus dem, was Pater Gonzalez zu Salamanca geschrieben, entnommen.

Nachdem die drei Censoren aus dem Jesuitenorden ihr Gutachten abgegeben, bestellte der Magister Sacri Palatii, der mit dem Cardinal-Vicar die Druck-Erlaubniß zu unterzeichnen hatte, seinerseits, wie er das bei allen Büchern zu thun pflegt, noch zwei Censoren, einen Carmeliter und einen Cistercienser, welche beide Qualificatoren der Inquisition waren. Segneri berichtet, auch diese hätten noch manches gestrichen. Anfangs 1694 erschien dann endlich das Buch, ein kleiner Folioband, unter dem Titel: „Fundament der Moraltheologie, d. h. theologische Abhandlung über den rechten Gebrauch der probabelen Meinungen .... von P. Thyrsus Gonzalez, Professor der Theologie zu Salamanca, jetzt General der Gesellschaft Jesu."

Viele Leser fanden die Erwartungen, welche durch die langen und heftigen Erörterungen über das Buch vor seinem Erscheinen erweckt waren, nicht erfüllt. Der Pater La Chaise, der weder ein Rigorist noch ein Freund des Generals war, schrieb diesem: „Ich gestehe, daß

ich mich in der Meinung, die ich mir von dem Buche gebildet hatte, in sehr hohem Maße getäuscht habe. Ich hatte eine sehr strenge Moral bezüglich des Gebrauches der probabelen Meinungen erwartet, und nun finde ich gleich sehr vielen gelehrten Männern eine laxere, als wir hier zu Lande ertragen können." Gonzalez vertritt, wie bereits bemerkt wurde, eine Ansicht, die allerdings von den jesuitischen Probabilisten als Tutiorismus und Rigorismus verschrieen wird, aber milder ist als die Lehre mancher französischen Theologen, und die polemische Seite tritt in seinem Buche ganz zurück. Auch die geschichtlichen Erörterungen über den probabilistischen Streit sind sehr dürftig; von seinen eigenen Erlebnissen ist gar nicht die Rede. In dem zu Dillingen gedruckten Buche hatte er darüber ausführlich gesprochen. Die Assistenten legten aber auf die Weglassung der „sehr gehässigen geschichtlichen Abschnitte" ganz besondern Werth. „Der Verfasser", sagen sie in ihrer oben erwähnten Eingabe an den Magister Sacri Palatii, „soll den Theologen und nicht den Geschichtschreiber spielen und braucht also weder die Schicksale seines Buches noch den Ursprung und Fortschritt des Probabilismus zu erzählen". Ob Gonzalez diese Partie bei der neuen Bearbeitung selbst bei Seite gelassen hatte oder ob sie von den Censoren gestrichen worden ist, erhellt nicht. Jedenfalls haben die Censoren vieles gestrichen und Gonzalez genöthigt, manches in seinem Manuscripte zu ändern, wenn es auch eine Uebertreibung sein mag, was Segneri angibt: man habe Censuren ohne Ende gemacht, so daß das Buch schließlich ganz verstümmelt ans Licht getreten sei.

So war der Sieg, den Gonzalez durch die Veröffentlichung seines Werkes über seine Gegner davontrug, doch nur ein sehr unvollkommener, und es ist sehr zu beklagen, daß sein erstes in Salamanca verfaßtes Buch über den Probabilismus gar nicht gedruckt und von dem zweiten in Dillingen fertig gedruckten kein Exemplar gerettet worden ist.

8.

Am 15. November 1693 trat die Congregation der Procuratoren zusammen. Sie hatte nach den Statuten des Ordens nur einige untergeordnete Dinge zu erledigen und über die Frage abzustimmen, ob eine außerordentliche General-Congregation zu berufen sei. Ueber diese Frage hatten auch die Provinzial-Congregationen abgestimmt, und die Mehrzahl derselben hatte sich dagegen ausgesprochen. Diese Abstimmungen waren aber, wie wir bemerkt haben, für die Procuratoren der betreffenden Provinzen nicht bindend.

Die Assistenten vertheilten an diejenigen Procuratoren, welche sie für sich gewinnen zu können hofften, eine Denkschrift, in welcher sie die Nothwendigkeit der Berufung einer außerordentlichen General-Congregation nachzuweisen suchen. In der Gesellschaft, sagen sie darin, sehe man Unruhe und Zwist, außerhalb derselben Aergerniß, Anrufung der Fürsten und Verschwörungen der Gegner. Die Lehre, die Sittlichkeit, die Verfassung der Gesellschaft werde angegriffen. Ueber die Rechte des Generals, die Pflichten der Assistenten und die wesentliche Gestalt der Gesellschaft sei Streit entstanden. Die Freiheit der Gesellschaft, eine General-Congregation zu berufen, werde von dem General und seinen Anhängern gefährdet durch die Verbreitung der Denkschriften dagegen und durch die von dem General verfaßten oder erbettelten Verfügungen des Königs von Spanien, durch die Intriguen des Pater Diaz u. s. w. Nach den Regeln der Gesellschaft solle der General im Einverständniß mit den Assistenten regieren; ein solches sei aber nicht mehr vorhanden. Der General besitze nur ein sehr bescheidenes Maß von Klugheit, gar keine Erfahrung in der Verwaltung, sei heftig und unbesonnen, dabei hartnäckig und schwer zu behandeln, auch gewaltthätig, wie die Maßregelung mehrer ihm mißliebiger Patres zeige. Die Assistenten ziehe er gar nicht zu Rathe, von anderen Jesuiten nur einzelne und nicht diejenigen, die sich durch Tugend, Gelehrsamkeit und Erfahrung auszeichneten, desto mehr, wenigstens bei dem obschwebenden Streite, einen Franciscaner (Diaz) und einige Feinde der Gesellschaft. Er liebe nicht die Gesellschaft, wohl aber seine nach dem Urtheile der Sachkundigen sehr mittelmäßigen Bücher. Schriftsteller, welche die Gesellschaft haßten und schmähten, aber die in seinem Buche vorgetragenen Ansichten theilten, überhäufe er mit Lobsprüchen ... Eine General-Congregation müsse berufen werden, um 1. über den Streit zwischen dem General und den Assistenten und über die Klagen zu entscheiden, welche diese über das unerträgliche und den Regeln widersprechende Verfahren des Generals vorzubringen hätten; 2. zu entscheiden, ob das Amt des Admonitors, durch welches die Macht des Generals eingeschränkt werden solle, mit dem Amte des Secretärs vereinigt bleiben dürfe, da bei dem jetzigen Streite der Secretär (Estrix) nicht ein Admonitor, sondern ein leidenschaftlicher Parteigänger des Generals gewesen sei; 3. über die Censur der Bücher des Generals bestimmtere Anordnungen zu treffen; 4. die Gefahr einer Spaltung in der Gesellschaft zu beseitigen, die durch den Streit über den Probabilismus und durch die Klagen über die Begünstigung der Anhänger und die Zurücksetzung der Gegner des Generals entstanden sei; 5. zu untersuchen, ob

der der Gesellschaft gemachte Vorwurf des Laxismus begründet und, wenn dies der Fall, was dagegen zu thun sei. „Es giebt keine andere Wahl", schließen sie: „entweder haben sich die Assistenten gegen ihr Amt und gegen die Gesetze schwer verfehlt, und dann sind sie von der General-Congregation abzusetzen und zu bestrafen; oder sie haben bei ihrer Opposition gegen den General recht und pflichtmäßig gehandelt, und dann sind sie zu hören und ist der General durch die gesetzliche Autorität der Congregation zu seiner Pflicht anzuhalten."

Noch schärfer formuliren die Assistenten ihre Anklagen gegen den General in einer Denkschrift, die sie dem Papste übersandten:

„1. Der General hat unglaublich boshafte Pasquille gegen unsere Gesellschaft verbreitet und fährt fort, durch seine Anhänger solche zu verbreiten, worin er die in seinem Dillinger Buche enthaltenen Unwahrheiten und Schmähungen nicht nur wiederholt, sondern vermehrt und steigert. 2. Er verletzt die wichtigsten Gesetze unseres Instituts, wie wir, wenn Ew. Heiligkeit befehlen, im einzelnen nachweisen werden. 3. Er bekämpft durch seine Schriften die wichtigste Freiheit, welche unserer Gesellschaft zusteht, die Freiheit, General-Congregationen zu berufen, eine Freiheit, deren Beseitigung den Untergang der Gesellschaft zur Folge haben müßte, da die Berufung von General-Congregationen für sie das einzige Mittel ist, innere Zwistigkeiten beizulegen und die Gewalt der Generale, falls sie auf Irrwegen sind, zu beschränken. 4. Er provocirt überall, was bei allen Orden, ganz besonders aber bei dem unserigen durchaus unzulässig ist, die Einmischung der Fürsten. 5. Er vernachlässigt die Sorge für die Gesellschaft und widmet sich ganz dem Bücherschreiben. Das Urtheil über seine Schriften überlassen wir den Gelehrten; darüber aber dürfen wir nicht schweigen, daß er vieles heimlich hat drucken lassen, wie das Dillinger Buch... In diesen Schriften verstößt er vielfach gegen die Wahrheit, überall gegen die Klugheit. Jedenfalls sind dergleichen heimliche Veröffentlichungen durch päpstliche Bullen und Römische Gesetze unter Androhung der strengsten Strafen verboten. 6. Seine Assistenten, ganz harmlose Männer, die durch kein anderes Band als das der Liebe verbunden sind, die weder durch Schriften noch durch Klagen noch durch Recurse bei anderen den General beleidigt haben, hat er in seinen Libellen bitter angegriffen als parteisüchtige, auf ihren Vortheil und die Behauptung ihres Amtes übermäßig bedachte Menschen, und er spricht offen aus, daß er ihren Rath nicht hören und ihre einmüthigen Vorstellungen nicht beachten wolle, wie er denn auf seiner Meinung und seinem Willen hartnäckig besteht, was die weisesten Männer als

in keinem staatlichen oder religiösen Gemeinwesen zu ertragen ansehen."

Schon am dritten Tage nach der Eröffnung der Congregation der Procuratoren, am 18. November, fand die (geheime) Abstimmung über die Frage statt, ob eine General-Congregation zu berufen sei. Von den Procuratoren stimmten 12 dafür, 14 dagegen. Da die fünf Assistenten dafür stimmten, der General, der zwei Stimmen hatte, dagegen, so wurde also die Frage mit 17 gegen 16 Stimmen bejaht. Der General erklärte darauf, da es Gott gefallen habe, daß die Berufung der General-Congregation beschlossen worden sei, werde er überlegen, zu welchem Termine er sie berufen werde.

Einige Tage später, als die Procuratoren zum Theil schon wieder abgereist waren, wurde aber in den Kreisen der Anhänger des Generals ein Zweifel erhoben, ob der mit 17 gegen 16 Stimmen gefaßte Beschluß der Bestimmung der Statuten entspreche, daß zur Gültigkeit eines solchen Beschlusses eine Stimme über die Hälfte erforderlich sei, da 17 Stimmen nicht eine, sondern nur eine halbe Stimme mehr als die Hälfte von 33 seien. Es wurden von beiden Seiten mehrere Gutachten über diese spitzfindige Frage geschrieben; die Entscheidung derselben übertrug der Papst einer Commission von fünf Cardinälen. Diese entschied nach langen Verhandlungen am 3. August 1694 mit drei gegen zwei Stimmen, der Beschluß sei nicht gültig, und der Papst bestätigte diese Entscheidung. Segneri sagt, mehrere einflußreiche Cardinäle und die Höfe von Wien und Madrid hätten den Papst dringend gebeten, die Berufung einer außerordentlichen General-Congregation nicht zu dulden. Man muß gestehen, daß Innocenz XII., um diesen Bitten und gewiß auch seiner eigenen Neigung zu entsprechen, ein sehr klägliches Mittel gewählt hat, wenn er statt einfach kraft der Fülle seiner apostolischen Gewalt den Beschluß der Procuratoren-Congregation zu cassiren, über die kaum zweideutige Bestimmung der Statuten wegen der Stimmenzahl eine Entscheidung gab.

Gonzalez' Gegner im Orden mußten nun warten bis zu der nächsten ordentlichen General-Congregation im Jahre 1696. Von neuen Reibungen zwischen ihm und seinen Assistenten wird nichts berichtet; ihr Verhältniß blieb aber sicher ein sehr gespanntes. Im April 1694 verlor Gonzalez seinen eifrigsten Gehülfen, Estrix, durch den Tod. Im December starb auch sein einflußreichster Gegner, Segneri. Zu seiner angenehmen Ueberraschung ernannte Innocenz XII. zu dessen Nachfolger als Theologen der Pönitentiarie Gonzalez' Freund Alfaro.

9.

Eine ordentliche General-Congregation mußte nach der oben erwähnten Bestimmung Innocenz' X. neun Jahre nach der letzten General-Congregation, welche Gonzalez zum General gewählt hatte, also im September 1696 zusammentreten. Sie wurde aber mit Zustimmung der Assistenten und mit Genehmigung des Papstes der ungünstigen Jahreszeit wegen bis zum 15. November verschoben. Als dieser Termin herannahte, lief eine ganze Reihe von Klagen über den General und von Anträgen, deren Spitze gegen ihn gerichtet war, in Rom ein. Die Verhandlungen der Congregation nahmen aber einen für den General überaus günstigen Verlauf. Gleich nach der Eröffnung beantragte er, ehe man in irgend welche Verhandlungen eintrete, zu beschließen, es solle Niemand die vergangenen Dinge berühren, auch nicht in der Form von Anträgen über Mittel, dergleichen in Zukunft zu verhüten. Der Antrag wurde angenommen. Bei der Wahl der neuen Assistenten, — die bisherigen durften nicht wieder gewählt werden, — erhielten fünf Anhänger des Generals, darunter drei, die bei den bisherigen Streitigkeiten eine Rolle gespielt hatten, die meisten Stimmen, und zwar gleich im ersten Wahlgange, was, wie in der amtlichen Ausgabe der Beschlüsse hervorgehoben wird, noch nicht oft vorgekommen war. Ueber die Bestimmung der Statuten, daß auf einer Procuratoren-Congregation die Berufung einer General-Congregation beschlossen werden könne und daß zur Gültigkeit eines solchen Beschlusses eine Stimme über die Hälfte erforderlich sei, wurde eingehend verhandelt, dann aber mit mehr als zwei Dritteln der Stimmen beschlossen, es solle fortan eine Mehrheit von wenigstens drei Stimmen erforderlich sein. Bezüglich der moraltheologischen Streitfrage beschränkte man sich auf die Erklärung, die General-Congregation spreche gleich früheren Congregationen ihre Mißbilligung aller neuen, besonders aller laxen Meinungen aus und beauftrage den General, ein Verzeichniß von Meinungen, welche von Jesuiten in der Philosophie, Dogmatik und Moraltheologie nicht gelehrt werden dürften, entwerfen zu lassen, dasselbe aber vor der Publikation den Provinzen zur Begutachtung zuzusenden.

Gonzalez lebte noch bis zum 27. October 1705, hatte aber in den letzten Jahren einen Coadjutor in der Person des P. Michel Angelo Tamburini, der nach seinem Tode auch sein Nachfolger wurde. Als Grund der Bestellung eines Coadjutors wird angegeben, Gonzalez sei in Folge einer Erkrankung unfähig geworden, die Gesellschaft zu leiten.

Digitized by Google

Allem Anscheine nach war er geisteskrank. Wenigstens schließt der Jesuit Bonucci in einem 1719 zu Rom geschriebenen Briefe eine Schilderung der großen Verdrießlichkeiten, die Gonzalez' Nachfolger Tamburini von einigen Römischen Jesuiten bereitet wurden, mit dem Satze: „Das wird der zweite General sein, den wir in unseren Tagen verrückt machen".

10.

Das im Jahre 1694 zu Rom erschienene Buch von Gonzalez wurde noch in demselben Jahre an mehreren Orten in Italien, Spanien, Frankreich, Belgien und Deutschland nachgedruckt, binnen Jahresfrist zwölfmal. Es fand in Deutschland auch in protestantischen Kreisen Beachtung: die Leiziger Acta Eruditorum brachten Anfangs 1695 ein ausführliches und recht gutes Referat darüber. In den nächsten Jahren erschienen auch Auszüge daraus von einem portugiesischen, einem französischen und einem deutschen Jesuiten, welche mehrere Auflagen erlebten. Von mehreren anderen Jesuiten wurde noch bei Lebzeiten Gonzalez' dessen Ansicht vertheidigt, am ausführlichsten und besten von dem Spanier Ignacio de Camargo.

Der erste Jesuit, welcher Gonzalez' Buch angriff, war Segneri. Seine recht oberflächliche Kritik, in der Form eines Briefes an einen Freund, wurde aber erst nach seinem und Gonzalez' Tode gedruckt. Eine viel ausführlichere Gegenschrift verfaßte noch 1694 der Dillinger Jesuit Christoph Raßler. Um die Bestimmung, daß alle Schriften von Jesuiten zur Approbation nach Rom zu schicken seien, zu umgehen, theilte er sein Buch in drei Dissertationen für drei seiner Schüler, welche promoviren wollten. Solche Dissertationen durfte nämlich unter Umständen der Provinzial approbiren, und Raßler glaubte der von diesem zu ertheilenden Druckerlaubniß so gewiß zu sein, daß er den Druck ohne Weiteres beginnen ließ und den Drucker ermächtigte, 1000 Exemplare für den Buchhandel zu drucken. Da aber eine der drei Dissertationen allein so umfangreich wurde, daß sie zwanzig Druckbogen füllen mußte, fragte der Provinzial in Rom an, ob man ihm die Prüfung und Gutheißung überlassen wolle, und erhielt begreiflicher Weise den Befehl, das Manuscript nach Rom zu schicken. Die von dem General bestellten Censoren erklärten einstimmig, das Buch dürfe nicht veröffentlicht werden; Raßler verrathe eine klägliche Unwissenheit bezüglich dessen, worauf es bei der behandelten Streitfrage ankomme; er bekämpfe den General ohne alle solide Begründung, aber nicht ohne große Unehrerbietigkeit und eitle Selbstüberhebung; er citire die geg-

nerischen Schriftsteller unrichtig und spreche von denselben, auch von dem General, in schmähenden und infamirenden Ausdrücken u. s. w. Gonzalez übersandte einen Auszug aus diesem Gutachten dem Provinzial mit der Weisung, ihn dem Verfasser mitzutheilen; er erinnerte zugleich an die Verordnung, daß alle akademischen Dissertationen, welche den Umfang von 5—6 Blättern überschritten, zur Censur nach Rom zu schicken seien; schließlich befahl er, die bereits gedruckten Bogen so aufzubewahren, daß kein Exemplar in andere Hände kommen könne oder, falls die Aufbewahrung Schwierigkeiten mache, zu verbrennen. Es ist leider kein Exemplar auf die Nachwelt gekommen. Auch die von Raßler in einem Briefe an seinen Gönner, den früheren Assistenten Truchseß, ausgesprochene Hoffnung, sein Buch werde, wenn das Verbot des Generals bekannt werde, nach einem der Exemplare, die der Drucker in Händen behalten, irgendwo nachgedruckt werden, hat sich nicht erfüllt.

Ein spanischer Jesuit, der das Buch des Generals bekämpfen wollte, Bernardo Sartolo zu Valladolid, war schlauer als Raßler. Er verständigte sich mit einem jungen Doctor zu Salamanca aus vornehmer Familie, Francisco Eustachio de Perra y Porrés, und dieser ließ 1697 die von dem Jesuiten verfaßte Streitschrift unter seinem Namen drucken. Sie enthält unter anderm den Vorwurf: Gonzalez' Lehre widerspreche der der ganzen Gesellschaft und man könne auf ihn die Worte des h. Bernhard anwenden: „Welchen größeren Uebermuth kann es geben, als wenn ein Mensch sein Urtheil dem einer ganzen Congregation vorzieht, als hätte er allein den h. Geist?"

Im Jahre 1700 erklärte sich die Assemblée du clergé de France in scharfen Ausdrücken gegen den Probabilismus und die laxe Moral. Bossuet, der intellectuelle Urheber dieser Erklärung, benutzte bei der Begründung derselben Gonzalez' Buch. Im Jahre 1702 ließ Gonzalez ihm durch einen französischen Jesuiten ein Exemplar einer Widerlegung der eben erwähnten Schrift von Sartolo überreichen, welche unter dem Namen Antonius Florentius, von dem Verleger Bossuet gewidmet, zu Toulouse erschienen war. Bossuet hielt, ohne Zweifel irrig, Gonzalez selbst für den Verfasser. Sonst scheinen die beiden hervorragendsten Bekämpfer des Probabilismus in der damaligen Zeit einander persönlich nicht näher getreten zu sein.

Die Erklärung der Assemblée hatte, wie ein neuerer Jesuit sagt, einen „immensen" Erfolg: „nach dieser Erklärung findet man in Frankreich kaum noch einen Schriftsteller, der seine Stimme zu Gunsten des Probabilismus zu erheben wagt; auch einige französische Jesuiten lassen

den Einfluß ihrer Zeit erkennen." Einer derselben, Paul Gabriel Antoine, gehört sogar zu den hervorragendsten Bekämpfern des Probabilismus.

Der oben erwähnte spanische Jesuit Camargo sagt in seinem 1702 erschienenen Buche: gegenwärtig sei der Probabilismus fast überall zum Schweigen gebracht, nur noch nicht in Spanien. Aber Camargo konnte sich ebenso wenig wie Gonzalez der Befürchtung erwehren, daß der Probabilismus im Jesuitenorden nur für den Augenblick zum Schweigen gebracht sein möge. Gonzalez übersandte 1702 Clemens XI., der 1700 auf Innocenz XI. gefolgt war, eine Denkschrift, worin er sagt: er fürchte, daß nach seinem Tode der Streit über den Probabilismus in der Gesellschaft wieder zum offenen Ausbruch kommen werde. Er spricht dann den Wunsch aus, der apostolische Stuhl möge den Probabilismus, der die Ursache zahlloser Sünden sei, durch ein unfehlbares Urtheil förmlich verdammen; jedenfalls möge der Papst den Oberen der Gesellschaft dringend empfehlen, die Vertheidigung des Probabilismus nicht zu dulden. Bald nach Gonzalez' Tode übersandte Camargo dem Papste eine ähnliche Denkschrift. Er sagt darin unter anderem: „Ich weiß nicht, durch welchen geheimen, jedenfalls furchtbaren Rathschluß Gottes es geschehen ist, daß diese neue Sittenlehre, die der christlichen Sittlichkeit so sehr widerspricht, bei den Jesuiten solchen Beifall gefunden hat, daß sie dieselbe noch jetzt, wo sie sonst fast nirgendwo mehr geduldet wird, vertheidigen, ja daß nicht wenige Jesuiten meinen, sie als Ordenslehre vertheidigen zu müssen ... Die Gegner der Gesellschaft können ihr, ohne zu lügen, vorwerfen, daß nur die Jesuiten jenen Probabilismus, der die Quelle alles Laxismus und aller Sittenverderbniß ist, noch zu vertheidigen fortfahren, ja eifrig fördern und verbreiten, so daß nicht nur die Jesuiten selbst, sondern auch die Angehörigen anderer Orden wohl wissen, daß den Jesuiten nichts so mißfällt, als wenn jene Lehre nicht anerkannt wird." Er habe, fügt Camargo bei, im Gespräche mit einem gelehrten und frommen und der Gesellschaft nicht feindlich gesinnten Ordensgeistlichen die Hoffnung ausgesprochen, daß der Probabilismus von Clemens XI. bald werde verdammt werden; darauf habe jener geantwortet: „Ach, lieber Pater, bewirken Sie, daß Ihre Jesuiten von der eifrigen Vertheidigung des Probabilismus ablassen, dann wird es eines Verdammungsdecretes des heiligen Stuhles nicht mehr bedürfen." Darauf habe er nichts erwidern können. Der Papst, schließt Camargo, möge also befehlen — eine bloße, wenn auch noch so ernste und dringende Ermahnung helfe nichts —, es solle kein Jesuit öffentlich oder heimlich den Probabilismus lehren oder Jemanden irgendwie an der

Vertheidigung der entgegengesetzten Ansicht hindern. Daß der Papst dieses befohlen habe, müsse aber allgemein bekannt werden; nur dann würden die Jesuiten gehorchen.

Clemens XI. antwortete dem Jesuiten, der ihm die Denkschrift von Gonzalez überreichte, es werde ihm sehr lieb sein, wenn die Oberen der Gesellschaft dafür sorgen wollten, daß die Jesuiten sich des Lehrens und Vertheidigens des Probabilismus enthielten; er sei überzeugt, daß dieses für das Gedeihen und die Ehre der Gesellschaft nützlich sei. Auf die Bittschrift Camargo's schrieb er einfach „Gelesen". Unter ihm und den folgenden Päpsten wurde der Probabilismus von den Jesuiten mindestens ebenso eifrig vertheidigt wie vor Gonzalez. Die Jesuiten, welche ihn im achtzehnten Jahrhundert bekämpften, bilden eine ganz verschwindende Minderheit.

11.

„Der Kampf um die Moral", sagt Döllinger, „hat sich durch das ganze achtzehnte Jahrhundert fortgesetzt, so daß bald Frankreich, bald Italien der Hauptschauplatz desselben wurde. Er hat wesentlich zum Untergange des Ordens und dessen Aufhebung durch den päpstlichen Stuhl beigetragen, und es gab eine Zeit, in welcher viele hofften, daß auch das System, dessen festeste Stütze die Gesellschaft Jesu gewesen, für immer aus der Kirche verdrängt werden und ernste, tiefgehende Reformen in der kirchlichen Disciplin daran sich knüpfen würden. Das war eine Täuschung: mit der Gesellschaft ist auch ihre Lieblingsdoctrin wieder zu neuem, kräftigem Leben erstanden, und nicht nur dieses: sie ist nun erst zu einer Herrschaft gelangt, welche sie früher zu besitzen weit entfernt war. Indem der Jünger und Geisteserbe der Jesuiten, Alphons Liguori, auf den Altar erhoben und, der erste unter den Casuisten, als unantastbarer Meister und Lehrer der römisch-katholischen Kirche feierlich proclamirt wurde, hat der Orden den glänzendsten und wirksamsten seiner Siege erfochten. Mit Recht rühmen sich heute die Jesuiten dieses nach so vielen Opfern und Niederlagen errungenen Triumphes. Für ein Ergebniß wie dieses würde man in der Kirchengeschichte vergebens nach Parallelen suchen."

Alphons Liguori, der Stifter des Redemtoristen-Ordens, gestorben 1787, wurde von Gregor XVI. 1839 heilig gesprochen, von Pius IX. 1871 zum Kirchenlehrer erhoben, mit der ausdrücklichen Erklärung: alle seine Schriften seien gleich denen der anderen Kirchenlehrer (Athanasius, Augustinus, Hieronymus, Thomas von Aquin u. s. w.) in Vorlesungen, Predigten u. s. w. anzuführen und zu verwenden. Bezüglich seiner

moraltheologiſchen Schriften erklärte ſchon 1831 Gregor XVI., die darin vorgetragenen Meinungen dürfe man unbedenklich zur Richtſchnur nehmen und vortragen, da der heilige Stuhl in ſeinen Werken nichts einer Cenſur Würdiges gefunden habe.

„Der h. Liguori, ſagt darum mit Recht der Jeſuit Montrouzier, iſt von dem h. Stuhle als der Lehrer der Moraltheologie proclamirt worden, als ein Orakel, deſſen ſämmtliche Entſcheidungen ohne irgend welche Gefahr befolgt und praktiſch angewendet werden dürfen. Nichts iſt wichtiger als dieſe feierliche Approbation, ja Canoniſation der Lehre des Heiligen. Die Kirchengeſchichte liefert davon vielleicht kein anderes Beiſpiel." Ein anderer franzöſiſcher Theologe ſagt: „Der h. Liguori iſt in der Moraltheologie geworden, was der h. Thomas in der ſpeculativen Theologie iſt." Das iſt aber, wie der Jeſuit de Montézon ſagt, zugleich „eine vollſtändige und feierliche Apologie der Lehre der Jeſuiten. Denn Liguori hat dieſe zu der ſeinigen gemacht. Er hat ſeine Moraltheologie auf den Probabilismus geſtützt, Jeſuiten zu Führern genommen und in den meiſten Fällen ſich an die Entſcheidungen dieſer Theologen angeſchloſſen, ſelbſt derjenigen, welche Pascal und ſeine Nachahmer mit ihrer ſchwärzeſten Kohle angeſtrichen hatten." „Die bequeme Moral der Jeſuiten, welche Pascal denuncirte", ſagt Sainte-Beuve, „iſt nun ganz geſund und heilſam geworden; ſie iſt mehr als amneſtirt, ſie iſt präconiſirt worden. Liguori hat nichts Anderes gethan als ſie zu Ehren gebracht, ſie praktiſch gemacht und ſie in authentiſcher Form unter den Chriſten in Umlauf geſetzt. Das iſt recht eigentlich ſein Beruf geweſen."

Die neueren Verwaltungsreformen in England.

Von

Conrad Bornhak.

Die englischen Verwaltungseinrichtungen sind uns in Deutschland durch die umfassenden Werke Gneists vertrauter geworden als die jedes anderen fremden Staates. Das komplicirte Verwaltungssystem, in seinen Grundprinzipien wie in seinen einzelnen Einrichtungen so sehr von denen des Kontinents verschieden, daß es fast unbekannt war, daß sich die entgegengesetztesten Parteitendenzen, ohne eine Widerlegung fürchten zu müssen, auf England berufen konnten, liegt nunmehr in durchsichtigster Klarheit vor uns. Der Werth und die Bedeutung der Schriften Gneists beruht jedoch weniger darauf, daß sie uns Kenntniß verschafften von den staatlichen Verhältnissen einer der ersten Kulturnationen des Weltalls; in dieser Beziehung würde England für uns kaum mehr Beachtung verdienen als etwa Nordamerika oder Italien. Das Hauptgewicht liegt in der Abstraktion von für die heutige europäische Welt allgemein gültigen Grundsätzen über das Verhältniß von Staat und Gesellschaft, über die Aufgabe des Staates gegenüber einseitigen Klasseninteressen dem Wohle aller seiner Unterthanen gerecht zu werden, und endlich über die Mittel, diese Aufgabe zu erfüllen, welche Gneist aus den konkreten Zuständen Englands entwickelte.

Der Zweck seiner Schriften über England war daher auch weniger ein juristischer als ein politischer. Auf Grund derselben Prinzipien, vermöge deren der englische Staat seiner Aufgabe, die Parteiströmungen im Verfassungsleben mit der Unparteilichkeit der Verwaltung zu vereinigen, gerecht geworden war, sollte auch Deutschland nach seinem Uebergange zur konstitutionellen Staatsform seine Verwaltung reformiren, nicht in sklavischer Nachahmung englischer Einrichtungen, sondern in der Anwendung jener Prinzipien auf dem Boden gegebener Verhältnisse. Unverkennbar hat die Theorie sowohl in den deutschen Mittelstaaten

als auch in ganz hervorragendem Maße in Preußen dieſen von Anfang an beabſichtigten Einfluß auf die Praxis der Geſetzgebung auch ausgeübt. Die Grundſätze des altengliſchen Selfgovernment, die Handhabung der inneren Landesverwaltung durch perſönliche Ehrenämter und auf Koſten der kommunalen Korporationen und die unparteiliche Rechtſprechung über ſtreitige Fragen des öffentlichen Rechts durch unabhängige Gerichtshöfe, ſind auch für die deutſche Verwaltung ſoviel als möglich durchgeführt.

Während aber Deutſchland in jahrzehntelanger geſetzgeberiſcher Arbeit jene engliſchen Grundſätze in ſein aus der abſoluten Monarchie überkommenes Verwaltungsſyſtem einfügte, ſehen wir in England zu derſelben Zeit den entgegengeſetzten Vorgang ſich vollziehen. Das Syſtem des altengliſchen Selfgovernment wird durch die Geſetzgebung von Jahr zu Jahr mehr abgebröckelt, und an ſeine Stelle tritt ein Verwaltungsorganismus, der mit der franzöſiſchen Büreaukratie und ihren beratheuden und beſchließenden Conſeils die täuſchendſte Aehnlichkeit hat, ja theilweiſe ſich der nordamerikaniſchen Verwaltung annähert. Dieſe Thatſache wäre an und für ſich nicht befremdlich, wenn eine beſtimmte herrſchende Parteirichtung die Veränderung bewirkte, um auf dieſe Weiſe die Verwaltung ihren Intereſſen dienſtbar zu machen. Dies iſt aber nicht der Fall. Im Gegentheile ſcheinen die radikalſten und die konſervativſten Parteiſtrömungen ſich wechſelſeitig zu überbieten, um dieſe Veränderung möglichſt raſch und möglichſt gründlich vorzunehmen. Das alte Selfgovernment iſt für die politiſche Anſchauung des heutigen England nichts als ein Komplex veralteter Inſtitutionen, der in die hiſtoriſche Rumpelkammer befördert und durch moderne Geſtaltungen des Staatslebens erſetzt werden muß.

Unter dieſen Umſtänden erſcheint die Frage unabweisbar: hat ſich die deutſche Theorie, indem ſie die Prinzipien der engliſchen Selbſtverwaltung unſerer Geſetzgebung empfahl, nicht auf einem Irrwege befunden, iſt wirklich ein Verwaltungsſyſtem, welches die Engländer nicht mehr ertragen können, für uns von irgend welchem Werthe? Wenn zwei Perſonen daſſelbe Exempel, jede auf ihre Weiſe, ausrechnen und zu einem verſchiedenen Ergebniſſe gelangen, ſo haben ſich entweder beide oder wenigſtens die eine verrechnet. Auch dieſer ſchreiende Widerſpruch zwiſchen der deutſchen Theorie des engliſchen Rechts und der engliſchen Rechtsentwicklung der letzten Jahrzehnte kann ſeine Erklärung nur darin finden, daß die eine oder die andere auf falſchem Wege iſt. Eine Erörterung der neueren Verwaltungsreformen Englands, beſonders der das neue Syſtem beinahe zum Abſchluſſe bringenden großen Re-

formgesetzgebung des letzten Jahres muß die Antwort auf diese Frage geben.

Das englische Selfgovernment, wie es bis in die erste Hälfte dieses Jahrhunderts bestand, war das Ergebniß der Entwicklungsgeschichte von beinahe einem halben Jahrtausend. Die Grundlagen waren durch die Jury und das Friedensrichteramt bereits unter den Plantagenets gelegt, seinen weiteren Ausbau hatte es namentlich der Dynastie der Tudors zu verdanken, bis es endlich im 17. und 18. Jahrhundert seine höchste Blüthe erreichte. Sieht man von der zwar politisch bedeutsamen, aber doch grundsätzlich nur auf das Gebiet der Civil- und Strafrechtspflege beschränkten Wirksamkeit der Jury ab, so bildete den Kernpunkt des englischen Selfgovernments stets das Friedensrichteramt. Die Unzulänglichkeit des normannischen Verwaltungssystems, die Unmöglichkeit, die neuen Landespolizeiordnungen durch die Vorsteher der Grafschaften, die Vicecomites oder Sheriffs, und zahllose kleine Gutsobrigkeiten zu handhaben, führt nach einigen verfehlten Versuchen im Jahre 1360 zur Einsetzung der Friedensrichter. Es sollen in jeder Grafschaft ernannt werden ein Lord und mit ihm drei oder vier der respektabelsten in der Grafschaft nebst einigen Rechtsgelehrten. Ihre Aufgabe besteht in der Friedensbewahrung im mittelalterlichen Sinne, d. h. in der Handhabung der Polizeigesetze und in der Strafgerichtsbarkeit. Neben dieser Thätigkeit der Friedensrichter sterben die konkurrirenden Amtsgewalten der Sheriffs und der Gutsobrigkeiten allmählich ab derart, daß der Sheriff auf einzelne formale Funktionen in der Rechtspflege, z. B. bei Bildung der Geschworenenlisten beschränkt wird, die Gutsobrigkeiten aber vollständig aus der Verwaltung verschwinden. Eine noch größere Bedeutung gewinnt das Friedensrichteramt durch die Sozialgesetzgebung der Tudors, namentlich auf den Gebieten der Arbeits-, Armenpolizei und Armenpflege. Die Befolgung der neuen Polizeigesetze wird gesichert durch Strafklauseln, über welche ein Friedensrichter oder auch deren zwei gemeinschaftlich in einem summarischen Verfahren ohne Zuziehung einer Jury zu erkennen haben. Den einzelnen Friedensrichtern wird ferner die Voruntersuchung in allen übrigen Strafsachen übertragen.

Hieran schließt sich die Ausbildung der Kirchspielsverfassung zu einem selbstständigen Gliede des Selfgovernment unter Aufsicht der Friedensrichter für Zwecke der Polizei, der Armenpflege und der Wegeunterhaltung. Auch hier wird die Verwaltung, soweit nicht die kirchlichen Organe unmittelbar für staatliche Aufgaben herangezogen werden, gehandhabt durch Ehrenämter der Gemeinde.

Damit hat das englische Selfgovernment von unten herauf seinen

Abſchluß erreicht. Die ganze innere Verwaltung in Gemeinde und Grafſchaft iſt von demſelben erfüllt, und über der Grafſchaft ſteht ohne provinzielle Mittelglieder unmittelbar die Centralverwaltung des Reiches. In den einzelnen Kirchſpielsämtern und in dem Friedensrichteramte vereinigt ſich alles, was wir unter einer inneren Landesverwaltung, zum Theil auch, was wir unter einer Civil- und Strafrechtſprechung verſtehen. Je größer nun aber der Verwaltungsbezirk iſt, um ſo ſtärkere Anforderungen werden an das Ehrenamt geſtellt. Während daher in der Gemeinde ſchon Leute von mäßigem Beſitze ein Ehrenamt verſehen können, ſind für Ehrenämter weiterer Bezirke ganz naturgemäß nur die wohlhabenderen Klaſſen befähigt. Für das engliſche Selfgovernment ergiebt ſich hieraus, daß die Kirchſpielsämter den Mittelklaſſen, die Aemter der Grafſchaft dem Großgrundbeſitze zufallen und zwar derart, daß die erſteren unter der Kontrolle der letzteren ſtehen. Das Selfgovernment gliedert ſich daher in zwei Formationen, Kirchſpiel und Grafſchaft.

Das Kirchſpiel iſt Kommunalverband im deutſchen Sinne, d. h. es hat als Korporation ſtaatliche Aufgaben mit ſeinen eigenen Mitteln und durch ſeine Organe zu erfüllen. Die enge Verbindung von Staat und Kirche nach der Reformation machte es möglich, die kirchlichen Organe unmittelbar für die ſtaatliche Verwaltung heranzuziehen. Während aber die Thätigkeit des Pfarrers in dieſer Richtung nur eine unbedeutende iſt, ſich vorzugsweiſe auf die Einregiſtrirung der Geſindezeugniſſe und die Vollſtreckung von Züchtigungen an Vagabunden beſchränkt, gehen auf die Kirchenvorſteher allmählich im Anſchluſſe an die Ausübung der Kirchenzucht alle Funktionen einer niederen Ortspolizei über, ſo daß ihre Zuſtändigkeit gegenüber den Friedensrichtern ſich ungefähr in derſelben Weiſe abgrenzt wie die eines deutſchen Gemeindevorſtehers gegenüber dem Amtsvorſteher. Daneben entwickelt ſich ein beſonderes Ehrenamt für die Polizeiexekutive, das der Constables, urſprünglich eine niedere Befehlshaberſtelle in der Miliz, ſpäter vorzugsweiſe dazu beſtimmt, die polizeilichen Anordnungen der Friedensrichter auszuführen. Das Amt geht unter den Gemeindegliedern herum als jährlich wechſelnde Gemeindelaſt. Ebenſo wird die Armenpflege und die Wegeunterhaltung den Kirchſpielen als kommunale Laſt auferlegt. Hierzu werden beſondere Gemeindeorgane beſtellt, die Overseers of the poor und der Surveyor of the highways, welche die lokalen Geſchäfte der betreffenden Verwaltungszweige unter Leitung der friedensrichterlichen Dekretur zu erledigen haben. Dazu kommen endlich Gemeindeverſammlungen, Vestries, zur Beſchlußfaſſung über gewiſſe wirthſchaftliche Laſten des Kirchſpiels.

Digitized by Google

Soweit für die Kommunalverwaltung des Kirchspiels sonstige materielle Leistungen erforderlich sind, werden dieselben aufgebracht durch die drei Kommunalsteuern des Kirchspiels, die Church rate, eine von Hause aus kirchliche Abgabe, die Poor rate für die Armenlast und die Highway rate für die Wegeunterhaltung. Ueber die Aufbringung der Kirchensteuer beschließt die Gemeindeversammlung, die übrigen Kommunallasten werden von den Beamten des Selfgovernment ausgeschrieben.

Die ganze Kirchspielsverwaltung befindet sich endlich unter der Kontrolle des Friedensrichteramtes und zwar zum Theil der einzelnen Friedensrichter, zum Theil des Kollegiums aller Friedensrichter der Grafschaft.

Das Selfgovernment der Grafschaft vereinigt sich, wenn man von einigen fast bedeutungslosen Aemtern, wie denen des Sheriffs und des Coroners absieht, ausschließlich in den Friedensrichtern, die entweder als Einzelbeamte oder als Kollegium thätig sind.

Was erstere Thätigkeit anbetrifft, so handelt zwar im allgemeinen jeder Friedensrichter als Einzelbeamter. Entgegen unseren kontinentalen Anschauungen hat jedoch nicht jeder einzelne Friedensrichter einen Amtsbezirk für sich, sondern die Zuständigkeit jedes Friedensrichters erstreckt sich auf die ganze Grafschaft in Konkurrenz mit sämmtlichen übrigen Friedensrichtern derselben. Nur thatsächlich, nicht rechtlich gestaltet sich das Verhältniß so, daß jeder Friedensrichter an seinem Wohnsitze fungirt. Der einzelne Friedensrichter hat auf dem Gebiete, welches wir der ordentlichen Civil- und Strafgerichtsbarkeit zuweisen, die Entscheidung über Uebertretungen der Polizei- und sonstigen durch Strafklauseln in ihrer Wirksamkeit geschützten Verwaltungsgesetze in einem summarischen Strafverfahren ohne Jury und die Entscheidung in solchen Civilsachen, die eine schleunige Erledigung bedürfen und daher auch in Deutschland wenigstens der vorläufigen Erledigung durch eine Verwaltungsbehörde überlassen sind, wie Gesinde- und Gewerbestreitigkeiten zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Dazu kommt das laufende Polizeidezernat, die Anwendung der Verwaltungsgesetze auf den konkreten Fall, die sich in England durchweg in die Form einer Jurisdiktion kleidet.

In wichtigeren Angelegenheiten der inneren Landesverwaltung, die in einzelnen Gesetzen speziell aufgezählt sind, haben zwei Friedensrichter, in noch anderen alle Friedensrichter einer Hundertschaft zusammenzuwirken. Da jedoch die alten, noch aus der angelsächsischen Zeit stammenden Hundertschaften wegen der Zunahme der Bevölkerung in früher nur dünn bevölkerten Gebieten nicht mehr recht für die neuen

Verwaltungszwecke paßten, findet unter Georg IV. eine neue Eintheilung der Grafſchaften im Amtsbezirke, divisions, für die Spezialſitzungen der Friedensrichter ſtatt.

Der Schwerpunkt der geſammten Grafſchaftsverwaltung ruht aber in den vierteljährlichen Zuſammenkünften aller Friedensrichter der Grafſchaft, den ſogenannten Quartalſitzungen, unter Leitung eines Custos rotulorum, der ſtets identiſch iſt mit dem Befehlshaber der Grafſchaftsmiliz, dem Lordlieutenant der Grafſchaft. Die Quartalſitzung iſt zunächſt unter Zuziehung einer Jury Strafgericht für mittlere Strafſachen, d. h. ſolche, die weder der ſummariſchen Entſcheidung der einzelnen Friedensrichter noch der der Reichsrichter vorbehalten ſind. Sie fungirt ferner als Appellationsinſtanz gegenüber den Entſcheidungen der einzelnen Friedensrichter, mögen dieſe nun Urtheile im ſummariſchen Strafverfahren, convictions, oder polizeiliche Verfügungen bezw. Akte der Kommunalaufſicht, orders, ſein. Sie iſt endlich Verwaltungsbehörde erſter Inſtanz für gewiſſe ihr zugewieſene Angelegenheiten, welche der engliſche Sprachgebrauch als County business bezeichnet. Dahin gehört namentlich die Verwaltung des Grafſchaftsvermögens, die Ausſchreibung der Grafſchaftsſteuern, die Verwaltung der kommunalen Inſtitute des Kreiſes und die Beſchlußfaſſung über einzelne Verwaltungsangelegenheiten. Die Koſten der Kommunalverwaltung der Grafſchaft werden ebenfalls gedeckt durch eine beſondere Kommunalſteuer, County rate, die von den Friedensrichtern ausgeſchrieben und als Matrikularbeitrag auf die einzelnen Kirchſpiele der Grafſchaft vertheilt wird.

Das ganze Verwaltungsſyſtem in Kirchſpiel und Grafſchaft charakteriſirt ſich durch die Handhabung der inneren Landesverwaltung ſeitens ernannter Ehrenbeamten und mit den Mitteln der kommunalen Verbände. Nirgends, von der bedeutungsloſen Stellung des Coroners abgeſehen, findet eine Wahl der Beamten des Selfgovernment ſtatt. Allerdings werden von den beiden Kirchenvorſtehern der eine von der Gemeinde gewählt, der andere vom Pfarrer ernannt. Allein hier handelt es ſich doch immerhin um kirchliche Aemter, die in zweiter Reihe auch für die innere Verwaltung herangezogen werden. Die übrigen Kirchſpielsbeamten werden von den Friedensrichtern, die Friedensrichter durch königliches Patent ernannt. Ganz naturgemäß ſtuft ſich durch die Anforderungen, welche an die Leiſtungsfähigkeit des Amtes geſtellt werden, das Verhältniß derart ab, daß die Zulaſſung zum Friedensrichteramte auf die größeren Grundbeſitzer, die Zulaſſung zu den Kirchſpielsämtern auf diejenige Klaſſe beſchränkt wird, die wir in

Deutschland als Bauernstand bezeichnen, wobei jedoch nicht zu vergessen ist, daß der englische Bauernstand zum größten Theile aus Pächtern besteht und sich deßhalb in wirthschaftlicher Abhängigkeit vom Großgrundbesitze befindet. Erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wird, um die städtischen Honoratioren von den Friedensrichterämtern der Grafschaft auszuschließen, die Befähigung zu denselben an den Besitz von 100 Pfund Grundrente jährlich geknüpft. Alle Beamten des Selfgovernment haben in jeder Hinsicht die Rechte und die Pflichten des berufsmäßigen Beamtenthums des Kontinents, der Unterschied liegt nicht auf juristischem, sondern auf politischem Gebiete, nämlich in dem Mangel der Besoldung und der dadurch trotz des freien Entlassungsrechtes der Regierung bedingten unabhängigen politischen Stellung dieses Beamtenthums.

Man wird in den bisherigen Erörterungen die Erwähnung der Städte vermissen. Diese spielten wirthschaftlich in dem altenglischen Leben eine sehr unbedeutende Rolle und treten daher auch in dem Systeme des Selfgovernment nicht besonders hervor. Nach der klassischen Schilderung der wirthschaftlichen und politischen Zustände Englands im Jahre 1685, welche Macaulay am Schlusse des ersten Buches seiner englischen Geschichte giebt, existirten damals außer London, welches immer eine Ausnahmestellung hatte, nur vier Städte mit ungefähr 10000 Einwohnern, Bristol, Norwich, York und Exeter. Alle übrigen Städte hatten nur den Charakter kleiner Landstädte. Es leuchtet ein, daß unter diesen Umständen die Städte für das ganze öffentliche Leben von viel geringerer Bedeutung sein mußten als heute. Hieraus erklärt es sich auch, daß die Stadtverfassungen immer einen schwachen Punkt der englischen Verwaltung bildeten, während gerade das Umgekehrte in Deutschland der Fall ist.

Seit der normannischen Zeit war das Kennzeichen der städtischen Verfassung die Verleihung eines besonderen städtischen Polizeigerichts und die Ueberlassung der königlichen Gefälle in Selbstpacht. Mit der Beseitigung der alten Polizeigerichte durch das Friedensrichterthum auf dem flachen Lande erhalten nunmehr auch die Städte eine besondere Friedenskommission neben ihrer selbstständigen Vermögensverwaltung in Form einer Inkorporationscharte, welche die Stadtverfassung für jede Stadt besonders regelt. Die städtischen Friedensrichter, für welche ein Census nicht besteht, werden je nach der Stadtcharte ernannt oder gewählt. Sie sind entweder beschränkt auf die Funktionen der einzelnen Friedensrichter und der Special sessions, oder sie können sich auch, wenn die Stadt die erforderliche Größe hat, zu besonderen städtischen

Quartalsitzungen vereinigen. Im ersteren Falle bleibt die Quartalsitzung der Grafschaft auch für die Stadt zuständig. Aber auch die besondere städtische Quartalsitzung entspricht nicht vollständig derjenigen der Grafschaft. Zunächst wird die Kommunalverwaltung, der Kern des County business der Quartalsitzungen der Grafschaft, ausgeschieden, da für diese schon ein besonderes Organ in dem Stadtrathe vorhanden ist. Desgleichen wird die Appellate jurisdiction gegenüber den Entscheidungen der einzelnen Friedensrichter den städtischen Quartalsitzungen entzogen und zwischen einen besoldeten königlichen Stadtrichter, den Recorder, und die Quartalsitzung der Grafschaft vertheilt. Somit bleibt der städtischen Quartalsitzung im wesentlichen nur die unter Zuziehung einer Jury zu handhabende Strafgerichtsbarkeit. Aber auch hier erschienen die zu Friedensrichtern ernannten städtischen Honoratioren wenigstens zur Uebernahme des Vorsitzes nicht befähigt, und wurde dieser deßhalb dem Recorder übertragen. Die Verwaltung des städtischen Vermögens und der städtischen Einrichtungen liegt in der Hand des nach Maßgabe der Stadtcharte bestellten Stadtraths, der sich ähnlich wie in Deutschland seit dem 16. Jahrhundert selbst kooptirt. Soweit die Einnahmen aus dem städtischen Vermögen nicht ausreichen, wird eine besondere städtische Kommunalsteuer, Borough rate, seitens der Friedensrichter ausgeschrieben. Daneben besteht auch in den Städten die selbstständige Kirchspielsverfassung fort, so daß die städtische Kommunalverwaltung nicht zu rechtem Leben gelangen konnte.

Die politische Bedeutung dieser Verwaltungsorganisation besteht in zwei Punkten, der Sicherung der ausschließlichen Herrschaft der Gentry im Staate und der Sicherung einer unparteilichen Verwaltung. Beides scheint mit einander in unlöslichem Widerspruche zu stehen, jene befriedigt ein gesellschaftliches, diese ein staatliches Interesse. Ein Institut, welches einer ausschließlichen Klassenherrschaft dient, scheint nichts weniger als geeignet, den Interessen aller Klassen gerecht zu werden. Diese Gegensätze werden aber versöhnt durch die eigenthümliche Konstruktion des Selfgovernment.

Was zunächst die Sicherung der Klassenherrschaft der Gentry anbetrifft, so gewährte der Census die Zulassung zum Friedensrichteramte in den Grafschaften und das passive Wahlrecht zum Unterhause nur dem größeren Grundbesitze, aus dem auch die Mitglieder des Oberhauses kraft königlicher Ernennung hervorgingen. Das Ministerium bildet nur einen Ausschuß des Parlaments, beziehungsweise der jeweilig in demselben vorherrschenden Partei. Seinerseits bestellt es aber wieder unter formeller königlicher Sanktion die Friedensrichter der Grafschaften. Da-

mit iſt der Ring geſchloſſen, den die herrſchende Gentry um das ganze Staatsweſen legt. Die Herrſchaftsſtellung der Gentry iſt nach allen Seiten geſichert, ſo daß neben ihr keine andere Geſellſchaftsklaſſe zu politiſchem Einfluſſe gelangen kann. Dieſe Klaſſenherrſchaft wird nur dadurch gemildert, daß die herrſchende Klaſſe ſelbſt ſich in keiner Weiſe durch Geburts- oder Grundbeſitzprivilegien gegen neue Elemente abſchließt. Jeder Kaufmann oder ländliche Pächter, der die nöthigen Mittel beſitzt, kann durch Erwerb des erforderlichen Grundbeſitzes in die herrſchende Gentry eintreten. Hierdurch entzog ſich aber die Stellung der Gentry ſelbſt im weſentlichen jedem Angriffe anderer Klaſſen*).

Das Selfgovernment ſichert aber weiterhin die Unparteilichkeit der Verwaltung und zwar nach doppelter Richtung hin.

Bis zur Reformbill von 1832 war vermöge des Cenſus die große Maſſe der Bevölkerung vom Parlamentswahlrechte ausgeſchloſſen. Im allgemeinen fiel das aktive Wahlrecht mit der Befähigung zum Geſchworenendienſte, das paſſive Wahlrecht mit der Befähigung zum Friedensrichteramte zuſammen. Es wird alſo ein Wahlrecht nur denjenigen Perſonen gewährt, die durch fortgeſetzte Handhabung ſtaatlicher Geſchäfte ſich gewöhnt hatten, ihr eigenes Klaſſenintereſſe dem des Staates unterzuordnen. Insbeſondere kommt das zur Geltung bei den Mitgliedern des Parlaments, da dieſe aus demſelben Perſonale hervorgingen, welches die Liſten der Friedenskommiſſionen füllte. Von Perſonen, die in der tagtäglichen Uebung ihrer amtlichen Thätigkeit ſich an die Beobachtung der beſtehenden Rechtsordnung gewöhnen mußten und gerade dadurch das wirkliche Staatsleben kennen gelernt hatten, verſtand es ſich ganz von ſelbſt, daß ſie keine extremen Forderungen an den Staat ſtellten, von deren praktiſcher Undurchführbarkeit gegenüber den kollidirenden Intereſſen anderer Geſellſchaftsklaſſen ſie im voraus überzeugt ſein mußten. Die Mitglieder der Centralverwaltung ſelbſt gingen aber ſeit der Mitte des 17. Jahrhunderts hervor aus den beiden Häuſern des Parlaments. Sie hatten alſo ebenfalls ſchon bei Uebernahme des Amtes die nöthige politiſche Bildung, während in anderen parlamentariſchen Staaten die zur Regierung gelangenden Parteihäupter ſich dieſelbe erſt durch ihre Miniſterialverwaltung aneignen müſſen, woraus ſich die eigenthümliche Erſcheinung erklärt, daß die radikalſten Parteimänner als Miniſter gemäßigt werden. In England waren die radikalen Parteirichtungen ſelbſt durch die Schulung des Selfgovernment beſeitigt.

*) Vgl. über dieſe Stellung der Gentry den Aufſatz von H. Delbrück, Whigs und Tories in den Preuß. Jahrbüchern, Bd. 38.

Wenn jedoch gleichwohl wie in den Zeiten der Stuarts rechtswidrige Anordnungen seitens der Centralverwaltung getroffen wurden, so versagte der ganze Verwaltungsapparat für die Durchführung derselben. Die wirthschaftliche Existenz der Ehrenbeamten war nicht durch die Beibehaltung ihres Amtes bedingt. Jakob II. konnte zahllose Personen aus den Friedenskommissionen streichen, die Durchführung seines Willens war damit nicht gesichert, da er keinen geeigneten Ersatz fand. Trotz der freien Entlaßbarkeit genossen daher die Ehrenbeamten der Regierung gegenüber eine größere politische Unabhängigkeit, als je eine Dienstpragmatik ihnen hätte sichern können. Nur die Rechtmäßigkeit der Verwaltung der Friedensrichter konnte durch die kontrollirende Thätigkeit anfangs des königlichen Rathes, später der Reichsgerichte erzwungen werden und zwar um so mehr, als sich die gesammte Thätigkeit des Friedensrichteramtes in die Form einer Jurisdiktion kleidete. Diese unabhängige Stellung des Ehrenbeamtenthums fiel besonders deßhalb ins Gewicht, weil der englische Staat, abgesehen von den Subalternbeamten, ein berufsmäßiges Beamtenthum in der Justiz und der inneren Verwaltung nur zur Besetzung der Reichsgerichte besaß. An dieser Stelle gelang es denn auch den Stuarts, sich willfährige Werkzeuge zu verschaffen, welche zu rechtswidrigen Maßregeln die Hand boten, während dieser Versuch in dem wichtigsten Punkte, dem Friedensrichteramte, scheiterte.

Gerade diese Vorzüge des englischen Verwaltungssystems, die Erziehung der Parteimänner für den Staat durch die eigene Handhabung der Verwaltung und die Unmöglichkeit einer parteiischen Verwaltung waren es, welche den Kontinent nach dem Uebergange zur konstitutionellen Staatsform auf das englische Verwaltungsrecht hinwiesen, um durch eine Nachbildung desselben die auch auf dem Kontinente im ständischen Patrimonialstaate wie in der absoluten Monarchie vorhandene, aber nunmehr verloren gegangene Harmonie zwischen Verfassung und Verwaltung wieder herzustellen. Um dieselbe Zeit schlug nun aber die englische Entwicklung Wege ein, welche mehr und mehr zu den kontinentalen Verwaltungssystemen hinführten.

Zunächst löste die Reformbill von 1832 die innere Konkordanz zwischen Verfassung und Verwaltung durch Erweiterung des Parlamentswahlrechts. Die innere Nothwendigkeit der ersten Reformbill wird jetzt wohl von keiner Seite mehr bestritten. Dieselbe ergab sich aus der vollständigen Umwälzung der sozialen und wirthschaftlichen Verhältnisse. Während kleine unbedeutende Flecken, deren wenige Wähler ganz unter dem Einflusse der Landaristokratie standen, u. a. das berüchtigte,

bis auf ein Haus vom Meere verschlungene Old Sarum, besondere Vertreter in das Parlament entsandten, fehlte das Parlamentswahlrecht großen, neu erstandenen Industriecentren, wie Birmingham, Leeds, Manchester, vollständig. Diese Verschiebung der Bevölkerung und des Nationalwohlstandes verlangte einen Ausdruck im Parlamentswahlrechte. Der Schwerpunkt der ersten Reformbill beruht daher in der Erweiterung der städtischen Wahlberechtigungen, wogegen die Zahl der Grafschaftswähler nur unbedeutend vermehrt wurde. An die Stelle der kleinen Wahlflecken treten jetzt die großen Handels- und Industriestädte. Bei Fixirung der Wahlberechtigungen hielt man jedoch nicht mehr an der Grenzlinie fest, daß im allgemeinen nur diejenigen wahlberechtigt seien, die in Justiz oder Verwaltung als Ehrenbeamte eine selbstständige Thätigkeit entwickelten. In den Städten war dies schon deßhalb unmöglich, weil hier nach den Inkorporationscharten ein selbstständiges kommunales Leben wie in den Grafschaften gar nicht bestand. Man mußte daher zu einem willkürlichen Census greifen, der zwar die arbeitenden Klassen ausschloß, gleichwohl aber auch andere Elemente als die in der Selbstverwaltung thätigen zum Wahlrechte zuließ. Auf diesem Wege schreiten die Reformbills von 1867 und 1885 weiter fort, indem sie die Wahlberechtigungen zu einem beinahe allgemeinen Stimmrechte erweitern.

Der innere Zusammenhang zwischen Verfassung und Verwaltung war damit zweifellos preisgegeben, die staatliche Schulung der Wählerschaften und der Parteimänner durch die Selbstverwaltung nicht mehr in dem Maße wie bisher möglich. Diese Konkordanz wäre nur zu erhalten gewesen, wenn den Reformbills eine Reform der Stadtverfassung im Sinne des Selfgovernment vorangegangen oder wenigstens nachgefolgt wäre. Dies geschah jedoch nicht, im Gegentheile bewegte sich die ebenfalls nothwendig gewordene Verwaltungsreform in ganz entgegengesetzter Richtung und zwar nicht nur für die Städte, sondern auch für das flache Land. Auf die Gründe dieser Erscheinung ist später zurückzukommen, zunächst sind die Verwaltungsreformen selbst zu verfolgen.

Entsprechend der zwiefachen Formation des Selfgovernment in Gemeinde und Grafschaft umfassen auch die Verwaltungsreformen zwei verschiedene Stadien. In dem ersten Stadium, welches mit der Armengesetzgebung des Jahres 1834 beginnt, durch die Sanitäts-, Wege-, Schul- und Stadtverfassungsgesetze der folgenden Jahrzehnte weitergeführt wird, ohne bisher zu einem formellen Abschlusse gelangt zu sein, wird das Selfgovernment in der Gemeinde und damit die Selbstthätigkeit der Mittelklassen in der Verwaltung beseitigt. Die bisherige Graf-

schaftsverwaltung durch die Friedensrichter bleibt dagegen von einigen Ausnahmen hinsichtlich der großen Städte abgesehen, zunächst noch unberührt. Erst die Gesetzgebung des Jahres 1888 drängt auch in der Grafschaft das Selfgovernment zurück, ohne es jedoch schon zu beseitigen. In der Gemeinde kommt daher das neue Verwaltungssystem schon vollständig zur Geltung, in der Grafschaft wird es kombinirt mit dem Selfgovernment. Beide Formationen sind daher streng aus einander zu halten.

Was zunächst die Gemeindeverwaltung anbetrifft, so ergab sich hier die Nothwendigkeit umfassender Reformen auf einzelnen Gebieten der inneren Verwaltung aus Gründen, die mit den Principien des Selfgovernment selbst sehr wenig zu thun hatten. Den Anfang machte die Reform der Armenpflege. Die Thatsache, daß die Armenlast den einzelnen Kirchspielen auferlegt war, hatte ein verwickeltes Niederlassungsrecht zur Folge, welches unter einfachen Verhältnissen erträglich, sich gegenüber der fluktuirenden Bevölkerung der Industriebezirke nicht mehr aufrecht erhalten ließ. Dazu kam, daß die Kleinheit der Bezirke die Tragung der mit den Arbeitermassen unermeßlich steigenden Armenlast außerordentlich erschwerte. Das Armengesetz von 1834 brachte nun zwar die nothwendig gewordenen Reformen, es ersetzte aber außerdem das ganze bisherige Verwaltungssystem auf diesem Gebiete durch einen neuen Organismus. An die Spitze wird als leitende Centralbehörde ein Armenamt gestellt mit allgemeinen Verordnungs- und Kontrollbefugnissen. Die Armenpflege bleibt zwar Verpflichtung der Kirchspiele, doch ist das Armenamt ermächtigt, mehrere Kirchspiele zu einer sogenannten Union zwecks gemeinsamer Tragung der Armenlast, insbesondere mit einem gemeinsamen Armenhause zu vereinigen. Für jeden solchen Verband, deren es gegenwärtig für England und Wales ungefähr 650 in möglichster Anlehnung an die friedensrichterlichen Divisions giebt, wird eine Vertretung, Board, gebildet, bestehend aus einem oder mehreren Vertretern jedes Kirchspiels und den Friedensrichtern des Bezirks. Die eigentlichen Verwaltungsgeschäfte besorgen aber nicht mehr Ehrenbeamte, sondern vom Board angestellte und aus den Mitteln des Verbandes zu besoldende Berufsbeamte. Das Armenwesen ist demgemäß aus dem Gebiete des Selfgovernment vollständig ausgeschieden. Die laufende Verwaltungskontrolle konnte daher auch nicht den Friedensrichtern verbleiben. Hierfür blieb nur die Centralbehörde übrig, welche die Staatsaufsicht durch reisende Inspektoren handhabt.

Den gleichen Weg schlug man auf einem andern Gebiete ein, auf welches der Staat seine Thätigkeit bisher überhaupt nicht erstreckt hatte,

auf dem der Bau- und Gesundheitspolizei durch die Gesetzgebung seit 1848. Hierher gehören die sämmtlichen der Gesundheitspolizei dienenden Einrichtungen der Ortschaften. Die Verwaltung ruht auch hier in einem beschließenden Board, welches das nöthige Verwaltungspersonal anstellt und aus den Mitteln des Verbandes besoldet. Daneben blieb das System des Selfgovernment vorläufig noch ergänzend in der Weise bestehen, daß die Friedensrichter, soweit gewisse gemeinschädliche Anlagen durch allgemeine Strafklauseln verboten waren, über die Uebertretungen im Wege der Conviction entschieden und auf Grund gesetzlicher Ermächtigungsklauseln die Beseitigung oder Herstellung gewisser Zustände durch Einzelverfügung anordnen konnten. Das ganze Verwaltungsgebiet erhält endlich im Jahre 1875 eine umfassende Kodifikation, deren Hauptwerth in einer bedeutenden Vereinfachung des Verwaltungsorganismus besteht. Für die Städte bilden die Organe der Bau- und Gesundheitspolizei die der städtischen Gemeinde überhaupt, so daß hier eine besondere Verwaltungsorganisation fortfällt. Auf dem flachen Lande wird das gleiche Ziel erreicht durch Uebertragung der Verwaltung auf die Organe der Armenpflege. Es existirt daher auf diesem Gebiete ein besonderer Verwaltungsorganismus überhaupt nicht mehr.

Auf dem Gebiete der Wegeverwaltung bestand derselbe Uebelstand wie auf dem des Armenwesens, die Kleinheit der Bezirke, auf denen die Kommunallast ruhte. Die Reform erfolgte hier durch die Wegeordnung von 1836. Die neue Einrichtung geschah jedoch zunächst nur fakultativ. Es wurde den Gemeindeversammlungen anheimgestellt, statt der bisherigen Ehrenbeamten besoldete Wegeaufseher anzustellen und entweder für ein einzelnes Kirchspiel oder für mehrere zu einer Sammtgemeinde zu vereinigende Kirchspiele eine beschließende Vertretung, ein Board, zu bilden. Durch die Wegegesetzgebung von 1862 und 1864 geht man jedoch zur zwangsweisen Bildung solcher Wegebezirke über, indem die Quartalsitzung auf den Antrag von wenigstens fünf Friedensrichtern diese Einrichtung für die ganze Grafschaft einführen kann. Jeder Bezirk erhält dann ein Board, welches über alle Einnahmen und Ausgaben des Verbandes beschließt und die besoldeten Berufsbeamten desselben anstellt. Es blieb jedoch auf diesem Gebiete bestehen die Aufsichtsbefugniß der einzelnen Friedensrichter wie der Special- und Quartalsitzungen in den gesetzlich angeführten Fällen. Auch hat sich, da die Einführung der neuen Wegeverwaltung nicht unmittelbar durch Gesetz erfolgte, sondern den Beschlüssen der Kirchspiele und Quartalsitzungen überlassen blieb, in mehr als einem Drittel des Landes das

Syſtem des Selfgovernment für die Wegeverwaltung noch bis auf weiteres erhalten. Ein Wegegeſetz aus dem Jahre 1878 endlich befiehlt den Quartalſitzungen, die Wegebezirke in möglichſte Uebereinſtimmng mit denen für die Bau- und Geſundheitspolizei zu bringen und ſtellt, ſobald dies geſchehen iſt, der mit der Armenbehörde in der Regel ſchon identiſchen Sanitätsbehörde anheim, auch die Wegeverwaltung zu übernehmen.

Das engliſche Unterrichtsweſen ſtand bis in die neueſte Zeit in engſter Verbindung mit der Staatskirche. Für eine weltliche Schulverwaltung war alſo hier kein Raum. Erſt die Gewährung von Staatsſubventionen für das Schulweſen und endlich die Einführung des obligatoriſchen Volksſchulunterrichts im Jahre 1870 macht einen beſonderen Verwaltungsorganismus für das Schulweſen nothwendig. Wenn in einer Stadt oder einer Ortſchaft für den Schulunterricht genügend geſorgt iſt, ſo wird von einer ſolchen Bildung als überflüſſig Abſtand genommen. Nur ſubſidiär werden ein oder mehrere Kirchſpiele vereinigt zu einem Schuldiſtrikte, vertreten durch ein gewähltes Board, welches über die Einnahmen und Ausgaben des Verbandes beſchließt und das erforderliche Perſonal anſtellt. Die Aufſicht findet auch hier durch eine Centralbehörde und deren Kommiſſare ſtatt.

Die Städte endlich haben eine vollſtändige Umgeſtaltung ihrer verfallenen Verfaſſung erhalten durch die Städteordnung von 1835, jetzt erſetzt durch diejenige von 1882, welche die bisher für die ſtädtiſche Verfaſſung maßgebenden Inkorporationscharten beſeitigen. An die Stelle des früheren Stadtraths treten jetzt ebenſo wie in Deutſchland zwei verſchiedene ſtädtiſche Kollegien. Die aktive Bürgerſchaft, beſtehend aus den Steuerzahlern der Stadt, deren Liſte zugleich als Geſchworenenliſte dient, wählt die Mitglieder der Stadtverordnetenverſammlung, des Town Council, deren paſſives Wahlrecht durch einen gewiſſen Cenſus bedingt iſt. Aus dieſer Verſammlung geht der engere Ausſchuß der Aldermen hervor. Während die Stadtverordneten lediglich über die wirthſchaftlichen Angelegenheiten der Gemeinde zu beſchließen haben, ſind die Aldermen zwar an der Gemeindeverwaltung aktiv betheiligt, aber im übrigen ordentliche Mitglieder des Town Council. Der Mayor endlich, welcher das Haupt der geſammten Gemeindeverwaltung und Vorſitzender des Town Council iſt, wird von dieſem auf je ein Jahr gewählt. Die Städte erhalten nach wie vor für die Polizeiverwaltung und die Rechtſprechung eine beſondere Friedenskommiſſion, d. h. es werden für die Stadt beſondere Friedensrichter ernannt. Die früher nach einzelnen Stadtcharten beſtehende Wahl der Friedensrichter iſt

fortgefallen nur mit der Maßgabe, daß der gewählte Mayor für sein Amtsjahr und für das folgende Jahr von Rechtswegen Friedensrichter ist.

Abgesehen von diesen Umwälzungen in einzelnen Verwaltungszweigen ist das alte exekutive Polizeiamt der Constables, welches von den mittleren Klassen der Bevölkerung im Ehrenamte versehen wurde, ersetzt durch eine besoldete, militärisch organisirte Gensdarmerie. Zuerst geschah dies im Jahre 1829 für die Stadt London, wo für die polizeilichen Bedürfnisse der Großstadt das System der Ehrenämter in keiner Weise mehr ausreichte. Nachdem schon durch die Städteordnung von 1835 auch anderen Städten die Ermächtigung zur Anstellung besoldeter Polizeimannschaften ertheilt war, wird die Organisation einer militärischen Gensdarmerie seit dem Jahre 1856 auf das ganze Land ausgedehnt. Die Anstellung und die Unterhaltungspflicht des Polizeipersonals liegt den Grafschaften und den inkorporirten Städten ob, doch gewährt der Finanzminister, wo eine ordnungsmäßige Polizei besteht, ein Viertel der Unterhaltungskosten. Besondere königliche Inspektoren, deren abgesehen von dem Bezirke der Metropolis drei angestellt sind, haben sich davon zu überzeugen, daß die Gensdarmerie in dem gesetzlich vorgeschriebenen Bestande unterhalten wird.

Ueberblickt man diese neuen Organisationen, welche an die Stelle der früheren Stadt- und Kirchspielsverfassungen getreten sind, ohne Voreingenommenheit, so dürfte sich schwerlich behaupten lassen, daß dieselben nach irgend einer Richtung hin einen ungünstigen Eindruck hervorriefen, daß sie nicht die erheblichsten Verbesserungen gegenüber den bisherigen Zuständen enthielten.

An die Stelle der vielfach unhaltbaren städtischen und ländlichen Gemeinden des alten Selfgovernment sind nunmehr lebensfähige kommunale Verbände getreten. Die städtische Kommunalverwaltung, früher auf die städtische Vermögensverwaltung und einzelne städtische Institute beschränkt, hat einen reicheren Inhalt und Lebensfähigkeit gewonnen, seit die Bau- und Gesundheitspolizei und grundsätzlich auch die Wege- und Schulverwaltung auf die Organe des städtischen Gemeindeverbandes überging. Vollständig aus dem Verwaltungsorganismus verschwunden und durch größere Sammtgemeinden ersetzt sind dagegen die Kirchspiele, welche gegenwärtig in der inneren Verwaltung nur noch als Wahlbezirke für die Boards in Betracht kommen. Die kirchlichen Organe, Pfarrer und Kirchenvorsteher, konnte man für die staatliche Verwaltung nicht mehr heranziehen, seit die ausschließliche Berechtigung der Staatskirche beseitigt war. Im übrigen sind die für die gesteigerten kommunalen Lasten zu kleinen ländlichen Kirchspiele er-

jetzt durch leistungsfähige größere Verbände. Unverkennbar macht sich dabei in der neueren Gesetzgebung die Tendenz geltend, die zunächst nur für einzelne Verwaltungszweige gebildeten Verbände unter einander wie mit den friedensrichterlichen Divisions in Uebereinstimmung zu bringen. Dieses Ziel ist zum Theil schon dadurch erreicht, daß die Verbände für die Armenpflege und die für die Bau- und Gesundheitspolizei mit einander verschmolzen und der Anschluß der Wegeverbände hieran wenigstens angebahnt ist. Das bis jetzt noch nicht vollständig erzielte Resultat dürfte demnach sein, daß das ganze flache Land in große leistungsfähige Gemeindeverbände für Armenpflege, Sanitäts-, Wege- und Schulangelegenheiten, sowie für sonstige kommunale Aufgaben zerfällt.

Ebenso zweckmäßig erscheint die Bildung der kommunalen Vertretungen, die gerade einer der schwächsten Punkte des früheren Selfgovernment bildete. Gewählte Vertretungen der Steuerzahler, gewöhnlich hervorgegangen aus einem Sechsklassenwahlsystem, sind ein vorzüglicher Ersatz der bedeutungslosen Kirchspielsversammlungen und der sich selbst ohne Mitwirkung der Bürger kooptirenden Stadträthe.

Soweit wären also die früheren Verwaltungseinrichtungen nur verbessert worden. Von der früheren Kontrollthätigkeit der Friedensrichter über die Gemeindeverwaltung hat sich im allgemeinen ihre Verwaltungsgerichtsbarkeit wenigstens über die wichtigsten Fragen des öffentlichen Rechts auch auf den Gebieten der Armenpflege, der Bau-, Gesundheits- und Wegepolizei erhalten, so daß die Unparteilichkeit der Verwaltung im wesentlichen nach wie vor gesichert erscheint. Verloren gegangen ist nur die persönliche Thätigkeit der Gemeindeangehörigen im Dienste des Gemeinwesens, an ihre Stelle ist das berufsmäßige Subalternbeamtenthum der neuen Gemeindeverbände getreten, welches durch die Regulativ- und Kontrollbefugnisse des Ministeriums zusammengehalten wird. Die Bedeutung dieser Veränderung wird nachher im Zusammenhange zu erörtern sein, zunächst haben wir uns der zweiten Formation, der Grafschaft, zuzuwenden.

Die englischen Verwaltungsreformen des letzten Jahres, insbesondere das Gesetz über die Grafschaftsverwaltung, haben selbst in der deutschen Tagespresse eine eingehende Beachtung und Würdigung gefunden, wie man sie sonst fremden Verwaltungseinrichtungen nicht zuzuwenden pflegt. Charakteristisch war dabei die volle Uebereinstimmung der Presse aller Parteirichtungen betreffs der Vorzüglichkeit der neuen Einrichtung, selbst ehe man den Gesetzentwurf vollständig kannte. Daß die demokratische Presse von einem Systeme entzückt sein mußte, welches

die gesammte Lokalverwaltung auf Wahlrechte der Steuerzahler basirte, ist nur natürlich. Aber auch konservative Organe sonnten sich in dem stolzen Gefühle, daß wir es ja eigentlich längst schon so herrlich weit gebracht hätten, während das gepriesene konstitutionelle Musterland erst jetzt kommunale Kreisvertretungen erhalte. Ja eine der bedeutendsten konservativen Zeitungen verstieg sich sogar zu dem klassischen Ausspruche, daß es bis jetzt überhaupt keine Selbstverwaltung in England gegeben habe, da die Grafschaftsorgane von der Regierung ernannt würden! Ein Beweis, wie weit die individualistische Staatsauffassung, die sich eine Theilnahme am staatlichen Leben nur in Wahlberechtigungen der einzelnen denken kann, selbst in dem Lande der allgemeinen Wehrpflicht noch verbreitet ist. Daß in England die öffentliche Meinung einig war über die Vorzüge des von einem konservativen Ministerium eingebrachten Gesetzes, erscheint hiernach selbstverständlich. Ein Widerstreben gegen dasselbe hat sich in keiner Hinsicht geltend gemacht.

Als das wesentlichste Moment der neuen Grafschaftsverwaltung tritt die Uebertragung des bisher nur in der Gemeinde zum Durchbruche gekommenen Systems der Boards auf die Grafschaft hervor. An diesen Krystallisationspunkt schließen sich die weiteren Umgestaltungen an.

Zunächst ergab sich aus der Ungleichheit der Grafschaften an Umfang und Einwohnerzahl die Nothwendigkeit einer neuen gleichmäßigeren Verwaltungseintheilung. An die Stelle der bisherigen 40 Grafschaften Englands und 12 Grafschaften von Wales treten für die Zwecke der inneren Verwaltung 122 Verwaltungsgrafschaften (administrative counties). Diese Zahl ergiebt sich nicht etwa durch eine allgemeine Neueintheilung des Staatsgebietes, sondern daraus, daß 62 größere Städte für selbstständige Verwaltungsgrafschaften erklärt, und sechs größere Grafschaften in zwei oder drei Verwaltungsgrafschaften getheilt werden. Im übrigen decken sich die Grenzen der für die Zwecke dieses Gesetzes gebildeten Verwaltungsgrafschaften mit denen der alten, noch aus der angelsächsischen Zeit stammenden Grafschaften. Die letzteren bleiben auch fernerhin für gewisse Zwecke, wie z. B. Abhaltung der Assisen, bestehen. Nur das zu einer Verwaltungsgrafschaft erhobene Gebiet der Metropolis scheidet unbedingt aus den vier Grafschaften, zu denen es bisher gehörte, aus und bildet eine besondere Grafschaft London.

Für jede Verwaltungsgrafschaft wird zur Handhabung der inneren Landesverwaltung ein County Council gebildet, bestehend aus dem Chairman, den Aldermen und den Councillors. Wahl und Geschäftsgang des Councils sollen sich nach den Bestimmungen richten, welche die

Städteordnung hinsichtlich der städtischen Councils trifft, mit einigen unbedeutenden Abänderungen, insbesondere der, daß die Wahlperiode eine andere ist, und daß die Titel nicht Town-Councillors, Town-Aldermen und Mayor, sondern County-Councillors, County-Aldermen und Chairman lauten. Der Chairman, gleich dem Mayor Chef der Verwaltungsexekutive und Vorsitzender des Councils, ist von Amtswegen ein Friedensrichter der Grafschaft, ohne daß es dazu einer königlichen Ernennung bedarf. In den Städten, welche eine Verwaltungsgrafschaft für sich bilden, ist das Town-Council gleichzeitig County-Council der Verwaltungsgrafschaft mit allen Befugnissen eines solchen.

Auf das County-Council werden nun eine Reihe namentlich aufgezählter Zuständigkeiten übertragen, die bisher von anderen Organen, besonders den Quartalsitzungen der Friedensrichter, ausgeübt waren. So geht auf das County-Council namentlich fast das ganze sogenannte County business der Quartalsitzungen, also die Verwaltung der Kommunalangelegenheiten der Grafschaften, über. Nach der Weise englischer Gesetzgebungstechnik grenzt man jedoch die beiderseitige Zuständigkeit nicht von diesem prinzipiellen Gesichtspunkte aus ab, sondern zählt kasuistisch diejenigen Fälle auf, in denen das County-Council an die Stelle der Quartalsitzungen oder der einzelnen Friedensrichter treten soll. Das Ergebniß ist aber im wesentlichen dies, daß das Council die Kommunalverwaltung der Grafschaft erhält. Es liegt ihm daher ob die Unterhaltung der schon bestehenden kommunalen Institute der Grafschaft, wie Gefängnisse, Irrenhäuser, Brücken, die Aufbringung der Polizeiverwaltungskosten der Grafschaft und dergleichen mehr. Außerdem wird noch besonders für eine kommunale Last der Grafschaft erklärt die Unterhaltung der Hauptlandstraßen, in den städtischen Bezirken jedoch nur dann, wenn die Stadt diesen Zweig der Wegeverwaltung nicht für sich in Anspruch nimmt, und die Vorsorge gegen Verunreinigung der Flüsse. Mit der Kommunalverwaltung geht auch die Verfügung über das bewegliche und unbewegliche Vermögen der Grafschaft und die vermögensrechtliche Vertretung derselben auf das County-Council über. Soweit die Vermögenserträge nicht ausreichen, um die Kosten der Kommunalverwaltung zu decken, kann es eine Grafschaftssteuer ausschreiben oder auch eine Anleihe aufnehmen. Die laufenden Verwaltungsgeschäfte werden unter Leitung des Chairman von besoldeten seitens des Council anzustellenden Beamten wahrgenommen. Insbesondere sollen von jeder Grafschaft die erforderlichen Sanitätsbeamten bestellt werden. Erhalten geblieben ist auf dem Gebiete der Kommunalverwaltung der Grafschaft die Verwaltungsgerichtsbarkeit der einzelnen Friedensrichter wie der frie-

densrichterlichen Sessionen in den gesetzlich bestimmten Fällen. Von besonderer Bedeutung erscheint dieselbe hinsichtlich der Reklamationen gegen die Veranlagung zur Grafschaftssteuer.

Die Zuständigkeit des Councils beschränkt sich aber nicht auf die Kommunalangelegenheiten, sondern greift auch in die allgemeine Landesverwaltung über. Die Befugnisse der Quartalsitzungen und einzelner Friedensrichter hinsichtlich der Grafschaftspolizei haben Friedensrichterthum und Council mit einander zu theilen in der Weise, daß diese Funktionen durch einen ständigen gemischten Ausschuß der Quartalsitzung und des Councils gehandhabt werden. Dieser Ausschuß besteht aus einer gleichen Anzahl von Friedensrichtern, welche von der Quartalsitzung, und von Mitgliedern des County-Councils, welche von diesem gewählt werden. Ueber die Zahl entscheidet die Vereinbarung zwischen beiden Behörden und in Ermangelung einer solchen einer der Staatssekretäre. Dieser Ausschuß hat über alle der Quartalsitzung und dem Council gemeinsam übertragenen Angelegenheiten zu befinden und das für die laufende Verwaltung erforderliche besoldete Beamtenpersonal anzustellen.

Kompetenzkonflikte zwischen den beiden Behördenorganisationen, der Quartalsitzung bezw. einzelnen Friedensrichtern und dem County-Council, entscheidet das Reichsgericht in einem summarischen Verfahren, welches das Gericht selbst durch allgemeine Verfügung zu regeln hat.

Das Friedensrichterthum ist also in der Grafschaftsinstanz vorläufig als letzter Rest des alten Selfgovernment bestehen geblieben, nur distriktsweise erwies sich auch hier den gesteigerten Anforderungen gegenüber das Ehrenamt als leistungsunfähig, so daß die Ersetzung desselben durch berufsmäßige Beamte erfolgen mußte. Sobald dies der Fall ist, löst sich jedoch das Friedensrichteramt in seine Elemente auf, ein Richteramt und ein Polizeiamt. Während der Friedensrichter vermöge seiner ehrenamtlichen Stellung eine Unabhängigkeit genießt, welche die unparteiische Handhabung des Amtes gewährleistet, muß dieselbe dem berufsmäßigen Richter durch die Dienstpragmatik gegeben werden. Bei dem Verwaltungsbeamten dagegen besteht die Verpflichtung, höheren Anweisungen Folge zu leisten, im Interesse der nothwendigen Einheitlichkeit der Verwaltung. Wo daher das Friedensrichteramt durch ein Berufsamt ersetzt wird, löst es sich auf in ein Polizeirichteramt und in eine Polizeipräfektur. Insbesondere geschah dies in der Metropolis gleichzeitig mit der Errichtung einer besoldeten Gensdarmerie für das hauptstädtische Gebiet.

Im Anschlusse an die Reform der Grafschaftsverwaltung mag hier

ſchließlich noch das neueſte Geſetz über die Verwaltung der Metropolis erwähnt werden. Bekanntlich beſteht bis jetzt eine einheitliche kommunale Verfaſſung für das ungeheuere ſtädtiſche Gebiet der Metropolis nicht, da die City von London nur einen verſchwindend geringen Theil derſelben bildet. Das neue Geſetz faßt die City und das übrige Gebiet von London zuſammen in 13 Municipal Boroughs, deren Verfaſſung ſich nach der Städteordnung von 1882 regelt. Dieſe Municipal Boroughs werden aber vereinigt zu der Sammtgemeinde der Metropolis. Damit iſt eine einzige große Gemeinde geſchaffen von der Einwohnerzahl eines europäiſchen Mittelſtaates. Für dieſe Sammtgemeinde wird ein Municipal Council gebildet, beſtehend aus dem Lord Mayor der City als Vorſitzenden, den Mayors der 12 anderen Boroughs, welche von Amtswegen Mitglieder ſind, und 60 von den Vertretungen der 13 Boroughs gewählten Mitgliedern. Der Sammtgemeinde werden eine Reihe kommunaler Aufgaben, die für das ganze ſtädtiſche Gebiet nur einheitlich erfüllt werden können, unmittelbar durch das Geſetz übertragen. Im übrigen bleibt es den Gemeindeorganen überlaſſen, innerhalb der geſetzlichen Schranken diejenigen Gegenſtände in den Kreis der Kommunalverwaltung zu ziehen, welche ſie hierfür geeignet halten. Von einer Handhabung der laufenden Verwaltungsgeſchäfte durch perſönliche Ehrenämter, welche ſchon die Städteordnung nicht mehr kennt, konnte ſelbſtverſtändlich in einer Sammtgemeindeverfaſſung, die ſich nur als eine Potenzirung der ſtädtiſchen Verfaſſung darſtellt, nicht mehr die Rede ſein. Die Verwaltungsgeſchäfte bleiben daher auch hier einem beſoldeten Subalternbeamtenthum überlaſſen.

Das Ergebniß dieſer Entwicklung iſt die vollſtändige Verdrängung der bisher in der Gemeindeverwaltung thätigen mittleren Bevölkerungsklaſſen von jeder aktiven Thätigkeit in der ſtaatlichen Verwaltung. Die urſprünglich kirchlichen Aemter der Kirchenvorſteher waren für die ſtaatliche Verwaltung nicht mehr benutzbar, ſobald die Staatskirche aufhörte, allein berechtigt zu ſein. Ebenſo ſind die alten Ehrenämter der Armenaufſeher, zum größten Theile auch der Wegeaufſeher und vollſtändig die der Conſtables verſchwunden. An ihre Stelle iſt das beſoldete Berufsbeamtenthum getreten. Die Verdrängung des Selfgovernment greift aber auch in den Kreis über, der den höheren Klaſſen, dem Friedensrichterthum, vorbehalten war. Aus der Armenverwaltung iſt daſſelbe abgeſehen von ſeiner Theilnahme an den Boards vollſtändig verdrängt. In dem Gebiete des Unterrichtsweſens ſteht ihm keinerlei Einfluß zu, bei der Geſundheits- und Baupolizei iſt nur eine Verwaltungsgerichtsbarkeit in den Formen der Convictions und Orders geblieben, bei der

Wegeverwaltung wenigſtens theilweiſe auch noch ein Aggregat von Aufſichtsbefugniſſen. Im übrigen iſt aber an die Stelle der Ehrenbeamten das berufsmäßige Beamtenthum getreten. Den von den Steuerzahlern gewählten Vertretungen der Verbände ſtehen nur die Einnahmen- und Ausgabenbewilligungsrechte und die Anſtellung der Beamten zu, deren Kontrolle zumeiſt reiſenden Inſpektoren der Centralregierung anheimfällt. Die Geſetzgebung des Jahres 1888 endlich hat in der höheren Verwaltungsinſtanz, in der Grafſchaft, das Syſtem der Boards zur Geltung gebracht, allerdings vorläufig nur in einer das Friedensrichterthum ergänzenden und auf gewiſſen Verwaltungsgebieten erſetzenden Stellung. In dem Friedensrichterthum vereinigt ſich alſo faſt ausſchließlich, was von dem alten Selfgovernment noch übrig geblieben iſt.

Nachdem ſchon die Reformbill von 1832 den inneren Zuſammenhang zwiſchen Verfaſſung und Verwaltung gelockert hatte, indem die Vertretung im Parlamente nicht mehr auf die Mitglieder der herrſchenden Klaſſe, das Wahlrecht zum Unterhauſe nicht mehr auf die dem Staate perſönlich dienenden Perſonen beſchränkt wurde, ſind durch dieſe neueren Reformgeſetze auf dem Gebiete der inneren Verwaltung die Grundſätze des altengliſchen Staatsrechts vollſtändig preisgegeben. Das gegenſeitige Bedingtſein von Rechten und Pflichten hat aufgehört nicht nur dadurch, daß das Wahlrecht nicht mehr abhängig war von der Verpflichtung des perſönlichen Dienſtes für den Staat, ſondern auch dadurch, daß in der Verwaltung das Syſtem öffentlicher Pflichten überhaupt durch ein Syſtem öffentlicher Rechte erſetzt wurde. Die Steuerzahler haben keinerlei perſönliche Dienſtverpflichtung mehr, ſondern nur ein Wahlrecht für die kommunalen Vertretungen. Auch bei dieſen Boards liegt der Gedanke an ſtaatliche Pflichten vollſtändig fern, ſie haben lediglich Rechte, Einnahme- und Ausgabebewilligungs- und Anſtellungsbefugniſſe.

Jeder Vortheil, den das Selfgovernment bot, die Anerziehung des ſtaatlichen Sinnes durch die perſönliche Thätigkeit für den Staat, geht dabei verloren. Es bleibt dagegen der Nachtheil des Selfgovernment, die Lockerung des Verwaltungsorganismus, da die berufsmäßigen Beamten nicht von der Centralverwaltung allein, ſondern auch von dem gewählten Board abhängen. Dieſe Abſchwächung der Aufſichtsbefugniſſe, erträglich bei den durch ihren Beſitz eine vollſtändige Unabhängigkeit genießenden Ehrenbeamten, würde zur Desorganiſation der Verwaltung bei berufsmäßigen Beamten führen, die vermöge ihrer Stellung den lokalen Koterien und Parteiſtrömungen unterworfen ſind. Es iſt daher als Gegenmittel eine umfaſſende Reguiativ- und Kontrollgewalt der

Aufsichtsbehörden geboten. Ministerielle Regulative regeln auf Grund gesetzlicher Ermächtigungen die Thätigkeit der Beamten im einzelnen, reisende Inspektoren haben die Einhaltung der gesetzlichen und ministeriellen Anordnungen zu überwachen. Das Ergebniß ist ein schwerwiegender Einfluß der aus der jeweiligen Mehrheit des Parlaments hervorgehenden Minister auf die Lokalverwaltung, die Möglichkeit der Handhabung der lokalen Verwaltung im Interesse der jeweiligen Majorität nach den Befehlen der Minister, eine Möglichkeit, welche nur noch paralysirt wird durch die Anstellungsbefugnisse der Boards, durch den theilweisen Fortbestand der Verwaltungsgerichtsbarkeit der Friedensrichter und vor allem durch die gute Gewöhnung der englischen Parteien aus der Blüthezeit des Selfgovernment her an die unparteiliche Handhabung der Verwaltung. Es dürfte jedoch den berechtigtsten Zweifeln unterliegen, ob eine dieser Schranken in schweren politischen Krisen, wie sie die soziale Entwicklung der nächsten Zukunft in Aussicht stellt, einen hinreichenden Schutz gegen eine parteimäßige Verwaltung gewährt. Das neue Verwaltungssystem vereinigt also die Schattenseiten der büreaukratischen Verwaltung mit den Schattenseiten des Selfgovernment, ohne die Vortheile eines dieser beiden Verwaltungssysteme zu besitzen.

Die Bedeutung der neuen Organisationen liegt auf einem ganz anderen Felde. Es ist die Uebertragung der Grundsätze der Reformbill von 1832 aus der Verfassung auf die Verwaltung. Jene Reformbill hatte in dem englischen Verfassungsrechte den Ring durchbrochen, den die herrschende Klasse um das Staatswesen legte, sie hatte die Alleinberechtigung der Gentry im Parlamente beseitigt, indem sie den Mittelklassen Antheil an der Parlamentsvertretung gewährte. Das gleiche Ziel, die Aufhebung der ausschließlichen Berechtigung der Gentry zu Gunsten der Mittelklassen, verfolgen die neuen Reformen der inneren Verwaltung. Auch hier ist wenigstens in den Verwaltungszweigen, auf welche sich die Reformen erstrecken, die beherrschende Stellung des aus der Gentry hervorgegangenen Friedensrichterthums beseitigt. Soweit die lokale Verwaltung nicht unmittelbar von den Ministerien und den reisenden Kontrollbeamten derselben abhängt, steht sie unter dem Einflusse der in den Boards vorherrschenden Mittelklassen.

Das Ergebniß der Verwaltungsreformen ist also die allmähliche Verdrängung der friedensrichterlichen Gentry aus der lokalen Verwaltung durch die Mittelklassen nur mit der Maßgabe, daß letztere keine persönlichen Pflichten des Dienstes für den Staat mehr übernehmen, sondern nur finanzielle und Anstellungsrechte für sich beanspruchen. Die

Thatsache, daß die Theilnahme am öffentlichen Leben sich auf weitere Kreise erstreckt als bisher, wäre an und für sich gewiß als Vorzug zu begrüßen. Es fragt sich nur, wie es kommt, daß die persönliche Dienstpflicht durch Anstellungs- und Bewilligungsrechte ersetzt, daß selbst da, wo ein persönlicher Dienst der Mittelklassen für den Staat bisher unter Aufsicht und Leitung des Friedensrichteramtes bestand, wie in Armen- und Wegeangelegenheiten, diese persönliche Thätigkeit preisgegeben und durch die eines berufsmäßigen Beamtenthums verdrängt wird.

Gneist giebt darauf wieder und wieder die Antwort: Es ist der Egoismus der Mittelklassen, die nur Rechte gegenüber dem Staate beanspruchen, aber keine Pflichten im Dienste desselben übernehmen wollen. Durch die neueren Erweiterungen des Parlamentswahlrechts haben die Mittelklassen einen maßgebenden Einfluß auf die Zusammensetzung und auf die Beschlüsse des Parlaments gewonnen, bei dem Mangel jeder monarchischen Initiative ist die durch Parlamentsbeschluß ausgesprochene Forderung der Gesellschaft, der öffentlichen Meinung oder, wie man es sonst bezeichnen mag, unmittelbar Gesetz. Es ist unter diesen Umständen natürlich, daß die Staatsgesetze den Unterthanen nur Rechte verleihen, aber keine Pflichten auferlegen. Die Rettung kann daher nur darin bestehen, daß die englische Monarchie zu neuer Kraft gelangt, daß sie gegenüber der Zerrissenheit der gesellschaftlichen Bestrebungen, die im Parlamente ihre Vertretung finden, wieder den Staatswillen zur Geltung bringt, ihm die individuellen Interessen der einzelnen unterordnet und dienstbar macht. Wie das altenglische Selfgovernment das Ergebniß der monarchischen Initiative der Plantagenets und Tudors ist, so soll von neuem die Monarchie ihre alten Rechte aufnehmen, um ihre providentielle Mission zu erfüllen.

Diesen Ausführungen kann jedoch nur in sehr bedingtem Maße beigepflichtet werden. Sie sind vollkommen zutreffend, soweit die englische Verfassung in Betracht kommt. Großen nationalen Aufgaben vermag der englische Staat schon längst nicht mehr gerecht zu werden, seit er bei jeder bedeutenderen Maßregel mit den verschiedensten gesellschaftlichen Interessen rechnen muß, seit jedes englische Ministerium nicht etwa beim Fehlschlagen, sondern schon beim ersten Beginne eines Unternehmens einen Umschlag der öffentlichen Meinung fürchten muß, der sofort seine Rückwirkung auf das Parlament ausüben und damit die Stellung des Ministeriums gefährden würde. In der auswärtigen Politik kommt daher England, von dem vorübergehenden Aufschwunge unter dem letzten Ministerium Beaconsfield abgesehen, kaum noch als europäische Großmacht in Betracht, in der inneren Politik kann, seit keine

Partei mehr die Mehrheit im Parlamente besitzt, jedes Gesetz nur das Ergebniß eines Kompromisses zwischen verschiedenen sich kreuzenden Parteiströmungen sein. Die Möglichkeit solcher Kompromisse hat aber auch endlich eine Grenze, das Mittel versagt in großen politischen Krisen, in denen keine Partei nachgeben kann, ohne sich selbst preiszugeben. Während eine derartige Krisis in anderen Staaten nur einen zeitweisen Stillstand der Gesetzgebung zur Folge hat und deshalb Jahre lang ertragen werden kann, würde sie in England bei der Omnipotenz des Parlaments den Stillstand der staatlichen Thätigkeit überhaupt herbeiführen. Da ein solcher aber ein Ding der Unmöglichkeit ist, muß in diesem Falle irgend eine Gewalt an die Stelle des versagenden verfassungsmäßigen Organismus treten, und hierzu erscheint naturgemäß die Monarchie berufen. Nur ist zu leugnen, daß hierin eine Wiederaufnahme alter unverjährter Rechte der Monarchie liegen würde. Bei dem großen Einflusse, welchen das englische Recht dem Herkommen beilegt, sind jene Rechte, auch wenn sie nicht gesetzlich zu rein formellen Befugnissen herabgedrückt sein sollten, längst erloschen. Geht doch die englische Rechtswissenschaft so weit, jedes absolute oder relative Veto, sowie jede Initiative des Monarchen bei der Gesetzgebung aus diesem Grunde zu leugnen und ihn auf die Unterschrift und Verkündigung der vom Parlamente beschlossenen Gesetze zu beschränken. Ob sich daher die drohende Krisis des englischen Staatslebens unter Erhaltung der Rechtskontinuität lösen läßt, wie dies in Deutschland möglich war, erscheint mehr als zweifelhaft.

Anders als auf dem Gebiete der Verfassung liegt die Sache auf dem der Verwaltung. Hier würde mit der Wiederherstellung einer wahren Monarchie an Stelle des jetzigen Schattenkönigthums voraussichtlich sehr wenig gewonnen sein. Richtig ist, daß allein die Monarchie es vermag, gegenüber den einseitigen gesellschaftlichen Bestrebungen, die nur Rechte des Individuums gegenüber dem Staate geltend machen, ein umfassendes System persönlicher Pflichten gegen den Staat zu begründen. Aber es muß doch die Frage aufgeworfen werden: Ist das Selfgovernment im altenglischen Sinne, selbst eine staatliche Macht vorausgesetzt, die den gesellschaftlichen Egoismus überwinden könnte, unter den heutigen sozialen Verhältnissen Englands noch durchführbar? Und diese Frage muß mit Entschiedenheit verneint werden. Selbst eine Veränderung der Verfassung im monarchischen Sinne würde eine Aenderung des Verwaltungssystems bei der jetzigen wirthschaftlichen Entwicklung Englands nicht zur Folge haben können.

Zum Beweise ist hierbei nur an wenige Thatsachen zu erinnern,

welche die Umwälzung des Verwaltungssystems herbeigeführt haben. Es wurde bereits hervorgehoben, daß die städtische Verfassung immer ein schwacher Punkt des Selfgovernment war, da sich hier die Prinzipien desselben nie als vollständig durchführbar erwiesen. In früheren Jahrhunderten konnte diese Thatsache bedeutungslos erscheinen, da es außer London kaum ein halbes Dutzend Städte von ungefähr 10000 Einwohnern gab, die anderen sogenannten Städte meist unter dem Einflusse der Landgentry standen. Dieses Verhältniß hat sich aber infolge der neueren Industrie- und Handelsentwicklung Englands vollständig geändert. Schon im Jahre 1871 wohnten 62 Prozent der Gesammtbevölkerung von England und Wales in Städten, und dieser Prozentsatz dürfte sich im letzten halben Menschenalter noch bedeutend erhöht haben. Sind also die Prinzipien des Selfgovernment in den Städten nicht in gleicher Weise durchführbar, wie auf dem flachen Lande, so muß diese Thatsache jetzt einen ganz anderen Rückschlag auf das gesammte öffentliche Leben ausüben als vor zweihundert Jahren.

Dazu kommt, daß selbst weite ländliche Distrikte, wie die Grafschaften Lancaster, Chester und ein Theil von York durchaus einen städtischen Charakter angenommen haben. Die Industrie ist hier das vorzüglichste oder ausschließliche Erwerbsmittel auch für das flache Land. Die Bevölkerung einer Industriegegend hat aber gegenüber einer ackerbautreibenden einen ganz bestimmten Charakter. Es fehlt ihr an Seßhaftigkeit, die Dichtigkeit der Bevölkerung durch Konzentrirung großer Arbeitermassen an einem Orte, der durch keine Mittelglieder überbrückte Gegensatz zwischen Reich und Arm, alle diese Umstände tragen eine schwere Gefährdung der Sicherheit der Person und des Eigenthums in sich.

Wenn nun für die Städte und die Industriedistrikte auch in den höheren Klassen unter den Fabrikanten und größeren Kaufleuten Elemente zu finden sind, die allenfalls eine ehrenamtliche Stellung verwalten können, so würden doch damit Anforderungen an den einzelnen gestellt, denen er neben seinem bürgerlichen Berufe nicht gerecht zu werden vermag. Aus diesen Gründen versagte das Selfgovernment im Anfange dieses Jahrhunderts nach den mannigfachsten Richtungen hin vollständig. Die Unsicherheit war namentlich in den großen Städten bei dem Mangel einer berufsmäßigen Sicherheitspolizei notorisch, von den Constables im Ehrenamte war gar nicht zu verlangen, daß sie sich, selbst ihre genügende Befähigung vorausgesetzt, mit Einbrechern herumschlugen und die Diebesspelunken untersuchten. Ebenso leistungsunfähig erwiesen sich die Armenaufseher im Ehrenamte gegenüber dem Paupe-

rismus der Induſtriebezirke und theilweiſe die Wegeaufſeher. Rückſichtlich der letzteren würde eine Feſtſtellung intereſſant ſein, in welchen Grafſchaften ſich das alte Ehrenamt noch erhalten hat, zweifellos werden dies die wirthſchaftlich am meiſten zurückgebliebenen Gebiete ſein. Man vermochte alſo mit einem Worte in der heutigen Geſellſchaftsordnung beim beſten Willen die Ehrenämter in den meiſten Verwaltungszweigen nicht aufrecht zu erhalten.

Es iſt unter dieſen Umſtänden nur der Weg möglich, den Deutſchland eingeſchlagen hat, die Verwaltung durch berufsmäßige Beamte und die Unterſtützung derſelben in gewiſſen Stellen durch Ehrenbeamte. Dieſe ſtützende und ergänzende Stellung bleibt unter den jetzigen Verhältniſſen für das Selfgovernment allein noch übrig und die weſentlichen Zwecke des Syſtems werden auch damit erreicht. In Deutſchland war für die vorwiegend Ackerbau treibenden ländlichen Gebiete des Oſtens die Uebertragung der Ortspolizei auf einen Einzelbeamten im Ehrenamte ſehr wohl möglich. Dagegen werden für die rheiniſch-weſtfäliſchen Induſtriediſtrikte ſich ſchwerlich die geeigneten Ehrenbürgermeiſter und Ehrenamtmänner finden, wohl aber ſind auch hier die erforderlichen Elemente für Beſetzung der Ehrenämter in den Magiſtraten, den Kreis- und Bezirksausſchüſſen vorhanden.

Dieſe Konſtruktion des Ehrenamtes als einer Ergänzung des Berufsamtes war jedoch in England unmöglich, da hier ein berufsmäßiges Beamtenthum nur in ſubalterner Stellung beſtand. Jahrhunderte hindurch hatte die engliſche Gentry alle amtlichen Funktionen in der lokalen Verwaltung ſelbſt erfüllt, es blieb daher nur Platz für die Büreaubeamten. Ebenſo wurden die höchſten Stellen der Centralverwaltung von der herrſchenden Klaſſe aus der jeweiligen Parlamentsmehrheit beſetzt, auch hier blieben nur die untergeordneten Stellen für die Beamten im permanenten Dienſte. Das berufsmäßige Beamtenthum Englands iſt daher kein ſelbſtſtändig anordnendes, ſondern nur ein ausführendes, alſo ein Subalternbeamtenthum entſprechend dem deutſchen, nur mit dem Unterſchiede, daß es theilweiſe in der Centralverwaltung weiter hinaufgeht bis zu den Unterſtaatsſekretärſtellen. In der Lokalverwaltung aber berufsmäßige Beamte und Ehrenbeamte in einer Körperſchaft zu vereinigen, war unmöglich wegen der Ungleichheit der geſellſchaftlichen Stellung. Die Richtigkeit dieſer Behauptung ergiebt ſich, wenn man die Probe auf das Exempel mit deutſchen Verhältniſſen macht. Es wäre genau daſſelbe, als wollte man bei uns den rechtsgelehrten Bürgermeiſter einer mittleren Stadt und fünf Rittergutsbeſitzer unter dem Vorſitze eines Kreisſekretärs oder Kanzliſten zu

Digitized by Google

einem Kreisausschusse vereinigen, als wollte man den Vorsitz im Bezirksausschusse einem Regierungssekretär, den der Handelskammer dem Gerichtsschreiber übertragen. Nur eine solche Kombination wäre aber bei dem heutigen englischen Berufsbeamtenthum möglich. Was der englischen Verwaltung zunächst fehlt, ist also nicht die Rekonstruktion des alten Selfgovernment, diese liegt in der heutigen industriellen Gesellschaft außerhalb des Bereichs der Möglichkeit, sondern die Schaffung eines höheren Berufsbeamtenthums für die innere Verwaltung, an welches sich das Ehrenbeamtenthum anlehnen kann.

Dem steht aber die parlamentarische Staatsform entgegen. Ein Beamtenthum, dessen Mitgliedern die höchsten Stellen im Staate verschlossen sind, muß stets ein subalternes bleiben. Es muß weiterhin, da die ministerielle Patronage immer nur zu Gunsten von Anhängern der Partei benutzt wird, parteimäßig zusammengesetzt sein. Deßhalb kann das Beamtenthum unter der parlamentarischen Regierungsform nie zu einer selbstständigen Bedeutung und zu einer beherrschenden Stellung im Staate gelangen, es wird stets der Diener der herrschenden Partei und auch aus diesem Grunde ein Subalternbeamtenthum sein.

Unter den heutigen sozialen Verhältnissen Englands in Verbindung mit der parlamentarischen Staatsform ist also der allmähliche Untergang des Selfgovernment eine innere Nothwendigkeit. Ebenso bleibt das neue Verwaltungssystem der Boards das unter den gegebenen Verhältnissen allein mögliche, es ist kein anderes durchführbar, selbst wenn sich die leitenden Kreise noch so sehr von den Vorzügen des alten Selfgovernment oder der deutschen Verwaltungsorganisation überzeugen, selbst wenn sie allen gesellschaftlichen Egoismus ablegen sollten, selbst wenn das wieder zur Selbstständigkeit gelangende Königthum der Gesellschaft ein anderes System aufnöthigen wollte. Nur zu einem wäre das Königthum nach dem Sturze der parlamentarischen Staatsform fähig, nämlich ein höheres berufsmäßiges Beamtenthum zu bilden und damit der englischen Verwaltung neue Bahnen anzuweisen. Solange jedoch ein solches Beamtenthum nicht besteht, muß sich die englische Verwaltung auf dem einmal eingeschlagenen Wege weiter entwickeln.

Wenn somit der Untergang des alten Selfgovernment und die Bildung der neuen Verwaltungsorganisationen als eine innere Nothwendigkeit anerkannt werden muß, so erscheint doch damit noch keineswegs eine trübe Prognose für das englische Staatswesen überhaupt gerechtfertigt. Während man früher das rechtliche Element und speziell die konkrete Gestaltung des Verwaltungsrechts für das staatliche Leben vielfach unterschätzte, ist man jetzt in den entgegengesetzten Fehler verfallen.

Zwei Beiſpiele mögen zeigen, von wie verhältnißmäßig untergeordneter Bedeutung die Art und Weiſe der Organiſation der Verwaltung für das geſammte ſtaatliche Daſein iſt. Das engliſche Selfgovernment war zum vollen Abſchluſſe gelangt, ſtand in ungeſtörter Wirkſamkeit unter König Karl II. Man ſollte, wenn die Verwaltung von der Wichtigkeit wäre, die man ihr gewöhnlich beimißt, in jener Zeit eine Periode höchſter Blüthe für den engliſchen Staat vermuthen. Gleichwohl war England nie tiefer geſunken als in jener „era of good laws and bad government“. Umgekehrt war anerkanntermaßen die preußiſche Verwaltung in der Zeit von 1850 bis 1872 eine der reformbedürftigſten, die ſich denken läßt. Die Reſte der patrimonialen Staatsordnung mit ihren gutsobrigkeitlichen Befugniſſen und Standſchaftsrechten vereint mit einer von allen möglichen Parteieinflüſſen abhängigen Bureaukratie, welche berufen war, das öffentliche Recht des Landes zu handhaben, dazu eine lebensfähige Selbſtverwaltung der Städte, das war wirklich eins der widerſpruchsvollſten Bilder, die es je gegeben hat. Und doch konnte dieſer Staat die Rieſenaufgaben erfüllen, welche ihm das Jahrzehnt von 1862 bis 1872 ſtellte.

Wichtiger als die Verwaltungsorganiſation eines Staates iſt es, daß in dem ſtaatlichen Leben Platz bleibt für eine ſtarke monarchiſche Initiative, und daß die Monarchie die ihr durch eine derartige Geſtaltung des Verfaſſungsrechts gegebene Freiheit benutzt zur Erfüllung großer nationaler Aufgaben. So wird auch die Reform des engliſchen Staatsweſens, wenn ſeine Entwicklung nicht in unlösliche Widerſprüche auslaufen ſoll, nicht mit der Verwaltung, ſondern mit der Verfaſſung zu beginnen haben, ſie kann nur hervorgehen aus der Ueberzeugung, daß der Parlamentarismus der größte Feind des engliſchen Staates iſt.

Politiſche Correſpondenz.

Rußland. — Frankreich. — Deutſchlands äußere und innere Lage.

Berlin, Ende Dezember 1888.

Die ruſſiſche Anleihe, mit der unſere vorige Korreſpondenz ſich beſchäftigte, iſt zuſtande gekommen, und zwar ſo, daß ſie in Paris viermal überzeichnet wurde, während die Zeichnungen in Amſterdam und London nur einen geringen Betrag erreichten. In Deutſchland war die Anleihe gar nicht zur Zeichnung aufgelegt worden, aber diejenigen deutſchen Bankhäuſer, welche den Aufruf zur Zeichnung mit erlaſſen hatten, forderten in Deutſchland wenigſtens zur Konverſion der Titel der 5% Anleihe von 1877 auf.

Man kann nicht ſagen, daß die viermalige Ueberzeichnung einen Erfolg bedeutet. Zehnmalige Ueberzeichnung iſt in Paris herkömmlich. Man weiß ja, daß dieſes ganze Ueberzeichnen eine Komödie iſt. Es dient dem Zweck, den Meiſtzeichnenden den größten Antheil zu dem für die Zeichnung feſtgeſetzten Preiſe an den nachher mit Vortheil zu veräußernden Titeln zu ſichern. Die Gefahr eines Schadens iſt in allen Fällen ausgeſchloſſen, ſei es durch Abmachung mit der borgenden Regierung, ſei es durch die ſichere Geneigtheit des Publikums zum Erwerb der Titel. Auf einen hohen Stand der neuen Titel haben die Zeichner diesmal nicht gerechnet, ſonſt hätten ſie mehr gezeichnet. Die Hauptfrage iſt aber, wieviel von den neuen Titeln nach Deutſchland gekommen iſt. Es wurde geſagt, die deutſchen Häuſer hätten verſprochen, 35% der Anleihe zu decken, es ſei ihnen aber nicht gelungen, dieſen Betrag in Deutſchland unterzubringen, weil die in deutſchen Händen befindlichen Schuldtitel nur in geringem Umfang zur Konverſion angemeldet, dagegen größtentheils zur Rückzahlung des Kapitals präſentirt worden ſeien.

Dieſer Vorgang wäre ja nun ganz und gar erwünſcht, wenn er ſich bewahrheiten ſollte, was nicht ſo leicht und nicht ſo bald feſtzuſtellen ſein wird. Inzwiſchen haben die betheiligten deutſchen Bankhäuſer aus dieſer Darſtellung des Vorganges Anlaß genommen, ihr Verdienſt um die Befreiung deutſcher Kapitaliſten von dem Beſitz ruſſiſcher Schuldtitel auf dem vortheilhafteſten Wege gehörig preiſen zu laſſen. Man könnte einwenden, daß nicht gerade die Erwerbung dieſes Verdienſtes die Abſicht bei der Mitbeſchaffung der Anleihe war. Will man aber den deutſchen Bankhäuſern jenen Erfolg als Verdienſt anrechnen,

Digitized by Google

so bliebe noch die Frage, ob die Häuser ihr Verdienst dadurch vervollständigen werden, daß sie ferner nichts thun, die Titel der neuen Anleihe in Deutschland zu verbreiten, da dieselben, die wahrheitsgemäße Schilderung des bisherigen Vorgangs vorausgesetzt, in den Händen der Zeichner der Anleihe sitzen geblieben sein müssen.

Von einer neuen russischen Anleihe nach dem gelungenen Abschluß der jetzigen war viel die Rede, aber von ernstlichen Vorbereitungen hört man noch nichts.

Am 8. Dezember brachte das amtliche Journal de St. Petersbourg einen Artikel voll geringschätziger Abweisung der kriegerischen Absichten Rußlands. „Man erfinde solche Absichten, um den russischen Kredit zu untergraben, da man von einem wirthschaftlichen Ruin Rußlands nicht mehr zu sprechen wage angesichts der Thatsachen, die vielmehr einen wirthschaftlichen Aufschwung bekunden; aber Rußland sehe keinen Grund, stolz zu werden und sich von den Werken des Friedens abzuwenden, denen sich der Kaiser seit seiner Thronbesteigung widme."

Diese stolze Sprache, welche Europa der Gnade Rußlands, die uns den Frieden lassen will, versichert, konnte freilich keinen Eindruck machen angesichts der geradezu erstaunlichen Vorbereitungen zum Kriege, welche Rußland unausgesetzt an seiner Westgrenze trifft. Die neueste derartige Meldung ist, daß die drei Plätze Kowel, Brest-Litewsky und Bialystok zu einem großartigen Festungsdreieck gestaltet und durch zweigeleisige Bahnen mit einander verbunden werden sollen. Wir erwähnen hier, obwohl wir jetzt nicht von Frankreich sprechen, die neueste ähnliche Meldung aus Paris. Danach will die französische Regierung, welche sich soeben 770 Millionen Francs als außerordentliches Kriegsbudget hat votiren lassen, demnächst noch weitere 210 Millionen fordern. Diese Millionen sollen dem Bau einer strategischen Eisenbahn nach der Ostgrenze dienen, welche vier Geleise haben und fünf wichtige Eisenbahnlinien aus dem Norden und aus dem Süden aufnehmen wird. Der Kriegsminister, Herr von Freycinet, habe sich überzeugt, daß bei einer Concentrirung der französischen Armee an der Ostgrenze noch immer unerwünschte Stockungen eintreten könnten.

Wenn man diese Pariser und jene Petersburger Mittheilung zusammenhält, kann man sich doch nur mit einiger Schwierigkeit des Gedankens erwehren, daß zwischen der russischen und der französischen Regierung, und zwar der jetzigen Regierung der Herren Floquet und Freycinet, ein geheimes Abkommen besteht, die beiderseitigen Rüstungen auf den äußersten Grad der Vollendung zu treiben, nach Erreichung des äußersten Punktes aber auch ohne Verzug zum Angriff zu schreiten. Andere deutsche Politiker halten für möglich, daß Rußland den Lauf der Dinge in Frankreich erwarten will und sich nur auf den Fall bereitet, daß Frankreich angreift. Wir natürlich können dieses Geheimniß nicht erhellen. Wir müssen uns mit dem Gedanken beruhigen, daß jener gemeinsame Angriffsplan, wenn er besteht, auf der Annahme beruht, daß die deutsche Regierung nach ihrer wiederholten Erklärung auf keinen Fall ihrer-

seits zum ersten Angriff schreiten wird. Wenn man aber, auf diese Erklärung bauend, dem wachsamsten und entschlossensten Staatsmann der Gegenwart glaubt eine Ueberraschung bereiten zu können, möchte man sich doch täuschen. Für den Augenblick bekundet die deutsche Regierung nach wie vor ihre vollkommene Friedenszuversicht. Das ist wohl ein Beweis, daß sie keine Ueberraschung fürchtet. Nicht etwa, weil sie nicht sieht, daß diese geplant wird, sondern weil sie ihrerseits vorbereitet ist, jeder Ueberraschung noch im letzten Augenblick zuvorzukommen.

Wenden wir uns wieder zu Rußland und zwar zu seiner innern Politik. Das Eisenbahnunglück bei Borki am 29. Oktober scheint auf den Kaiser einen eigenartigen Eindruck gemacht zu haben. Es scheint fast, als habe er aus dieser Erfahrung den Eindruck geschöpft, daß die größere Gefahr ihm nicht vom Nihilismus droht, sondern von der allgemeinen Verrottung und Korruption der Verwaltung. Der Gedanke scheint den Zaren, wenn auch noch lange nicht zu beherrschen, doch zu bewegen, daß die absolute Centralisation der Verwaltung der Korruption nicht Einhalt zu thun, eher sie zu befördern geeignet ist. Nun wurde bekanntlich unter dem Kaiser Alexander II. ein hoffnungsvoller Anfang zur Selbstverwaltung durch die Einführung der Landschaftsvertretungen (Semstwo) mit gewissen Befugnissen der Berathung und Verwaltung gemacht. Seit dem Regierungsantritt des jetzigen Kaisers hat man dieses Institut auf alle Weise zurückgedrängt und verkümmern lassen. Jetzt wollte ihm der Minister des Innern, Graf Toistoi, den Garaus machen durch einen die Zusammensetzung und Befugnisse der Semstwo völlig verändernden Gesetzentwurf. Graf Tolstoi war immer ein leidenschaftlicher Gegner der Reformen Alexanders II. In diesen Korrespondenzen ist bereits die Rede gewesen von jenem famosen Entwurf der Einführung von Polizeiherren zur Schlichtung aller Streitigkeiten zwischen Bauerngemeinden und Gutsherrschaften. Dieser Entwurf ist bis jetzt Papier geblieben, wie es auch dem neuen zu gehen scheint, der die Umwandlung der Semstwo bezweckt.

Ein eigener Zufall hat gewollt, daß an dem Tage, wo im russischen Reichsrath der Tolstoische Gesetzentwurf zur Berathung kam und dem Vernehmen nach auf vielseitigen Widerspruch stieß, zu Nizza der Tod des Grafen Loris Melikow erfolgte, des Ministers, dem Alexander II. nach dem schrecklichen Attentat im Winterpalast die Leitung der innern Politik und alle Obsorge für seine Person übergab, der aber den unglücklichen Monarchen nicht vor dem baldigen gewaltsamen Ende bewahren konnte. Loris Melikow wollte den Schutz des Monarchen in der von ihm angeregten Selbstthätigkeit der russischen Gesellschaft suchen. Das gelungene Attentat vom 13. März enthielt eigentlich keine Widerlegung des Grafen Loris Melikow. Der klarste Beweis dafür ist, daß man jetzt zu seinem Plan zurückkehrt, obwohl die nihilistischen Attentate unter Alexander III. nicht aufgehört haben. Die Zuversicht der Nihilisten mag durch das Mißlingen aller neueren Versuche gesunken sein, während die Gährung in der russischen Gesellschaft wächst. Aber die Nihilisten mögen irre daran

geworden ſein, ob ihr Weg zur Aenderung der Zuſtände führen kann. Ein von oben mit Beſonnenheit und Ausdauer unternommener Verſuch der innern Reform träfe daher vielleicht einen günſtigen Zeitpunkt. Aber angenommen auch, der Kaiſer wäre jetzt für einen ſolchen Verſuch gewonnen, ſo kann doch Niemand für die Ausdauer des Monarchen auf dieſem Wege ſtehen. Namentlich nicht, weil die Panſlaviſten alles aufbieten, den Krieg mit allen Mitteln vorzubereiten und im gegebenen Augenblick zu beginnen.

* * *

In Frankreich hatte der Pariſer Radikalismus auf den 2. Dezember als den Todestag des bei dem Staatsſtreich von 1851 auf einer Barrikade erſchoſſenen Deputirten Baudin eine große Heerſchau angeſetzt, die ſich durch eine Wallfahrt zum Grabe Baudins vollziehen ſollte. Anfangs hatten die Boulangiſten ihre Theilnahme an der Wallfahrt erklärt und bereits war die Furcht verbreitet, es möchte bei dieſer Gelegenheit die Schlacht zwiſchen den Boulangiſten und den Radikalen unter allgemeiner Verwirrung ausgefochten werden. Es kam jedoch dazu nicht, weil kurz vorher die Boulangiſten ihren Beſchluß änderten und ihre Enthaltung von der Theilnahme verkündigten. Man konnte daraus entnehmen, daß ihre Vorbereitungen noch nicht weit genug gediehen ſind, um ſie des Sieges gewiß zu machen. Die Wallfahrt ſelbſt verlief nunmehr ziemlich kläglich, indem ſtatt der angekündigten Hunderttauſende nur etwa 20 000 Perſonen ſich bei dem Zuge einfanden, welcher an der vor dem Kirchhof aufgeſtellten Statue Baudins ſtumm vorüberging und ſich dann unter einigem Spott der enttäuſchten Zuſchauer ſtill zerſtreuten. Aus dem Rückzug der Boulangiſten und aus der geringen Macht, welche die Radikalen entfaltet, konnte man ſchließen, daß vielleicht die Lebensdauer der jetzigen Regierung bis über das Jubiläum hinaus geſichert ſei. War doch das Weihnachtsfeſt in der Nähe, nach ihm der Zuckerbäckerfrieden, nach dieſem die Eröffnung der Jubelfeſtlichkeiten. Allein, wann gäbe es in Frankreich eine ſtille Zeit? Bald nach dem 2. Dezember kam der Tag der Zeichnung auf die ruſſiſche Anleihe, in deren doch nur mäßigem Ergebniß Paris ſich einen Tag berauſchte als einem Erfolg der Hülfe, welche Frankreich dem theuren ruſſiſchen Freund in ſämmtlichen Nöthen geleiſtet. Aber dieſem kurzen Rauſch mußte ſogleich eine traurige Ernüchterung folgen. Die Panamageſellſchaft konnte, nachdem der Verſuch eines neuen Anlehens mißglückt, ihre fälligen Zinsſcheine nicht einlöſen und ihre fälligen Amortiſationsraten nicht zahlen. Die Regierung brachte am 14. Dezember einen Geſetzentwurf ein, um ſämmtliche der Geſellſchaft obliegende Zahlungen auf drei Monate zu ſtunden. Allein die Kammer wählte ſofort zur Vorberathung des Geſetzentwurfs eine Kommiſſion, welche überwiegend aus Gegnern beſtand. Infolgedeſſen legten Herr von Leſſeps und ſeine Vorſtandskollegen ihre Aemter nieder und der Seinegerichtshof ſetzte dem Unternehmen drei proviſoriſche Verwalter. Am folgenden Tage, 15. Dezember, verwarf die Kammer in der That den Regierungsentwurf, zum lebhaften Tadel der Preſſe aller Parteien. Die Kammer wurde wohl durch die Erwägung geleitet, daß eine Stundung ebenſo

seits zum ersten Angriff schreiten wi
bauend, dem wachsamsten und
glaubt eine Ueberraschung bereiten
Für den Augenblick bekundet die
kommene Friedenszuversicht. Das
raschung fürchtet. Nicht etwa, weil
dern weil sie ihrerseits vorbereitet ist,
blick zuvorzukommen.

Wenden wir uns wieder zu R
Das Eisenbahnunglück bei Borki am
eigenartigen Eindruck gemacht zu ha
dieser Erfahrung den Eindruck gesch
vom Nihilismus droht, sondern von
tion der Verwaltung. Der Gedanke
nicht zu beherrschen, doch zu bewegen
waltung der Korruption nicht Einha
ist. Nun wurde bekanntlich unter dem
Anfang zur Selbstverwaltung durch
Semstwo) mit gewissen Befugnissen
Seit dem Regierungsantritt des jetzi
alle Weise zurückgedrängt und verküm
des Innern, Graf Tolstoi, den Ga
setzung und Befugnisse der Semstwo
Tolstoi war immer ein leidenschaftli
In diesen Korrespondenzen ist bereit
Entwurf der Einführung von Polizei
zwischen Bauerngemeinden und Guts
Papier geblieben, wie es auch dem
lung der Semstwo bezweckt.

Ein eigener Zufall hat gewollt,
Reichsrath der Tolstoische Gesetzentw
nehmen nach auf vielseitigen Widersp
Loris Melikow erfolgte, des Ministers,
Attentat im Winterpalast die Leitung
seine Person übergab, der aber den
baldigen gewaltsamen Ende bewahren
Schutz des Monarchen in der von ihm
Gesellschaft suchen. Das gelungene A
keine Widerlegung des Grafen Loris
daß man jetzt zu seinem Plan zurückke
unter Alexander III. nicht aufgehört ha
durch das Mißlingen aller neueren Ver
rung in der russischen Gesellschaft wächst.

Digitized by Google

er Vorausſetzung, daß man den zur Gewalt
te, als er die Republik geſtürzt hat. Aber
leſe Rechnung unſicher finden. Die Repu-
Kandidaten aller republikaniſchen Schatti-
Weiſe eine Stichwahl erzielt werden könnte,
ſich vereinigen würden. Allein man iſt von
kommen, hat indeß den gemeinſamen Kandi-
icht gefunden. Die Regierung ihrerſeits hat
cht alle Neuwahlen bis zum Ablauf der im
Mandatsperiode durch ein einzubringendes
ſ den 27. Januar feſtgeſetzt.
baldigen Wahlſchlacht entgegengeht, die in
die bisherigen, bieten die Republikaner die
verfügen, um der öffentlichen Meinung die
ktatur deutlich zu machen. In dieſem Sinn
rathung des Budgets im Senat Challemel-
otſchafter in London und Ferrys ehemaliger
ach Form und Gedanken ausgezeichnete Rede
reich von der Diktatur befreien, indem er es
ur aus Abſcheu vor dem Radikalismus ſehnt
Der Gedanke iſt gewiß richtig, aber wie den
Diktatur, und, wenn dies durch Ausnahme-
Regierung möglich wäre, wie die Majorität
gierung ſtützen müßte? Herr Challemel ſagt
uet dieſe Regierung nicht ſein könne. Aber
n in der Deputirtenkammer nicht die Majo-
ch republikaniſches Miniſterium zu bilden.
einem republikaniſchen Verein Jules Ferry
Diktatur. Aber ſein Rettungsmittel beſtand
mit den gemäßigten Republikanern auf dem
Wenn dieſes Mittel möglich wäre, d. h.
n, wäre es längſt zur Anwendung gekommen.
ten Talente und beſtgeſinnten Männer der
eg zu zeigen. Sie vermögen nur auf Ziele
ühren. Wir müſſen die Befürchtung wieder-
Floquet-Freycinet die einzige Rettung im
ulker hat eine Erfindung gemacht, die unſeres
e Erfindung eines Pulvers, welches
attet. Wir wiſſen nicht, wie we
gelangt ſind, der Zuſammenſetzu
ß deſſelben auf die Kriegführung
ch hat der ein großes Uebergewicht,
niges Eigenthum bewahrt. Es ka

gut vom Gerichtshof ausgehen kann, daß ſie nur helfen wird, wenn neue Kapitaliſten ſich freiwillig finden, daß aber durch eine von Geſetzes wegen gewährte Stundung die Regierung eine gewiſſe Verpflichtung übernimmt, das Unternehmen ferner zu halten. Herr von Leſſeps hatte nun auf den 27. Dezember eine Verſammlung der Panamaaktionäre zuſammenberufen, welche beſchloſſen hat, das Unternehmen zu halten, und Leſſeps an der Spitze. Zu dieſem Zweck wollen die Aktionäre zunächſt bis zur Eröffnung des Kanals für die große Schifffahrt auf Zinſen und Amortiſation verzichten und ſodann gemeinſame Schritte zur Beſchaffung des noch erforderlichen Kapitals thun. Das iſt gewiß ein tapferer und nobler Entſchluß; ob auch ein umſichtiger, muß man leider bezweifeln. Denn genaue Kenner des Unternehmens verſichern, daß das noch erforderliche Kapital viel zu groß iſt, als daß an eine Beſchaffung auf privatem Wege zu denken wäre, darum zu groß, weil es ſich erſt nach einer ſehr langen Zeit verzinſen kann.

Dieſer Stand der Sache enthält eine erhebliche Gefahr für die Republik, denn die Aktionäre der Panamageſellſchaft ſind lauter kleine Kapitaliſten, deren Zahl man auf 870 000 beziffert. Wenn alle dieſe Leute ihre Erſparniſſe verlieren ſollen, ſo werden ſie ſämmtlich Gegner der Republik. Man muß ſogar ſagen, daß ſie dies mit einem gewiſſen Recht werden, denn Frankreich wäre reich genug, den Kanal auf den Staat zu übernehmen und die Aktionäre zu entſchädigen, wenn nicht die von der Republik genährte Thorheit der Revanche alles Geld verſchlänge, was der Staat durch ſeinen Kredit auftreiben kann. Eine von Frankreich ausgehende Anregung, das Panamaunternehmen zur gemeinſamen Sache aller Großmächte zu machen, würde ſchwerlich ohne Erfolg ſein, wenn die Republik zugleich damit den vollen Ernſt der Anerkennung der europäiſchen Gebietsvertheilung dekundete. Aber weil ſie dies nicht kann oder will, muß ſie das Panamaunternehmen ſeinem Schickſal überlaſſen und das Vermögen der Aktionäre preisgeben, welche doch im Vertrauen auf die Sicherheit der allgemeinen Zuſtände dem Unternehmen ihr Geld gegeben haben.

Kaum hat Frankreich die Sorge für das Panamaunternehmen auf einige Zeit ſich aus dem Sinn geſchlagen, als auch ſchon wieder der ewige Boulanger es beunruhigt. Da muß gerade einer der radikalen Deputirten des Seinedepartements, ein Mr. Hude mit dem Tode abgehen und ſogleich ſtellt der General oder vielmehr Exgeneral ſeine Kandidatur in Paris auf. An der Urne ſoll die Frage entſchieden werden, die am 2. Dezember nicht ausgefochten wurde, ob in Paris der Boulangismus mächtiger, als der Radikalismus und Republikanismus zuſammen. Die Drohung dieſer Kandidatur iſt allen Parteien in die Glieder gefahren. Der Ausfall der Wahl wird beinahe als die Entſcheidung über die Berufung Boulangers zur Herrſchaft betrachtet. Sollen nun die Monarchiſten jetzt für Boulanger ſtimmen, alſo ihn zur Herrſchaft berufen? Ja wenn der Berufene dieſen Ruf benutzte, den Grafen von Paris oder den Prinzen Viktor zu berufen! Aber das monarchiſtiſche Lager wird nach und nach ſo klug, zu ſehen, daß Boulanger an ſo etwas nicht denkt. Würde man ihn

dennoch wählen, ſo geſchähe es in der Vorausſetzung, daß man den zur Gewalt Gelangten ebenſo leicht ſtürzen könnte, als er die Republik geſtürzt hat. Aber es giebt viele Monarchiſten, die dieſe Rechnung unſicher finden. Die Republikaner ihrerſeits wollten anfangs Kandidaten aller republikaniſchen Schattirungen aufſtellen, weil auf dieſe Weiſe eine Stichwahl erzielt werden könnte, bei welcher dann die Republikaner ſich vereinigen würden. Allein man iſt von dieſer künſtlichen Operation zurückgekommen, hat indeß den gemeinſamen Kandidaten, der Erfolg verſpricht, noch nicht gefunden. Die Regierung ihrerſeits hat nach einigem Schwanken, ob ſie nicht alle Neuwahlen bis zum Ablauf der im nächſten Jahr zu Ende gehenden Mandatsperiode durch ein einzubringendes Geſetz abſtellen ſolle, die Wahl auf den 27. Januar feſtgeſetzt.

Während ſo Frankreich einer baldigen Wahlſchlacht entgegengeht, die in der That bedeutungsvoller iſt, als die bisherigen, bieten die Republikaner die geiſtigen Kräfte auf, über die ſie verfügen, um der öffentlichen Meinung die Schmach des Rückfalls in die Diktatur deutlich zu machen. In dieſem Sinn hat am 19. Dezember bei der Berathung des Budgets im Senat Challemel-Lacour, Gambettas ehemaliger Botſchafter in London und Ferrys ehemaliger Miniſter des Auswärtigen, eine nach Form und Gedanken ausgezeichnete Rede gehalten. Der Redner will Frankreich von der Diktatur befreien, indem er es vom Radikalismus befreit; denn nur aus Abſcheu vor dem Radikalismus ſehnt ſich Frankreich nach der Diktatur. Der Gedanke iſt gewiß richtig, aber wie den Radikalismus niederſchlagen ohne Diktatur, und, wenn dies durch Ausnahmevollmachten einer parlamentariſchen Regierung möglich wäre, wie die Majorität herſtellen, auf welche ſich dieſe Regierung ſtützen müßte? Herr Challemel ſagt ſelbſt, daß das Miniſterium Floquet dieſe Regierung nicht ſein könne. Aber die gemäßigten Republikaner haben in der Deputirtenkammer nicht die Majorität, um ein antiradikales und doch republikaniſches Miniſterium zu bilden.

Am 22. Dezember ſprach in einem republikaniſchen Verein Jules Ferry ebenfalls über die Schmach der Diktatur. Aber ſein Rettungsmittel beſtand in der Vereinigung der Radikalen mit den gemäßigten Republikanern auf dem Boden der gemäßigten Grundſätze. Wenn dieſes Mittel möglich wäre, d. h. wenn die Radikalen belehrbar wären, wäre es längſt zur Anwendung gekommen.

So vermögen ſelbſt die größten Talente und beſtgeſinnten Männer der geängſteten Republik keinen Ausweg zu zeigen. Sie vermögen nur auf Ziele zu deuten, zu denen keine Wege führen. Wir müſſen die Befürchtung wiederholen, daß am Ende das Kabinet Floquet-Freycinet die einzige Rettung im Kriege ſieht. Ein franzöſiſcher Techniker hat eine Erfindung gemacht, die unſeres Erachtens zu den größten zählt, die Erfindung eines Pulvers, welches Gewehrfeuer ohne Schall und Rauch geſtattet. Wir wiſſen nicht, wie weit unſere Techniker bereits auf dem Wege gelangt ſind, der Zuſammenſetzung dieſes Pulvers nachzukommen. Der Einfluß deſſelben auf die Kriegführung muß von höchſter Bedeutung ſein, und ſicherlich hat der ein großes Uebergewicht, der eine Zeit lang dieſe Erfindung als alleiniges Eigenthum bewahrt. Es kann wohl

ſein, daß nur die Ausſtattung mit dem neuen, zu dieſem Pulver gehörigen Gewehr abgewartet wird, um das große Wagniß des Krieges zu unternehmen. Möglich iſt ja, daß die Gegner des Miniſteriums Floquet ſich beeilen, ſeiner Regierung ein Ende zu machen, bevor es den Donnerkeil in ſeine ſchwachen Hände nimmt. Ob dann eine auf neuen Vorausſetzungen errichtete Regierung ſogleich nach dieſem Donner greift, bleibt fraglich. Daß aber die Ausſicht auf die beiden nächſten Jahre beruhigend ſei, wird niemand behaupten können. Dennoch iſt die verhältnißmäßige Ruhe, welche ſich der Gemüther bei uns bemächtigt hat, gut und nützlich. Deutſchland in ſeiner jetzigen Lage kann nur mit Hamlet ſagen: „Bereit ſein iſt alles", und die Krone der Bereitſchaft iſt der ruhige, feſte Zuſtand des Gemüths.

* * *

Die Blokade der oſtafrikaniſchen Küſte vom Rothen Meer bis zur Grenze der portugieſiſchen Beſitzungen in Südoſtafrika iſt von Deutſchland und England ins Werk geſetzt worden. Mehrere Sklavenſchiffe ſind bereits von deutſchen Kriegsſchiffen aufgebracht worden. Frankreich läßt wenigſtens ein Schiff kreuzen, um den Mißbrauch ſeiner Flagge zu verhüten, und geſtattet außerdem, ſolange die Blokade effektiv iſt, die Durchſuchung ſeiner Schiffe, die aus den blokirten Häfen auslaufen. Die Theilnahme Portugals in der einen oder der andern Weiſe ſteht in Ausſicht. Alle dieſe Maßregeln ſind aber unzureichend, dem Sklavenhandel auf die Dauer ein Ende zu machen. Dieſes Ende könnte nur herbeigeführt werden durch die dauernde Unterwerfung der barbariſchen, aus der Kreuzung von Arabern und Negern entſtandenen Miſchvölker, welche durch die Annahme des Islam in ihren grauſamen und habgierigen Inſtinkten durch Anerziehung eines unbändigen Hochmuthes nur beſtärkt worden ſind. An ſich iſt dies ein ausführbares Unternehmen, und außerdem wäre es ein hochheilſames durch die Ausrottung einer ſcheußlichen Barbarei und durch die Gewinnung weiter Länder für die Civiliſation, die zum Anbau und Ertrag wohl geeignet ſind. Im Januar wird eine Vorlage der deutſchen Regierung an den Reichstag erwartet, über die vom Reich etwa zu ergreifenden Maßregeln, um der oſtafrikaniſchen Geſellſchaft das Gebiet zu erhalten, welches ihr nach den mit dem Sultan von Zanzibar geſchloſſenen Verträgen zuſteht. Der oſtafrikaniſchen Geſellſchaft die Verfolgung ihrer Rechte allein überlaſſen, heißt auf dieſe Rechte verzichten. Sicher kann ſich das Reich von dem Unternehmen einer Privatgeſellſchaft trennen, obwohl dieſer Geſellſchaft ein Schutzbrief ausgeſtellt worden, der indeß nicht das Verſprechen militäriſcher Hülfe einſchließt. Aber das Reich würde durch dieſe Trennung auf ſeinen Antheil an der Beſitznahme und Civiliſirung Afrikas verzichten. Schwerlich wird ein ſolcher Entſchluß unmittelbar und endgültig gefaßt werden. Aber auch weitreichende Maßregeln zum Schutz der deutſchen Anſiedelungen in Afrika können für jetzt nicht erwartet werden. Nicht als ob die Reichsregierung im mindeſten angeſteckt wäre von dem profeſſionellen Klein-

muth der Ofenhocker, aber die gefährliche europäische Lage verbietet uns jetzt jeden Kraftaufwand in der Ferne. Das ist traurig.

Die päpstliche Kurie möchte sich gern an die Spitze der Bekämpfung des Sklavenhandels stellen. Das ist ein weitschauender Gedanke, richtig gefunden, aber leider bei weitem nicht richtig gefaßt. Das Papstthum muß jetzt auf moralische Eroberungen bedacht nehmen, womöglich als Vertreter der moralischen Civilisation erscheinen. Diese Einsicht scheint den Politikern der Kurie, vielleicht doch am meisten dem Kopfe des Papstes, aufgegangen. Die Unterdrückung des Sklavenhandels, welche nur durch die Kultivirung Afrikas sichergestellt werden kann, ist das ganz richtig gefundene Ziel. Allein die Mittel weiß man nicht zu finden. Jetzt müßte die Kurie alles aufbieten, um Frankreich mit Deutschland zu versöhnen; müßte das kirchliche und konservative Frankreich aufrufen, die 1870 gefallene Entscheidung gelten zu lassen, bis Deutschland sich großer Fehler schuldig macht, und das Geschrei nach Revanche den Radikalen zu überlassen; müßte dem konservativen Frankreich die großen Ziele zeigen, die es durch den Frieden mit Deutschland erreichen kann und die ihm Elsaß-Lothringen mehr als ersetzen würden. Wir wollen nicht ausmalen, welche reichen Früchte der Kurie auf diesem Wege fast von selbst zuwachsen müßten.

Aber statt dessen, was thut die Kurie? Unter dem Einfluß der Revanchepolitiker in Paris ist sie nahe daran, die Polen dem Despotismus der russischen Orthodoxie zu opfern, die russische Sprache unter vorläufiger Beibehaltung einiger katholischer Gebräuche und Lehren zur Kultussprache zu machen u. s. w. Wahrscheinlich denkt die Kurie, indem sie die Polen für den Bundesgenossen Frankreichs unschädlich macht, von Frankreich nach dem großen Sieg der Gegner des Dreibundes, die man Antitrinitarier nennen könnte, aus den Trümmern Italiens den Kirchenstaat wieder zu erhalten. Eine Rechnung, welche die bündigste Widerlegung der angeblich traditionellen Weisheit der Kurie enthält. Wie nun, wenn das Resultat dieser Rechnung die Wendung der Polen zum Protestantismus wäre? Diese Wendung wäre die sittliche und politische Rettung des hochbegabten polnischen Volkes.

Es geht nicht an, bei solchen Gedanken zu verweilen, aber die Gährung aller Elemente, die in diesem Europa noch um Leben ringen, sei es zur Behauptung, sei es zum Gewinn, welche sich im Jubeljahr der großen Revolution so regsam bemerklich macht, ist ein fesselndes, wenn auch mit schrecklichen Ahnungen gewürztes Schauspiel.

In diesem Augenblick, wo die großen Umwandlungen sich vollenden wollen, welche die Aussaat der vor noch nicht zwanzig Jahren vollbrachten Errichtung des deutschen Reiches sind, ist das Verständniß des großen Momentes doch in Deutschland selten. Auch bei dem gebildetsten Volk sind die schweren Arbeiten der Staatenentwicklung nur dem Verständniß der wenigsten zugänglich. Wir, die wir ganz und gar keine Demokraten sind, wollen das durchaus nicht beklagen. Aber erstaunen muß man doch über den Grad der demokratischen Einsicht, die alle Tage sich wohlgemuth in das Weltregiment setzen möchte,

einen Grad von Einſicht, der ſeine Verachtung kund giebt über die ſiebzehnjährige Friedensarbeit, die nichts vorzuſetzen hat als eine zerbrechliche Eierſchale. Welcher Begriff von der Arbeit, die zur Gründung einer Weltharmonie gehört! Welcher Glaube an Redensarten bei Leuten, die jedes Wort der Regierung für ſelbſtverſtändliche Lüge ausgeben wollen! Wenn der Friede erhalten worden, ſo iſt es geſchehen, um die Bedingungen für den vielleicht unvermeidlichen Kampf auf das günſtigſte zu geſtalten, und auch, um die geringe Ausſicht auf friedliche Herſtellung dauernder Harmonie nicht vor der Zeit zu zerſtören.

Solcher auf Naturanlage und dann auf künſtlicher Steigerung beruhenden Bornirtheit gegenüber iſt es aber eine große, unausweichliche Aufgabe, wenigſtens die gebildeten und patriotiſch fühlenden Elemente Deutſchlands in der Erkenntniß zu einigen, daß das deutſche Volk dem vielleicht größten und ſchwerſten Moment ſeiner bisherigen Geſchichte entgegengeht. Aus dieſer Erkenntniß muß das Verſtändniß der materiellen und moraliſchen Bedingungen emporwachſen, ohne welche der herannahende Kampf nicht beſtanden werden kann und ohne welche, wenn dies überhaupt noch möglich, er auch nicht vermieden werden kann.

Darin liegt die unſchätzbare Wichtigkeit des ſogenannten Kartells. Das parlamentariſche Kartell mit ſeinen ſtudentenhaften Reibereien, mit der nicht abzuſtellenden lokalen Unbotmäßigkeit der Wählerſcharen kann zehnmal zerſtört werden. Ohne jeden Vergleich wichtiger iſt die Herſtellung einer einmüthigen und gebildeten öffentlichen Meinung. Die Herſtellung einer ſolchen Meinung iſt das Werk der Preſſe, deren Aufgabe niemals größer und wichtiger war. Wenn es gelingt, eine ſolche öffentliche Meinung zu erzeugen, ſo müſſen und werden Parlamentarier und Wähler ihr folgen. Zu dieſem Werk möchten wir die ernſthafte deutſche Preſſe aufrufen am Beginn des Jubeljahres jener Revolution, die auch Deutſchland von unerträglichen Banden befreit hat, von der das deutſche Volk ſchwer geſchlagen wurde, um ſich todeswund zur Befreiung zu erheben. Aber das Werk konnte dem die letzte Kraft aufbietenden Kämpfer nur halb gelingen, weil die Kraft nicht zur Schaffung eines geſunden Zuſtandes ausreichte. Heute iſt dieſer Zuſtand geſchaffen, aber die von Deutſchlands Ohnmacht verwöhnten Nachbarvölker wollen ihn um keinen Preis ertragen. Es bleibt nichts übrig, als dieſen Völkern zu zeigen, daß die politiſche Kraft des deutſchen Volkes unzerſtörbar und ſeine Geſundheit unentreißbar iſt.

w.

Verantwortlicher Redacteur: Profeſſor Dr. H. Delbrück Berlin W. Link-Straße 42.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Die Symbole des Lutherthums.

Von

Prof. D. **Karl Müller** in Gießen.

I.

Die innere Entwickelung des Lutherthums während des 16. Jahrhunderts wird auch heute noch vielfach in einer Weise verkannt und mißdeutet, welche auf die Beurtheilung unserer gegenwärtigen kirchlichen Lage aufs schädlichste zurückwirken muß. Diese Mißdeutung erstreckt sich ebenso auf die Anfänge, wie auf die Ausgänge. Ueber die Zwischenzeiten aber fehlt es zwar nicht an werthvoller Einzelforschung, wohl aber in hohem Maß an einer kurzen Gesammtdarstellung, welche die verschiedenen inneren Momente, und die zeitlichen wie geographischen Gruppen scharf ins Auge faßte und so ein klares Bild der bedeutsamen Entwicklung geben würde.

Die landläufige Vorstellung von den Anfängen des lutherischen Kirchenwesens ist wohl die, daß Luther etwa seit 1520 mit der alten Kirche gebrochen habe, daß dann um 1526 mit der Aufrichtung von „Lutherischen" Landeskirchen begonnen worden sei, daß endlich diese im Lauf der Jahre besonders von 1530 an in der Augsburgischen Konfession und Apologie, den beiden Katechismen sowie den schmalkaldischen Artikeln allgemein anerkannte Symbole, verpflichtende Lehrschriften erhalten und eben durch die in denselben vorgetragene Lehre sich als lutherisch bekundet hätten.

Dem gegenüber kann gar nicht oft genug betont werden, daß für Luther selbst die Kirche nicht die Gemeinschaft einer äußeren Ordnung ist, die durch eine Hierarchie oder irgend welche andere rechtliche und gesetzliche Verfassung und Normen, zu denen auch „symbolische Bücher" gehören, dargestellt würde, daß vielmehr für ihn die Kirche rein die Gemeinschaft des Evangeliums und seiner Verkündigung ist. Die äußere Rechtsgemeinschaft hat für ihn immer in zweiter und dritter Linie ge-

ſtanden. Er konnte alſo nimmermehr auf den Gedanken kommen, aus der alten Kirche austreten und eine neue gründen zu wollen. Denn die Kirche, die er allein kannte, fand er auch, wenngleich mehr und mehr erdrückt, noch innerhalb der alten Kirche wieder; und es iſt ja ſtets ſein Bemühen geweſen zu zeigen, daß auch im Mittelalter, um vom Alterthum zu ſchweigen, rechtes Verſtändniß des Evangeliums nie ganz gefehlt habe und daß eben darum auch immer wahre Chriſten vorhanden geweſen ſeien.

Was Luther unter „Evangelium“ verſtand, ſtellt den vollen Gegenſatz gegen die mittelalterliche Auffaſſung dar. In dieſer erſchien die Gnade als die durch Kirche und Sakramente vermittelte und eingegoſſene übernatürliche Kraft, die den Menſchen befähigt, den Willen Gottes zu erfüllen und dadurch ſein Wohlgefallen zu erwerben. Für Luther dagegen bedeutet Gnade die gnädige Geſinnung Gottes, die vor allem unſerem Thun nur um Chriſti willen ſich dem Sünder zuwendet und dieſen eben durch den Eindruck dieſer Liebe zu ſich rufen, zu einem heiligen Leben, zu guten Werken befähigen will. Nicht weil wir gute Werke thun, werden wir gerecht, d. h. erwerben wir Gottes Wohlgefallen, ſondern weil wir gerecht, dieſer gnädigen Geſinnung Gottes gewiß ſind, können wir gute Werke thun — das iſt der immer wiederholte Grundgedanke. Was dem Mittelalter das Ziel des Chriſtenlebens war, war ihm der Anfang.

Das Mittelalter hatte ferner die guten Werke, welche Gottes Wohlgefallen erwerben ſollten, vor allem in beſtimmten Entſagungen oder in gewiſſen Leiſtungen zu Gunſten der Kirche geſucht. Luther dagegen hat ſchon vor 1517 den Willen Gottes vielmehr darin gefunden, daß der Chriſt in erſter Linie in dem nächſten Pflichtenkreiſe des täglichen Lebens, in dem Beruf in Haus, Gemeinde und jeder Gemeinſchaft, in die Gott ihn ſonſt geſtellt, ſich bewähre.

Auch hier war für ihn das erſte, was für die mittelalterliche Kirche in letzter Linie geſtanden hatte.

Somit handelt es ſich für Luther darum, ſein Verſtändniß des Evangeliums in der Kirche durchzuſetzen, ihm zum Sieg zu verhelfen. Wie dieſer Sieg auf die äußere Geſtalt der Kirche, ihre Rechtsordnung zurückwirken müſſe, darüber hat er ſich Anfangs überhaupt nicht weiter beſonnen. Er empfand den unlösbaren Streit zwiſchen Hierarchie und Evangelium erſt, als von Seiten der erſteren Widerſtand erhoben, die Unvereinbarkeit des letzteren mit der kirchlichen Ordnung leidenſchaftlich verfochten wurde. Das allmähliche Aufgehen der Erkenntniß, daß in der That das alte religiöſe Syſtem mit dem dermaligen Zuſtand der Hier-

Digitized by Google

archie aufs engſte verkettet ſei, hat ihn dann in immer ſchrofferen Gegenſatz und Kampf gegen dieſe geführt. Aber er hat nicht nur in den Jahren der äußerſten inneren Erregung, ſondern auch noch ſpäter immer wieder die Möglichkeit erwogen, daß die Hierarchie doch noch zur Erkenntniß der Wahrheit des Evangeliums kommen könne, und er hat für dieſen Fall die andere Möglichkeit feſtzuhalten vermocht, unter den Gehorſam gegen die Biſchöfe zurückzutreten, gerade weil die Frage der äußeren Organiſationsform der Kirche deren Weſen, das Evangelium, gar nicht berührte. Nur in dieſem Sinn darf man auch die Unionsverhandlungen der dreißiger und vierziger Jahre verſtehen, als Berathungen über das Maß, in welchem ſeitens der alten Hierarchie die Verkündigung des Evangeliums freigegeben und gegen welches wiederum es den Proteſtanten möglich würde, unter die alte Hierarchie zurückzutreten. Freilich mit der wachſenden Erkenntniß, daß von dieſer nichts zu hoffen ſei, hat er auch jene Möglichkeit immer mehr aufgegeben. Die Hierarchie mit ihren Anhängern wird darum allmählich als nicht mehr zur Kirche gehörig aufgefaßt, darum weil ſie dem Evangelium, deſſen Gemeinſchaft die Kirche iſt, verſtockt widerſtrebt.

Weil ferner in der Kirche in dieſem Sinn das Evangelium niemals gänzlich erloſchen iſt, die Kirche ſich niemals völlig mit dem Papſtthum gedeckt hat, ſo konnte es ſich für Luther und die Reformatoren nicht darum handeln, eine „neue Lehre" einzuführen und durch ſymboliſche Bücher zu umzäunen, ſondern nur darum, dem Evangelium wieder freie Bahn zu ſchaffen, die Hinderniſſe zu entfernen, welche das Papſtthum dagegen aufgerichtet hatte, die Einrichtungen abzuthun, welche es verdeckten oder ihm ſchnurſtracks zuwider waren, es „läſterten". Dieſes Ergebniß hatte Luther anfangs ohne weiteres von der Macht des Evangeliums, des Wortes über die Gemüther erwartet. Seitdem aber zu Tage gekommen war, wie gewaltig der Widerſtand der alten Hierarchie und ihrer Stützen im Kreis der politiſchen Mächte war, ſeitdem Luther ferner durch die überall erfolgende Auflöſung der Ordnung und vollends durch die furchtbare ſoziale Entſtellung des rein religiöſen Evangeliums in der Kataſtrophe des Bauernkriegs ſein Vertrauen zu der Empfänglichkeit der Maſſen getäuſcht ſah, erkannte er hier eine Pflicht der chriſtlichen Obrigkeit, jene „papiſtiſchen Greuel" abzuthun und wenigſtens dem jungen, an der Heilloſigkeit der Väter unſchuldigen Geſchlecht die Güter zu erhalten, die jene von ſich ſtoßen und verkümmern laſſen. In dieſem Sinn ſind die Aenderungen zu verſtehen, die in kleineren Anfängen ſchon in der erſten Hälfte der zwanziger Jahre, vor allem aber ſeit 1526 unter Luthers Leitung in Kurſachſen und von da

an allmählich in allen Gebieten lutherischer Reformation vorgenommen worden sind: die Abschaffung des Meßopfers und anderer „Ceremonien" und Satzungen, die Aufhebung der bischöflichen Gerichtsbarkeit und deren Ersetzung durch das landesherrliche Kirchenregiment. Sie bedeuten für Luther nicht, daß eine neue Kirche aufgerichtet wird, sondern daß die Obrigkeit in ihrem Machtkreis die 1500 Jahre alte Kirche von den eingetretenen Verunstaltungen des Evangeliums reinigt und ihr gegen fernere Entstellung Schutz gewährt. Die Kirche bleibt; nur die Hierarchie und die gottlosen Ceremonien als die festen Zwingburgen zur Unterdrückung des Evangeliums werden aus ihr verdrängt.

So ist denn auch die Vorstellung völlig ungerechtfertigt, daß innerhalb dieser nach dem Evangelium reformirten Gebiete seit dem Jahre 1530 die Augustana und etwa auch die Apologie als Lehrnormen, als symbolische Schriften gegolten haben. Die Augustana (und daneben in zweiter Linie die Apologie) hat noch lange Zeit fast ausschließlich die Bedeutung gehabt, daß diejenigen Stände, d. h. Fürsten, Grafen, Städteregierungen, welche sie einst dem Kaiser übergeben oder sich ihr nachträglich angeschlossen hatten, in ihr diejenige Urkunde sehen, durch welche sie einst dem Kaiser die Unschuld und das gute Recht ihrer Lehre dargethan hatten, eine Darstellung, auf welche sie eben dem Kaiser gegenüber ihren Anspruch auf Existenzrecht begründeten. Und da diese „Stände Augsburgischer Confession" (A. C.) zeitweise mit dem schmalkaldischen Bund so gut wie zusammenfielen, so kann man die A. C. insbesondere als die religiöse Bundesurkunde der Schmalkaldener bezeichnen, aber keineswegs als das Lehrgesetz der sogen. Landeskirchen. Sie diente der Verwerthung nach außen, höchst selten nach innen. Wenn man überhaupt von Symbolen sprach, so verstand man darunter die sogenannten ökumenischen der alten Kirche. Die Mannichfaltigkeit der durch landesherrliche Verordnung eingeführten Lehrnormen hat das Gefühl der religiösen Einheit nicht gestört, weil man sich bewußt war, auf Grund des „Evangeliums" diejenigen kirchlichen Aenderungen, durch welche die alten Grundlagen der wahren Kirche hergestellt wurden, vollzogen und so auch die alte Gemeinschaft in ihr wieder aufgerichtet zu haben. Das bestimmte Maß von Aenderungen, das hierzu als nothwendig erschien, und die bestimmte Form, in welcher das Evangelium verkündigt werden sollte, blieb den Anordnungen der einzelnen Landesregierungen überlassen und war thatsächlich sehr verschieden. Fast nirgends aber hat man vor 1555 die Geistlichen und Lehrer schlechthin und einfach an die A. C. gewiesen*),

*) Eine Ausnahme machen, soviel ich sehe, nur die Kirchenordnungen von Pommern 1535, Liegnitz 1542, Schwäbisch-Hall 1543. Die von der Straßburger

ſondern man hat, wie in Kurſachſen ſchon 1526 begonnen worden, hiefür entweder überhaupt keine beſtimmten oder beſondere, territorial giltige Vorſchriften erlaſſen und dieſe nicht einmal als Auszüge oder Umſchreibungen der A. C. dargeſtellt.

Trotzdem hat dieſe natürlich thatſächlich hohes Anſehen genoſſen und hat vielfach als der gemeinſame Ausdruck der evangeliſchen Lehre gegolten. Aber von hier bis zum Charakter eines Symbols iſt ein weiter Weg. Denn wenn die Auszeichnung einer Anzahl von Schriften als Symbole überhaupt einen Sinn haben ſoll, ſo kann damit doch nicht bloß ausgedrückt werden, daß ſie durch eine ſtille oder ausdrückliche Uebereinſtimmung als der zutreffende Ausdruck der religiöſen Gedanken einer Gemeinſchaft gelten, ſondern es iſt dafür einmal erforderlich, daß ſie öffentlich rechtliche Geltung haben, daß alſo mit ihrer Lehre jedermann, der innerhalb der betreffenden Gemeinſchaft ſtehen will, und vorzüglich derjenige übereinſtimmen muß, der in ihren öffentlichen Dienſt berufen iſt. Es gehört aber weiter dazu, daß dieſen Schriften ein ſpezifiſcher Werth zukommt, der ſie von allen anderen unterſcheidet, d. h. daß die Gemeinſchaft nur in ihnen den unbedingt zuverläſſigen und zutreffenden Ausdruck ihrer Lehre ſieht, während ſämmtliche andere Schriften, welche „rechtgläubig" ſein ſollen, erſt daraufhin geprüft werden müſſen, ob ſie mit dieſen ſymboliſchen Schriften übereinſtimmen. Wer aber wollte behaupten, daß in den Jahren 1530—1555 ein derartiger Gebrauch von A. C. gemacht worden wäre?

Es iſt deshalb auch einleuchtend, wie ungenügend die in der theologiſchen Litteratur wohl durchweg herrſchende Art iſt, das Alter der ſymboliſchen Geltung einer Schrift feſtzuſtellen, indem man ihrem Anſehen oder ihrer Verwendung als zutreffender Darſtellung des evangeliſchen Glaubens nachgeht. Denn auf dieſe Weiſe könnte man noch einem Dutzend anderer Schriften oder mehr dieſelbe Geltung zuſprechen. Innerhalb der angegebenen Beſtimmungen dagegen hat auf dem Geſammtgebiet der lutheriſchen Reformation vor 1555 nicht ein einziges Buch ſymboliſche Geltung beſeſſen.

Das Jahr 1555 dagegen iſt für die Erhebung wenigſtens der A. C. zur ſymboliſchen Schrift entſcheidend geworden. Denn durch den Augsburger Religionsfrieden wurde ſie als diejenige Urkunde bezeichnet, nach welcher die der biſchöflichen Gerichtsbarkeit entzogenen Landeskirchen reformirt ſein oder künftig reformirt werden müßten, wenn ſie reichsrechtlich anerkannt werden, reichsrechtlichen Beſtand haben wollten. Die

Kirchenordnung von 1534 genannte „Konfession zu Augspurg Keys. May. uberantwortet" iſt natürlich die ſogenannte Tetrapolitana.

Reichsstände, welche die Reformation in ihrem Gebiet durchgeführt, hießen nun offiziell Stände der A. C. und übernahmen mit dem Recht, auf Grund der A. C. ihre Kirchen zu reformiren oder reformirt zu erhalten, zugleich die Verpflichtung, keine andere Lehre als die der A. C in ihrem Gebiet zu dulden. Sie mußten also dafür Sorge treffen, daß alle Lehre und alle Lehrvorschriften in ihrem Gebiet an der A. C. gemessen beständen. So kommt es, daß von 1555 an die A. C. in allen Kirchenordnungen als Lehrnorm bezeichnet und daß alle neuen Lehrvorschriften oder Vereinigungen über strittige theologische Fragen als Erläuterungen oder Umschreibungen der A. C. bezeichnet werden. So, aber auch erst so, hat die A. C. den Charakter eines Symbols erhalten: die Verhältnisse, wie sie der Religionsfriede von 1555 schuf, also die reichsrechtliche Lage, nimmermehr aber „die Kirche" hat sie dazu gemacht. Alle übrigen, älteren und jüngeren sogen. symbolischen Schriften sind dadurch nicht im mindesten mitbetroffen worden. Für sie besteht die bisherige Unbestimmtheit durchaus fort, d. h. ein Theil von ihnen wird allerdings in den Kirchenordnungen mit A. C. zusammen als Lehrnormen aufgestellt, aber sie theilen diesen Vorzug mit einer ganzen Anzahl anderer Schriften, denen später niemand mehr „symbolisches" Ansehen zuerkannt hat. Erst eine ganz andersgeartete Entwicklung hat allmählich gerade ihnen diese Bedeutung verschafft.

Diese Entwicklung aber fällt mit einer anderen zusammen, welche in der aus Luthers That hervorgegangenen religiösen Gemeinschaft tiefgreifende Veränderungen vollzogen hat.

II.

Zunächst haben im Lauf der Jahre, und zuletzt noch vorzüglich auf Grund des Augsburger Religionsfriedens, die einzelnen Landesgewalten das Kirchenwesen ihrer Gebiete immer mehr zu wirklichen Landeskirchen ausgebaut und sie durch das Netz einer ausgedehnten, theilweise sehr sorgfältigen Verwaltung zusammengehalten. Schon dadurch und ohne Zweifel dadurch vor allem hat der Begriff der Kirche in seiner praktischen Verwendung wiederum das durchaus empirische und juristische Gepräge erhalten.

Sodann, und gewiß wesentlich unter der Einwirkung dieser thatsächlichen Verhältnisse, macht auch die theologische Auffassung der Kirche als religiöser Größe eine Aenderung durch, zwar nicht bei Luther — der ist dem idealistischen Begriff immer treu geblieben, wenn er streng und genau redet, — wohl aber bei Melanchthon*).

*) Die im Folgenden vorgetragene Bedeutung Melanchthons für Entstehung der

Wie überhaupt in der Entwicklung der Reformation nach außen und innen in einer großen Menge von Zügen der Gang des alten Christenthums sich wiederholt, so auch darin, daß die ersten Schritte zur Veräußerlichung des ursprünglich idealistischen Kirchenbegriffs damit gethan werden, daß man in der Kirche die Gemeinschaft der reinen Lehre zu sehen beginnt. Und zwar geschieht das auch jetzt wieder zunächst zum Zweck der klaren Abgrenzung gegen Verunstaltungen. Später aber ging Melanchthon weiter und fand geradezu das innere Wesen der Kirche in dieser reinen Lehre. Für Luther freilich lag in dieser Formulirung nichts, was seinen Kirchenbegriff hätte verändern müssen. Denn unzähligemale versteht er eben unter seiner „Lehre" nicht die Summe einer theologischen Ausprägung des Glaubens, sondern die einfachen religiösen Grundbegriffe, die ihm das Evangelium ausmachen. Anders bei Melanchthon. Er hat in den dreißiger und vierziger Jahren die theologischen Auseinandersetzungen mit den Gegnern im Namen des Protestantismus zu führen und ist schon dadurch in die Versuchung gekommen, die Lehre hauptsächlich als theoretische zu fassen. Und zwar trugen wohl gerade diese Auseinandersetzungen insbesondere auf den Religionsgesprächen der vierziger Jahre, auf denen immer über einzelne Punkte gestritten wurde, noch besonders dazu bei, daß er, auf die theologische Art seiner Gegner sich einlassend oder bei ihr verharrend, die evangelische Lehre immer nur als eine Summe einzelner Lehrsätze vorgeführt und es nie vermocht hat, sie in den straffen Zusammenhang einer geschlossenen religiösen Größe zu bringen. Auf diese Weise wurde die Rechtfertigung aus dem Glauben, in welcher für Luther das ganze Evangelium und Christenthum befaßt gewesen war, ein einzelnes Lehrstück neben andern. Der Zusammenhang der evangelischen Lehre brach aus einander in einzelne Lehrstücke, die locker verbunden neben einander lagen.

Dabei hatte es dann keine Schwierigkeit mehr, die Unterscheidung einzuführen zwischen dem unverfälscht gebliebenen Wahrheitsbesitz der alten Kirche d. h. den Lehren, welche beiden Parteien gemeinsam seien, und denjenigen, welche erst die Reformation wieder entdeckt und den Entstellungen der alten Kirche gegenüber zur Geltung gebracht habe. Beide zusammen machen für Melanchthon die volle christliche Wahrheit aus.

Diese Anschauung vom Wesen der wahren christlichen Lehre hat Melanchthon seit den dreißiger Jahren stets vorgetragen und sie auf seine

lutherischen Kirche ist durch A. Ritschl nachgewiesen (Zeitschrift für Kirchengeschichte I, 51 ff. und II, 366 ff.).

Schüler vererbt. Da aber schon seit den vierziger Jahren der theologische Nachwuchs viel mehr durch seine als durch Luthers Hände ging und da die Geistlichen bei der Einführung in das Kirchenamt zum Theil geradezu auf Schriften verpflichtet wurden, in denen Melanchthon diesem Gedanken Ausdruck gegeben hatte, so wurde diese Grundanschauung gemeinsamer Besitz des ganzen jungen Theologengeschlechts.

Melanchthon ist es aber auch gewesen, der zunächst vereinzelt und gelegentlich, seit Luthers Tod aber mit vollem Nachdruck begonnen hat, die spezifisch evangelischen Lehren mit der Lehre Luthers gleichzusetzen und auf dessen Autorität zu stellen. Damit ist derjenige Punkt erreicht, von dem aus die Bezeichnung der aus der Reformation hervorgegangenen Landeskirchen als „lutherischer" sich mit Leichtigkeit ergibt. Auch diese Gleichsetzung ist durch Melanchthon in das Bewußtsein des nachwachsenden Geschlechts übergegangen und schon zu Anfang der fünfziger Jahre Gemeingut eines großen Theils dieser neuen Generation gewesen. Welche Mechanisirung und Versteinerung der Lehre aber daraus sich ergeben mußte, läßt sich ermessen, zumal da Melanchthon das Prädikat der Unveränderlichkeit, das Luther für seine religiöse Auffassung des Evangeliums in Anspruch genommen hatte, auf dasjenige übertrug, was nunmehr reine Lehre heißen sollte.

Melanchthon konnte nicht ahnen, daß er eben damit für sich selbst wie für die evangelische Kirche die unheilvollsten Kämpfe angebahnt hatte. Das Geschlecht von Theologen, das von ihm gelernt hatte, das Wesen der Kirche in der reinen Lehre oder in der Reinheit sämmtlicher einzelner Lehrstücke zu sehen, diese aber durch Luther entdeckt und verbürgt zu wissen, dieses ächte Epigonengeschlecht war unfähig, das Maß von Freiheit zu ertragen, welches in der schöpferischen Zeit für Männer wie Melanchthon selbstverständlich gewesen war. Alles was Luther vorgetragen, auch wenn es lediglich mit seinem persönlichen Entwicklungsgang zusammenhing oder in einem von ihm lebendig empfundenen, von den Epigonen gar nicht mehr erfaßten Zusammenhang mit dem „Evangelium" gestanden hatte, — es sollte unverrückt und unweigerlich festgehalten werden. Als daher Melanchthon im Lauf der Zeit an mehreren Punkten zu Abweichungen von Luthers Anschauungen gekommen war außerdem aber im Interim durch sein Verhalten in den „Adiaphora" schweren Anstoß gegeben hatte, so begann der Sturmlauf gegen Melanchthon und diejenigen seiner Schüler, welche seine Lehrabweichungen theilten.

Es begannen die Lehrstreitigkeiten unter den „Theologen A. C.", insbesondere den „Lutheranern" und „Philippisten".

Die Ermäßigungen, die sich Melanchthon an Luthers Lehre erlaubt hatte, traten vor allem an drei Punkten hervor: bei der Lehre von der Nothwendigkeit guter Werke zur Seligkeit, bei der Bestimmung der Mitwirkung des menschlichen Willens in der Bekehrung und in der Auffassung der Gegenwart von Leib und Blut im Abendmahl. Dazu hatte Melanchthon seit 1540 begonnen auch in der A. C. Aenderungen in diesem Sinn vorzunehmen, so daß nunmehr auch der Gegensatz zwischen „Invariata“ und „Variata“ der Augsburgischen Konfession zum Streitpunkt zwischen beiden Lagern wurde.

Der Streit der Theologen ist nun aber sehr bald — vor allem durch den bitteren Haß der beiden sächsischen Linien, der jetzt kurfürstlichen albertinischen und der jetzt herzoglichen ernestinischen — auch ein Streit der Stände A. C. geworden. Für diese aber bedeutete er seit der Mitte der fünfziger Jahre geradezu eine Lebensfrage, da einerseits die Lutheraner geflissentlich darauf ausgingen, die Anhänger des Philippismus als von der A. C. abgefallen und damit vom Religionsfrieden ausgeschlossen darzustellen, und andererseits die Römischen mit selbstverständlichem Behagen diesen Vorwurf aufnahmen. Dazu kam, daß man auch im Innern der einzelnen Gebiete die Folgen der unsinnigen Kampfeswuth immer drückender empfand. Der Streit der Theologen entzweite die Geistlichkeit und die Gemeinden. Die Führer insbesondere der lutherischen Partei, entwickelten einen Terrorismus gegen anders Denkende, der um so unerträglicher war, als ihm keinerlei äußere Berechtigung zu Grunde lag und jedermann den klaffenden Zwiespalt solchen Gebahrens mit der evangelischen Auffassung des Amtes empfinden konnte. Bei der Beweglichkeit des damaligen Theologengeschlechtes und dem häufigen Verziehen insbesondere der hervorragenden Geistlichen von einem Land ins andere wurden diese Dinge noch schlimmer. Mehr als einmal sind Fälle vorgekommen wie der, daß ein solcher Theologe, in ein Gebiet berufen, wo die andere Richtung vorherrschte, nach einander mit seinen Amtsbrüdern, den Gemeinden, den Landesbehörden und der Regierung selbst die zügellosesten Händel anfing und durch seine unberufenen Bannsprüche die heillosesten Verwirrung anrichtete. Wurde er dann schließlich des Landes verwiesen, so war keinerlei Bürgschaft gegeben, daß sein Nachfolger nicht etwa dasselbe Verfahren nach der entgegengesetzten Richtung einschlug.

So standen die Fürsten A. C. vor der Nothwendigkeit, diesem Wesen mit allen Mitteln zu steuern, wenn sich nicht die Gemeinschaft der A. C. auflösen sollte. Die Arbeiten an der Lösung dieser Aufgabe füllen die ganze Zeit von 1555 bis 1580 aus.

Sie verlaufen in drei Abſchnitten. Im erſten iſt der Gedanke der Fürſten der, die theologiſchen Gegenſätze, welche ſich über der A. C. erhoben haben, zu ignoriren und alle Stände unter der einfachen Wiederholung der A. C. zu vereinigen. Nachdem ſich das als eine Unmöglichkeit ergeben, machen ſich im zweiten Abſchnitt die einzelnen Reichsſtände daran, zunächſt in ihrem Gebiet feſte Ordnung und ein ſicheres und durchaus beſtimmtes Lehrgeſetz zu ſchaffen. Im dritten endlich gelingt es, den größeren Theil dieſer derartig geordneten Kirchenweſen durch ein einheitliches lutheriſches Lehrgeſetz zu umſchließen, während die philippiſtiſchen Landeskirchen dadurch zu noch ſchrofferer Abſonderung getrieben, dem Kalvinismus anheimfallen.

III.

In der denkbar ſchlimmſten Weiſe waren die ſchweren Gegenſätze zu Tage gekommen auf dem Wormſer Geſpräch von 1557, an welchem zum letzten mal von Reichs wegen eine Vereinigung zwiſchen den römiſchen und den Ständen A. C. verſucht werden ſollte. Hier traten im Kreiſe der proteſtantiſchen Abgeordneten die Jenenſer Theologen, Flacius an der Spitze, als Vertreter des herzoglichen Sachſens ſofort mit der Forderung auf, daß alle diejenigen, welche die philippiſtiſchen Sonderlehren theilten, als Abtrünnige der A. C. bezeichnet und ſomit von dem Religionsfrieden ausgeſchloſſen werden ſollten. Von einer Wiederanerkennung ſollte keine Rede ſein, bis ſie ſelbſt ein Bekenntniß ihres Abfalls abgelegt hätten. Das Reich ſelbſt alſo wurde gegen die Philippiſten aufgerufen. Und als den Jenenſern dies von der Majorität abgeſchlagen und mit dem Ausſchluß von den weiteren Verhandlungen gedroht wurde, verbanden ſie ſich mit den Vertretern der römiſchen Partei, welche gleichfalls eine Erklärung darüber verlangt hatten, wer von den beiden Gegnern auf dem Grund der A. C. ſtünde. Die Abreiſe der Jenenſer war inſofern ein Glück, als nunmehr die römiſche Partei die Fortſetzung des Geſprächs verweigerte.

Den übrigen Fürſten A. C. war dadurch der Weg klar vorgezeichnet, den ſie dieſem hochverrätheriſchen Treiben gegenüber gehen mußten. Zweierlei iſt nunmehr ihr Ziel: einmal ihr unverrücktes Feſthalten an der A. C. darzuthun und ſodann die Streitigkeiten der Theologen über jene einzelnen Punkte der A. C. möglichſt zu ignoriren, zugleich aber dem Gezänke nach Kräften Einhalt zu thun.

Dieſe Ziele wurden auf den Fürſtentagen von 1558 und 1561 verfolgt. Auf dem Frankfurter Tag vom März 1558 verbanden ſich die Kurfürſten von Sachſen, Brandenburg, der Pfalz, der Herzog von

Württemberg, der Landgraf von Heſſen, der Pfalzgraf von Zweibrücken und der Markgraf von Baden-Durlach, um ihr Bekenntniß zur A. C. zu wiederholen, die praktiſchen religiöſen Intereſſen, die den Streitpunkten zu Grunde lagen, unter Abſehen von den theologiſchen Gegenſätzen einfach darzuſtellen, neue theologiſche Meinungen der Beurtheilung ihrer Behörden zu unterſtellen, für theologiſche Schriften Präventivcenſur einzuführen und überhaupt die rabies theologorum zu zügeln. Für Lehrnormen wurden die drei ökumeniſchen Symbole als Zeugniſſe der allgemein chriſtlichen, und A. C. mit Apologie als Ausdruck der evangeliſchen Lehren erklärt.

Die Antwort des herzoglichen Sachſens und ſeiner gegen Wittenberg gegründeten Univerſität Jena war das ſogenannte Weimarer Konfutationsbuch von 1559, das traurigſte Denkmal dieſes Lutherthums, durch Landesgeſetz als Lehrnorm eingeführt und durch förmliche Exekutionen gegen ſeine Widerſacher aufrecht erhalten. Aber auch die Hoffnung, daß ſich jenem Kern der Frankfurter Fürſten die übrigen Stände A. C. anſchließen würden, erfüllte ſich nicht. Es war ein Glück, daß wenigſtens der von Weimar aus vorgeſchlagene Gegenbund gegen den Frankfurter Rezeß nicht zu Stande kam.

Ein neuer Verſuch auf breiterer Grundlage wurde ſodann zu Anfang des Jahres 1561 unternommen. Nicht nur die gemäßigten, ſondern alle Fürſten und eine große Anzahl von Grafen traten perſönlich oder in ihren Vertretern auf dem Naumburger Fürſtentag zuſammen. Die Ausſichten ſchienen beſonders darum günſtiger, weil inzwiſchen die grenzenloſe Ueberhebung der Jenaer Fanatiker ſich gegen den Weimariſchen Hof ſelbſt zu wenden begonnen hatte. Allein die Hoffnung erwies ſich als völlig eitel. Wiederum verlangte Herzog Johann Friedrich von Sachſen die namentliche Verurtheilung derjenigen, die von der A. C. abgewichen ſeien, und ließ unmißverſtändlich erkennen, daß es ihm gerade auf den Ausſchluß derſelben vom Religionsfrieden ankomme. Es blieb den anderen Fürſten nichts anderes übrig, als ohne ihn ihre Beſchlüſſe zu faſſen. Man wiederholte alſo im ganzen den Rezeß von Frankfurt, unterſchrieb die A. C. in der Ausgabe von 1531 ſowie die Apologie, erkannte aber auch die Ausgabe der erſteren von 1540 als korrekt an, indem man ſie nur als eine ausführlichere Wiederholung der von 1530 bezw. 1531 bezeichnete; man umging wiederum die einzelnen theologiſchen Streitfragen und hielt ſich an die praktiſchen Gedanken, die in beiden Lagern dabei vertreten waren, und man wiederholte auch in Bezug auf Ueberwachung der Theologen und die Cenſur ihrer Schriften die Beſchlüſſe von 1558.

Man würde die Stellung der fürſtlichen Majorität völlig unrichtig beurtheilen, wenn man ſie auf Grund dieſer beiden Tage für philippiſtiſch halten wollte. Allerdings tritt Melanchthons Einfluß in Frankfurt und damit mittelbar auch in Naumburg (Melanchthon ſelbſt war inzwiſchen 1560 geſtorben) maßgebend hervor; allerdings hat man die lutheriſchen Streitlehren aus dem Bekenntniß ausgeſchloſſen und hat auch das Verlangen Johann Friedrichs und ſeiner Theologen, neben A. C. und Apologie auch zu den ſchmalkaldiſchen Artikeln ſich zu bekennen und nach ihnen die ſtrittigen Punkte der A. C. zu erklären, abgelehnt — zugleich der denkbar deutlichſte Beweis, daß von einer ſymboliſchen Autorität der Artikel damals noch keine Rede war. Aber gerade die hervorragendſten Fürſten der Majorität, Kurſachſen, Württemberg u. a., ja mit Ausnahme des Kurfürſten Friedrich von der Pfalz wohl überhaupt alle, waren ihrer perſönlichen Ueberzeugung nach lutheriſch geſinnt, wenigſtens in derjenigen Frage, die von nun an alle anderen in den Hintergrund drängte, in der Frage des Abendmahls. Was ihre Haltung beſtimmte, war einfach die Einſicht in das, was ihren Landeskirchen und dem geſammten Gebiet der A. C. am dringendſten Noth that, die Einſchränkung des theologiſchen Haſſes, insbeſondere die Verhinderung der heilloſen Verſuche, den Gegnern den Schutz des Religionsfriedens zu rauben, und die Herſtellung einer gemeinſamen Grundlage, auf welcher beide Theile zuſammen leben könnten. Das aber war allerdings nur ſo zu erreichen, daß man der ungezügelten Wuth der Lutheraner entgegentrat und ſich auf einen Standpunkt ſtellte, der gerade darum, weil er nur den religiöſen Intereſſen Genüge thun und die weitgehenden theologiſchen Spitzfindigkeiten vermeiden wollte, den Philippiſten viel näher ſtand als den Lutheranern.

Indeſſen der Naumburger Tag endete ſchließlich mit einem viel größeren Riß, als es Anfangs geſchienen hatte. In ſeinen Verhandlungen war bereits von allen Streitfragen diejenige über die Gegenwart Chriſti im Abendmahl weit in den Vordergrund getreten. Johann Friedrich war zuletzt bereit geweſen, in den anderen Punkten nachzugeben, wenn nur hier der lutheriſche Standpunkt mit aller Schroffheit zum Ausdruck gebracht und gegen den Philippismus wie den vordringenden Kalvinismus abgegrenzt werde. Daß das nicht geſchah, hatte auch Mecklenburg und Schleswig-Holſtein von der Unterſchrift abgehalten, und nach dem Schluß der Verſammlung, als auch diejenigen Stände, welche auf dem Tag nur durch Geſandte vertreten geweſen waren, ihre Unterſchrift geben ſollten, weigerte ſich ein großer Theil aus demſelben Grund. Der Mittelpunkt dieſes Widerſpruchs lag in den

Fürstenthümern und Reichsstädten Niedersachsens. Er war so stark, daß der Naumburger Tag, insoweit er die Herstellung einer gemeinsamen Grundlage, die Einigung aller Stände A. C. bezweckt hatte als gescheitert gelten mußte. Die zerstreuenden Kräfte hatten sich als stärker erwiesen. Das erste Stadium der Vereinigungsversuche war damit abgeschlossen.

Aber ein Gedanke der Verhandlungen von Frankfurt und Naumburg war theilweise bereits in That umgesetzt worden: die Ueberwachung und Regelung der theologischen Lehre durch die einzelnen Landesgewalten. Seine Durchführung in den meisten größeren Gebieten bezeichnet das zweite Stadium dieser Entwicklung.

Fast jede Landeskirche A. C. hatte durch landesherrliche Verordnung ihre eigenen Vorschriften über Glauben und Lehre der Geistlichen und Lehrer. Aber diese Vorschriften hatten sich in den letzten Jahren als unzureichend erwiesen, weil sie theils noch nicht auf die neuen Streitfragen zugeschnitten waren, theils nicht von den beiden Partei-Autoritäten, Luther und Melanchthon, stammten. In ersterer Beziehung nun hatten sich während der letzten Jahre einzelne Landeskirchen durch Aufstellung neuer Lehrschriften von „symbolischer" Geltung geholfen; so die württembergische durch das Bekenntniß der Stuttgarter Synode von 1559, die herzoglich sächsische durch das Weimarer Konfutationsbuch. In letzterer Beziehung aber wurde ein Unternehmen bedeutsam, das zunächst eine reine Privatarbeit war, bald aber theilweise öffentlich rechtliche Bedeutung erhielt: das von Melanchthon und seinem Verleger Vögelin herausgegebene, vom ersteren mit einer Vorrede versehene Corpus doctrinae christianae (u. s. w. deutsche sowie lateinische Ausgabe von 1560). Es enthält außer den drei ökumenischen Symbolen die wichtigsten von Melanchthon verfaßten Lehr- und Bekenntnißschriften. Diese stammten jedoch entweder von Haus aus oder in der Form, in welcher sie hier auftraten, aus den letzten Lebensjahren Melanchthons. Zur zweiten Gattung gehören: A. C. Apologie und Loci theologici; zur ersteren die Repetitio A. C.; Confessio Saxonica; Examen ordinandorum. Die Sammlung trägt also einen spezifisch philippistischen Charakter und hat darum bald den Namen Corpus doctrinae Philippicum oder Misnicum erhalten.

Diese Arbeit erhielt nun durch Melanchthons Autorität hier und dort hohes thatsächliches Ansehen und wurde in Hessen und Pommern schon 1561, in Kursachsen 1567 den Pfarrern als Richtschnur ihrer Lehre zugewiesen.

So war im selben Jahre, da der Naumburger Fürstentag gescheitert war, der Anfang zur Schaffung der Corpora doctrinae gemacht worden

d. h. von Sammlungen maßgebender Lehrschriften mit öffentlich rechtlicher Bedeutung. Solche Sammlungen sind dann im Lauf der sechziger und siebenziger Jahre durch landesherrliche Verfügung in immer mehr Landeskirchen eingeführt worden, um eine sichere Grundlage der Predigt wie der theologischen Lehre zu schaffen und den Willkürlichkeiten der Theologen eine Grenze zu setzen. Da wo man dem Philippismus zugethan war, blieb es ganz oder meist bei unveränderter Annahme des C. d. Philippicum. Wo man dagegen die streng lutherische Lehre zum Ausdruck bringen wollte, vereinigte man außer der unveränderten Augsburgischen Konfession, einschließlich der drei ökumenischen Symbole, sowie der Apologie meist nur Schriften Luthers oder lutherischer Epigonen in der Absicht, die A. C. aus diesen näher zu erklären. So tauchen lutherische Corpora doctrinae nach einander auf in der Stadt Braunschweig 1563, in Preußen 1567, Braunschweig-Wolfenbüttel 1569, Herzogthum Sachsen 1570, Brandenburg 1572, Braunschweig-Lüneburg (C. Wilhelminum) 1576 und Braunschweig-Wolfenbüttel (C. Julium) 1576. Von Luthers Schriften findet man darin vertreten die beiden Katechismen, die ja längst im öffentlichen Gebrauch der Kirchen und Schulen waren, die schmalkaldischen Artikel, welche die streng lutherische Partei schon während der fünfziger, zu Anfang der sechziger Jahre der melanchthonischen Augsburgischen Konfession an die Seite hatten setzen wollen, sodann kleinere Schriften und etwa Auszüge aus größeren. Die Auswahl aus diesem Vorrath aber war recht verschieden. Von den später symbolisch gewordenen Schriften Luthers selbst fehlt das einemal diese, das anderemal jene. Diejenige Auswahl, welche später in das Konkordienbuch übergegangen ist, findet sich zuerst im Corpus doctrinae für Braunschweig-Wolfenbüttel von 1569, dessen Bearbeiter Chemnitz und Jakob Andreä sind, also dieselben, welche später auch am Konkordienbuch die Hauptarbeit gethan haben. Die gleiche Auswahl ist übergegangen in das Corpus Wilhelminum von Braunschweig-Lüneburg.

Diese Entwicklung ist nun von dreifacher Bedeutung. Einmal haben die einzelnen Landeskirchen nunmehr ihre feste Ordnung erhalten. Auch diesem Umstand ist wesentlich mit zu danken, daß die Zeit der giftigsten Theologenkämpfe nunmehr abgeschlossen ist. Sodann haben die bedeutendsten Kirchen Norddeutschlands in den Corpora doctrinae eine Sammlung von Lehrschriften erhalten, welche öffentlich rechtliches Gepräge tragen, und die hiezu auch in der That am ehesten geeignet sind dadurch, daß sie meist in die Reformationsepoche selbst zurückreichen und die Namen der geistigen Väter der Reformation

tragen. Wie das zweite christliche Jahrhundert durch Aufstellung der Glaubensregel und des Kanons, so hat die Epigonenzeit durch die Corpora doctrinae das „heroische Zeitalter" der Kirchenbildung abgeschlossen und die ganze Folgezeit an die vermeintlichen Errungenschaften der Vergangenheit gebunden. Diese Parallele hat sich schon damals aufgedrängt; denn eben in jener Zeit, zu Anfang der siebenziger Jahre, erhalten zum erstenmal die neuen Lehrschriften den Namen „Symbole" einen Namen, der bisher ausschließliches Eigenthum der „ökumenischen Symbole", gewesen war. Wie also die Bildung des biblischen Kanons nicht darin bestanden hat, daß man zum Neuen Testament hinzu auch die Autorität des Alten Testaments anerkannt hätte, sondern vielmehr darin, daß man die Neutestamentlichen Schriften allmählich zur Höhe der Alttestamentlichen emporgehoben hat, gerade so liegt das Wesen der Bildung lutherischer (und reformirter) Symbole darin, daß man die grundlegenden Autoritäten der vergangenen Zeit ohne irgend welche Prüfung beibehalten und ihnen nur eine Anzahl Schriften der neuen religiösen Entwicklungsstufe an die Seite gestellt hat. Daß aber im letzteren Fall nicht die „Kirche", sondern die Fürsten, die Landesgewalten als die Gesetzgeber auftraten, braucht nicht mehr besonders hervorgehoben zu werden.

Endlich ist aber dieser Entwicklungsgang auch dadurch von Wichtigkeit, daß nunmehr nicht bloß die theologischen Schulen, sondern auch die Landeskirchen in philippistische und lutherische auseinandergerissen sind. Allerdings gilt dies nur mit einer gewissen Einschränkung. Denn den Fürsten der auf das C. d. Philippicum angewiesenen Länder ist es auch jetzt nicht eingefallen, von der Autorität Luthers zu weichen, diejenige Melanchthons über sie zu stellen: es ist bekannt, in welch eifersüchtiger Weise Kurfürst August über seine gut lutherische Gesinnung gewacht hat. Indessen hindert das doch nicht, daß in diesen Landeskirchen die Lehrverpflichtung auch auf die philippistischen Sonderlehren sich erstreckte.

Bei dieser Lage mußte jede Aussicht verschwinden, die Vereinigung der beiden kirchlichen Parteien auf dem Weg der Tage von Frankfurt und Naumburg zu bewerkstelligen. Der einzige Versuch, der in dieser Richtung durch Jakob Andreä gemacht wurde, ist nach vielem Bemühen schon 1570 völlig gescheitert.

Dagegen hat nun eben Andreä wenige Jahre darauf sich zu einem anderen Unternehmen gewendet: er sucht eine Einigung der Landeskirchen A. C. nicht mehr durch das Mittel der Verwischung der Gegensätze, sondern auf Grund des streng lutherischen Bekenntnisses. Zwei

Stücke erſcheinen ihm dabei als nothwendig: ein gemeinſames neues Bekenntniß, durch welches die ehemaligen Streitigkeiten im lutheriſchen Sinn entſchieden würden, und ein gemeinſames Corpus doctrinae, durch welches der Mannichfaltigkeit auf dem Gebiet der Lehrnormen ein Ende gemacht würde. Die Bedeutung gerade der letzteren Thatſache iſt damals vollſtändig klar hervorgetreten und es iſt ein Hauptfehler der bisherigen Darſtellungen, daß dieſer Punkt gegenüber den Bemühungen um eine Konkordienformel in ihnen faſt ganz zurücktritt.

Die Bemühungen um beides bilden den Inhalt des dritten Stadiums, welches die Jahre 1573—1580 einnimmt.

Die Verhältniſſe auf dem Geſammtgebiet der lutheriſchen Reformation waren zu Anfang der ſiebenziger Jahre weſentlich andere geworden, als ſie in den fünfziger und ſechziger Jahren geweſen waren. Zwar hatte die durch ihre grenzenloſe Ueberhebung verſchuldete Vertreibung der lutheriſchen Theologen aus Jena (1562) nur ſechs Jahre angehalten: nach den Grumbachiſchen Händeln waren durch den neuen Herzog Johann Wilhelm die Verbannten zurückgerufen worden. Allein ſeitdem es dem Haupteiferer Flacius begegnet war, daß er, wie drei Jahrhunderte ſpäter Hengſtenberg, nach einem Leben voll Verfolgung der Ketzer ſelbſt in Ketzerei verfallen war und zwar in die denkbar ſchlimmſte, den Manichäismus, ſeither war in die Partei der Fanatiker ſelbſt ein Zwieſpalt gekommen, der ſie trotz der raſchen Verdammung des ehemaligen Parteiführers ſchädigen mußte. Die Hauptſache aber war, daß dieſes ganze Geſchlecht im Ausſterben begriffen war: über die Mitte der ſiebenziger Jahre hinaus haben von den ehemaligen Streithähnen nur noch zwei gelebt, Heßhus und Wigand, und ſie waren beide durch ihre Berufung nach Preußen demjenigen Schauplatz entzogen, auf dem ſich die Zukunft des deutſchen Lutherthums entſcheiden mußte. Allerdings dauerte der Einfluß dieſes Geſchlechts unter der Geiſtlichkeit einzelner Länder fort. Allein die führenden Perſönlichkeiten des Lutherthums, vor allem die maßgebenden akademiſchen Theologen waren doch anderen Geiſtes und ihnen konnten die Prediger auf die Dauer umſo weniger widerſtehen, als jene zugleich das Ohr der Fürſten beſaßen.

Für dieſes andere Theologengeſchlecht hatte der Gegenſatz zwiſchen Melanchthon und Luther nicht die Schärfe wie für die Flacius, Heßhus, Wigand u. a. Sie hatten von Melanchthons Art des theologiſchen Betriebs, wie von ſeiner feineren und milderen, humanen und humaniſtiſchen Perſönlichkeit und Bildung entſcheidende Eindrücke erhalten und waren ſich deſſen bewußt. Sie hatten ſich in den Sonderlehren, wenigſtens in der Abendmahlslehre, nicht an Melanchthon, ſondern ſtreng an

Luther gehalten. Aber sie hatten bisher unter dem wüsten Gezänke im ganzen zurückgehalten und waren erst nach Melanchthons Tod, als seit dem Naumburger Fürstentag die Abendmahlsfrage in den Mittelpunkt trat, zeitenweise mit den Jenensern zusammen scharf gegen die Wittenberger angegangen. Es zeigte sich eben an ihnen besonders deutlich, daß wenn die einzelnen Streitfragen einmal auf die Entscheidung zwischen den beiden Autoritäten Luther und Melanchthon gestellt waren, das Uebergewicht der ersteren auf die Dauer ganz unvermeidlich war, zumal in einem Punkt, wo Luthers Stellung so ausgeprägt war, wie im Abendmahl. So war es denn auch gekommen, daß seit Mitte der siebenziger Jahre dem Philippismus jede bedeutende theologische Vertretung fehlte und daß das nachwachsende Geschlecht in dem entscheidenden Punkte entweder der Abendmahlslehre Luthers oder aber Kalvins folgte. In dieser neuen Schichte lutherischer Theologen ragten hervor: Martin Chemnitz in Braunschweig, Selnecker in Wolfenbüttel und Chytraeus in Rostock, welche mit ihrem Einfluß den größten Theil des niedersächsischen Kreises beherrschten.

Neben dieser niedersächsischen Gruppe lutherischer Theologen stand eine zweite in Württemberg und den kleineren Gebieten des schwäbischen Kreises. Hieher waren die Gegensätze der fünfziger Jahre nur in sehr abgeschwächter Gestalt gedrungen. An dem fanatischen Treiben der Parteien hatte man sich nicht betheiligt. Der überragende Einfluß von Brenz, der neben Melanchthon fast allein noch in die schöpferische Zeit der Reformation zurückreichte, hatte alle Kreise bestimmt, und gerade Brenz hatte trotz seiner entschieden lutherischen Haltung in der Abendmahlsfrage mit Melanchthon bis kurz vor dessen Tod in freundschaftlichem Verhältniß gestanden. Ein Riß war erst hineingekommen, als Brenz, erschrocken über die ersten Symptome kalvinistischer Neigungen in der Pfalz, die schroffste lutherische Fassung der Gegenwart Christi und zugleich deren Stütze, die wesenhafte Theilnahme der erhöhten menschlichen Natur Christi an der Göttlichen Allgegenwart (die „Ubiquität") auf der Stuttgarter Synode von 1559 in einem neuen Glaubensbekenntniß hatte feststellen lassen und Melanchthon über das „Hechinger Latein" der Württemberger spottete. Die Württemberger hatten aber an eben diesem Dogma von der Ubiquität ein Schlagwort gewonnen, das sie von der niederdeutschen Gruppe abhob. Sie faßten die Ubiquität des Leibes Christi als eine wesenhafte und unbedingte und leiteten sie ohne weiteres aus der Annahme der menschlichen Natur durch die göttliche, aus der Mittheilung der Eigenschaften der letzteren an die erstere ab. Die Niedersachsen dagegen vertraten die Ubiquität nur im relativen

Sinn, als eine durch den Willen Christi bedingte, fakultative. Sie lassen sie zunächst nur da eintreten, wo Christus sie durch sein klares Wort verheißen habe, im Abendmahl.

Auch diese — übrigens unschuldige — Störung der Gleichförmigkeit des ganzen lutherischen Gebietes konnte den Gedanken einer allgemeinen „Konkordie" unter den lutherischen Theologen nur noch weiter empfehlen.

Eine solche unternahm nunmehr eben Jakob Andreä. Er war geborener Württemberger und Schüler von Schnepf und Brenz. Aber durch seine Mitarbeit an Reformation, Kirchenordnung und Corpus doctrinae des Herzogthums Braunschweig-Wolfenbüttel in den Jahren 1568/69 war er auch den niederdeutschen Theologen, insbesondere den Braunschweigern Chemnitz und Selnecker nahe getreten. Nur war er ihnen durch seine vergeblichen Ausgleichsbemühungen in den Jahren 1568—70 zum Theil verdächtig geworden und als er nun 1573 mit neuen Vereinigungsgedanken hervortrat, stieß er sofort auf den alten Argwohn, obwohl ja seine Pläne ganz andere geworden waren. So mußte er es aufgeben, sein Absehen von vorn herein auf das ganze Gebiet der Kirchen A. C. zu richten. Er fing daher erst im Kleinen an, suchte die Hauptkreise zu vereinigen und gedachte dann durch dieses Gewicht die philippistischen Kirchen in den neuen Bund hineinzuzwingen.

Er begann in seiner Heimat und versuchte zunächst die schwäbischen Theologen unter einen Hut zu bringen. Der von ihm als Eintrachtsformel vorgelegte Liber Tubingensis erlangte in der That im Jahre 1574 die Unterschrift der Tübinger Theologen, des Stuttgarter Konsistoriums sowie der badischen und hennebergischen Kirchen und wurde so zur „schwäbischen Konkordie". Auch mit dem Gedanken eines gemeinsamen Corpus doctrinae fand er Anklang: er schlug für ein solches eben dieselben Bestandtheile vor, die er mit Chemnitz zusammen im Corpus doctrinae für Wolfenbüttel vereinigt hatte.

Darauf machte sich Andreä daran, für beide Ziele auch die Niedersachsen zu gewinnen. Chemnitz übernahm die Vermittlung, stieß aber sofort auf große Schwierigkeiten. Zwar fand der Gedanke eines allgemein lutherischen Corpus doctrinae sowie der von Andreä vorgeschlagene Inhalt allgemeine Zustimmung; aber die Konkordie Andreä's mußte erst völlig umgearbeitet werden, ehe sie als Entwurf einer „schwäbisch-niedersächsischen Konkordie" die Unterschrift der Theologen und Prediger der braunschweigischen Herzogthümer und Mecklenburgs, der Grafschaften Mansfeld, Hoya und Oldenburg fand. Der verhältnißmäßig einfache Entwurf Andreä's war zu einem höchst weit-

läufigen, durch und durch theologisch polemischen Werk geworden. In Schwaben hielt man eben darum die neue Arbeit als Grundlage einer künftigen Vereinigung nicht für geeignet und stellte ihr einen andern neuen Entwurf entgegen. Im Auftrag der schwäbischen Landesherren verfaßten die beiden württembergischen Theologen Lucas Osiander und Bidembach eine Formel, welche zwar inhaltlich mit der schwäbisch-sächsischen Konkordie übereinstimmte, aber nur einen Auszug aus derselben darstellte und die in dem niedersächsischen Entwurf eingestreuten rühmenden oder wenigstens schonenden Erwähnungen Melanchthons tilgte. Diese Formel wurde von den Vertretern der drei schwäbischen Kirchen zu Maulbronn im Januar 1576 angenommen und heißt daher die Maulbronner Formel. Es standen also wieder zwei Entwürfe gegen einander: der schwäbische der Maulbronner Formel und der niedersächsische der schwäbisch-sächsischen Konkordie.

Inzwischen aber war eine hochbedeutsame Veränderung in der Parteigestaltung innerhalb der Landeskirchen A. C. vorgegangen. Der Hort des Philippismus war bisher Kursachsen mit der Universität Wittenberg gewesen. Noch 1571 hatte Kurfürst August im sogenannten Consensus Dresdensis Ubiquität und Idiomen-Kommunikation für Neuerungen erklärt und als im Jahre 1573 Herzog Wilhelm vom Thüringischen Sachsen ohne Leibeserben gestorben war und der Kurfürst die Verwaltung des Herzogthums an sich genommen hatte, war auch hier das Corpus doctrinae Philippicum sammt dem Consensus Dresdensis eingeführt, die Vertreibung aller widerstrebenden Geistlichen verfügt worden. Allein schon das Jahr darauf hatte sich das Blatt plötzlich gewandt. Die Häupter der philippistischen Partei waren als kryptokalvinistische Verschwörer in furchtbarer Weise mißhandelt, beide Fürstenthümer mit einem neuen, wenigstens der Absicht nach, streng lutherischen Glaubensbekenntniß, den Torgauer Artikeln versehen und dem Corpus doctrinae Philippicum, das bisher gegolten, ein neuer Band ausschließlich lutherischer Schriften hinzugefügt worden. Unter den letzteren befanden sich die schroffsten Leistungen Luthers über das Abendmahl. Die Reste der Wittenberger philippistischen Professoren hatten sich theils unterworfen, theils aus dem Land weichen müssen.

Nach dieser Wiederaufrichtung des Lutherthums in beiden Sachsen war der Kurfürst durch die Stellung seines Landes von selbst berufen, an die Spitze des lutherischen Konkordienwerks zu treten. Er hatte seine Bereitwilligkeit zur Mitwirkung an den von beiden Kreisen bisher verfolgten Zielen sofort zu erkennen gegeben und sich auf dem Lichtenberger Konvent (Februar 1576) der Zustimmung seiner Theologen

zu einer lutherischen Konkordie und der Aufstellung eines lutherischen Corpus doctrinae mit den Bestandtheilen des Andreä-Chemnitzischen von 1569 versichert. Als daher beide Gruppen, die Niedersachsen wie die Schwaben, ihm ihre Entwürfe 1576 vorlegten, ging die Leitung der Verhandlungen an ihn über und damit erst wurden auch die übrigen Kreise des Reichs zu dem Einigungswerk herangezogen, zunächst der obersächsische, dessen Mitglied August selbst war, durch ihn dann aber auch die andern. August selbst wandte sich an die Fürsten dieser Kreise, die dem Werk bisher ganz ferne gestanden hatten, vor allem an den Kurfürsten von Brandenburg. Sein auch von dem letzteren getheilter Grundsatz war der, daß der Teufel die Theologen besonders mit Hoffart plage und ihr Gezänke nimmermehr ein Ende finden werde, daß es darum Sache der Obrigkeiten sei, mit den friedliebenden ihrer Theologen sowie mit ihren politischen Räthen dazwischen zu fahren und dann die Geistlichen des Landes zum Beitritt zu zwingen.

In diesem Sinn versammelte August die Vertreter der niedersächsischen und schwäbischen Gruppe sowie des Kurfürstenthums Brandenburg und seiner eigenen Landeskirche auf einem Konvent von Torgau 28. Mai — 7. Juni 1576. Hier wurden die beiden Entwürfe der Schwaben und Niedersachsen zusammengearbeitet und das Corpus doctrinae in der Gestalt der bisherigen Verhandlungen festgestellt, nur daß sich die weitere Verschiebung gegen die streng lutherische Partei auch hier darin zu erkennen gab, daß die A. C. von 1531 ausdrücklich das Beiwort „ungeändert" bekam. Dieses „Torgische Buch" wurde sodann durch Kurfürst August an alle Fürsten A. C. zur Begutachtung verschickt, während der Herzog von Württemberg mit den kleineren Reichsständen Oberdeutschlands, der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel mit denen in Niederdeutschland zum selben Zweck sich in Verbindung setzten.

In der nächsten Zeit traten in Folge dessen eine ganze Reihe von Konventen zusammen. Und da stellte sich nun heraus, daß die Einigkeit in der That noch lange nicht so vollständig war. Man konnte im allgemeinen noch drei Gruppen unterscheiden.

Einmal die Reste der ehemaligen lutherischen, vor allem antiphilippischen Streitpartei, wie sie sich namentlich in der Geistlichkeit Braunschweig-Wolfenbüttels sowie in den Ministerien der Städte Hamburg, Lübeck, Lüneburg fanden. Sie waren zwar mit dem Inhalt des Torgischen Buches im allgemeinen einverstanden, machten aber ihre Zustimmung davon abhängig, daß die besonders verführerischen Schriften der Gegner, auch Melanchthons, namentlich verdammt, und die bisherigen Philippisten nicht eher zur Unterschrift zugelassen würden, bis sie aus-

drücklichen Widerruf geleistet hätten. Am allerschroffsten äußerten sich hier natürlich die Säulen der alten Fanatiker in Preußen, die vor allem andern die namentliche Verwerfung Melanchthons verlangten.

Sodann die Reste der Philippisten. Sie waren theilweise aus politischen Gründen gegen jede neue Formel und mißbilligten in der vorliegenden ebensowohl die Fassung einzelner Lehren als die durchgängige, wenn auch namenlose Polemik des Torgauer Buchs gegen Melanchthon; sie wünschten vielmehr womöglich eine ehrende Erwähnung dieses ihres Lehrers neben Luther und wollten überhaupt jede Verdammung abweichender Meinungen ausgeschlossen haben; sie wollten endlich auch von ihrem bewährten Corpus doctrinae Philippicum nicht lassen, wenn sie auch theilweise gegen seine Ergänzung durch einzelne lutherische Schriften nichts einzuwenden hatten, ja dies zum Theil bereits von sich aus gethan hatten. Diese Gruppe umfaßte Pommern, die Fürstenthümer Ansbach, Anhalt, Magdeburg (Erzstift) und Pfalz-Simmern, sowie Bremen. Dabei zeigte es sich jedoch, daß in Pommern der Philippismus bereits sehr abgeschwächt war, daß man dort insbesondere in der Abendmahlslehre lutherisch richtig dachte und dies nur mit Melanchthons Autorität oder wenigstens seinen öffentlichen im C. d. Philippicum niedergelegten Schriften vereinigen zu können meinte. Aehnlich stand die Sache in Hessen. Die dortigen Theologen, obwohl im Abendmahl im ganzen lutherisch und selbst nicht gegen die Ubiquität im Sinne Chemnitzens, hatten dennoch gleichfalls Bedenken gegen die neue Formel und das neue Corpus doctrinae: sie wollten aus diesem die lutherischen Privatschriften, wie den großen Katechismus, aus jener die Lehre von der Communicatio idiomatum ausgeschlossen wissen, und verlangten einen milderen Ton gegenüber den Gegnern der lutherischen Abendmahlslehre, damit die Möglichkeit eines Ausgleichs mit den Kalvinisten nicht ausgeschlossen werde. Mit dieser Haltung berührte sich endlich auch das Gutachten der holsteinischen Kirche; lutherisch unanfechtbar, sprach es sich doch gegen die Ubiquitätslehre und gegen jede neue Formel aus und war nur in der Anlage des Corpus doctrinae mit dem Torgischen Buch einverstanden.

Die dritte Gruppe endlich — diejenige, welche sich einfach an Chemnitz und Andreä anschloß — umfaßte die meisten Fürsten, auch den neuen Kurfürsten von der Pfalz Ludwig VI., der nach Friedrichs des Frommen Tod 1576 das Lutherthum wieder aufgerichtet hatte, die meisten kleineren oberdeutschen Reichsstände und eine Anzahl niederdeutscher Reichsstädte, in welchen Chemnitzens Einfluß überwog.

Auch jetzt behielt Kurfürst August das Werk weiter in seiner Hand.

Er berief Andreä, Chemnitz und Selnecker zu einer zweiten Konferenz, auch Chyträus und die brandenburgischen Theologen Musculus und Körner nach Kloster Bergen (März und Mai 1577), um die eingelaufenen Gutachten zu bearbeiten und darnach die Konkordie zu redigiren. Das Ergebniß war das „Bergische Buch". Aeußerlich bestand dasselbe aus zwei Theilen, einer abermaligen wenn auch weniger umfassenden Umarbeitung des Torgischen Buchs und einem kurzen Auszug daraus. In seiner inneren Haltung aber stellte es eine augenscheinliche weitere Verschiebung nach dem strengsten Lutherthum dar: in der Austilgung der philippistischen Elemente und im Gegensatz gegen Melanchthon war man unter Führung Andreäs noch einen erheblichen Schritt weiter gegangen. Nur in der positiven Verwerfung der melanchthonischen Schriften und in der Forderung des Widerrufs von Seiten der ehemaligen Philippisten willfahrte man jenen Elementen nicht. In Bezug auf das Corpus doctrinae und seine älteren Bestandtheile hatten die Gutachten mit Ausnahme derjenigen der eigentlichen Philippisten fast allseitige Zustimmung dargethan: so wurden denn die in den letzten Verhandlungen immer vorgeschlagenen Schriften in den endgültigen Entwurf aufgenommen und ihnen das Bergische Buch hinzugefügt.

Wegen der Form, in welcher das Konkordienwerk in Deutschland durchgesetzt werden sollte, gab man den ursprünglichen Gedanken an eine allgemeine Generalsynode der Kirchen A. C. auf und beschloß, daß sich zunächst die Fürsten und Stände unter einander einigen und dann ihre Theologen und Geistlichen zur Unterschrift anhalten sollten.

So geschah es. Einzelne Stände drohten einfach, jeden des Landes zu verweisen, der nicht unterschriebe; meist aber genügte schon die Erinnerung an die Folgen, welche in den letzten Jahrzehnten mit derartigen Widersetzlichkeiten stets verbunden gewesen waren. Nach einigen Zwischenfällen waren im Jahr 1580 die Unterschriften aller Stände und ihrer Theologen eingelaufen, auf die man hoffen durfte: 3 Kurfürsten, 20 Fürsten, 24 Grafen, 4 Freiherrn, 35 Reichsstädte hatten sie gesandt. Am fünfzigjährigen Gedenktage der Uebergabe der A. C. wurde das neue allgemeine lutherische Corpus doctrinae oder, wie man jetzt sagte, der Liber Concordiae einschließlich des Bergischen Buchs, der Formula Concordiae veröffentlicht. Die Stände hatten die Veröffentlichung vorgenommen, sie unterschrieben die Vorrede; sie haben sich über die Streitigkeiten ihrer Theologen verglichen; sie befehlen diese Konkordie ihren Landen, Kirchen, Schulen, Nachfolgern zum Unterricht und zur Warnung. Die Theologen — mit etwa 8000 Unterschriften — kommen erst am Schluß des ganzen Buchs, nicht als Urkundspersonen oder Theil-

nehmer am Gesetzgebungswerk, sondern nur zum Zeichen ihres Einverständnisses, ihrer Unterwerfung. Der landesherrliche Wille hat alles entschieden. Die Stände erhoben ja für ihr Land das neue Buch zum Lehrgesetz: jeder Stand ist bei der Unterschrift nicht Vertreter der Gesammtkirche A. C., sondern Vertreter seiner Landeskirche oder vielmehr seines Landes. Ihre Gesammtheit macht auch nicht die Kirche A. C., nicht einmal ihre „lutherische" Hälfte aus, sondern höchstens einen Theil, richtiger einen Theil der Stände A. C.

Verweigert wurde die Unterschrift von folgenden Ständen: Braunschweig-Wolfenbüttel (ganz zuletzt und rein aus persönlichem Aerger gegen Chemnitz), sodann Holstein, Hessen, Pommern, Anhalt, Pfalz-Zweibrücken, Nassau; Beutheim, Teckelnburg, Solms; Bremen, Danzig, Magdeburg, Nürnberg, Weißenburg, Windsheim, Frankfurt, Worms, Speyer, Straßburg. Sieht man auf den Umfang der einzelnen Gebiete, die auf beiden Seiten in Betracht kommen, so sind dort ungefähr zwei, hier ein Drittel des Bestandes der A. C. in reichsunmittelbaren Territorien vertreten.

IV.

Es ist bekannt, wie durch die Scheidung, welche im Gefolge der Aufrichtung der Konkordienformel und des Konkordienbuchs unter den Kirchen A. C. eingerissen ist, im Lauf der nächsten Jahrzehnte eine Anzahl der philippistischen Stände A. C., Kurpfalz, Nassau, Bremen, Anhalt, im ganzen auch Niederhessen, sowie einige kleinere zum Kalvinismus hinübergetrieben worden sind. Schon der völlige Mangel an theologischem Nachwuchs philippistischer Schulung und die Beherrschung der Universitäten durch die Konkordienformel hat sie, um von anderen Gründen abzusehen, zum Anschluß an eine Gemeinschaft getrieben, in welcher eine Theologie blühte, welche nicht die Gefahren in sich schloß, die sie mit der Konkordienformel verbunden sahen. Freilich ihren Ursprung aus dem Gebiet lutherischer Reformation haben diese kalvinistischen Landeskirchen niemals verleugnet. Was sie theologisch und religiös vom Lutherthum scheidet, ist im Grunde doch nur die Abendmahlslehre; sie haben in der Gnadenlehre den schroffsten Gegensatz gegen den ächten Kalvinismus gebildet. Die anderen ausgeprägten Eigenthümlichkeiten des kalvinistischen Gebiets, Verfassung und Zucht haben sie nie wirklich aufgenommen; höchstens haben sie die lutherischen Grundlagen erweicht durch Aufnahme einzelner Züge der kalvinischen Formen, die doch nie im Stande waren, das ursprüngliche Gepräge wesentlich zu ändern. Darum ist in ihnen auch der Geist, der sonst den kalvinischen Kirchen aller Länder

eigenthümlich war, fern geblieben, während er den von Haus aus kalviniſchen und von unten her erbauten Kirchen am Niederrhein in voller Urſprünglichkeit zu eigen geworden iſt. Jene Kirchen ſind alſo ihrer Geſammterſcheinung nach immer Landeskirchen A. C. philippiſtiſcher Richtung geblieben. Das drückt ſich auch darin aus, daß die Anerkennung der A. C. als der Grundurkunde der Lehre in ihnen allen beſtehen geblieben iſt. Wenn ſie alſo zur A. C. hinzu noch eine Anzahl von Symbolen des zwingliſchen oder kalviniſchen Reformationsgebiets als Lehrſchriften angenommen haben, ſo iſt der Sinn dieſer Aufnahme kein anderer, als wenn die Landeskirchen A. C. überhaupt von 1560 an in den Corpora doctrinae ihrem bis dahin einzigen „Symbol" eine Anzahl lutheriſcher oder philippiſtiſcher Schriften als weiterer Lehrnormen hinzugefügt hatten. Dieſe ſind einfach beidemal das Zeichen, in welchem Sinn man die ſtreitig gewordenen Punkte der A. C. verſtanden haben wollte. Die Erhaltung der A. C. als der eigentlichen, grundlegenden Lehrurkunde war denn auch die Rechtsgrundlage, auf welcher ſich die deutſchen kalviniſchen Landeskirchen innerhalb des Reichs Duldung und im weſtfäliſchen Frieden Anerkennung verſchaffen konnten.

Da ſich alſo gezeigt hat, daß nicht nur die Philippiſten, ſondern auch die ſtreng lutheriſche Theologie ebenſo der eigentlichen Streittheologen wie der Niederſachſen ihren Ausgangspunkt von Melanchthons Beſchreibung der Kirche als der Gemeinſchaft der reinen Lehre ſowie von ſeiner Methode der Theologie genommen haben, ſo ſind demzufolge das deutſche Lutherthum ebenſo wie der deutſche landeskirchliche Kalvinismus als Ausläufer des Philippismus — das Wort im weiteren Sinn genommen — zu bezeichnen. Das Lutherthum der Konkordienformel erſcheint als der Philippismus, der vor allem die lutheriſche Gnaden- und Abendmahlslehre in ſich aufgenommen hat; der Kalvinismus der deutſchen Landeskirchen als der Philippismus, der Melanchthons Gnadenlehre bewahrt und ſeine Abendmahlslehre im Sinn Kalvins fortgebildet, auch einzelne Züge ſeines Verfaſſungswerks in äußerlicher Weiſe ſich angeeignet und ſeiner lutheriſchen Verfaſſung einverleibt hat.

Neben dieſen beiden Hauptgruppen, in welche die Landeskirchen A. C. ſeit 1580 auseinandergegangen ſind, findet ſich nun aber noch eine dritte mit denjenigen Landeskirchen A. C., welche weder das Konkordienbuch noch die Bekenntnißſchriften der zwingliſch-kalviniſchen Reformation angenommen, und ſich entweder ihr eigenes Corpus doctrinae bewahrt oder allmählich geſchaffen haben. Zu den erſteren gehören Holſtein mit dem C. d. von Braunſchweig-Wolfenbüttel des Jahres 1569;

Braunſchweig-Wolfenbüttel mit dem Corpus Julium, welches dem C. d. deſſelben Landes von 1569 zwei Schriften von Urbanus Rhegius und Chemnitz hinzufügt*), und Pommern, welches das C. d. Philippicum mit dem Anhang von Schriften Luthers behalten, es aber ſeit 1593 durch einige Stücke der Konkordienformel ergänzt hat. Zur zweiten Gattung Heſſen-Darmſtadt mit dem C. d. Hassiacum von 1617 bezw. 1626, welches das C. d. von Braunſchweig-Wolfenbüttel 1569 durch die Wittenberger Konkordie von 1536 vermehrt; ferner Nürnberg mit den Nürnbergiſchen Normalbüchern von 1573 einer Kombination aus den Hauptbeſtandtheilen des C. d. Philippicum und dem C. d. von Wolfenbüttel 1569**). Daß in den meiſten dieſer Landeskirchen die Zuſammenſtellung des C. d. von Braunſchweig-Wolfenbüttel 1569 die Grundlage abgegeben hat, iſt unmittelbar davon herzuleiten, daß Andreä und Chemnitz für das künftige allgemeine Corpus doctrinae von Anfang an eben jenes von ihnen bearbeitete zur Grundlage gemacht hatten.

Dennoch kann man dieſe dritte Gruppe von Landeskirchen nicht wohl als eine ſelbſtändige neben denen A. C. des Konkordienbuchs und neben den ſogen. kalviniſchen bezeichnen. Denn ſie trägt keinerlei einheitliches Gepräge und hat auch keine eigenthümliche theologiſche Entwickelung in der Folgezeit aufzuweiſen. Während nämlich die „kalviniſchen" Landeskirchen durch ihre Univerſitäten und hohen Schulen vor allem Heidelberg lange Zeit an der theologiſchen Arbeit des wirklichen Kalvinismus Antheil nahmen und auch den Einfluß der außerdeutſchen kalviniſchen und zwingliſchen Univerſitäten erfuhren, haben die Landeskirchen der dritten Gruppe allerdings zeitenweiſe einen akademiſchen Mittelpunkt in dem braunſchweig-wolfenbütteliſchen Helmſtädt und der dort vertretenen kalixtiniſchen Theologie gehabt, deſſen Einfluß ſich ebenſo nach dem nürnbergiſchen Altdorf, wie nach Kiel erſtreckte. Allein wie z. B. Greifswald und ſpäter Gießen von Anfang an vollſtändig die Wege der „Konkordien"theologie gegangen ſind, ſo haben ſich auch Altdorf und Kiel dem nicht lange entziehen können. Wohl nur von Helmſtädt iſt ein dauernder Einfluß von beſonderem Gepräge auf eine ganze Landeskirche übergegangen; aber auch hier ſind ſelbſtverſtändlich die Einflüſſe der Konkordientheologie im Lande daneben zur Geltung gekommen. So ſchmilzt denn im Laufe des 17. und vollends des 18. Jahrhunderts dieſe dritte Gruppe vollſtändig mit dem Geltungsbereich des Konkordienbuchs zuſammen. Die geiſtigen Strömungen, die ſeither über dieſes

*) Es gilt noch heute im Herzogthum Braunſchweig.
**) Für die kleineren Stände, insbeſondere einzelne Reichsſtädte fehlen mir die Mittel, die geltenden Lehrſchriften feſtzuſtellen.

ganze Gebiet hingehen, sind durch ganz andere Fragen als die nach der symbolischen Geltung des Konkordienbuchs bestimmt. Daher werden jetzt diese beiden Theile des Gebiets der A. C. zusammen jenem dritten als das lutherische Gebiet dem kalvinischen entgegengestellt. Und wiederum wurde es auf diese Weise möglich, daß im Lauf der Zeit durch das Ueberwiegen des Bereichs des Konkordienbuchs das letztere als gemeinsamer Besitz der „lutherischen Kirche" ausgegeben wurde, obwohl nicht nur ein großer Theil der außerdeutschen sondern auch eine ganze Anzahl der deutschen Kirchen lutherischer Richtung — um von den „kalvinischen" Kirchen A. C. abzusehen — weder die Konkordienformel noch das Konkordienbuch, ja theilweise nur ganz wenige Stücke des letzteren angenommen haben, die dänische z. B. nur die Augsburgische Konfession und den kleinen Katechismus.

Ueberblickt man die Entwickelung der lutherischen Kirche bis zum Abschluß der Konkordienformel, so fällt in die Augen, wie die Entstehung der „lutherischen Kirche" Deutschlands d. h. der durch ein gemeinsames Lehrgesetz oder wenigstens eine gleichartige Theologie zusammengehaltenen einzelnen Landeskirchen A. C. eine große Aehnlichkeit mit dem Werden der politischen Einigung unseres Volkes aufweist, nur daß sich auf kirchlichem Boden alles in sehr viel kürzerer Zeit vollzogen hat. Auf beiden Seiten bricht durch eine unaufhaltsame Bewegung die frühere Einheit auseinander; es entsteht eine große Anzahl territorialer Gebilde, die sich durchweg mehr oder weniger spröde gegen einander abschließen, wenn sie auch durch ein gewisses Maß gemeinsamer Interessen locker zusammengehalten werden. Sie bilden ein Tummelfeld für alle möglichen Parteiungen und Fehden, durch welche der Bestand des Einzelnen wie der Gesammtheit mehr als einmal ernstlich in Frage gestellt wird. Versuche, diese streitenden in ihren nächst verfolgten Interessen oft schroff auseinanderstrebenden Theile auf friedlichem Wege durch Unterhandlungen und Vereinbarungen zu einem festeren Ganzen zusammenzuschließen, mißlingen. Es bleibt vorerst nur übrig, die einzelnen Glieder sich selbst zu überlassen und sie zuerst in ihrem eigenen Inneren feste und geordnete Zustände schaffen zu lassen. Das geschieht und zwar im Anschluß an das Vorbild, das einzelne hervorragende Glieder gegeben haben. Dann aber werden diese vereinzelt stehenden Glieder von selbst dazu getrieben, unter einander Anschluß zu suchen, sich zu einem einheitlichen Ganzen zu vereinigen. Diese Einigung vollzieht sich unter Führung des hervorragendsten Gebiets auf dem Weg freien Vertrags in der Weise, daß zwar eine Anzahl kirchlicher oder politischer

Gebiete der ehemaligen Einheit einem anderen größeren Verband angeschlossen bleiben, die übrigen aber bei Fortdauer ihrer bisherigen Selbständigkeit doch durch gewisse feste Einheitsbande zu einem Ganzen zusammengeschlossen werden und daß diese Einheit auch dadurch nicht wesentlich geschädigt wird, daß die äußeren Einheitsmittel in einzelnen Gebieten nur in unvollständiger Weise Eingang gefunden haben. Freilich ist das Maß von Einheit auf kirchlichem Gebiet weit geringer als auf politischem. Aber die Kirche ist auch nicht darauf angewiesen, die Grundlagen ihrer Einheit in äußeren Einrichtungen rechtlicher Art zu suchen.

Doch noch eine andere, praktische Folgerung drängt sich auf. Der erste Grund zur allgemeinen Aufstellung eines Bekenntnisses als eines „symbolischen Buchs" war, wie wir sahen, durch die politischen Folgen des Augsburger Religionsfriedens gelegt und die spätere Erhebung weiterer Denkmäler der reformatorischen oder der Epigonenzeit zur selben Höhe ist im schlimmsten Zeitalter der Epigonen vorgenommen worden: es war eine Maßregel der Einschränkung gegen die Streitsucht der Theologen, nachdem die Nothwendigkeit solcher Eindämmung zur Aufrechterhaltung des Bestandes der Gebiete und Kirchen A. C. überhaupt seitens der Landesherrn erkannt worden war. Die Symbole verdanken also ihre Geltung theils der Reichsgesetzgebung theils dem Willen der bürgerlichen Obrigkeiten, nicht dem Willen der „lutherischen Kirche". Diese hat als äußeres Ganzes überhaupt nie existirt und die Wortführer der strengsten „lutherischen Partei" waren gerade die schlimmsten Feinde einer solchen Einigung gewesen. Auch das Werk Andreä's und Chemnitzen's hätte es allem Anschein nach niemals weiter als bis zu einer Vereinigung der schwäbischen und eines Theils der niedersächsischen Kirchen gebracht. Erst das durch und durch politisch gedachte Eintreten des Kurfürsten von Sachsen hat die anderen, theils gleichgiltig theils mißgünstig zuschauenden Gebiete mithineingezogen. Es hat aber auch so immer nur ein wenn auch starker Bruchtheil der „lutherischen Kirchen" sich um das Konkordienbuch geschaart und auch in diesem hat es zunächst nur als Lehrgesetz der einzelnen Landeskirchen gegolten. Von Symbolen „der lutherischen Kirche" zu reden, ist daher schon eine geschichtliche Unmöglichkeit.

Diese Kirche will außerdem nach dem Zeugniß ihrer eigenen Väter zunächst nur eine religiöse Größe sein, nicht eine rechtliche. Als religiöse aber kann sie ihre Einheit nicht in äußeren Einrichtungen rechtlichen Charakters verbürgt finden, sondern nur in dem eigenthümlichen religiösen Besitz, der ihren Ursprung begründet und ihr ein für allemal die Rich-

tung gewiesen hat. Das aber kann niemals von einzelnen Schriften gelten, so hoch sie auch in der Achtung der Gläubigen stehen mögen. Das gilt auf dem Boden der Reformation lediglich von der durch jene und zahlreiche andere Schriften bezeugten Auffassung des Christenthums, dem Evangelium. Dieses aber hat vor allem durch Melanchthons Einfluß sein ursprünglich praktisch-religiöses Gepräge verloren und ist mit den Mitteln einer religiös überwundenen Zeit zum Gegenstand theologisch-philosophischen Erkennens gemacht, auseinandergerissen und theilweise entstellt worden. Die Zeit der Epigonen wiederum hat, nicht ohne Schuld Melanchthons selbst, diese Stufe rasch abgeschlossen und in einem Entwicklungsgang, der sich in der Geschichte des Christenthums immer wiederholt, die Ergebnisse jener theologischen Thätigkeit als Glaubensgesetz der Kirche der Reformation auferlegt und dadurch die Streitigkeiten hervorgerufen, dem eben diese zu erliegen drohte. Die Symbole aber haben diese Entwicklung mitgemacht und ihr gedient. Und doch sind die meisten ihrem Ursprung nach nur Zeugnisse von jenem Evangelium und ist es eben darum Sache der geschichtlichen Forschung, zu untersuchen, wie weit dieses in ihnen enthalten und zweckmäßig dargestellt ist.

Es ist ein eigenartiges Verhängniß, daß diejenigen, welche sich in unseren Tagen als die besonderen Hüter des Bekenntnisses fühlen und die Symbole wieder zum unbedingt geltenden und juristisch anzuwendenden Gesetz der Lehre und des Glaubens erheben wollen, dieselben sind, welche gegen das landesherrliche Kirchenregiment anstürmen. Sie wissen nichts davon, durch welche geschichtlichen Kräfte diese Symbole entstanden sind. Sie sägen den Ast ab, auf dem sie selbst sitzen.

Homer und der Hellenismus.

Von

Dr. **Alfred Biese.**

Homer und der Hellenismus bezeichnen Angelpunkte in der Entwickelung des griechischen Geistes; sie repräsentiren das naive und das sentimentale Zeitalter der Hellenen. Mit Recht bewundert man die harmonische Geschlossenheit in der organischen Entfaltung aller geistigen Kräfte, wie sie uns in der Geschichte der Poesie und Prosa dieses einzig gearteten, dem Kultus der Schönheit und der Sophrosyne huldigenden Volkes entgegentritt; aber noch immer wird zu wenig erkannt oder anerkannt, daß bei dem Reichthum der geistigen Gaben, die dasselbe auszeichnen, ein wichtiges Moment des Fortschrittes gefehlt haben würde, wenn der Sinn allezeit in kindlicher Naivität, in der unschuldsvollen Harmonie von Geist und Natur befangen geblieben wäre. Dann hätte ja das Griechenthum entrathen jenes Salzes der Subjektivität und des Widerspruchs, ohne welches bei wachsender innerer Bildung und äußerer Machtfülle ein gesteigertes politisches Leben nicht denkbar ist, hätte entrathen jenes Individualismus, welcher auf allen Gebieten der Kunst das weiter treibendende, schöpferische Prinzip ist*).

*) Um nur einen Stimmführer der Nach-Schillerschen Epoche anzuführen, so sagt Vischer z. B. in den Kritischen Gängen Heft 2, S. 252: „Der Bruch mit der Naivität hat seinen Ursprung in einem Bruche des Geistes mit der Natur und Unmittelbarkeit überhaupt. Die zwei Flüsse, Natur und Geist, waren im Alterthum vereinigt in Einer Strömung, das Christenthum riß sie auseinander, um sie höher zu versöhnen. Wir schiffen auf dem einen und blicken sehnsüchtig nach den Ufern des andern hinüber — was Schiller sentimenial nennt", und im sechsten Heft S. 215: „Die schöne griechische Welt ist daran zu Grunde gegangen, daß ihr die innere Schärfe der Negation fehlte; das Christenthum hat damit begonnen, daß es rief: thut Buße und geht in Euch." Was Vischer unter „Negation" versteht, geht aus folgenden Stellen hervor: Heft 2 S. VI: „der innere Konflikt, der Seelenkampf, der aus Irrgängen des Lebens entspringt, der Zweifel, das Prometheische, kurz die Negation", S. 214: „Dieses prickelnde, sollicitirende, aggressive, bohrende, dem modernen Menschen vorzüglich eigene Etwas nennen wir Negation."

Man hat seit Schiller's so schöner, aber doch nicht in allen Punkten mehr stichhaltigen Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung" sich zu sehr gewöhnt, Alterthum und Naivität, moderne Zeit und Sentimentalität zu identifiziren, daß nichts schwerer und aussichtsloser scheint als dies Vorurtheil wegzuräumen*). Und warum sträubt man sich, es endlich abzulegen? Hauptsächlich weil man mit ungenügender Kenntniß des Alterthums die Griechen nach ihren ersten Vertretern Homer, Herodot und Sophokles allein zu beurtheilen pflegt, ohne Rücksicht auf die „tiefe Melancholie" eines Euripides, auf das „schmerzlich tolle Lachen" des Aristophanes — wie Droysen sich ausdrückt —, auf die Aufgeklärtheit des Thucydides und auf die raffinirte Empfindsamkeit des Hellenismus, und sodann, weil man nach Maßgabe der Ueberschwenglichkeit des 18. Jahrhunderts mit dem Begriff des Sentimentalen nur den des Krankhaften, Weichen und Rührseligen verbindet.

Was aber ist Fortschritt und Entwickelung anderes als Steigerung auf der einen und Selbstzersetzung auf der anderen Seite? Und was bedeuten die Gegensätze naiv und sentimental anderes als dem harmlosen Genuß der Existenz, der objektiven Hingabe des Einzelnen an das Allgemeine gegenüber: die subjektive Kritik aller Dinge, die Behauptung des eigenen Denkens und die Entdeckung des eigenen Herzens, welche dann zu dem Genusse der Empfindung, zu der Wonne der Wehmuth führt? Dort ist Einheit, hier Zwiespalt, dort ein schlummerndes Selbstbewußtsein, hier der sich über sich selbst erhebende, sich selbst beleuchtende Verstand und die sich selbst in ihren Regungen belauschende Vernunft. Der naive Mensch erfreut sich der Harmonie seines Bewußtseins, und die Sentimentalität beruht wesentlich auf jener Doppeltsetzung des Ichs**), die, der mannigfachsten Formen fähig, von der egoistischen Selbstbespiegelung und Selbstverherrlichung sich steigern kann zu raffi-

*) Trotzdem ich hinsichtlich der Naturanschauung, die auch Schiller schon zu einem Kernpunkte der Frage über Naivität und Sentimentalität machte, schon im 57. Bande Heft 6 der Jahrbücher den Nachweis des Modernen zur Zeit des Hellenismus geführt habe, heißt es im Aprilheft dieser Jahrbücher S. 377 in einem vortrefflichen Aufsatze: „Wir wissen, daß die Griechen die Natur mit andern Augen ansahen als wir d. h. nicht sentimental." Der obige Artikel möchte nun als Ergänzung jener Parallele des Hellenismus und der Renaissance gelten, indem er wie dort durch die Verwandtschaft antiker und moderner Anschauungsweise, so jetzt durch den Gegensatz innerhalb der griechischen Litteraturbewegung selbst das Naive und das Sentimentale klar zu legen sucht.

**) Schiller sagt: „Der sentimentalische Dichter reflektirt über den Eindruck, den die Gegenstände auf ihn machen, und nur auf jene Reflexion ist die Rührung gegründet, in die er selbst versetzt wird und uns versetzt. Er hat es daher mit zwei streitenden Vorstellungen und Empfindungen, mit der Wirklichkeit als Grenze und mit seiner Idee als dem Unendlichen zu thun."

nirtem Schwelgen oder krankhaftem Wühlen in den eigenen Empfindungen bis zu jener Grenze, wo die Vernunft aufhört und der Wahnsinn beginnt — und wer möchte das Räthsel des sein eigen Selbst wie von hoher Warte herab überschauenden Geistes lösen? —

Schiller, der, inmitten der gefühlsseligsten Epoche, sich voll Sehnsucht in eine glücklichere Welt, in die Welt Homers, in „das Blüthenalter der Natur" zurückversetzte und den Kontrast dieser beiden Zeitalter viel zu sehr verallgemeinerte — denn wie das Griechenthum sentimentale, so hat auch die moderne Zeit naive Dichter —, fand auch selbst schon bei Euripides eine „äußerst auffallende Veränderung in der Empfindungsweise" im Vergleiche zu Aeschylos und Homer, ja geradezu eine „Revolution". Und in der That erweiterte allmählich die sich steigernde Subjektivität, welche wie die Morgenröthe einer neuen Zeit mit der Lyrik im Empfinden und mit der Sophistik im Denken heraufbrach, immer mehr den Bruch zwischen Geist und Natur, und hätte Schiller die alexandrinischen Dichter — außer Theokritos auch die Fragmente des Kallimachos, den Apollonios und vor allem die Epigrammenlitteratur — gekannt, ihm würde diese Wandlung, wie sie der Hellenismus in der gesammten Denk- und Anschauungsweise herbeiführte, noch weit mehr als eine „Revolution" erschienen sein. Er irrte aber auch darin, daß er das Verhältniß des Menschen zur Natur, das allerdings einen trefflichen Maßstab für die Empfindungsweise einer Kulturepoche abgiebt, wesentlich moralisch fassend behauptete, „der Grieche hinge nicht mit Innigkeit, nicht mit Empfindsamkeit und süßer Wehmuth an der Natur wie wir Neueren".

Schon Homer hängt „mit Innigkeit" an der Natur*).

Davon hätten Schiller allein schon die Epitheta, welche der Dichter den Naturerscheinungen beilegt, überzeugen müssen. Gemäß seiner mythologischen Grundanschauung, welche die gesammte Erscheinungswelt mit einer Fülle lieblicher Wesen erfüllt, jede Bewegung, jedes Leben in der Natur als eine Manifestation eines Gottes ansieht, sind dem Homer „göttlich" und „heilig": der Aether, die Erde, die Morgenröthe, das Meer, die Flüsse u. s. f. Aber wollen wir dem märchenhaften Reiz im Einzelnen nachspüren, welcher über den Homerischen Gedichten ausgebreitet liegt, so besteht er nicht zum wenigsten in der anschaulichen und gemüthvollen Ausmalung des Details, in der behaglichen Ausschmückung auch der Nebenumstände; und hierin wurzelt der Reichthum an Beiwörtern, ohne welche er kaum ein wichtiges Wort, eine bedeut-

*) Eingehender habe ich dies dargethan in meinem Buche über „Die Entwickelung des Naturgefühls bei den Griechen und Römern".

ſame Erſcheinung der Natur erwähnt. Auf Küſtenländern ſind die Epen entſtanden; das Meer macht den nachhaltigſten Eindruck; die Zahl ſeiner Beiworte iſt eine große, ſei es nun, daß es in ſeiner Oede unfruchtbar, in ſeiner Weite unbegrenzt, ungeheuer groß, gewaltig tief, mächtig rauſchend und toſend, weithin brandend, oder in ſeinem wechſelnden Farbenſpiel dämmerigblau, veilchenblau, ſpiegelblank, ſchimmernd oder, um ſeine Wildheit und Unruhe zu bezeichnen, grau und weinfarben und purpurn genannt wird. Der Himmel iſt ehern, der Wind tönend, die Wolke dunkelblau oder ſchwarz, die Sonne — die zu ſehen die ſüße Gewohnheit des Lebens bezeichnet — leuchtend, der Olymp ſchneebedeckt, vielgezackt, glänzend, die Flüſſe ſchönſtrömend, die Berge ſchattig, die Nacht ambroſiſch oder finſter, die Eichen hochwipflig, der Adler hochfliegend; Ortsnamen werden lieblich, anmuthig oder windreich, ſonnig, waldig genannt.

Aber auch die Zeitſchilderungen*) verrathen trotz ihrer Schlichtheit und Knappheit eine treue Beobachtungsgabe und ein inniges Naturempfinden, und wenn es nur Zeilen ſind wie: „Nieder tauchte die Sonne, und dämmerig wurden die Pfade" oder jene mythologiſch-naiven wie:

Eos ſtieg aus dem Lager des hochgeſinnten Tithonos,
Daß ſie Unſterblichen brächte das Licht und ſterblichen Menſchen.

Ausführlichere Ortsſchilderungen bietet nur die Odyſſee; hier werden mit allem Reiz des Fruchtbaren und Nützlichen, aber auch des Schönen ausgeſtattet: die Grotte der Kalypſo, das Land der Phäaken, der Garten des Alkinoos, der Pappelhain auf Scheria, das Eiland bei der Kyklopeninſel, der Parnaß u. a. m. Doch nichts zeugt mehr von der Tiefe der Anſchauung und der Innigkeit des Naturſinns bei Homer als ſeine Gleichniſſe; in der Ausführlichkeit und plaſtiſchen Abrundung ſteht das Gleichniß wie ein kleines Ganzes in der Erzählung da, um den Vorgang des Menſchenlebens durch ein Analogon in der Natur zu veranſchaulichen. In ihrer reichen Mannigfaltigkeit entfalten die Gleich-

*) Aber bei aller Kürze, welche reiche Abwechslung, welche Fülle der poetiſchen Naturanſchauung tritt uns auch hier entgegen! Heißt es mit nüchterner Tagzählung: „Als nunmehr die zwölfte der Morgenröthen emporſtieg" oder „Als nur ein Drittel der Nacht noch war und die Sterne ſich neigten", ſo ein andermal: „Aber nachdem ſich geſenkt des Helios leuchtende Fackel ." „Als die Sonne nunmehr abſank und das Dunkel heraufzog" oder „Eos im Safrangewand' umſchien mit Helle den Erdkreis", „Als die dämmernde Eos mit Roſenfingern emporſtieg" oder „Und zum Okeanos ſank des Helios leuchtende Fackel, Ziehend die dunkele Nacht auf die nahrungſproſſende Erde." Wie karg iſt dagegen unſer deutſches Nationalepos, das Nibelungenlied! „Der Tag war zu Ende, es kam heran die Nacht", „vor des Abends Nahen, als ſank der Sonne Licht und es begann zu kühlen", „Er mußte hängen, bis der lichte Morgen durchs Fenſter warf den Schein" — ſind ganz vereinzelt und noch die poeſievollſten Wendungen neben einfacher Zählung der Tage.

Digitized by Google

niſſe Bilder aus dem geſammten Naturleben; ſie umſpannen Himmel und Erde, Land und Meer, Thiere und Pflanzen, die gewaltigen Erſcheinungen, wie Meeresſturm und Waldbrand oder den Ungeſtüm des Löwen ebenſo wie die lieblichen, zarten, ſeien es nun Vögel oder Inſekten oder Blumen und Aehren*). Schärfe der Beobachtung, welche auch die kleinen Züge und Eigenthümlichkeiten klar hervortreten läßt, paart ſich mit warmem Antheil, mit herzlichem Intereſſe an dem Naturleben.

Während ſomit Homer „mit Innigkeit" an der Natur hängt, trägt das Naturgefühl des Hellenismus den Stempel der „Empfindſamkeit und ſüßen Wehmuth". War bei Homer das Landſchaftliche nur Rahmen, nur Ornament, ſo wird es im Hellenismus Selbſtzweck; der Bewohner der Großſtadt ſucht die Natur um ihrer ſelbſt willen mit ſentimentaler Sehnſucht und ſchildert ſie in Poeſie und Proſa um ihrer ſelbſt willen, wie wir früher geſehen haben; ausgeführte Landſchaftsbilder, lange Zeit- und Ortſchilderungen, ja Idyllen, deren Zweck kein anderer als Darſtellung des ländlichen Friedens und Glückes, des beſcheidenen und naiven Hirtenlebens iſt, haben die Stelle der Gleichniſſe eingenommen. Der Gegenſatz von Stadt und Land und damit das Gefühl für die menſchenleere Einſamkeit iſt entdeckt, und mit Wonne giebt man ſich den Schauern der Stille im Walde, am Bach und am Meere hin**) oder wühlt in ſeinem unglücklichen Liebesſchmerz, ihn klagend den Bäumen des Waldes wie der empfindſame Akontios.

Homer empfand natürlich, der Hellenismus das Natürliche; Homer iſt Natur, der Hellenismus ſucht die Natur. Im doppelten Sinne.

*) Es iſt ein überquellender Reichthum der Naturanſchauung, den die Gleichniſſe bekunden; am Himmel ſind es die Sterne, der Blitz, das Meteor, Schnee und Hagel, Orkan und friedlichere Winde, im Meer die Stille wie der Sturm, auf der Erde der Fels, die Ströme, die Regenmaſſen, der Wald mit ſeinen Blättern, die Eiche, der Oelbaum, die Blumen, der Mohn u. ſ. f., unter den Thieren der Löwe, der Hirſch, das Roß, die Schlange, der Adler, die Schwalbe, Möven, Dohlen, Kraniche, Falken, Tauben, Fiſche, Bienen, Heuſchrecken, Cikaden, Weſpen, Fliegen, Mücken — ſie alle werden mit feinfühliger Anſchaulichkeit zu Gegenbildern verwandt. Und was bietet uns das Nibelungenlied? Kriemhild wird mit der Morgenröthe und mit dem Vollmond verglichen — das iſt alles! Auch ſonſt iſt es nur ein Wahn, daß das „gemüthliche Naturgefühl der Deutſchen" ein Nationalgut ſei, das unſer Volk durch alle Zeiten vor allen anderen ausgezeichnet habe. Es hat mannigfache Kurven durchlaufen, wie ich in der Fortſetzung meines ob. gen. Buches gezeigt habe. In engen Grenzen hielt es ſich im Zeitalter der Kreuzzüge (vgl. Cap. III) trotz der ſchönen Phraſen von Gervinus. Aber ein ſo eingewurzeltes Vorurtheil abzulegen wird manchem Germaniſten noch zu ſchwer.

**) Nicht mehr gilt alſo das Schiller'ſche Wort: „Da der Grieche die Natur in der Menſchheit nicht verloren hatte, ſo konnte er außerhalb dieſer auch nicht von ihr überraſcht werden und kein ſo dringendes Bedürfniß nach Gegenſtänden haben, in denen er ſie wieder fand."

Die helleniſtiſchen Dichter verſetzen ſich mit Sehnſucht in jene Zeit zurück, die noch getragen war von der Harmonie zwiſchen Geiſt und Natur; ſie ſchildern mit Empfindſamkeit, aus welcher das ſchmerzliche Verlangen nach einem verlorenen Paradieſe hindurchblickt, die Seligkeit und Natürlichkeit und Unſchuld des goldenen Zeitalters. Oder ſie verſenken ſich in Träume von einer glücklichen Zukunft, einem ſchmerzloſen Leben mit den Helden der Vergangenheit im Elyſium. Und ſie ſuchen das Dorf, die ſtillen Reize des Landlebens wie die beiden Freunde in den Thalyſien des Theokritos oder wie „der Jäger" bei Dio Chryſoſtomos und erfreuen ſich an dem Getändel der Hirten, an dem ſchlichten, aber von keinem Zwieſpalt zerriſſenen Glücke der Naturmenſchen, oder verſetzen ſich zurück in die mythiſche Zeit und in die Zeit Homers — aber wie ſpiegelt ſich der alte Stoff in dieſen modernen Geiſtern wieder, welch verwandelt Bild bietet der ſentimentale helleniſtiſche Dichter im Vergleich zu Homer, und wenn es auch nur die Figur des Polyphem iſt! Bei Homer iſt er der plumpe, ungeſchlachte Rieſe und bei Theokritos der unglückliche und in ſeinem Reſignationskummer ſchwelgende Liebhaber. Bei Homer iſt alles einfach und geſund, im Hellenismus alles raffinirt und krankhaft; was bei Homer in knospender Blüthe prangte, iſt nunmehr entartet oder verloren; es giebt kein Vaterland, keine Religion mehr für die Griechen des Hellenismus, alles iſt mit orientaliſchen Momenten zerſetzt; Kosmopoliten und Spötter ihrer alten homeriſchen Götter ſind ſie geworden; daneben aber hat ſich der Horizont auch nach allen Seiten hin erweitert, die engen Schranken der Stämme und der Stände ſind gefallen; eine Fülle neuen gährenden Moſtes wird in die alten Schläuche gefüllt. Aber dem Zeitalter fehlt die harmloſe Genußfreudigkeit; ſinnliches Raffinement iſt an ihre Stelle getreten oder Schwermuth, die auf den Phyſiognomien der Zeit ebenſo zu leſen iſt wie in den Kunſtprodukten der Poeſie, welche die Liebesleidenſchaft namentlich in ihrem vergeblichen Sehnen ſchildern und kühn die alten Sagenſtoffe umwandeln oder mit Vorliebe die ſchon früher behandelten heiklen Probleme mit ſentimentaler Erotik ausſchmücken und weiterbilden. — Homer ſchuf wie die Natur ſelbſt nach dem eigenen inneren Geſetze des ſchöpferiſchen Genius, in freier Unmittelbarkeit, dichtend in der Anſchauung; der helleniſtiſche Dichter iſt Kunſtpoet, iſt Nachahmer; er liegt mit mühſamem Fleiße ſeiner Arbeit ob, voll herben Verlangens nach der entſchwundenen Einheit von Wollen und Können, von Natur und Kunſt, nach dem unerreichten Ideal, das ihm in Homer verkörpert war — falls nicht die Gelehrteneitelkeit zu der Einbildung einer ſiegreichen Rivalität mit den großen berühmten Muſtern

Digitized by Google

führte. In richtiger Selbsterkenntniß erhob der Meister der alexandrinischen Kunst, Kallimachos, es zu einem Fundamentalsatze der Aesthetik, groß zu sein im Kleinen, d. h. in der Idylle, in den Epigrammen, im Hymnus ꝛc., und nannte ein großes Buch ein großes Uebel.

Aber mit der gesteigerten Subjektivität des Empfindens ergab sich auch eine individuellere Kunstrichtung, eine intensivere Erfassung der Wirklichkeit, ja ein Realismus in der Malerei — welche die ersten griechischen Landschaftsbilder hervorbrachte —, in der Plastik und in der Poesie, der durchaus Ansätze eines modernen Naturalismus bietet*).

Der sentimentalische Dichter ist individueller als der naive, der hellenistische Dichter geht mehr auf das Einzelne ein, versenkt sich mehr in die verborgeneren Reize des Schönen als der auch wohl in hohem Grade anschauliche, aber mehr mit großen allgemeineren Zügen zeichnende Homer. Wie der Bildhauer der Diadochenzeit den menschlichen Körper, den Charakter einer historischen Persönlichkeit viel schärfer und naturgetreuer wiedergiebt als es in den früheren Zeiten geschah, so wissen auch Maler und Dichter manche Wirkungen der Natur zu entzaubern, die vordem noch verschleiert waren.

Suchen wir diesem Individualismus hinsichtlich der Naturanschauung im Vergleich zu Homer etwas näher zu treten! Homer's Objektivität wird nicht zum wenigsten durch das Gleichniß gekennzeichnet, das in völliger Gleichberechtigung als ein plastisches Gegenbild die Erscheinung der Außenwelt neben den menschlichen Vorgang stellt, um diesen lebendiger zu vergegenwärtigen. Es ist bedeutsam, daß nur einmal bei Homer eine innere Seelenstimmung mit einem äußeren Naturereigniß in Parallele gestellt wird —, nemlich am Anfang des 9. Buches der Ilias die Unruhe im Herzen der Achäer mit den von zween Winden in Wallung gebrachten Fluthen des Meeres —, sonst nur Handlungen, äußere Zustände oder der Ausdruck der Empfindung**).

Die Gleichnisse der hellenistischen Dichter suchen sich an Raffinement der Gefühls- wie der Ausdrucksweise zu überbieten und erläutern gerade die geheimsten Regungen des Innern besonders gerne durch äußere Erscheinungen. Das Innenleben ist selbst ein Phänomen geworden, welches man durch Analogien mit dem Naturleben verständlicher zu machen sucht — wie besonders Apollonios in seiner Liebesepisode von Jason und Medea, deren Herz z. B. so leidenschaftlich hin- und herschwankt

*) Vergl. Hellig's vortreffliche Untersuchungen über die kampanische Wandmalerei, Leipzig 1873.
**) Vergl. des Näheren in meinem o. a. Buche S. 15 f.

wie der zitternde Lichtglanz, den an der Wand die von einer bewegten Wasserfläche reflektirten Sonnenstrahlen verursachen*). Oft setzt sich das zum Vergleiche herangezogene Bild in das Verglichene als Uebertragung fort, wie in einem Adespoton der Anthologie, „an den Tod“:

Aehnlich der duftenden Ros' im Beginn aufblühenden Frühlings
Brachst du die Knospende schon vor der vollendeten Zeit.

Oder das Verglichene scheint nur, wie verhüllt, durch das Naturbild hindurch, wie in einem anderen Adespoton:

Wenige Zeiten nur blühen die Rosen uns; wenn sie verschwunden,
Triffst du die Rosen nicht mehr, sondern die Dornen allein.

Dies leitet uns hinüber zu dem gleichsam krystallisirten Gleichniß, zu der Bild und Idee verwebenden Metapher. Ist das Gleichniß plastisch, so ist die Metapher malerisch; diese ist subjektiver, individueller als jenes. Denselben Prozeß, welchen wir bei einzelnen großen Dichtern z. B. bei Shakespeare verfolgen können, der die ausgeführten Gleichnisse zuerst in Ueberfülle darbietet und später immer mehr die Funken der das Heterogene mit geistreichster Kühnheit kombinirenden Metaphern sprühen läßt, können wir auch bei den Griechen verfolgen. Behaglich seine Gedanken ausmalen, ist des Epikers Homer Art. Neben dem Gleichniß, dieser homogensten Form seiner Anschauung, wendet er kurze Vergleiche an, die gleich am die Metapher vermeiden resp. erst zu ihr hinüberweisen, mit kurzem „wie“ oder mit den Adjektiven „ähnlich“, „gleich“; so entläßt die breite Brust des Odysseus „Worte, den winterlichen Schneeflocken gleichend“, Voß übersetzt metaphorisch „ein Gedränge der Worte wie stöbernde Winterflocken“; oder Homer nennt das Feuer nicht „sternenhell“, sondern „einem herbstlichen Sterne gleich“, die Pferde „weißer als Schnee, den Winden im Laufe ähnlich“; an die Psalmen erinnert (VIII, 16) „soweit der Himmel von der Erde ist, so tief dadrunten im Hades“. Eigentliche Metaphern, der Natur entnommen, sind selten bei Homer**). So spricht er von einer „Wolke von

*) Argon. III v. 754, m. Buch S. 81.

**) Wer allerdings Homer nur aus der Uebersetzung unseres biederen Voß kennt, wird des Glaubens leben, Homer schwelge in bildlichen Wendungen; aber es giebt gar Vieles bei dem wackeren Verdeutscher — der den Grundton so unnachahmlich getroffen hat —, wovon Homers Unschuld sich nichts träumen läßt. Namentlich mit dem Epitheton „rosig“, das Homer nur der Eos beilegt, geht Voß sehr verschwenderisch um; wo jener nur „Briseistochter“ oder „Jungfrau“ sagt, fügt er dies schmückende Beiwort hinzu; dem harmloseren „schönwangig“ zieht er „rosig“ vor, dem „weißarmig“ „lilienarmig“, wo bloß „Frau“ oder „Mädchen“ steht, schmuggelt er ein „rosenwangig“ ein. Wie für „rosig“ hat Voß für „blühend“ eine besondere Schwäche; „liebe Frauen“ werden zu „blühenden Frauen“, „die Jünglinge“ werden stets „blühende Männer“ genannt; spricht Homer ganz schlicht von „frühsterbend“, übersetzt Voß „früh-

Digitized by Google

Fußvolk" (IV, 274), aber sogleich setzt er in sehr bezeichnender Weise diese Metapher in ein Gleichniß um:

Also schaut von der Warte die finstere Wolke der Geishirt
Ueber das Meer aufziehn, von Zephyros' Hauche getragen,
Schwarz dem fernen Betrachter, wie düstere Schwärze des Peches
Scheint sie das Meer durchschwebend und führt unermeßlichen Sturmwind.

Göttinnen werden die metaphorischen Prädikate „rosenfingerig", „windfüßig" beigelegt, gewöhnliche Sterbliche werden „blühend" genannt, wie er auch von der „Blüthe der Jugend", von der „Stoppel" zur Bezeichnung des altersgrauen Körpers, von „geflügelten" Worten spricht; nur ganz vereinzelt ist die reflektirte Uebertragung des Aeußeren auf das Innere: „jenen umhüllte des Grames Wolke" (XII, 591; 24, 315), womit zu vergleichen ist: „du enttauchst ja den Leiden nun endlich" (20, 13). Erst die Tragiker bilden diese metaphorische Sprache weiter aus und reden von einem „Meer des Leids", einem „Strudel des Unglücks" u. s. w., ebenso wie sie die Naturbeseelungen (bei Homer lacht die Erde*) viel weiter führen. Doch der hellenistische Dichter zeigt auch hierin die gesteigerte Reflexion und seine Empfindsamkeit; die alexandrinische Poesie ist unerschöpflich reich an Metaphern, die bis in die leiseste Nüance des Ausdrucks reflektirt und berechnet sind.

Hatte Homer nur selten das Beiwort „blühend" für Menschen, so wird es jetzt auf das Mannigfachste variirt; „weh es verwelket dir", wird bei Theokritos geklagt (VII), „o Philinos, die reizende Blüthe der Schönheit"; ja wo Nais schreitet, da blüht der Frühling und gedeiht die Weide (VII); Rycheia trägt den Frühling in ihren Blicken (XIII), und ein Dichter der Anthologie singt: „des Schnees milder Glanz entstrahlet ihrem Aug'; die runde Brust schwillt, süßer Blüthe Botin, auf"; Palladas beginnt ein Liebeslied: „Noch zwar birgt, von dem Kelche bedeckt, sich die Blume der Jungfrau" u. s. w. „Rosig" ist eins der häufigsten Beiwörter der Schönheit; Meleagros nennt Zenophila seine Rose, die Blume der Blumen im Lenz und rühmt: „Immer wie vormals schwillt dir rosengekrönt noch die elastische Brust", und Dionysios spricht ein Blumenmädchen mit dem witzigen Distichon an:

Du mit den Rosen im Korb, was, rosiges Mädchen, verkaufst du?
Rosen? dich selbst? — o sprich! — Oder auch beides zugleich?

welkend" oder statt „er bog um d. h. mäßigte sein liebes Herz" (I 569): „er bezwang die Stürme des Herzens". Auch sonst fügt er gern noch Ornament hinzu, die Nacht wird finstere Nacht, der Himmel der wölbende Himmel, Blumen knospende Blumen, der gestirnte Himmel das Sterngewölbe des Himmels, das windreiche Ilios — Ilios' luftige Höhen.

*) Vergl. Entw. d. N. bei den Gr. u. Röm. I S. 18.

Das Rauſchen der Bäume wird immer individueller als ein Flüſtern und Plaudern des Windes in den Blättern gedeutet, wovon bei Homer nicht der leiſeſte Anſatz vorhanden iſt — ſo ſingt ein Pſeudo-Platon:

Setze dich hier an den Fuß hochwipfliger Tannen, o Wandrer,
Wo ein flüſternder Weſt ſpielt in dem ſchauernden Laub.
Hier führt am ſüßmurmelnden Bach den bewältigten Augen
Holder Syringen Getön leiſe den Schlummer herbei.

Das Schweigen in der Natur, das Lächeln der Au und des Meeres wird z. B. von Satyros alſo geſchildert:

Leiſ' aufſchwingt ſich, mahnend zur Schifffahrt, Zephyros' feuchter
Athem und weilet mit Luſt über der blühenden Au,
Kekrops' Enkelin ſtöhnt, und die ſpiegelnde Fläche der Salzfluth
Lächelt und bebt nicht mehr vor dem gewaltigen Strom.

Begnügten ſich die Tragiker noch mit dem Ausdruck „es ſchläft das Meer", ſo heißt es jetzt in mannigfacher Variation „es ſchlummert" oder „es hat die Augen zugemacht, iſt ſanft eingenickt". Mit dem Unglücklichen fühlt auch die Natur Sympathie — bei Homer iſt ſie empfindungslos wie die finſtere Meerfluth „der ſtarre Fels (XVI, 33), den am Geſtade grübelnden Peliden tröſtet die Meergöttin, die Mutter Thetis. Aber bei Theokritos z. B. findet die in ihrem Schmerze wühlende Simaetha Linderung im Anblick des bleichen Mondlichtes, und Marcus Argentarius ſingt:

Goldengehörneter Mond, du bezeugſt es mir, flammende Sterne,
Ihr auch, welche des Meeres wogender Buſen empfängt. Wie mich Ariſte verließ.

Bei den Bukolikern klagen und ſeufzen und weinen die Flüſſe und Quellen, die Bäume und die Schluchten, die Vögel und die wilden Thiere mit den Unglücklichen in rührender Sympathie. — Es würde zu weit führen, des Näheren darzuthun, wie auch die Ort- und Zeitſchilderungen viel ſpezieller landſchaftlich gefaßt ſind bei den helleniſtiſchen Dichtern als bei Homer. Von Lichteffekten, Spiegelungen z. B. begegnet uns im alten Epos noch nichts; der Quellen helles Waſſer wird wohl genannt, aber eine ſo individualiſirte Schilderung, wie ſie z. B. Theokritos (XXII) giebt, zeitigte erſt der Hellenismus; da heißt es:

Einen lebendigen Quell ganz voll durchſichtigen Waſſers
Fanden ſie unter dem glatten Geſtein, und es glitzerten Kieſel
Hell wie Kryſtall und Silber von unten herauf aus der Tiefe.

Bei den vielen Sonnen-Auf- und -Niedergängen, welche Homer ſchildert, erwähnt er höchſt ſelten die Beleuchtung, welche ſie in der Landſchaft bewirken; ganz allgemein heißt es einmal „die Sonne beleuchtete die Fluren" (VII, 471) oder „es ſtrahlete ringsum brennender Sonnen-

Digitized by Google

ſchein, und Gewölk beſchattete nirgends weder Feld noch Gebirge“ (XVII, 371). Nur an einer Stelle wird im Gleichniß die Beleuchtung, welche der Sternenhimmel auf die Erde wirft, erwähnt, VIII, 155: „Hell ſind alle die Warten der Berge und die zackigen Gipfel und Thäler“ *).

Der alexandriniſche Kunſtepiker Apollonios von Rhodos läßt aber kaum die Sonne auf- oder niedergehen und den Mond und die Sterne am Himmel heraufziehen, ohne daß er des Lichtreflexes erwähnt, den die Strahlen auf die ſteilen Berge, auf die thauigen Gipfel, auf den ſchneebedeckten Kaukaſus u. ſ. w. werfen; die ſchimmernden Wolken, die zitternden Lichter des Mondes oder der Sterne — alles das wird anſchaulich und mit bewußter Kunſt ausgemalt**). —

Aber vor allem tritt, was wir bei Homer und auch noch bei den Tragikern indirekt aus Beiwörtern, Gleichniſſen und Schilderungen erſchließen müſſen, — alſo die innige, verſtändnißvolle Freude an der Natur — bei den helleniſtiſchen Dichtern ganz unverhohlen hervor, mit dem direkten Ausdruck der Bewunderung und der dem Einzelnen nachſpürenden Ueberlegung. Homer ſchildert nur den Reflex, den die landſchaftliche Schönheit in die Seele des Betrachters wirft, ganz objektiv, 5, 75:

Dort (auf dem Eiland der Kalypſo) mit Bewunderung ſtand der thätige Argoswürger,

und 7, 133:

Dort (vor dem Garten des Alkinoos) mit Bewunderung ſtand der herrliche Dulder Odyſſeus,

und endlich in dem herrlichen Gleichniß VIII, 555:

Wie wenn hoch am Himmel die Stern' um den leuchtenden Mond her
Scheinen in herrlichem Glanz, wenn windſtill hebt ſich der Aether;
Alle die Sterne ſchaut man, und herzlich freut ſich der Hirte.

Dieſer objektiven, unreflektirten Wiedergabe des Natureindrucks ſtehen die ſentimentalen Bekenntniſſe der helleniſtiſchen Dichter in bewußter Subjektivität gegenüber. Schon individueller klingt es, wenn Anyte die Empfindung der Kypris alſo deutet:

Dies iſt Kypriens Hain. Es erfreut ſie, hier von dem Feſtland
Allzeit über des Meers ſtrahlenden Spiegel zu ſchaun.

Doch das Subjektive tritt deutlich hervor, wenn eben dieſelbe den Wanderer auffordert:

Unter dem ſchattenden Fels, o Fremdling, ruh' von Ermüdung;
Hier in dem grünen Gezweig plaudern die Lüfte ſo ſüß;

*) Ebenſo XVI, 300, wo Zeus das Gewölk zertheilt. Die Stellen überſah Woermann „Ueber den landſchaftlichen Naturſinn der Griechen und Römer“, S. 70, der ſonſt mit Recht auf die individuellere Ausnutzung der landſchaftlichen Lichtwirkung bei den Alexandrinern hinweiſt.

**) Vergl. Woermann a. a. O. Argon. III, 161 ff., IV, 125 ff. Helbig a. a. O. S. 213.

wie auch Theokritos ſeine Idyllen ſogleich mit dem Bekenntniß eröffnet: „Es iſt doch etwas Liebliches um das Geflüſter der Pinie“. Und ſo werden die Späteren nicht müde, zu rühmen, „ſchön iſt der Baum, ſein zartes Gelock ſchüttelt der Wind“, oder: „wie lieblich iſt der Lorbeerhain, wo der ſchöne Bach der Stämme Fuß umſpület“, und Satyros ſingt:

Schön iſt Eros' ſchattiger Hain; in der ſtattlichen Bäume
Zitterndem Laubwerk ſpielt Zephyros lieblich und mild;
Thauig und friſch ſtrahlt mitten im Hain von den Blumen die Wieſe,
Schön mit Violen bekränzt, herrlich mit Roſen geſchmückt,

und Arabios:

Waſſer und Gärten und Hain und die fröhliche Gabe des Bakchos
Und das benachbarte Meer bietet mir Fülle der Luſt.

So iſt die ſchlichte Bewunderung, die naive Freude an der Natur, wie ſie bei Homer „mit Innigkeit“ hervortrat, im Hellenismus zum bewußten Genuß, zur Reflexion über die Empfindung, zur Sentimentalität geworden. Dieſe Wandlung der Empfindungsweiſe ſpiegelt nur jene allgemeine „Revolution“ wieder, welche ſich in der alexandriniſchen Zeit überhaupt im Denken und Fühlen vollzog; wie man die Natur allmählich mit anderen Augen zu betrachten begann, mit den Augen der Sehnſucht nach einem unwiderbringlich Verlorenen, ſo ward auch der Götterglaube ein anderer, die Mythen wurden durch den aufgeklärten Verſtand zerſetzt, durch die künſtleriſche Behandlung zu ſentimentalen pikanten Liebesaffären umgedeutet oder durch orientaliſche Kulte verdrängt; die geſammte Auffaſſung des Lebens fand nach allen ſeinen verſchiedenen Seiten hin eine Umgeſtaltung, ja die Weltanſchauung des Hellenismus erhielt mehr und mehr den Charakter des Weltſchmerzes und der Melancholie, welche im ſchneidenden Gegenſatze ſteht zu der heiteren, daſeinsfrohen Naivität Homer's.

Andrea Pisano

von

August Schmarsow in Florenz.

Es giebt Künstler, deren Schöpfungen so sehr im Mittelpunkt ihrer Kulturepoche stehen, daß wir ferne Geschlechter sie unwillkürlich als typische Aeußerungen des Zeitgeschmackes betrachten. So verschwindet die Persönlichkeit des Meisters für uns hinter seinem Werke, wir vergessen die schöpferische That, die dazu gehörte, gerade diesen Inhalt in dieser Form vollendet und mustergiltig zum Ausdruck zu bringen, und statt des einen hochbegabten Mannes wird uns der Zeitgeist zum Urheber solcher Gebilde. Das Eigenthumsrecht verschiebt sich, ohne daß wir uns bewußt werden, dem Einzelnen Unrecht zu thun, und wir sind um so mehr aufgelegt, seinen eigensten Antheil zu unterschätzen, je glücklicher und harmonischer die Verkörperung gelungen, je weniger wir von der Mühe und Anstrengung merken, welche die Arbeit gekostet. Ja, wir vergehen uns wohl schlimmer noch, wenn die Formen, rein und fließend, den Inhalt klar und unverkümmert versinnlichen; wir denken geringer von der geistigen Bedeutung des Künstlers, der vollendet schafft, als von dem, der sichtlich zu kämpfen hat, der Räthsel aufgiebt und Dunkelheiten übrig läßt. Nur der Letztere scheint uns gedankenvoll, während der Andere nur ausspricht, was in der Luft lag, oder als Werkzeug einer höheren Inspiration hervorbringt, was diese ihm eingiebt.

So verfahren wir mit Raphael gegenüber Michelangelo, so mit Overbeck gegenüber Cornelius, so mit Thorwaldsen und vielen Anderen. In gewisser Beziehung kann man dasselbe sagen von dem Hauptvertreter florentinischer Wandmalerei vor Raphael, Domenico Ghirlandajo. In vollem Umfange möchten wir es von dem Manne behaupten, dem unsere heutige Betrachtung gelten soll, von dem edelsten Meister gothischen Bildnerstiles in Toscana, Andrea Pisano. Er steht mit seinen

Broncethüren am Florentiner Baptisterium recht eigentlich im Mittelpunkt plastischen Schaffens während der ganzen Epoche, die wir mit dem Namen „Trecento" oder „Gothik" bezeichnen. Giovanni Pisano ist ihr Begründer, Orcagna ihr heimlicher Zerstörer, Andrea Pisano ihr reinster Repräsentant, gleichsam Idealtypus für das Wollen und Können dieses Stiles, — und hat deshalb das Schicksal von uns als Durchschnittsmaß behandelt zu werden, als „commonplace" wie die Engländer sagen, — ebenso unverdient, wie Domenico Ghirlandajo und Raphael.

Andrea Pisano's Reliefs an der Pforte des Baptisteriums sind für alle Marmorbildner und Goldschmiede seiner Tage zu Florenz eine Schule des Geschmacks geworden. Selbst Lorenzo Ghiberti, der gefeierte Meister der beiden anderen Broncethüren, verdankt diesem Vorgänger ein gut Theil seines Könnens und seiner Weisheit, die ihn zu den herrlichsten Verwirklichungen der Schönheit befähigten. Nach diesen Früchten der Folgezeit, die unmittelbar daneben vor aller Augen stehen, betrachten wir die Leistungen Andrea's fast als selbstverständliche und natürliche Voraussetzungen, und vergessen, daß sie neue Thaten sind, deren Zustandekommen selbst noch Erklärung heischt.

Statt einer hölzernen Thüre, die aus kleineren, mehr oder weniger vieltheilig zusammengesetzten Platten und festem Rahmenwerk herum bestand, und höchstens zu festerer Haltbarkeit mit Eisenblech beschlagen, mit Nägelköpfen besetzt und mit ausgeschnittenen Zierstücken innerhalb der Kassetten geschmückt war, jetzt eine ganz eherne Thür in Bronceguß herzustellen, bedeutet einen großartigen Entschluß der florentinischen Gemeinde. Es galt den Wettstreit mit Pisa aufzunehmen, das bis dahin durch seine glänzenden Bauten, seine Architekten und Bildner weit und breit berühmt war, ja den Mittelpunkt monumentalen Schaffens zu bilden schien. Jetzt war auch in Florenz von anderer Seite her ein Anfang gemacht worden. Nicht die Plastik, sondern die Malerei war durch Cimabue und Giotto zu gleicher Höhe getragen, daneben auch hier gebaut, und wie der Dom zu Pisa mit ehernen Thüren prangte, sollte nun auch am Tempel des Schutzpatrons von Florenz S. Giovanni, dem Dom gegenüber, ein ähnliches Werk den Stolz der Welfenstadt verkünden. Aber in Florenz sind damals außer seinen Malern, oder gar dem einzigen Giotto, nur Goldschmiede auf der einen und Steinhauer auf der andern Seite vorhanden. Die Bildnerei hatte bisher keine Stätte gefunden; ja es ist merkwürdig zu sehen, wie die großen Meister von Pisa, Niccolò, Fra Guglielmo, Giovanni Pisano und ihre Genossen an den Thoren von Florenz vorbeigehen, nach Lucca

und Siena, nach Pistoja und Bologna, nach dem entlegenen Padua nordwärts und nach Perugia, nach Neapel südwärts berufen werden, selbst in unmittelbarster Nähe zu Prato erscheinen, während die Hauptstadt Toscanas kein Werk ihrer Kunst aufweist. Florentinische Steinmetzen werden ihre Schüler, aber sie wandern aus und finden anderswo, wie in Siena z. B. ihre Wirksamkeit. Auch Andrea di Ugolino, aus Pontedera gebürtig, nennt sich wie mit einem Ehrentitel „Pisano".

Ein Goldschmied wird zum Vertrauensmann der Arte di Callemala gewählt, als diese Genossenschaft, der die Sorge für das Baptisterium oblag, den Beschluß faßte, eine Broncethür machen zu lassen. Piero di Jacopo erhält den Auftrag nach Pisa zu gehen, die ehernen Pforten des Domes genau zu prüfen und eine sorgfältige Abbildung davon anzufertigen. Dann soll er nach Venedig reisen, um einen guten Meister in Metallguß zu finden. Also was heißt das? In Florenz war kein Mann vorhanden, welcher der eigentlichen Technik auf die es ankam näher gestanden wäre. Auch in Pisa, wo um 1180 Bonannus die ehernen Thüren des Domes gearbeitet, von denen wenigstens eine noch erhalten ist, und wo er andre für Süditalien, nach Monreale geliefert, erwartet man im Jahre 1329 nicht mehr einen Broncegießer aufzutreiben! Die Technik scheint wieder verloren gegangen, wenigstens außer Uebung gekommen. Und in der That muß man sich aus Oberitalien einen Glockengießer requiriren, Lionardo del fù Avanzo da Venezia, der sich dann einem so umfangreichen Werk sogar nicht gewachsen zeigt. Der Guß der Thürflügel fällt so krumm aus, daß man sie nicht aufstellen kann. Ein florentiner Goldschmied, Piero di Donato, soll dem abhelfen; aber er getraut sich nicht, aus Furcht die kunstreichen Reliefs Andrea Pisano's vollends zu verderben. Endlich muß dieser selbst das Heilverfahren auf eigene Verantwortung übernehmen, offenbar indem er den Venezianer Lionardo d'Avanzo, der alles Vertrauen eingebüßt, wieder heranzog. Denn das ist wohl zu beachten, auch Andrea Pisano steht der Technik des Broncegießens, beim Beginne der Arbeit wenigstens, fern. Goldschmiede sind seine Berather, seine Mitarbeiter, ja vielleicht seine Richter. Die Florentiner Piero di Jacopo, Lippo di Dino und Piero di Donato werden ihm beigegeben, wo es sich um die Ciselirung des Gusses und um die Vergoldung der Tafeln handelt. Er selbst ist in der Schule des Giovanni Pisano als Marmorbildner und Architekt herangewachsen, vielleicht auch in Elfenbeinschnitzerei und getriebener Goldschmiedearbeit erfahren. Und dieser Umstand ist wichtig für die Beurtheilung der Vorzüge wie der Schranken seiner Reliefkunst. Manches Symptom, das wir während des Fortgangs der Arbeit beob-

achten, findet nur so seine Erklärung. Besonders zu Anfang behalten seine Gebilde vielfach das Aussehen von Goldschmiedsarbeit, d. h. von halb erhabenen, aus feinem Metallblech getriebenen, oder gar auf die Fläche aufgelötheten Figuren; ebenso die Architekturtheile, die Möbel, und die sonstigen Requisiten, die Felsen und Bäume selbst, die er hier und da zur Inscenirung braucht. Erst allmählich fühlt er sich in die Bedingungen des einheitlichen Bronceguſſes hinein, und es ist durchaus nicht nothwendig oder nur wahrscheinlich anzunehmen, daß die Wachsmodelle, die er vom 22. Januar bis 2. April 1330 herstellte, sammt und sonders ohne Umgestaltung oder Besserung so gegossen worden. Im Gegentheil, wir glauben, daß er in den zwei Jahren vertrauter Zusammenarbeit mit dem Gießer Lionardo, 1330—1332, die künstlerische That vollzogen hat, die wir ungetheilt bewundern: die Eroberung eines wohl abgewogenen, harmonischen Reliefstils. Damit geht er einen völlig andern Weg als seine pisanischen Meister und erreicht für italienische Plastik gothischer Gesinnung eine Idealität der Formen und eine Reinheit des Geschmackes, die gerade im Gegensatz zu diesen Vorgängern eine Segnung der florentinischen Kunst geworden sind.

Die Marmorreliefs des Giovanni Pisano sind vielfach mit Figuren überfüllt, jedes Plätzchen der Marmorplatte benutzt, gleichgültig ob die Gestalten ganz und in ihrer Haltung verständlich sich entfalten, oder nur halb sichtbar, ohne verfolgbaren Unterkörper, in unnatürlicher Verschrobenheit sich zwischen den Vorderen hindurchwinden. Keine Rücksicht auf einheitliches Größenverhältniß dämmt diesen Ueberreichthum ein, der über die Ränder hervorquellend, von tiefen Höhlungen und kühner Bohrarbeit durchfurcht wird. Diese Nachahmung der spätrömischen Sarkophagreliefs mit ihren starken Contrasten von Licht und Schatten wird von Andrea Pisano nirgends auf seine Broncearbeit übertragen. Er beschränkt sich auf wenige Gestalten und eine, höchstens zwei Reihen, die hintereinander gedacht werden. Selbst in der malerischen Entwicklung der Raumtiefe ist er äußerst zurückhaltend, gerade weil er von getriebener Metallarbeit ausgehend der Leistungsfähigkeit des Bronceguſſes nicht allzuviel zumuthen durfte, und steht so im natürlichen Gegensatz auch gegen Maler wie Giotto und noch mehr Orcagna, wo diese für Marmorrelief gedacht haben. Das Einzige, was an zeitgenössischen Vorbildern in Steinskulptur herangezogen werden könnte, wären die Relieftafeln am Marmorbrunnen zu Perugia, die Niccolò und Giovanni Pisano zwischen 1277—1280 gearbeitet hatten, oder in Florenz näher liegend, obgleich heute allzusehr entrückt und vergessen, das Grabmal des Patriarchen von Aquileja, Gastone della Torre († 1317) im Klosterhof

von Sta. Croce und das des Bischofs Orsi († 1321) im Dome, das Tino di Camaino von Siena bis 1323, wo er nach Neapel ging, an der Innenseite der Façadenmauer neben dem Hauptportal vollendete. Dort ist mancherlei Verwandtschaft erkennbar, wie denn diese Beispiele von sienesischen Händen aus pisaner Schule für die florentinische Skulptur die aufmerksamste Beachtung verdienen.

Für Andrea Pisano's Reliefstil war es vielleicht bedeutsamer, daß seine Erfindung, wie bei allen Künstlern damals, von der lokalen Bestimmung des ganzen ihm aufgetragenen Werkes geregelt ward. Wenn statt einer hölzernen Thüre eine broncene verlangt wird, so behält der herkömmliche Charakter eines Thürschmucks doch sein Recht. Die beiden Flügel sind durch schmale Längs- und Querstreifen, welche dem üblichen Rahmenwerk entsprechen, in achtundzwanzig Felder getheilt, die je vier nebeneinander, in sieben Reihen untereinander geordnet sind. Dieses stärkere Gerüst ist überall auf den Kreuzungen der Leisten mit Löwenköpfen besetzt, welche die Stelle der stärksten Nägel bezeichnen, und dazwischen läuft eine Reihe kleinerer Nagelköpfe oder Rosetten hin. Die inneren Felder, deren Fläche sonst aus dünnerem, vielleicht schräggefasertem Holze oder aus kleineren, zu symmetrischen Mustern zusammengeleimten Stücken besteht, werden auch wohl farbig gehalten, mit ausgeschnittenen Figuren aus Eisenblech beschlagen, damit entweder das dunkle Eisen auf hellem Grunde oder umgekehrt das vergoldete Metall auf dunkler Platte sich abhob. Diese alte Weise wirkt auch hier in gewissem Sinne nach, wo statt des flachen Ornaments figürliche Gebilde in erhabener Arbeit das Kassettenfeld beleben. Noch immer ist es in erster Linie die Flächendekoration, von der des Künstlers Vorstellung ausgeht.

Die Thür eines Gebäudes hat sich außerdem als ein Theil des monumentalen Gesammtorganismus an ihrer Stelle einzuordnen und deshalb bestimmten Gesetzen der architektonischen Umgebung Rechnung zu tragen, ja mehr noch als ein fortlaufender Cyklus von Wandmalereien im Innenraum, den Anforderungen der strengeren Schwesterkunst zu genügen. Wie jeder Thürflügel in zweimal sieben rechteckige Kassetten getheilt ist, wiederholt sich innerhalb dieser Felder ein innerer Rahmen, und zwar in der Form eines gothischen Vierpasses, der von einer aufrechtstehenden Raute und vier aus den Seiten heraustretenden Halbkreisen gebildet wird. Da diese symmetrischen Rahmen mit ihren Halbkreisen die inneren Winkel des umschriebenen Rechtecks ausfüllen, mit ihren Spitzen dagegen die Mittelpunkte der vier Seiten markiren, so wird durch diese Form gleichsam die vertikale und die horizontale Mittelaxe betont, so daß die Vertheilung der Massen innerhalb der

„Compassi“ d. h. die Composition des Bildners von selbst auf symmetrisches Gleichgewicht hingeleitet wird, ebenso wie das Auge des Beschauers bewußt oder unbewußt die Macht dieser Linien empfindet.

Die fünf oberen Reihen der Kassetten sind der Geschichte Johannes des Täufers gewidmet, die uns ausführlich in zwanzig Bildern erzählt wird, jedoch so, daß die ersten zehn am linken Thürflügel der andern Hälfte am rechten vorausgehen. Die beiden untersten Felderreihen sind mit Einzelfiguren von Tugenden besetzt und bilden gleichsam den Sockel, der ungefähr eine Stelle einnimmt wie die Holzvertäfelung in einem Zimmer zu den darüber befindlichen Wandgemälden oder Gobelins.

Die vier weltlichen Tugenden: Fortitudo, Temperantia, Justitia und Prudentia machen den Anfang; dann steigen wir zu den christlichen auf, deren Dreizahl: Spes, Fides und Caritas, aber nicht ausreichte und deshalb durch die Humilitas, eine mönchische Tugend ergänzt wird, die damals besonders in Verehrung, wohl auf Betrieb der Bettelorden sogar unter die Heiligen gerathen ist. Beide Reihen sind wieder symmetrisch, wie ein äußeres und ein inneres Paar correspondirender Glieder behandelt: die beiden inneren Figuren thronen ganz von vorn gesehen in ruhiger Majestät, die beiden äußeren sind mehr in Profil einander zugewendet. Und das ist nicht gleichgültig für die Charakteristik ihres Wesens. Der Glaube und die Gerechtigkeit forderten an sich schon eine solche Darstellung wie ein unveränderter Prinzip; Mäßigung und Liebe haben sich gefallen lassen ebenso behandelt zu werden. So erscheint die Erstere nicht wie sonst gewöhnlich mit zwei Gefäßen, im Begriff den Inhalt des einen behutsam ins andere zu gießen, sondern mit dem Schwert in der Hand, das sie soeben in die Scheide gestoßen, mithin als Selbstüberwindung beim jähen Ausbruch des Zornes. Die Caritas aber wird nicht als Mutter geschildert, die das Verlangen zahlreicher Kinder zugleich befriedigt, sondern mit den ungewöhnlicheren Attributen, einem Füllhorn in der einen und einem Herzen in der anderen Hand. Dagegen ist bei den übrigen vier die lebendige Bewegung gerade dadurch motivirt, daß sie den ruhig thronenden Mächten gegenüber mehr in Thätigkeit gezeigt werden. Sehnlich verlangend wendet sich die Hoffnung ihrem Ziel, der Krone des ewigen Lebens, entgegen und spricht so ihr eigenstes Wesen aus. Und die Demuth, ihr gegenüber, erhebt in der Rechten die Kerze, während sie mit der Linken das Schleiertuch, das ihr Haupt verhüllt, zusammenhält, wie im Begriff sich ehrfürchtig zu verneigen. Die Stärke, mit dem Schild am Arm, dem Löwenfell um den Nacken und der erhobenen Keule in der Rechten, ist bereit ihre Kraft im Handeln zu bewähren, und darauf ge-

rade kommt es an. Die Klugheit, ihr gegenüber, mit dem Doppelantlitz, beobachtet die Schlange in ihrer Hand, als wollte sie Vorsicht und Verschlagenheit von ihr lernen; das Attribut in ihrer Linken, das jetzt abgebrochen ist, war wohl ein Spiegel, wie die Nachahmung dieses Vorbildes am Glockenthurm beweist. — Selbst die Wahl der Plätze für die seitlich nach der Mittelaxe bewegten Figuren ist absichtsvoll so getroffen, daß jede dieser Gestalten: Spes und Fortitudo links, Humilitas und Prudentia rechts, die Thürangel hinter sich haben, um die sich der Flügel dreht. —

Wenn in dem Sockel des Ganzen so sinnreich die Gesetze monumentaler Kunst beobachtet sind, so dürfen wir voraussetzen, daß auch in der Hauptarbeit, den Geschichten Johannes des Täufers, die Erfindung nicht minder sorgsam und umsichtig verfahren sei. Versuchen wir es, die Kompositionen daraufhin zu betrachten.

Bei der „Verkündigung an Zacharias" sehen wir die Symmetrie der Anordnung vollständig gewahrt: links der Engel, rechts der Hohepriester, einander gegenüber; in der Mitte der Altar mit der ewigen Lampe, die, von einem Baldachin herabhängend, gleichsam das Zünglein an der Wage vorstellt. Noch schwingt das Rauchfaß des Priesters; es ist also der erste Moment, wo der Engel — nah und doch unnahbar zugleich — erscheint. Doch kein Zeichen der Bestürzung, des Erschreckens; sondern ruhig und würdevoll, wie es im Allerheiligsten des Tempels nicht anders sein darf, geschieht auch diese Begegnung zwischen dem überirdischen Boten und dem Diener Gottes auf Erden. Die unsichtbare Mittelaxe der Komposition trennt die Bewohner zweier Welten.

Eine andere Bedeutung gewinnt das selbe Verhältniß der Massen, sowie die Dominante sichtbar verkörpert wird. Die folgende Scene bietet Schwierigkeit genug für die bildliche Darstellung; denn sie soll erzählen, daß Zacharias plötzlich seine Sprache verloren hat, aus dem Tempel tretend nicht zu sagen vermag, was ihm geschehen. Er deutet auf seinen Mund und begleitet diese Erklärung mit einer Gebärde der anderen Hand, fast wie mit Achselzucken, während die Aeltesten des Volkes ihn erstaunt anblicken. Er steht allein auf der einen Seite als die Person, auf die sich alle Aufmerksamkeit richtet; aber damit ist die Hauptsache noch nicht gesagt. Dieser Auftritt selber wäre stumm und unverständlich für den Beschauer, ohne eine Mittelsperson, die den Zusammenhang begriffen hat und erklärt. Deshalb stellt der Künstler mitten hinein die Figur, deren Gebärdensprache Antwort und Auslegung enthält, deren wir bedürfen: der Chorführer, mit dem Antlitz zu seinem Gefolge, weist mit der einen Hand auf den Hohenpriester, mit der an-

deren nach Oben, zum Zeichen, daß es die Macht des Höchsten war, die hier eingegriffen. Diese Gestalt mit der dreifachen Beziehung nach links, rechts und oben, ist die Axe, um die sich der ganze Vorgang dreht.

Die volle Schönheit seiner liebenswürdigen Natur entfaltet Andrea in der „Begegnung Maria's mit Elisabeth". Wie ein mittleres Dreieck hebt sich heraus, wo die Frauen einen Augenblick in Umarmung innig vereint sind. Ohne Begleitung und doch würdig aus der Pforte ihres Hauses hervorgetreten, empfängt Elisabeth als gastliche Wirthin die Ankommende, und während ihre Hand den Leib der Gebenedeiten berührt, schaut sie ihr voll ins Auge; denn in ihr jubelt es auf bei dieser Gelegenheit, und eine Ahnung der Zukunft durchzuckt beide Wesen. Vornehm und bescheiden zugleich ist Maria, die freundlich den Blick der mütterlichen Freundin erwidert. Da sie einen weiten Weg gemacht hat, folgt ihr wie billig eine Begleiterin. Aber auch diese ist so edel und fürstlich in ihrem Auftreten, so anmuthig in ihrer zurückhaltenden Bewegung, wie sie stehen bleibend voll Antheil das Wiedersehen der heiligen Frauen betrachtet, daß wir uns in auserwählte Kreise florentinischer Gesellschaft aus den Tagen des Künstlers selbst versetzt glauben. Gerade die leise Störung des Gleichgewichts in dem Umkreis der ruhig sich heraushebenden Mittelgruppe, das Vortreten des jungen Fräuleins und das Zurücktreten der Pforte hinter Elisabeth, bewirkt den Eindruck des Vorwärtsgehens wie er zum Verständniß des Augenblicks verlangt wird.

Weit zurück hinter diesem Meisterstück bleibt die Komposition der „Geburt Johannis", die uns gleichsam ein früheres Stadium der Unsicherheit des Bildners in der Handhabung seiner Mittel, ja in der technischen Behandlung des Reliefs erkennen läßt. Mehr als anderswo zeigt sich die Anheftung der einzelnen, wie für sich ausgeschnittenen Bestandtheile auf die glatte Fläche des Hintergrundes. Vorn auf schmaler Konsole sitzen die Mägde, die das Kindlein baden: die eine das Linnentuch haltend, die andere mit dem Knäblein auf dem Schooß im Begriff die Finger einzutauchen, ob das Wasser auch zu heiß sei, — also eigentlich zwei Momente, vor und nach dem Bade bedeutend. In der Mitte, höher hinauf, ruht auf dem Lager hingestreckt die Wöchnerin, und hinter ihrer Bettstatt erscheinen in dritter Reihe die Halbfiguren zweier Gevatterinnen, die ihr Speise zur Erquickung bereitet haben, wie es bei solchem Ereigniß den Nächsten geziemt. Jede Andeutung der Räumlichkeit fehlt, und so ist auch der Perspektive keine Rechnung getragen. Aber der Pisaner wollte diese Genrescene so geben, wie er es aus seiner

Schule gewohnt war; deshalb übernimmt er sie von den Vorgängern in dieser Fassung und überträgt sie auf seine Nachfolger in Florenz, bei denen sie Jahrhunderte lang so fortlebt.

Ganz vorzüglich dagegen gelang wieder das folgende Relief, mit dem die dritte Reihe des linken Flügels beginnt. Dieser Stellung gemäß ist in der „Namengebung" der alte Zacharias ganz auf die linke Seite gerückt. Auf seinem erhöhten Stuhl sitzt er eifrig schreibend, mit übergeschlagenem Knie ganz im Profil nach rechts; denn von dort her bewegt sich der Zug der Frauen auf ihn zu. Freundlich sich neigend hält ihm die Erste das in Windeln eingeschnürte Knäblein entgegen; es ist Maria selbst, voll Hoheit und Liebe, die Rolle der Pathin übernehmend. Und welch ein Paar innig theilnehmender Wesen, die beiden Begleiterinnen, deren mädchenhafte Köpfe einander zugewendet, den Eindruck des Familienaktes wiederspiegeln! Bis in die fließenden Falten ihrer schlichten Gewandung hinein ein Bild edelster Sitte und harmonischen Daseins.

Nur eine einzige Menschenfigur, und noch dazu ein kleines Bübchen erst, sehen wir auf dem folgenden Bilde, das uns erzählen soll, wie Johannes schon als Knabe in die Wüste ging, dem dunkeln Drang seines künftigen Prophetenthums gehorchend. Wir Nordländer stellen uns die Wüste als unfruchtbare Sandfläche oder endloses Haideland vor; historische Bibelkunde denkt an den Orient und die kahlen Hochplateaus von Palästina, während moderne Maler uns eher an die Sahara und die verdorrten Fluren Afrikas gewöhnt haben. Ein echter Sohn Toscanas, wie Andrea im Jahre 1330, versteht das nach seiner Art viel besser so, wie alle unbefangenen Landsleute sich den Schauplatz für die asketischen Vorübungen ihres Lokalheiligen vorstellen mußten. In Toscana sind alle Thäler und Ebenen fruchtbarer Boden, überall Gartenland, und die Kultur reicht auf die angrenzenden Hügel hinauf, bis an die Höhe, wo kein Humus mehr die starren Felsen bedeckt, wo nur Moos sich anklammert oder ein paar Waldbäume ihre Wurzeln in die Spalten und Ritzen des Gesteins einzwängen. Wo die Arbeit des Landmannes aufhören muß, da beginnt die Wüste; wer die Einöde aufsuchen, die Menschen fliehen will, muß in die Berge wandern. Aber auch hier ist nicht alles kahl: Eichen und Buchen stehen noch vereinzelt, locken mit würziger Mast die Heerde schwärzlicher, aber reinlicher Schweine selbst auf die Höhen hinauf; Vögel wohnen in den Zweigen, die Eidechse sonnt sich auf dem nackten Boden und huscht beim leisesten Geräusch in ihren Schlupfwinkel. Wen nicht sein bescheidenes Hirtenamt, sondern seine stolzen Gedanken von den Mit-

menschen entfernen, dem geht es wohl wie Dante, daß er hier im dichten Walde sich verirrt. Dahin steigt auch der florentinische Johannes mit seinem Kreuzstab, um allein zu sein mit seinen Träumen.

Bärtig und verwettert erscheint Johannes auf dem nächsten Felde, wo er als Bußprediger auftritt. Ihm allein ist die rechte Hälfte der Bildfläche eingeräumt, während links vier Hörer stehen, die, zu ihm hinausgepilgert, mit eindringlichen Mahnungen empfangen werden. Ruhig und ernst hält sich der Redner, geduldig lauschen ihm die bärtigen Pharisäer; aber dem Aeltesten scheint doch die Hand unter dem Gewande sich unwillkürlich zur Faust zu ballen, als erhebe er Einspruch dagegen, zum Otterngezücht gerechnet zu werden. — Deutet hier ein Bäumchen oben am Fels die Mittellinie an, die beide Parteien trennt, so erblicken wir Johannes selbst in dieser Hauptaxe, wo er, auf dem folgenden Bilde, seine Jünger auf den Messias hinweist, der gerade vorüberwandelt: „Ecce Agnus Dei.“ So ist der Handelnde, der Vorläufer Christi in seiner besonderen Mission dargestellt; der Heiland aber, der da kommen soll, doch die Haupterscheinung, auf die sich Aller Aufmerksamkeit richtet. Deshalb räumt ihm der Künstler nicht nur die eine Seite ein, wie drüben dem Bußprediger, sondern läßt ihn vom Gebirgspfad herunterſteigend eine höhere Stelle einnehmen als die Uebrigen. Die Hörer Johannes' aber schauen verehrend zu ihm auf, so daß die Richtung ihrer Köpfe und Gebärden nach links aufwärts und der Fluß der Gewandfalten in derselben Diagonale zurück läuft. Schlicht und milde ist das Christusideal, das uns Andrea Pisano vorstellt, die Gestalt eines Sanftmüthigen, der als stiller Denker daherwandelt, ohne darnach zu fragen, ob man ihn beachte.

Als „Täufer“ nimmt dann Johannes wieder seinen Platz zur Rechten ein, während ein Bußfertiger sich entkleidet hat, und demüthig knieend die Taufe empfängt, indeß seine Gefährten hinter ihm andächtig der heiligen Handlung zuschauen. Die Schale mit dem Taufwasser ist als Symbol des Sakraments das Centrum des Ganzen. — Zur sichtbar wirksamen Dominante wird die Verbindung zwischen dem irdischen Zeichen und der Gottheit droben, wo der Gottessohn selber in den Jordan herabsteigt, sich dem Bußakt seines Heroldes zu unterziehen. Christus, nackt, bis an die Hüften vom Wasser umspült, steht in der Mitte, und die Taube des heiligen Geistes schwebt über seinem Haupt, während Johannes sich, weit ausholend, von rechts herüberneigt, links ein dienstfertiger Engel mit dem Linnentuch knieend harrt. Es ist die althergekömmliche Darstellungsweise, die den Künstler bestimmt und beschränkt hat; sie sicherte die klare Symmetrie der Komposition, veranlaßte aber

auch eine konventionelle Behandlung des flüssigen Elements, welche dem Stand der Naturbeobachtung des Meisters kaum mehr entspricht. Die Scheu vor dem Nackten, nicht bei ihm sondern bei der Kirche, und die Gefahr durch liebevolle Durchführung der ganzen Menschengestalt in ihrer unverhüllten Schönheit das Interesse des Beschauers allzusehr auf diese zu lenken, bestimmt den Bildner, einen wunderbaren Stillstand des Wassers zuzulassen, für den die felsigen Ufer nicht vorgesehen sind.

Nach dem höchsten Höhepunkt, der „Taufe des Gottessohns", beginnt auf dem andern Thürflügel die Leidensgeschichte des Täufers. Im Vollbewußtsein seines Predigtamts wagt es Johannes sogar dem Tyrannen Herodes mit seiner Mahnung zur Buße nahzutreten. Wie er zum Thron des Fürsten berufen wird, sich wegen seiner Lehre zu rechtfertigen, zieht er den Gebieter zur Rechenschaft wegen seines Weibes, das er dem eigenen Bruder abspänstig gemacht, und verletzt mit seiner Rede die Königin auf ihrem Hochsitz. Der Augenblick „wo der Angeklagte zum Ankläger wird", wäre dramatisch außerordentlich wirksam; aber Andrea Pisano behandelt ihn mit einer Mäßigung, die wohl nicht nur Weisheit, sondern auch Temperamentssache war. Der Eiferer selbst bleibt vollkommen ruhig, auch Herodes hört eher betroffen als erzürnt seinen Vorwürfen zu, und nur die leise Handbewegung der Gattin, die des Fürsten Arm berührt, ihn aufstört und in ungnädigster Miene dreinschaut, wie Jemand dem bittere Arznei gereicht ward, läßt uns ahnen, welche Peripetie unmittelbar folgen muß. Der Keulenträger von der Leibwache steht des Winkes gewärtig hinter Johannes; ein Wort noch und er wird ihn ergreifen.

Im selben Geist der Milde geht auch die folgende Scene vor sich, wo der unbequeme Tadler in das Burgverließ gesperrt wird. Ganz freundschaftlich nimmt der Krieger den sonderbaren Schwärmer unter den Arm und weist ihm, wie ein gutmüthiger Gefängnißwärter die Zelle an, wo er verschwinden soll. Nur ein Hauptmann der Leibwache mit bloßem Schwert und ein anderer Soldat folgen etwas strammer hinterdrein, nach linkshin, wo die Gitterthür des Käfigs sich öffnet. — Wie lebendig und wirksam ist dagegen, der Stimmung des Augenblicks entsprechend, auf dem nächsten Feld die Gruppe der Jünger vor dem geschlossenen Gatter! Sorgend sind sie gekommen nach dem Verbleib ihres Meisters zu fragen, und werden auf das finstere Gelaß gewiesen, in das er geworfen ward. Der Eine scheint vorwurfsvoll zu klagen, daß man dem Heiligen Gottes solche Schmach gethan, während der Andere liebevoll nur verlangt den Verehrten drunten in der Tiefe zu

erspähen. Vorgebeugt steht er, mit beiden Händen das Eisengitter fassend, und blickt in die schwarze Oeffnung, Johannes anzurufen und mit ihm zu reden.

Dem gefangenen Propheten aber liegt nur Eines noch am Herzen, um beruhigt, daß seine Sendung erfüllt sei, zu enden. Er schickt seine Jünger zu Christus mit der Frage, ob er der verheißene Messias sei, wie sein Vorläufer erwartet, oder ob sie eines Andern harren sollen. Diese Begegnung schildert das folgende Relief und muß zugleich die Antwort Christi bezeichnen. Die Jünger treffen ihn bei Wunderthaten im Lande, und er erwidert ihnen mit dem Hinweis auf dies Geschehen: „Gehet hin und sagt Johannes was ihr gesehen habt: die Blinden sehen und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein und die Tauben hören, die Todten stehen auf und den Armen wird eine Freudenbotschaft verkündet." Links die fragenden Jünger, rechts Christus, wie vornehm vorüberschreitend, und dazwischen die Krüppel und Geheilten, die Hülfesuchenden und die Dankerfüllten, die sich vor dem Erlöser drängen wie zu einer sonnenhaften Erscheinung.

Festlich und heiter ist die Scene, in der sich das Schicksal des Täufers entscheidet, — und doch, wie ruhig und vornehm gehalten! Andrea da Pontedera hat nichts von der dramatischen Ader seines Vorgängers Giovanni Pisano, sonst wäre „der Tanz der Herodiastochter" um den blutigen Preis wohl anders ausgefallen. Vor einem Teppich an der Wand sitzen auf einer Bank zu Dritt Herodes und seine beiden Räthe am Tisch, auf dem sie eben gespeist haben. Wie die Becher allein noch übrig sind, ist von links ein Spielmann mit der Geige, rechts die Jungfrau Salome eingetreten, um den Fürsten zu unterhalten. Wir heutigen Beschauer würden ohne die Geschichte zu kennen kaum errathen, warum es sich handelt; denn das junge Mädchen steht gelassen an einem Ende des Tisches, ohne rhythmische Bewegung der Beine, nur mit den Armen gestikulirend. Kaum ein Menuett kann es sein, das sie mit sittigstem Anstand und zurückhaltendster Mimik zum Besten giebt. Wie naiv und gewagt erscheinen dagegen französische Darstellungen desselben Momentes, wie unter den Skulpturen der Kathedrale von Rouen oder im Skizzenbuch des Villard de Honnecourt, wo Salome auf den Händen tanzt, den Körper in die Höhe wirft, daß die abwärts hängenden Beine frei schweben, als gälte es einen Purzelbaum zu schlagen. Die nämliche Art eines burlesken Cancans sehen wir in den Wandmalereien des Domes zu Braunschweig und an den deutschen Broncethüren von S. Zeno zu Verona, während zu Florenz in Sta. Croce Giotto, gewiß ein lebhafteres Temperament als Andrea

Pisano, sich ebenso mit einer leisen Schwingung des Körpers begnügt und jeden Gedanken an ausgelassene Sprünge dadurch abwehrt, daß er der Tänzerin selbst eine Leyer in die Hand giebt. — Es ist also der weite Abstand einer edleren, vornehmeren Kultur, der sich ausspricht. Dem Italiener genügt die mimische Zeichensprache vollkommen, um den Herrscher zu bezaubern und dem Beschauer die Erfüllung eines Mädchenwunsches begreiflich zu machen, der statt nach Goldschmuck oder Süßigkeiten dem Bußprediger nach dem Leben steht. Das schöne Töchterlein schmeichelt erst, verspricht das berückende Schauspiel, und erlangt das Jawort der Belohnung, um dann mit dem Aufgebot ihrer Reize, wie die Mutter sie's gelehrt, den Vater so lange zu bethören, bis inzwischen sein gewährender Wink Vollstreckung fand. — Deshalb wird „die Enthauptung Johannes'" zwischen Anfang und Ende des Tanzes eingeschoben. Die Fallthür des Kerkers hat sich geöffnet, der Gefangene kniet auf der Schwelle und bietet mit gefalteten Händen sein Haupt dem Streiche des Henkers dar. Dieser senkt soeben das Schwert, das er mit beiden Fäusten faßt, über seinen eigenen Nacken zurück, um es im nächsten Moment mit wuchtigem Schwunge nach vorn zu fällen, und bei diesem Ausholen heben sich seine Füße unwillkürlich auf die Zehen empor. Ein Wächter mit Schild und Lanze stiert erwartend auf das Opfer, unter dem magischen Bann des Grausens, während ein Keulenträger halb mitleidig, halb erschrocken einen Schritt zurückweicht. So fühlen auch wir die Katastrophe, ohne daß sie uns wirklich gezeigt wird.

Sie ist geschehen, bestätigt das folgende Relief, das uns wieder in den Speisesaal des Fürsten zurückführt. Salome steht am andern Ende des Tisches, sie schlägt die Arme über die Brust zusammen, wie Mignon nach dem Eiertanz, und erblickt den erbetenen Lohn, das Haupt Johannes' in der Schüssel, die ein Diener knieend dem Herodes darbringt; und dieser weist ihn weiter an das Mädchen. — Einfach und schlicht, durch sich selber bedeutsam, ist der Abschluß dieses häuslichen Dramas, wo der beleidigten Königin das Pfand der Rache gebracht wird. Im Frauengemach auf ihrem Hochsitz thront Herodias, die Schale mit dem blutigen Preis in den Händen, den ihr gehorsames Töchterlein ertanzt hat und knieend überreicht. Kein Grausen bei der Mutter, kein Mitleid bei dem Kinde, aber auch kein Haß und keine Freude: nur der stille Triumph der siegreichen Frau, die ihren Willen erfüllt sieht. Der Mund des Anklägers ist verstummt; — aber schweigen auch seine Worte in ihrem Innern? Es ist die dumpfe Thatsache, die hier auftritt, ohne Zeugen, ohne Chorus, im eigenen Kämmerlein. Schräg gipfelt sich die

Gruppe gegen den Rand zur Rechten, ja ein Thürmchen auf der Halle setzt sich verstärkend auf die Schlußnote.

Dann nur noch das Finale, das uns menschlich versöhnt. Die Jünger Johannes' sind gekommen und tragen den entseelten Meister zur letzten Ruhe. Rechtshin schreiten sie, zu Dreien einander gegenüber; die vordere Reihe wird nur vom Rücken gesehen, und doch, wie wundersam prägt die fortschreitende Bewegung sich aus in den langfließenden Gewändern, und die Sorgfalt ihres Auftretens in Rücksicht auf die theure Last! Das letzte Paar stützt auch das Haupt des Todten in seiner Lage und blickt auf seine Züge mit einer Verehrung, die vollauf für alle spricht. — Es ist meisterliche Weisheit, daß keine Andeutung der Oertlichkeit, kein Baum, kein Fels, keine Grabstätte im Hintergrund hinzugesetzt worden, den Eindruck dieser feierlichen Prozession zu stören. So gewinnt er eine Allgemeinheit, die ihn über Zeit und Ort hinaushebt: allein in der weiten Welt, die letzte Sorge der Lieben ...

Aber der Körper des Gottesmannes wird ein heiliges Erbtheil folgender Geschlechter: es ist ein kirchliches Heiligthum mit Kuppelbaldachin und Tabernakel, wo man die Leiche des Schutzpatrons der Arnostadt verwahrt. Vier Jünger senken den Körper in den Sarkophag hinab, während ein fünfter das Leichentuch um die Füße schlägt; zu Häupten steht ein Kleriker mit der brennenden Kerze, zu Füßen der älteste der Jünger mit gefalteten Händen und gramvoller Miene, — der Träger des Schmerzes, der dem Abgeschiedenen nachklingt.

So entrollt sich das Lebensbild des Täufers in einer einheitlichen Erzählung, deren zahlreich ausgewählte Scenen in der Phantasie des Bildners völlig als Bronzereliefs empfunden und empfangen sind. Nach einer solchen Betrachtung ihres Wesens scheint es fast müßig an den Einfall zu erinnern, daß Andrea Pisano nur die Erfindungen des Malers Giotto in seinen Erztafeln verkörpert habe. Ein vergleichender Blick auf die Geschichten Johannes des Täufers, die Giotto in Sta. Croce al fresco gemalt, genügt ja, um von der Leichtfertigkeit einer solchen Behauptung zu überzeugen. Die wichtigsten Hauptmomente werden uns an einer Kapellenwand geschildert: die Verkündigung an Zacharias; die Geburt und Namengebung; der Tanz der Herodiastochter und die Darbringung des Hauptes an ihre Mutter füllen drei Abtheilungen unter einander. Die Erscheinung des Engels geschieht im Freien, in Gegenwart einer größeren Versammlung; der Altar trennt den Priester von dem Himmelsboten und legt die Handlung lahm. Bei der Geburt sieht man nur die Wöchnerin auf dem Lager mit ihren Frauen, die dienend um sie besorgt sind; nichts von der Genrescene, wie das Neu-

geborene gebadet wird. Das Kind wird soeben ins anstoßende Zimmer zu Zacharias getragen, der den Namen niederschreibt; lebhaft und munter strebt es auf den Vater zu, aber diese unwahrscheinliche Beweglichkeit ersetzt nicht die mangelnde Ausprägung der charakteristischen Situation: statt der Anstrengung des Stummen und der Theilnahme der Familie wird mehr die Feierlichkeit des Auftritts hervorgekehrt. Lebhafteres Interesse gewährt allein der unterste Streifen, wo der Tanz und die Darbringung des Hauptes zusammengezogen sind. In der Anordnung der Speisenden, Herodes und seiner beiden Räthe, in dem geigenden Spielmann zur Linken, der jugendfrisch in voller Breite dasteht, ist allerdings unverkennbar, daß Andrea Pisano dies Fresco Giotto's gekannt und verwerthet hat, wie sonstige Leistungen der Vorgänger damals überall benutzt wurden. Dagegen ist Salome nicht blos mit der Leyer dargestellt und von zwei Zuschauenden begleitet, sondern in der Mitte auch sogleich der Kriegsknecht eingeführt, der das Haupt des Täufers auf einer Schüssel über den Tisch reicht, vor dem er soeben niederkniet. Mitten hinein zwischen Tanz und Musik drängt der Dramatiker Giotto das Schreckensbild, mögen die Mittel seiner Kunst auch noch versagen, diesen Effekt in seiner vollen Wirksamkeit herauszubringen. Lahm und äußerlich vollends bleibt der Moment daneben, wo die Tochter die Gabe der Herodias überbringt. — Andrea Pisano ist nicht so heftig, nicht so leidenschaftlich und drastisch, wie Giotto, der Alles auf ein paar starke eindringliche Hauptaccente setzt; aber er ist weit überlegen in der psychologischen Durchdringung der ganzen Gestalt, in der sprechenden Darstellung des inneren Wesens unter der Situation des Augenblicks; denn er beherrscht als Bildner die Ausdrucksfähigkeit des ganzen Körpers weit mehr und rechnet mit ihr überall, wo es dem Maler mehr auf Breite der Gewandung und Fülle des farbigen Reichthums ankommt. — Ebenso entscheidend ist die Oekonomie der Raumentfaltung. Der Maler neigt, wenn auch dem Stand der Wandmalerei entsprechend nur noch bescheiden, zur Ausbeutung der Tiefendimension; seine Bühne will sich ausbreiten; Seitenkoulissen eröffnen den Ausblick in die Umgebung; selbst seine Stuben und Festhallen öffnen sich schräg vor dem Auge des Beschauers. Bei dem Reliefbildner dagegen die weiseste Zurückhaltung, möglichste Einfachheit auf einem, ohnehin noch schmalen Plan, und voller Verzicht auf alles Uebereinanderschieben. Nach dem einen Fehlgriff, in der Wochenstube, wo ihn das Vorbild seiner Meister von Pisa verleitet, keine malerischen Anwandlungen mehr. Man stelle sich doch vor, wie anders der Reliefstil der Broncethür sich gestaltet haben müßte,

wenn ein genialer Geist, aber eben doch ein Maler, wie Giotto, die Entwürfe für diese Scenen vorgezeichnet hätte. Wie Giotto für Reliefkunst gedacht hat, können wir ja sehen, wenn wir einen Blick auf die Schöpfungsgeschichten, auf Noah in der Weinlaube und ähnliche Stücke werfen, die — als Bilder in starken sechseckigen Rahmen — den Sockel des Campanile beleben. Mehr als alle diese Unterschiede der plastischen und der malerischen Vorstellungsweise, des lyrischen und des dramatischen Naturells, spricht die eigenthümliche Beseelung aller Figuren und die einheitliche Gestaltung aller Scenen im Sinne seines persönlichsten Empfindens bei Andrea Pisano. Da ist die Einmischung eines fremden Elementes, die Anpassung an Vorschriften einer anders-gearteten Phantasie undenkbar. Die innerste Uebereinstimmung mit sich selbst beglaubigt dies Urkundenbuch in broncenen Tafeln und macht es zur einzig wahren Offenbarung des Wesens dieser feinen, liebens-würdigen Künstlernatur.

Die engste Verwandtschaft mit diesen Gebilden der Erzthür an S. Giovanni bürgt auch für die Urheberschaft Andrea's da Pontedera bei einem Paar von Marmorstatuetten, die jetzt als Unbekannte in der Opera des Domes bewahrt werden. Die eine stellt die heilige Reparata, die andere Christus selber dar. Ich vermag sie bis jetzt nicht anders zu charakte-risiren, als wie ich es vor Kurzem versucht habe. Sta. Reparata ist eine Erscheinung von zartester Jungfräulichkeit, von einer schlichten Anmuth und reinen Empfindung, wie sie der italienischen Gothik nur in ihren glück-lichsten Stunden gelang. In einfachem Kleide, das von den Schultern bis auf die Zehen gürtellos hierniederwallt, und ebenso glatt hinfließen-dem Mantel, der, auf der Brust von einer Brosche zusammengehalten, von der linken Hand unter dem Busen emporgerafft wird, steht die schlanke Maid, mit der Märtyrerpalme in der wenig tiefer vorgreifen-den Rechten, sittig und bescheiden da. Und doch, es bedarf kaum der achtseitigen, aus viereckigen Goldplatten zusammengesetzten Krone, um dem edeln Anstand noch fürstliche Hoheit zu gesellen. Auf dem vollen Nacken und Hals wiegt sich vornehm genug der runde Kopf mit dem vorquellenden, aber aufgebundenen Haar. Die weichen Formen des Gesichtes haben bei aller Regelmäßigkeit und Milde einen so aristokra-tischen Schnitt, daß wir dem kleinen lebhaft gekräuselten Mund neben dem freundlichen Lächeln, das er uns zeigt, auch wohl ein schelmisches Witzwort, eine überlegene Zurechtweisung zutrauen. Christus ist als der herzgewinnende Meister, der allzeit milde Lehrer mit einem Buch im Arm und leise erhobener Rechten dargestellt. Es ist der Typus eines Sanftmüthigen mit weichem in der Mitte gescheiteltem Haupthaar,

das weit in die Stirn reichend sorgfältig seitwärts hinter die Ohren gestrichen worden, mit ebenso weichem, nicht gerade vollem und kurz gehaltenem Bart, der die freundliche Mundpartie freiläßt. Die schlichte, bis auf die nackten Füße herabfließende Tunica und das Mantelluch, das um die Schultern gelegt, in maßvollen Bogenlinien niederhängt, zeigt ganz die harmonische Behandlung wie bei den schönsten Gestalten der Broncereliefs. Dazu ist die technische Bearbeitung des Marmors von einer Sorgfalt und Weichheit, daß sie bis in die feinsten Nüancen der Oberfläche hinein die intimste Empfindung seines milden Schönheitssinnes offenbaren.

Eine Reihe von Apostelfiguren, die jetzt im Saal der Marmorskulpturen und auf der Treppe des Museo Nazionale aufgestellt sind, darf wohl dem Atelier des Andrea Pisano zugeschrieben werden; sonst ist in Italien außer den sechseckigen Reliefs am Campanile, deren Erfindung zum Theil auf Giotto zurückgeht, wohl von Marmorwerken nur eine Arbeit seiner Hand in Orvieto erhalten, und diese hat das seltsame Schicksal für einen Bronceguß zu gelten. Das ist die thronende Madonna unter dem broncenen Baldachin über dem Hauptportal des Domes, die sogenannte „Majestät", von 1348. Unter dem ursprünglich vergoldeten Thronhimmel, der von Engeln gehalten wird, war diese Madonna aus Marmor mit Azurblau, Zinnoberroth und Gold in rechte Wirkung gesetzt, wie die alten Urkunden erzählen. Erst spät, nicht fern von unsern Tagen, als der Baldachin sein Gold eingebüßt hatte, kam die Domverwaltung auf die barbarische Idee, die Marmorstatue darunter mit Broncefarbe anstreichen zu lassen, und so sieht der Beschauer das Werk von unten für eine Metallarbeit an. Rechnet man dazu „la nostra Signora di Pisa", welche dem Alberto Arnoldi bei seiner Madonna mit Engeln für die Loggia del Bigallo als Muster empfohlen ward, und den holzgeschnitzten Crucifixus der im Berliner Museum seinen Namen erhalten hat, so sind die Vorstellungen beisammen, die für sein monumentaleres Schaffen noch faßbar bleiben. Immer jedoch stehen in erster Linie die Broncethüren des Baptisteriums, wo wir die Originalität des Andrea Pisano zu suchen und anzuerkennen haben, wo er die milde Schönheit, die ihn unter allen Kunstgenossen auszeichnet, so leuchtend und liebenswürdig verwirklicht. — — —

Es giebt Seelen, denen jede Abfindung mit der Außenwelt Mißstimmung und Schmerz bereitet. Jede Erfahrung des Lebens wird ihnen zum Kampf und hinterläßt in ihrem Innern die Spuren des Tumults; ja, es ist, als ob ein Verbrennungsproceß vor sich gehe, dessen

Asche und Trümmer der Aufnahme neuer Eindrücke im Wege sind und selbst wieder neue Verwicklungen herbeiführen. Es giebt andere, die jedem Ereigniß rein und empfänglich gegenüberstehen, überall das innere Gleichgewicht bewahren oder nach kurzer Frist wieder herstellen, und aus den ernstesten Prüfungen harmonisch geläutert hervorgehen.

Sind aber diese Seelen künstlerisch veranlagt, so haben die Schöpfungen der Ersteren stets das Schicksal, daß die Rechnung nicht völlig aufgeht. Sie bewirken trotz aller großartigen Erhabenheit, die gerade an ihnen uns häufig zur Bewunderung hinreißt, am Schluß doch einen unbefriedigenden Eindruck. Sie scheinen immer noch einen Rest, eine Schlacke, ein ungelöstes Räthsel zu enthalten, das vergebens zu bemeistern versucht ward. Die Andern dagegen scheinen uns wie Offenbarungen der Schönheit selbst; wir sind geneigt, ihrem Urheber nicht das volle Eigenthumsrecht beizumessen, ja wir schätzen wohl gar dies glückliche Gelingen weniger hoch, weil wir von den Mühen nichts merken und von der Arbeit, die solche Vollendung erfordert.

Sie gleichen dem tiefblauen Alpensee, der auch wohl, wenn der Föhn ihn peitscht, majestätisch aufbraust, mit mächtigen Wogen seine innersten Tiefen durchwühlt; — wenn der Sturm vorüber ist, liegt er bald wieder ruhig da, durchsichtig und klar bis zum Grunde, die ganze Umgebung an seinen Ufern spiegelt sich in der glatten Fläche, und der Mond und die Sterne schauen glitzernd hinein. — Solch ein Künstler ist Andrea Pisano, und darin gleicht er einem Raphael. Seine Gestalten gehen leicht und unverkümmert aus seinem Innern hervor, wie er sie gewollt hat, geläutert und rein wie die Seelen aus dem Purgatorio. Kaum Anderes als edle Empfindungen prägt sich in ihren Zügen aus, und ihre schlichten weichen Gewänder umfließen die Körper, gleichwie die langathmigen feierlichen Töne der Orgel die Singstimme des Menschen begleiten und alle Hörer mit hinausheben in höhere Sphären.

Florenz, 1888.

Rede auf Auguſt Neander.

Gehalten zur Feier ſeines hundertjährigen Geburtstags am 17. Januar 1889 in der Aula der Berliner Univerſität.

Von

Adolf Harnack.

H. V. Die theologiſche Facultät hat Sie eingeladen, mit ihr das Andenken Auguſt Neander's feſtlich zu begehen. Sie feiert in ihm den Kirchenhiſtoriker, mit welchem, wie ſein großer Rivale, Ferdinand Chriſtian Baur, bezeugt, eine neue Epoche der kirchlichen Geſchichtsſchreibung begonnen hat. Sie verehrt in ihm den berühmteſten und geliebteſten Lehrer, den ſie neben Schleiermacher in ihrer Mitte beſeſſen hat. Die Aufgabe, ſein Lebensbild und ſeine Bedeutung zu ſchildern, hätte ich gerne Berufeneren überlaſſen. Weilen doch in unſerer Mitte Solche, die zu ſeinen Füßen geſeſſen haben und denen das Herz aufgeht, wenn ſein Name genannt wird; erfreuen wir uns doch noch der Gegenwart des greiſen Kirchenhiſtorikers, der eine unübertreffliche Charakteriſtik ſeines Zeitgenoſſen Neander's geſchrieben hat, Karl Haſe.

Ein vollſtändiges Verzeichniß der Werke Neander's findet ſich bei Schaff, Auguſt Neander (1886 S. 65—72). Für die Jugend- und Entwickelungsgeſchichte Neander's iſt die Hauptquelle Kling, A. Neander, Ein Beitrag zu ſeinem Lebensbild (in den Theol. Stud. u. Krit. 1851 II S. 459—538), dazu die Briefe N.'s an Chamiſſo (Chamiſſo's Werke Bd. VI S. 311 ff.). Oſiander, N. der Kirchenhiſtoriker (Tüb. Ztſchr. f. Theol. 1830. 1—3). Rauh, Strauß [Hofprediger], Krummacher u. Nitzſch, Z. Gedächtniß A. Neander's. 1850. Rauh, N. der Gottesfreund (Deutſche Ztſchr. f. chriſtl. Wiſſenſch. u. chriſtl. Leben 1850). Beyſchlag (Monatsſchr. f. d. evang. K. d. Rheinprovinz u. Weſtfalen 1850 S. 125 ff.). Hagenbach, N.'s Verdienſte um die Kirchengeſchichte (Theol. Stud. u. Krit. 1851 III S. 543—594). Schaff im „Deutſchen Kirchenfreund" 1851 S. 283 ff. Baur, Epochen d. kirchlichen Geſchichtsſchreibung 1852. Krabbe, Charakteriſtik N.'s. 1852. Schneider, N.'s Denkmal (Ztſchr. f. chriſtl. Wiſſenſch. 1853). Schaff, German Universities. 1857. Ullmann (in Piper's Ev. Kalender 1859 S. 206 ff. 1860 S. 205 ff.), ſ. auch deſſelben Vorrede z. 3. Aufl. der Neander'ſchen KG. Gelzer (Proteſt. Monatsblätter 1860). Meßner, A. Neander. Ein Vortrag 1861. Baur, Kirchengeſch. d. 19. Jahrh. 1862. Wellmer, Auguſt Neander's

Aber auf den Lehrstuhl berufen, den Neander einst schmückte und den er zu einem Katheder des protestantischen Deutschlands, ja der protestantischen Welt erhoben hat, durfte ich mich der Aufgabe nicht entziehen, am heutigen Tage einen bescheidenen Kranz zu den Füßen des großen Vorgängers niederzulegen. Mag der Abstand der Zeiten, mag das Fehlen persönlicher Erinnerungen dem Bilde den sonnenhaften Glanz versagen, in welchem nur persönliche Schüler es zu schauen vermögen, so gelingt es vielleicht dem später Geborenen besser, das Bleibende von dem Vorgänglichen zu scheiden.

Wäre Neander freilich nur ein Virtuose gewesen, wie sie am Anfange unseres Jahrhunderts auf allen Gebieten der Wissenschaft neben den wahrhaft großen und führenden Geistern zahlreich waren und in anregender aber ungezügelter Eigenart den Charakter jener merkwürdigen Epoche mitbestimmt haben, so würden wir heute seiner nicht feierlich und dankbar gedenken; denn die Nachwelt flicht dem Virtuosen keine Kränze. Aber inmitten jener Gruppe von enthusiastischen Geistern und beweglichen Talenten ragt er hervor durch die Lauterkeit seiner Gesinnung, durch die eindringende und sanfte Gewalt, mit der er eine neue Betrachtung der Kirchengeschichte durchgesetzt hat, und — nicht zuletzt — durch einen wahrhaft bewunderungswürdigen Fleiß. Und doch ist damit für Alle, die ihn gekannt haben, noch nicht das Höchste gesagt. Was sie an ihm verehrten, wodurch er sie innerlich bezwang und sich zu eigen machte, das war seine christliche Persönlichkeit, seine Demuth und Einfalt, seine Selbstverleugnung und Liebe, der christliche Glaube, in welchem der Gelehrte ebenso aufging wie der Mensch. Man kann von Neander dem Kirchenhistoriker nicht sprechen, ohne von Neander dem Christen zu reden. Und man darf auch an dieser Stelle sein Andenken

letzter Geburtstag („Daheim" 1867) Ev. K. Ztg. 1867 S. 867 f. Jacobi, Erinnerungen an D. A. N. 1882. Uhlhorn, Neander (in der Herzog'schen REncyklop. f. protest. Theol. 2. Aufl. 10. Bd. 1882 S. 447 ff.) vgl. auch desselben Abhandlung in d. Jahrbb. f. deutsche Theol. 1857 II, 3 S. 648 ff. Hase, KGesch. auf d. Grundlage akad. Vorles. 1885 I S. 47 f. Schaff, A. N. Erinnerungen 1886. Wiegand, A. N.'s Leben 1889 [die ausführlichste Monographie; derselbe Verf. hat schon früher einige Artikel über N. geschrieben, so i. d. „Predigt der Gegenwart" 1868. 1869, i. d. Ztschr. f. kirchl. Wissensch. u. kirchl. Leben 1882, im Weimar'schen Kirchen- u. Schulblatt 1884 H. 9—11, 1887 H. 10—12]. Werthvolle Mittheilungen über N. empfängt man auch aus den Biographien de Wette's [Lücke], Stier's [Stier], Goßner's, Valke's [Benecke], Wichern's [Oldenberg], Hengstenberg's [Bachmann], Tholuck's [Witte], v. Kottwitz's [Jacobi], Sieveking's (W. Baur) u. A.; vgl. auch die Notizen in den Erinnerungen und Memoiren von Varnhagen, Beyschlag, Gerok, Alex. Schweizer, Charles Hodge, Henry B. Smith u. A. Einzusehen ist die Litteratur über das Leben Jesu seit 1830 und die Darstellungen der Geschichte des Protestantismus resp. der protest. Theologie im 19. Jahrh. von Karl Schwarz, Kahnis, Dorner u. A.

nicht beleben, ohne das Herz dieses Mannes zu rühmen, das unbegrenzte Wohlwollen, das nicht nur überfloß in Gaben der Barmherzigkeit, sondern das sich vor Allem in edelster Freundschaft offenbarte. „Der Drang geistiger und gemüthlicher Mittheilung war die Seele seines Lebens."

Als Sohn eines jüdischen Krämers gewöhnlichen Schlags ist David Mendel — denn das war sein ursprünglicher Name —, das jüngste von sechs Geschwistern, in Göttingen geboren. Für seine Erziehung war es entscheidend, daß die Mutter bald das Haus des unwürdigen Gatten verließ und mit den Kindern nach Hamburg zog. Sie war eine fromme, achtungswerthe Frau, hatte verwandtschaftliche Beziehungen zu guten jüdischen Familien, so zu Mendelssohn und Stieglitz, und lebte für ihre Kinder. In Hamburg ist der Knabe aufgewachsen. Die Mutter machte es unter Opfern möglich, ihn in das Johanneum zu schicken, dessen Director Gurlitt sich bald für den ungewöhnlichen Zögling interessirte. Denn ungewöhnlich war er. Körper, Haltung und Kleidung waren vernachlässigt und wiesen ihn in die Klasse jener armen Judenjungen, deren Anblick ein mit Verdruß gepaartes Mitleid erregt. Aber der Geist, der in dieser wenig angemessenen Behausung lebte, entging dem scharfen Auge des Directors nicht und schließlich triumphirte er auch über die Spottlust der Mitschüler. Schon hier beginnt die Parallele zu den Vätern und Asketen der alten Kirche, die sich Jedem aufdrängt, der Neander's Eigenart und Entwickelungsgang überschaut. Zeitlebens ist er in kümmerlicher Hülle geblieben. Seine Unbeholfenheit und Unmündigkeit im weltlichen Lebensverkehr sind in dieser Stadt sprichwörtlich geworden. Er blieb in den äußeren Dingen wie ein Kind, durch und durch abhängig und der Bevormundung bedürftig. Aber auch dort, wo er es vermocht hätte, sich über diese Unbeholfenheit zu erheben, scheint er mit Bewußtsein die Gleichgiltigkeit gegen alles Aeußere festgehalten zu haben. Sie bildete gleichsam einen Schutzwall seines Daseins, um sich ungestörter und völliger seinem Berufe hinzugeben. So hat er sich auch niemals entschließen können, in die Ehe zu treten. Er blieb ein Mönch, allen weltlichen Geschäften abgewandt, aber rastlos arbeitend und Seelen werbend.

Ostern 1805 ging er, im Griechischen und Lateinischen der Erste, vom Johanneum zum akademischen Gymnasium über. Die Rede, die er nach Anordnung des Directors über das Thema: „De Judaeis optima conditione in civitatem recipiendis", also über die Judenemancipation, hielt, athmet den Geist Moses Mendelssohn's und des 18. Jahrhunderts. Vielleicht aber darf man annehmen, daß sie mehr den Ge-

ſinnungen des Directors entſprach, der ſie auch mit Anmerkungen zum Druck befördert hat, als ſeinen eigenen. Sie machte übrigens einen gewaltigen Eindruck. Niemand hatte das von dem ſonſt ſo ſchüchternen und in ſeinem Auftreten ungeſchickten Jüngling erwartet.

Aber mochte er auch vorübergehend von den philoſophiſchen und bürgerlichen Idealen der Aufklärungszeit berührt geweſen ſein — ſchon war ihm ein anderer Stern aufgegangen, Plato, und während er ſich ihm mit Begeiſterung hingab, führte ihm das akademiſche Gymnaſium zwei Freunde zu, Varnhagen von Enſe und Wilhelm Neumann, ältere Studenten, die bereits mit Chamiſſo einen Muſenalmanach herausgegeben hatten. Sie gehörten der ſelbſtbewußt und kühn aufſtrebenden romantiſchen Schule an und waren durch die innigſte Freundſchaft mit einander vereinigt. In dieſen Bund, der ſich das Zeichen des Nordſterns als Symbol erwählt hatte, trat David Mendel, und er entſchied für ſein Leben. Die Freunde führten ihn in die Schriften Schlegel's, Tieck's und Fichte's, in den Zaubergarten der Romantik, ein, und er lehrte ſie den Plato. Aus der engen Schulſtube und der Welt nüchterner und ſpießbürgerlicher Ideale, aus einem gedrückten und kümmerlichen Daſein, ſah ſich der Jüngling plötzlich in die Sphäre überſchwänglicher Herrlichkeiten und edelſter Gefühle verſetzt. Das Wunderland, welches Plato und die Neuplatoniker entdeckt, welches die Myſtiker geſchaut, Jacob Böhme geheimnißvoll beſchrieben, that ſich ihm auf. Hand in Hand mit den gleichgeſtimmten Freunden beſtieg er jenen Nachen, dem der Fährmann fehlt, aber deſſen Segel beſeelt ſein ſollen, um hinauszufahren ins Weite, um das Univerſum zu gewinnen, um — ich rede in ſeinen Worten — aus der Vielheit und Entzweiung die Einheit wiederzufinden, die feſte klare Kindlichkeit, den abſoluten Charakter der Vergöttlichung. In dieſem Sturm und Drang, in dem ſeine Seele ſchwelgte, war ihm die Freundſchaft der Freunde nicht nur Mittel und Hülfe. Ihm offenbarte ſich vielmehr in der Freundſchaft die höchſte Metaphyſik ſelbſt. Liebe, Univerſum, Gottheit, Einheit, Bruderſchaft, das Gute, — er lebte in einer Sphäre, wo jede Vertauſchung dieſer Begriffe erlaubt, ja geboten war. Eine Reihe von Briefen an Chamiſſo aus jener Epoche, wenn auch etwas ſpäter beginnend, ſind uns aufbewahrt. Sie ſprechen die Sprache des Schwärmers. Ein brauſender Wein ſchäumt in dieſen Bechern. Doch iſt die Kraft der Phantaſie geringer als der Schwung und die Speculation. Manches iſt auch nur nachgeahmt. Platoniſche, Böhme'ſche, Schelling'ſche und vor Allem auch Schleiermacher'ſche Gedanken klingen in den Briefen des ſiebzehnjährigen Jünglings an, die der hochbeglückte Freund „göttliche" nennt. Aber

bei allem Ueberſtürzten, Unklaren und Rhetoriſchen fehlt der tiefe und ernſte ſittliche Ton nicht, den die Productionen gleichgeſtimmter Freunde damals nicht ſelten vermiſſen ließen. So kündigte ſich die zukünftige Eigenart Neander's ſchon hier an. „Beten und arbeiten: ja das mag der Grundton der Muſik unſeres Bundes ſein," ſchreibt er Chamiſſo im April 1806. Von Plato ſpricht er in den Briefen und nennt ihn „den vorchriſtlichen Chriſten". Und wir leſen ferner dort die Worte: „Heiliger Heiland, du allein kannſt uns ja mit dieſem profanen Geſchlecht verſöhnen, für das Du . . . ohne daß es dies verdient, lebteſt, litteſt ſtarbſt. Du liebteſt die Profanen, und wir können ſie nur haſſen, verachten!"

„Heiliger Heiland" — Sie werden erſtaunen, dieſen Ausruf in den Worten eines Juden zu finden. Aber er war es bereits nicht mehr. Schon im Februar 1806 hatte er ſich taufen laſſen. Man darf wohl ſagen, daß Plato, wie er ihn verſtand, d. h. der Neuplatonismus, Plutarch und Schleiermacher's Reden über die Religion, verklärt durch den Bund der Freundſchaft, ihn zu dieſem Schritte geführt haben. Wenige Tage vor ſeiner Taufe ſchreibt Neumann an Chamiſſo: „Wir haben unter unſeren Mitſtudirenden einen trefflichen Jüngling kennen gelernt . . . . Plato iſt ſein Idol und ſein immerwährendes Feldgeſchrei. Es ſitzt Tag und Nacht über ihm, und es mag Wenige geben, die ihn ſo ganz und ſo in aller Heiligkeit in ſich aufnehmen. Es iſt wunderbar, wie er dies Alles ſo ganz ohne fremden Einfluß geworden iſt, bloß durch Betrachtung ſeiner ſelbſt und redliches, reines Studium. Ohne von der romantiſchen Poeſie viel zu kennen, hat er ſie ſich ſelbſt conſtruirt und die Keime dazu in Plato aufgefunden. Auf die Welt um ſich herum, hat er mit tiefer Verachtung blicken gelernt."

Wie für die Kirchenväter Juſtin und Auguſtin, ſo war auch für Johann Auguſt Wilhelm Neander — denn dieſe Namen erwählte er ſich nun — der Platonismus die Brücke zum Chriſtenthum geworden. Es war kein Uebertritt aus Convenienz. Aber wie Neander niemals ein Jude im Sinne des Talmud geweſen iſt, ſondern vielmehr im Sinne Philo's, ſo trat er auch nicht zu irgend einem dogmatiſchen chriſtlichen Bekenntniß über. Wir beſitzen noch den Aufſatz, welchen er dem Paſtor einreichte, der ihn taufte. Hier iſt das Chriſtenthum dialektiſch-romantiſch als die abſolute Wahrheit aus den Entwickelungsſtufen der Religion conſtruirt. Neben Schleiermacher'ſchen Elementen tritt ein Böhme-Schelling'ſches deutlich hervor. Als das ſpecifiſch Chriſtliche gilt das Verſchmelzen mit dem Unendlichen, die Liebe als die Identität

aller Gegensätze, und der dem irdischen Staate gegenübergestellte Verein der Seelen zur Anschauung des Unendlichen, die Kirche, deren erste Keime Neander in dem Freundschaftsbunde der Pythagoräer finden will. Doch fehlte ein kräftiges Pathos für die Person Christi schon damals nicht. Aus der Gruppe der „Virtuosen der Religion" tritt der Erlöser deutlich hervor.

Ostern 1806 verließ Neander Hamburg, um Jurisprudenz zu studiren. Allein auf der Reise zur Universität wurde es ihm klar, daß er Theologe werden müsse. Er ging nach Halle, um den Mann zu hören, der die Gebildeten unter den Verächtern wieder zur Versöhnung mit der Religion führen wollte, Schleiermacher, um „nicht bloß ein stummes Mitglied des heiligen Bundes zu bleiben, sondern in die Reihe derer zu treten, welche das Christenthum mit der Freiheit des klaren Bewußtseins aussprechen und thätig in dem inneren Leben der Kirche wirken".

Schleiermacher's Vorträge über Kirchengeschichte machten auf den jungen Studenten den tiefsten Eindruck. Aber bald nöthigten ihn die politischen Verhältnisse, Halle mit Göttingen zu vertauschen. Dort wurde er, Tag und Nacht rastlos arbeitend, Mittelpunkt und Haupt eines Kreises von Freunden, denen er Plato und Schleiermacher interpretirte. Ungern weilte er in Göttingen, welches er Philistropolis nannte. Allein der Aufenthalt daselbst war doch höchst wichtig. Hier lernte er in Planck den gelehrtesten Kirchenhistoriker jener Zeit kennen. Unzweifelhaft hat ihn dieser ausgezeichnete Mann zu pünktlichem und nüchternem Quellenstudium angeleitet. Der Geist der Geschichtsforschung, das Charisma der Göttinger Hochschule, berührte den strebsamen Jüngling und führte ihn zur Kirchengeschichte. Obgleich andere Bahnen einschlagend als Planck, hat Neander zeitlebens für den „theuersten und innigstverehrten Lehrer" die Gefühle des Dankes gehegt. Nachmals als Planck sein funfzigjähriges Jubiläum feierte, widmete ihm Neander einen Band seiner Kirchengeschichte und begleitete die Widmung mit folgenden pietätsvollen Worten:

„Wenn Sie auch mit Vielem in diesem Werke nicht zufrieden sind, so werden sie doch in dem Streben nach wohlwollender Gerechtigkeit den Schüler nicht verkennen, der von dem großen Meister selbst, dem er so Vieles verdankt, zuerst gelernt hat, dem suum cuique in der Auffassung der Geschichte nachzustreben. Und Sie werden am besten mit Ihrer, von dem Geiste der Liebe verklärten, nun durch ein halbes Jahrhundert erprobten Gerechtigkeit auch jeden Ihrer Schüler, der in ernster Gesinnung arbeitet, auf seinem Standpunkt anzuerkennen wissen. Da-

her rechne ich getroſt mit einer von dankbarer Liebe und Verehrung dargereichten Gabe auf Ihre Nachſicht. Gott ſei geprieſen, daß er Sie uns zum Lehrer gegeben und Sie uns ſo lange erhalten hat."

Wie ſticht dieſes herrliche Zeugniß ab von dem hochmüthigen Tone, in welchem ſchon damals das neue Theologengeſchlecht von den Männern ſprach, die es Rationaliſten nannte!

Bereits wuchs aber Neander in der Beurtheilung der Kirchenväter und des alten Dogmas über ſeinen Lehrer Planck hinaus. Wir haben dafür ein ſehr koſtbares Zeugniß in einem ſeiner Göttinger Briefe. Er ſpricht ſich unbefriedigt über Planck's Behandlung der Dogmengeſchichte des 5. Jahrhunderts aus. In dieſer ſei ſo Vieles, was die Leute veranlaſſe, nur auf „die äußeren Grimaſſen" zu ſehen und dann „das heilloſe Spiel" zu beweinen. Man müſſe vielmehr die Streitenden ſelbſt betrachten, und man könne ſpeciell Auguſtin nicht verſtehen, wenn man nicht einſehe, daß ſeine Theorie auf dem Boden des religiöſen Gefühls entſtanden, dann auf das Gebiet des Verſtandes verpflanzt ſei, weshalb ſie leicht mißverſtanden werden könne. Das iſt ſchon der ganze ſpätere Neander!

In den Ferien des Jahres 1807 traf Neander in Hannover mit einem Profeſſor Frick, in Hamburg mit Matthias Claudius zuſammen. Durch dieſe Männer, welche dem philoſophiſch-romantiſchem Geiſte nicht huldigten, ſondern auf ein bibliſches Chriſtenthum drangen, wurde er zum Nachdenken darüber gebracht, ob Schleiermacher, Schelling und Fichte wirklich die klaſſiſchen Interpreten des Evangeliums ſeien. Seitdem trat die romantiſche Philoſophie für ihn in den Hintergrund. Er wandte ſich ganz dem Studium des Neuen Teſtamentes und der Kirchenväter zu. Das Hiſtoriſche und Buchſtäbliche wurde ihm von Wichtigkeit gegenüber philoſophiſchen Umdeutungen. Die Perſon Chriſti als des göttlichen Erlöſers ward ihm zum Mittelpunkt ſeines inneren Lebens und ſeiner geſchichtlichen Betrachtung. Er wußte ſich als ein neuer Menſch, „mit jener friſchen Innigkeit wie Einzelne in den erſten Jahrhunderten, denen das Chriſtenthum nicht angeboren war, ſondern die es gegen widerſtrebende Verhältniſſe ergriffen haben wie einen Raub". Ueber das glänzende Examen, welches er im Herbſt 1809 in Hamburg ablegte, berichtet ein Augenzeuge: „Neander's Erſcheinung, den Examinatoren ſicherlich eine Rarität eigener Art, wenn nicht ein geiſterartiges Weſen aus fremden Regionen, ſetzte die ſämmtlichen Herren ſehr bald in Verwunderung und Erſtaunen ... So oft ſie ihn nur eben anrührten, trat ein Strom tiefer und gelehrter Bemerkungen und gewiſſermaßen — intereſſanter Abhandlungen hervor, der faſt kein Ende nehmen

zu können schien." Nach kurzer Candidatenzeit ging Neander trotz aller Bedenken der Seinigen nach Heidelberg und habilitirte sich dort als Privatdocent. Durch die Berufung De Wette's und Marheineke's nach Berlin war in Heidelberg Platz für einen tüchtigen Docenten geschaffen. Mit einer Abhandlung über Clemens Alexandrinus erwarb er sich im Jahre 1811 die venia docendi. Die Thesen, über welche er disputirte, sind höchst interessant, denn sie zeigen schon einen neuen Geist der Geschichtsbetrachtung. War bisher von protestantischen Kirchenhistorikern Bonifatius als ein berechnender Römling hingestellt worden, so lautete Neander's 1. These: „Errant, qui Bonifacii Germanorum apostoli gesta ex ambitione derivant." Die 2. trat für die wesentliche Echtheit der Ignatiusbriefe ein, und ich vermuthe, auch hierin wird ihm schließlich die Kritik Recht geben. In der 10. warf er dem 18. Jahrhundert den Fehdehandschuh hin: „Religionem naturalem nullam esse colligitur e vero illo Aristotelico omnem *δύναμιν ἐνέργειαν* praecedere."

Seines Bleibens in Heidelberg war nicht lange. Im Jahre 1812 gab er die kirchenhistorische Monographie heraus: „Ueber den Kaiser Julianus und sein Zeitalter. Ein historisches Gemälde", und bereits im folgenden Jahre, im Jahre des Freiheitskrieges, wurde er an unsere neugegründete Universität berufen. Hier wirkten Schleiermacher, De Wette und Marheineke. Diese jüngste Facultät gab der Gesammtentwickelung der theologischen Facultäten eine neue Richtung. Neander, der unsere Hochschule nicht mehr verlassen hat, wurde bald neben Schleiermacher, von dem er sich übrigens im Laufe der Jahre immer mehr entfernte, der einflußreichste Lehrer. Nicht erst ein später Ruhm hat sein Grab beschattet; ihm ist vielmehr die Liebe und Verehrung seiner Schüler und die Anerkennung seiner Zeitgenossen im höchsten Maße zu Theil geworden. Weil er nichts anderes war und sein wollte als ein akademischer Lehrer, diesen Beruf aber im höchsten Sinne faßte und seinen Studenten sein ganzes Herz entgegenbrachte, so ist er auch von der akademischen Jugend ergriffen und gleichsam aufgesogen worden. Weil er es nie vergaß, wie viel sein eigenes Leben der Freundschaft verdankte, ist er nie müde geworden, sich die Jugend zu Freunden zu machen — nicht durch kraftlose Floskeln, sondern indem er Herz und Hand ihnen hingab. Dabei sprach er über die Erfahrungen des inneren Lebens nicht viel mit ihnen. Unnöthigen Bekenntnissen, wie sie von pietistisch geschulten Studenten schnellfertig ausgesprochen wurden, setzte er nicht selten ein schonendes Schweigen entgegen. Aber Jedermann fühlte, was die Seele seines Lebens war.

Eine Reihe kirchenhiſtoriſcher Monographien begründete neben den Vorleſungen ſeinen Ruhm. Im Jahre 1813 erſchien die Monographie über den h. Bernhard, 1818 die über die gnoſtiſchen Syſteme, 1822 die über Chryſoſtomus und ſein Zeitalter, 1825 die über Tertullian, 1832 die über das apoſtoliſche Zeitalter, 1837 die über das Leben Jeſu. Dazwiſchen veröffentlichte er Denkwürdigkeiten aus der Geſchichte des kirchlichen Lebens, ſowie kürzere Studien und Porträts aus allen Zeitaltern der Kirchengeſchichte, z. Th. vorgetragen in der Akademie der Wiſſenſchaften und bis in die letzte Lebenszeit fortgeſetzt. In dieſen Schriften öffnete er viele Thüren, die bisher verſchloſſen waren. Im Jahre 1826 aber erſchien der erſte Band ſeines Hauptwerks, der „Allgemeinen Geſchichte der chriſtlichen Religion und Kirche", die im Laufe von 19 Jahren in 10 Abtheilungen bis Bonifacius VIII. gelangte und ſeit 1842 in neuer umgearbeiteter Auflage ausgegeben wurde. Den Schluß des Mittelalters und die neue Zeit hinzuzufügen, iſt Neander nicht mehr vergönnt geweſen. Schon im Jahre 1847 war zu anderen Leiden, die ihn quälten, ein ſchweres Augenübel hinzugetreten. Er wurde im Leſen und Schreiben behindert. An dem 11. Bande ſeiner Kirchengeſchichte arbeitend, die Schilderung der Gottesfreunde dictirend, iſt er faſt mit der Feder in der Hand am 14. Juli 1850 hinübergeſchlummert. „Ich bin müde, ich will nun ſchlafen gehen. Gute Nacht", waren die letzten Worte, mit denen er ſein großes Tagewerk beſchloß. Die Univerſität und die Stadt feierten den Entſchlafenen mit den höchſten Ehren. Die Studenten trauerten um ihn wie um einen Vater, und überall in proteſtantiſchen Landen, wohin die Kunde ſeines Todes drang, gab ſich ungeheuchelter Schmerz kund. Sein Berufsleben, geſegnet durch den Erfolg, daß er nicht nur für die Wiſſenſchaft gewirkt, ſondern chriſtliches Leben entzündet hat, war reich durch die Theilnahme an großen Entwickelungen, iſt aber äußerlich ſtill und geräuſchlos verlaufen. Ich muß darauf verzichten, es Ihnen zu ſchildern, zumal da Neander's theologiſcher und hiſtoriſcher Standpunkt ſeit dem Jahre 1813 weſentlich unverändert geblieben iſt. Aber einiges Wichtige ſeiner weiteren Erlebniſſe wird zur Sprache kommen, wenn wir uns die Frage beantworten: *Worin lag Neander's Bedeutung als Kirchenhiſtoriker?*

Die Antwort kann nicht zweifelhaft ſein. *Neander hat lebendiges Intereſſe und Luſt an der Kirchengeſchichte erweckt, weil er ſie mit dem Auge des dankbaren Freundes betrachtete. Neander hat das Quellenſtudium der Kirchengeſchichte belebt, weil er ein großes Ziel dieſes Studiums kannte —*

den geistigen Verkehr mit hohen Ahnen. Neander hat die Kirchengeschichte der Theologie zurückgegeben, weil er den Pulsschlag christlichen Empfindens und Lebens auch unter fremden und spröden Hüllen zu entdecken verstand.

In diesen Sätzen ist der Versuch gemacht, das hohe Verdienst der Neander'schen Geschichtsschreibung aufzuweisen und doch ihre Schranke nicht außer Acht zu lassen. Wenn die Kirchengeschichte eine historische Disciplin im strengen Sinn sein und doch der Theologie gehören soll, so gab es vor dem Beginn des 19. Jahrhunderts eine solche Kirchengeschichte bei uns noch nicht. Die Disciplin hatte freilich schon große Wandelungen durchgemacht. Ihr Betrieb war im 16. und 17. Jahrhundert neben höchst dankenswerthen Materialsammlungen über eine polemisch-confessionelle Behandlung nicht hinausgekommen. Soweit sich die Theologen überhaupt um sie kümmerten — berufsmäßige Kirchenhistoriker gab es an den theologischen Fakultäten nicht —, setzten sie dieselbe nach ihrer Dogmatik zurecht. Wie das lutherische Kirchenrecht nur eine schwächliche, nothdürftig retouchirte Copie des katholischen war, so war auch die lutherische Betrachtung der Kirchengeschichte nur ein mit den nöthigsten Correcturen versehener Abklatsch der katholischen. Selbst der Freimuth der Magdeburger Centurien wurde nicht mehr erreicht. Aber wie die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts auf allen Gebieten Epoche gemacht hat, sofern nach der trüben Periode der mittelalterlichen Reactionen die Gedanken der Renaissance und Reformation, freilich zunächst in ungeschickten und verkümmerten Formen, wieder wirksam zu werden begannen, so datirt auch die Kirchengeschichte vom Ausgang des 17. Jahrhunderts eine neue Epoche.

Der Gießener Professor Gottfried Arnold hat in seiner „Unparteiischen Kirchen- und Ketzerhistorie" 1699 mit der alten confessionellen Geschichtsschreibung gebrochen; ja in schärfstem Gegensatz zu ihr hat er in dem Kirchenwesen, einschließlich dem lutherischen, die Verweltlichung des Christenthums erkannt, das Dogma nicht angetastet, aber der Gleichgiltigkeit preisgegeben und dagegen in den Unterdrückten, in den Mönchen und Asketen, in den frommen Schismatikern und Ketzern die wahren Christen gesehen. Eine ungeheuere Wandelung! nicht die Folge geschichtlicher Einsicht, sondern religiöser Stimmung, gewaltsam durchgeführt wie jedes Vorurtheil, aber doch beherrscht durch die richtige Erkenntniß, daß der Glaube des Herzens und das christliche Leben den Ausschlag zu geben habe in der Frage der Christlichkeit überhaupt. Neander hat von Arnold in dieser Hinsicht viel gelernt; aber zunächst wurde Arnold's Werk in einer ganz andern Richtung

wirkſam; denn es kam dem Geiſte des 18. Jahrhunderts entgegen, und bald eignete man ſich nur ſeinen negativen Theil an.

Das philoſophiſche Zeitalter übernahm von Arnold die Gleichgiltigkeit gegen die Geſchichte und verwandelte ſie in Abneigung. Gegen Nichts iſt man ſtrenger als gegen eben abgelegte Irrthümer, und wie groß war damals die Laſt der Geſchichte, die man abwälzte! Aus dem Mangel an innerem Intereſſe an der Geſchichte, ja aus dem Abſcheu vor derſelben iſt die Kritik geboren. Es muß nicht immer ſo ſein, aber damals war es ſo. Irre ich nicht, ſo hat auch auf die deutſche Kirchengeſchichtsſchreibung Gibbon's großes Werk „Geſchichte des Sinkens und Falls des römiſchen Reichs" einen höchſt bedeutenden Einfluß am Ende des 18. Jahrhunderts ausgeübt. Man bewundert dieſes Werk nach Form und Inhalt und wird doch ſagen müſſen, daß es ſich nicht lohnt, Geſchichte zu ſtudiren, wenn ſie nichts anderes bereitet als ein buntes Schauſpiel oder einen nur durch Spott und Uebermuth zu bewältigenden Verdruß. Im Geiſte und mit dem Talente Gibbon's iſt die Spittler'ſche Kirchengeſchichte geſchrieben. Man verdankt dieſem Buche Vieles, was nicht veralten kann. Man verdankt ihm und gleichartigen anderen die Einſicht, daß eine unmögliche Geſchichte beſchreiben wollen, nicht Geſchichtsſchreibung iſt, daß die Kirchen- und Dogmengeſchichte jeglichen Zeitalters den allgemeinen Regeln der Hiſtorik unterliegt. Das haben wir vom 18. Jahrhundert gelernt, und das wollen wir nicht vergeſſen! Aber wie kümmerlich iſt andererſeits eine Geſchichtsſchreibung, die ſich in den Geiſt der Zeit, die ſie beſchreibt, ſchlechterdings nicht zu finden vermag, die in Athanaſius nur einen Pfaffen, in Auguſtin nur einen Betbruder zweifelhafter Vergangenheit, in dem h. Bernhard nur einen herrſchſüchtigen Schwärmer erkennt, die in Alterthum und Mittelalter eigentlich nur unbegreifliche Thorheiten oder noch ſchlimmere Bosheiten erblickt! Allein es wäre doch höchſt ungerecht, wollten wir es bei dieſer Charakteriſtik belaſſen. Die Kirchenhiſtoriker des 18. Jahrhunderts haben ſich, nachdem ſie ſich ſo zu ſagen von den erſten Folgen des großen Umſchwungs erholt hatten, doch ſofort an die Arbeit gemacht, die Geſchichte wirklich zu verſtehen. Es iſt auch nicht richtig, daß ſie ſich lediglich mit einem äußerlichen Pragmatismus begnügt haben. Sie haben vielmehr rüſtig damit begonnen, die inneren Fäden aufzudecken, die Abhängigkeit der Kirchengeſchichte von der Weltgeſchichte, deren Theil ſie iſt, nachzuweiſen und die Entwickelung und Veränderungen der Inſtitutionen zu beſchreiben. Neben Anderen iſt hier vor Allem der ſchon erwähnte Göttinger Planck zu nennen. Allein unleugbar bleibt doch, daß das wahre Verſtändniß

ferner Zeiten und ferner Menſchen jenen Männern verſchloſſen blieb, daß ſie die Elaſticität der Nachempfindung vermiſſen laſſen, daß ihnen, mit wenigen Ausnahmen, als Hiſtorikern die Liebe fehlte, und daß ſie das Ganze auf einen kümmerlichen Ausdruck brachten, weil ihr eigener Horizont beſchränkt, ihr Anſchauungsvermögen für das Einzelne dürftig geweſen iſt, und weil ſie dem geſchichtlichen Chriſtenthum entfremdet waren.

Das war die Lage der Kirchengeſchichtsſchreibung, die Neander vorfand. Den friſchen und neuen Zug, den er bereits in ſeiner erſten Monographie über Julian bekundete — dort nach Verſtändniß zu ſuchen, wo die Anderen bereits aburtheilten —, hat er nicht als der Erſte aufgebracht. Auf dem Gebiete der Litteraturgeſchichte, der Völker- und Rechtsgeſchichte war dieſer Zug vielmehr ſchon lebendig. Herder, den Romantikern und ihren gelehrten Schülern verdanken wir ihn. Aber Neander hat ihn, von Schleiermacher angeregt, zuerſt auf die Kirchengeſchichte übertragen und mit ihm das freudigſte und ernſthafteſte Quellenſtudium; denn Beides iſt Hand in Hand gegangen. So hat er als ein Jünger Chriſti und der Romantiker das kirchenhiſtoriſche Studium belebt, indem ihm in allen Zeiten werthvolle Erſcheinungen entgegentraten, deren Bekanntſchaft ſich lohnte, indem er das Evangelium als einen Sauerteig erkannte, der die Welt durchdrungen habe, und indem er demgemäß den chriſtlichen Geiſt in allen Jahrhunderten zu entdecken verſtand, z. Th. dort, wo ihn bisher Niemand geſucht hatte. Die zarteſte romantiſche und chriſtliche Empfindung verband er dabei mit einem eiſernen, keineswegs romantiſchen Fleiß. In jedes Jahrhundert trat er ein, aber in keines ſchloß er ſich ein, und durch kein einziges wollte er ſich reichere Anſchauungen verengen laſſen. Mit welcher Umſicht hat er geforſcht, wie Vieles hat er erzählt, was Niemand vor ihm erwähnt hatte! wie wußte er die religiöſen und ſittlichen Elemente in ihrer Verknüpfung zu würdigen! wie verſtand er es, aus dem Vielerlei die Hauptſache herauszufinden! So arbeitete er mit an einer neuen Betrachtung der Dinge.

Geſtatten ſie mir hier eine Parallele. Sie ſchlägt freilich ſehr zu Gunſten des deutſchen und des proteſtantiſchen Geiſtes aus; aber ſie iſt gegen den Vorwurf des Chauvinismus, hoffe ich, gedeckt:

Auch die Kirchengeſchichtsſchreibung in Frankreich iſt nach dem Zeitalter Voltaire's am Anfang des 19. Jahrhunderts in eine neue Epoche getreten. Auch hier iſt das Neue aus der Romantik geboren, und Kraft der Anſchauung, Freude und Anempfindung an die Vergangenheit löſten das Zeitalter des Uebermuths und des Spotts, wie in Deutſchland, ab.

Aber wer ist der Mann gewesen, der seine Landsleute dort zur Kirchengeschichte zurückgeführt hat? Ein Gelehrter, so ernst und so treu wie Neander? Keineswegs, sondern ein höchst zweifelhafter Charakter, ein Mann, der niemals gearbeitet und es im Grunde mit keiner Wahrheit ernst genommen hat, der von seiner Bekehrung spricht, weil ihm der ästhetische Reiz dieser Empfindung anziehend war, und der das katholische Christenthum für wahr und jede Legende für wirklich erklärte, weil er sie schön und erhaben fand — Chateaubriand. Es ist unerfreulich, die Namen Chateaubriand's und Neander's neben einander zu nennen — Zacharias Werner oder Brentano wäre die richtige Parallele —; aber in ihren Wirkungen sind sie in hohem Maße vergleichbar. Die völlig romanhaften, selbst die Verklärung des Absurden nicht scheuenden kirchenhistorischen Darstellungen Chateaubriand's haben für Frankreich dieselbe Bedeutung gehabt, wie die ernsten Monographien Neander's für Deutschland. Aus ihnen hat sich die französische Kirchengeschichtsschreibung im 19. Jahrhundert entwickelt, und es ist nicht schwer, selbst bei Renan die Einwirkungen Chateaubriand's nachzuweisen.

Aber wie im Katholicismus und in Frankreich De Maistre neben Chateaubriand gestanden hat, so bezeichnet auch bei uns Neander nur die eine Linie, die aus dem 18. Jahrhundert hinausführte. Man darf von Neander's Bedeutung nicht sprechen, ohne Hegel's und des großen Kirchenhistorikers Baur's zu gedenken. Man darf das um so weniger, als Neander selbst ihrer nur allzuviel gedacht hat. Das Zeitalter der Aufklärung ist auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung bekanntlich nicht nur durch die Romantiker im Sinne Schleiermacher's und Neander's überwunden worden, sondern vor Allem durch Hegel. Er und seine Schüler haben gelehrt, die Geschichte als die Entwickelung des Geistes zu verstehen, jede einzelne Phase in ihr als nothwendig zu begreifen und hinter dem Individuellen das Allgemeine zu ermitteln. Ursprünglich war Neander selbst von dieser speculativen Betrachtung nicht unberührt; ja die Aufgabe der genetischen Entwickelung, die er sich geschichtlichen Problemen gegenüber stets gestellt hat, und die Freigebigkeit, mit welcher er noch in seinen spätesten Schriften den Begriff des geschichtlichen Gesetzes ausgespielt hat, beweisen, daß er sich dem Einfluß Hegel's nicht hat entziehen können. Allein, so Treffliches er in ungesuchter geschichtlicher Dialektik geleistet, seine Stärke lag nicht in dieser Betrachtung. Sie lag in dem Streben, das Individuelle geschichtlicher Erscheinungen gründlich zu fassen und es erbaulich wirken zu lassen. So trat er in einen von Jahr zu Jahr schärfer werdenden

Gegensatz zu Hegel, Strauß und Baur, deren wissenschaftliche Methode allerdings Bedenken genug bot. Wenn Neander's Geschichtsschreibung die Zusammenhänge in der Entwickelung nicht überall zu fassen und den Werth des Politischen, Nationalen und der Institutionen nicht genügend zu würdigen verstand, so nahm sich bei den Hegelianern die absolut gewordene Theorie die größten Freiheiten. Neander verwischte den Gang der Entwickelung — man braucht nur die unzweckmäßige Anlage seiner Kirchen- und Dogmengeschichte einzusehen —, aber die absoluten Geister lösten die geschichtlichen Individuen von jeder Realität ab, die nicht zur Idee ihres Trägers paßte. Indessen läßt sich nicht leugnen, daß Baur in seiner Art, die Dinge zu betrachten, vollkommener war als Neander in der ihm eigenthümlichen. Denn Baur brachte es zur Darstellung eines großartigen geschichtlichen Processes; Neander aber gab seinen Individuen nicht die feste, umrissene Charakteristik, die man vom Biographen erwarten darf. Sie gleichen Sternen, die, von demselben lichten Nebel umflossen, schwer zu unterscheiden sind. Er würdigte sie eigentlich nur in einer Richtung: wie weit die Frömmigkeit, die ihn selbst belebte, in ihnen ausgeprägt war, und weit, innig und liebevoll angelegt, zeigte er ein erstaunliches und wohlthuendes Vermögen, frommen Sinn unter fremden Hüllen aufzuspüren. Er sagt nichts Unrichtiges über die Personen; aber er sagt nicht Alles. Die Ecken und Kanten hat er häufig abgeschliffen, die Verbindung mit der Zeitgeschichte verkannt, den Localton nicht getroffen. Daher ermangeln seine geschichtlichen Darstellungen, besonders die späteren, der Frische; sie haben etwas lyrisch Monotones. Doch wie könnte das anders sein bei einem Manne, der das öffentliche Leben nur aus Büchern kannte und der vor der Natur die Augen schloß? Neander selbst gestand offen, daß er für ihre Schönheit und Mannigfaltigkeit keinen Sinn besitze.

Aber eine noch empfindlichere Schranke darf hier nicht unberührt bleiben. Baur und Hase, Neander's Mitstreiter gegen den Rationalismus auf dem Gebiete der Kirchengeschichte, haben ihre neue Betrachtung der Dinge eingeführt, ohne die kritischen Errungenschaften des 18. Jahrhunderts preiszugeben. Von Neander läßt sich nicht das Gleiche sagen. Er blieb zeitlebens, wie manche andere Romantiker, in Bezug auf die wichtigsten kritischen Fragen in einer unbestimmten Mitte stehen. Mit Recht wollte er die Geschichte nicht durch die Brille einer philosophischen oder dogmatischen Schule sehen. Mit Freimuth erklärte er unzweideutig immer wieder, der protestantische Theologe dürfe sich seine Forschung durch irgend welche Bekenntnißformeln so wenig einschränken lassen wie durch Machtsprüche der Philosophie. Allein es giebt für

den Kirchenhiſtoriker Fragen — und ſie ſind die entſcheidenden —, in denen nur ein Entweder — Oder gilt, wo jede Vermittelung Unklarheit iſt und Unheil ſchafft. In dieſen Fragen hat Neander niemals eine feſte Stellung gewinnen können. Er wollte nicht mit der Kritik gehen, ja nicht einmal ſo weit wie Schleiermacher, und er wollte doch andererſeits den Entſchiedenen, Hengſtenberg und ſeiner Partei, keineswegs Recht geben. Wo er daher auf die evangeliſche Geſchichte, auf die Frage des Wunders und des Supranaturalen zu ſprechen kommt, da iſt es peinlich ihm zu folgen. Er möchte der entſchiedenen Frageſtellung entrinnen und kann ſie doch nicht vermeiden. Er möchte das Herz ſprechen laſſen und fühlt doch ſehr wohl, daß hier der kritiſche Verſtand das Wort hat. Er capitulirt mit Beiden und macht es Keinem recht. Am ſtärkſten tritt dieſes Schwanken in ſeinem Werke über das Leben Jeſu hervor. Man erfährt hier vielfach nur, wie Neander ſich die Dinge zurecht gelegt hat. Und was die Folge jeder Schwäche iſt, die gereizte Stimmung, das ſtellte ſich auch bei ihm ein. „Die Vermittler ſind nicht immer die Gerechten", hat er ſelbſt einmal geſagt. Er wurde in ſteigendem Maße erbittert und ungerecht gegen Hegel und ſeine Schule. Hier verließ den ſonſt ſo liebevollen Mann die Liebe und den ſonſt ſo geübten Hiſtoriker die Fähigkeit, das Berechtigte und Gute auch in fremder Erſcheinung herauszufinden. Sein Blick in die durch die Hegel'ſche Philoſophie beherrſchte Gegenwart wurde trübe, und da er auch im 18. Jahrhundert mehr Schatten als Licht erblickte, ſo erſchienen ihm die wenigen Jahre um 1813 wie ein flüchtiger Sonnenblick zwiſchen Nebelzügen. Er ſchaute dann wohl aus auf ein Wunder, auf eine neue Gottesthat, die eine beſſere, höhere Entwickelung der Kirche ſchaffen werde. Allein man darf hier nicht vergeſſen, daß Neander in der Hegel'ſchen Auffaſſung des Chriſtenthums die völlige Verkehrung deſſelben erkannte. Und er hatte nicht ſo Unrecht. Indem das Chriſtenthum hier lediglich als Glied des geſchichtlichen Proceſſes betrachtet wurde, ging, um von Anderem zu ſchweigen, die Eigenart und ſpecifiſche Bedeutung der Perſon Chriſti verloren. Unzweifelhaft vertheidigte alſo Neander als Chriſt und als Hiſtoriker gegen Hegel, Strauß und Baur ein höchſt werthvolles Gut. Selbſt Vatke hat von der „heiligen Härte" Neander's geſprochen, und in der That erinnert ſeine erbitterte Polemik gegen die Hegelianer an die Polemik des h. Bernhard gegen Abälard. Aber Neander fand für das, was er wollte, keinen klaren und überzeugungskräftigen Ausdruck. Er ſtand zwiſchen zwei Feuern, und er hatte dabei ſelbſt das Gefühl, nicht genügend gedeckt zu ſein. Die Hegelianer wieſen die Schwächen ſeiner

Geschichtsschreibung nach, und Hengstenberg's Evangelische Kirchenzeitung begann ihn als Halbgläubigen zu denunciren. Aber was uns mit dem Manne hier versöhnt, ist die Beobachtung, daß er sich durch seinen Gegensatz gegen die Linke nie dazu bestimmen ließ, ein Eingreifen von Außen in den Gang der theologischen Entwickelung gutzuheißen. Er kündigte im Jahre 1830 seinem Collegen Hengstenberg die Mitarbeiterschaft an der Evangelischen Kirchenzeitung, als diese die Halleschen Professoren Gesenius und Wegscheider bei dem Ministerium auf Grund von nachgeschriebenen Collegienheften angeklagt hatte. „Geht Gesenius, so gehe ich auch", rief er aus. Er warnte, vom Ministerium zu einem Gutachten aufgefordert, davor, Strauß' Leben Jesu zu verbieten. „Hier kann Alles nur als willkürlicher Machtspruch erscheinen", schreibt er dem Minister, „wenn nicht die Gründe durch Gründe widerlegt werden." Er blieb zeitlebens unerschütterlich bei dem schönen Bekenntniß: „Der Kampf zwischen Irrthum und Wahrheit in der Theologie liegt fern von dem Bereiche jeder äußerlichen Macht" ... „Denken wir uns", sagt er, „es wäre einem einseitigen blinden Eifer gelungen, die Schule eines Origenes ganz zu unterdrücken, so wäre der ganze naturgemäße Entwickelungsproceß der christlichen Lehre mit einem Male gehemmt worden." „Leicht", fährt er fort, „ergiebt sich die Anwendung dieses Beispiels auf die geistigen Erscheinungen unserer Zeit*)."

*) Noch seien hier zwei bemerkenswerthe Urtheile Neander's angeführt. Im Jahre 1830 schrieb er: „Existirt die theologische Facultät als Theil einer Universität, so folgt auch daraus schon von selbst, daß die Theologie als Wissenschaft hier derselben Freiheit ihrer Entwickelung wie alle anderen Wissenschaften genießen muß; denn die wissenschaftliche Entwickelung läßt sich ja nicht so abgrenzen, daß sie in einem Gebiet beschränkt, in allen übrigen frei sei, da die verschiedenen Gebiete des Wissens mit einander in Berührung kommen, und bei jener partiellen Beschränkung ein Widerstreit im Innern der so beschränkten Wissenschaft entstehen müßte, der, wenn er nicht durch die Wissenschaft selbst geschlichtet wird, für die Aufrichtigkeit der Ueberzeugung nicht anders als die gefährlichsten Folgen haben könnte. So würde der Gegensatz einer theologischen und philosophischen Wahrheit sich bilden, welcher im Mittelalter und in den Zeiten nächst vor der Reformation die Larve eines im Verborgenen schleichenden Unglaubens wurde .... Es bliebe also in diesem Falle nichts anderes übrig, als daß die theologische Facultät aufhörte, ein integrirender Theil der Universitäten zu sein, und daß geistliche Seminarien gestiftet würden, um die Theologie nach einer unabänderlichen, äußerlich gegebenen Lehrnorm vorzutragen, und auch alle anderen von der Theologie unzertrennlichen wissenschaftlichen Elemente in so bestimmter Zusammensetzung mitzutheilen, daß sie nichts mit jener Lehrnorm Streitendes enthalten oder anregen könnten. Aber gesetzt, auch dies ließe sich auf einmal realisiren, würden nicht die aus solchen Seminarien hervorgehenden Theologen doch nachher von den vorhandenen Elementen der wissenschaftlichen Geistesbildung feindlich berührt werden, und müßte ihnen nicht der unerwartete Kampf, zu dem sie nicht gerüstet wären, desto gefährlicher werden? Und wie könnten sie durch die Macht des Evangeliums auf ihre Zeit recht einwirken, wenn sie nicht das geistige Leben derselben nach seinen mannigfachen Elementen aus eigener Anschauung und Erfahrung kennen gelernt hätten?" Und gegen Hengstenberg im Februar 1836:

Aber noch ein Anderes ist hier zu nennen, was uns den Mann bewunderungswürdig macht. Das ist die Klarheit, mit der er die Schranke seiner Natur und Bildung erkannt, und die Offenheit, mit der er sie bezeichnet hat. Er schreibt in der Vorrede zum „Leben Jesu", er werde es keiner Partei recht machen, auch den Männern der Evangelischen Kirchenzeitung nicht; denn er erkenne das Recht der Kritik an, und er habe keinen starken Glauben gegenüber den Wundererzählungen. „Ich bin von Anfang an in meiner religiösen Entwickelung zu sehr durch den Bildungsgang dieser Zeit afficirt worden." Eine Eigenart, die so klar über sich selbst sieht, ist in sich auch berechtigt; ja die Kraft ihrer Wirksamkeit hängt wahrscheinlich auch von dieser Mischung des Gegensätzlichen ab. Wir können die Parteien von Rechts und Links verstehen, die, als der Kampf der Principien sich verschärfte, über Neander hinwegschritten; aber wir müssen auch den Mann verstehen, der, seiner Anlage und Bildung gemäß, sich zu entschiedener Stellungnahme nicht drängen ließ. Als Schüler der Romantiker wollte er das Höchste, was er besaß, gleichsam gestaltlos besitzen: „pectus est quod theologum facit." Als Christ suchte er nach einem Ausdruck für das lebendige Christenthum, der von den Erwägungen des Verstandes unberührt bliebe. Er vermochte nicht, ihn zu gewinnen, weil er in sein Christenthum Ueberlieferungen hineinzog, die sich gegen die Kritik nicht absperren lassen. Aber was ihm vorschwebte, war doch ein Richtiges.

Sein Einfluß auf die Folgezeit ist ein doppelter gewesen. Einerseits hat er, wie ich es zu schildern versucht habe, das kirchenhistorische Studium neu belebt, Seelen für das Evangelium gewonnen und in seiner Person ein hohes Vorbild der Frömmigkeit und des Fleißes gegeben. Andererseits ist die Influenz seiner Eigenart auf seine Schüler

„Da ich soeben das Vorwort zur Evang. Kirchenzeitung vom Monat Januar gelesen habe und daraus ersehe, wie hier von dem Standpunkt einer alleinseligmachenden Dogmatik allen verschiedenen eigenthümlichen theologischen Richtungen Maaß und Ziel gesetzt werden soll, so fühle ich mich gedrungen, festhaltend an dem Einen Grunde, der Christus ist, vor dem sich beugen muß jedes Knie, auf's Neue in dem Geiste der Liebe und der Freiheit, der von Ihm kommt, zu protestiren gegen jedes Papstthum, welcher Art es sein möge, das die Geister, die Gott geschaffen hat in unendlicher Mannigfaltigkeit zu seiner Verherrlichung und deren Leitung Er sich vorbehält, am Gängelbande führen zu können meint, und gegen jedes von solchem Papstthum zurecht gemachte Prokrustesbett. Leicht ist es, consequent zu sein, wenn man schnell abschließt und fertig ist, schwer, wenn man das Gewissen der Wahrheit immer offen hält nach allen Seiten und im sauren Kampfe mit sich selbst sich gedrungen fühlt, immer mehr inne zu werden, daß all unser Wissen Stückwerk ist und bleibt. Wir können nicht umhin, zu warnen vor jener Consequenz in der Beschränktheit, welche so leicht mit anmaßendem Absprechen oder Geistesträgheit sich paart." [Neander meint im letzten Satze nicht Hengstenberg selbst, sondern einen großen Theil der Anhänger desselben.]

und auf den Gang der Entwickelung der kirchlichen Dinge nicht durchweg günstig gewesen. Die Entstehung eines Virtuosenthums, hinter dem sich Dilettantismus und Unsicherheit verbargen, hat er nicht kräftig genug abgewehrt*). Dem Aufkommen einer Richtung, welche die Probleme verschleierte und den Gegensätzen die Spitze abbrach, hat er wider seinen Willen Vorschub geleistet. Was bei ihm individuell berechtigt war, war es bei vielen seiner Schüler nicht mehr. Eine große Anzahl mag das selbst gefühlt haben. Sie zog sich in den sicheren Hafen zurück, als in den fünfziger Jahren das eintrat, was wir alle kennen. Man kann diesen Rückzug wohl verstehen; denn der Subjectivismus, dem Neander das Wort redete, ist in der Gestaltung des Kirchenwesens nicht unbedenklich. Wenn der strenge Symbolzwang nicht mehr aufrechtzuerhalten ist, so ist es vielleicht noch gefährlicher, ein enges Bekenntniß schwächlich und unsicher zu handhaben; denn unter solchen Umständen ist die Kirche der theologischen Willkür irgend eines einflußreichen Mannes von Links oder Rechts preisgegeben, der es versteht, zeitweilig die Herrschaft zu gewinnen und seine Theologie gleichsam zum Symbol zu erheben. Diese Gefahr aber drohte bei der Haltung, die Neander eingenommen und vielen seiner Schüler überliefert hat. Allein so lange wir kein festes und weites Bekenntniß besitzen, das streng gehandhabt werden kann — der Versuch von Nitzsch und Anderen, ein solches auf der Generalsynode 1846 zu schaffen, ist bekanntlich gescheitert —, so lange müssen wir den Gefahren mit Geduld und Weisheit zu begegnen suchen, die mit dem gegenwärtigen Zustande verknüpft sind. Wie aber auch die Dinge sich weiter gestalten mögen — jede kirchliche Partei und jede Richtung der protestantischen Theologie wird das Andenken des Mannes in hohen Ehren halten, den wir heute feiern, weil er keiner Partei dienen wollte, sondern der Kirche Jesu Christi.

*) Neander hat die Nothwendigkeit und den Werth kirchlicher Gestaltungen verkannt, aber auch niemals darnach getrachtet, directen Einfluß auf die Entwickelung der kirchlichen Dinge zu gewinnen. Bei seinen Schülern wurde das z. Th. anders; sie wollten, resp. sie mußten Stellung nehmen zu den neuen Fragen der Gestaltung der Kirche. Aber durch die Pectoraltheologie ungenügend für dieselben vorbereitet, haben sie vielfach gefährliche und unsichere Wege eingeschlagen, sich lediglich auf ihr eigenes christliches und kirchliches Gefühl verlassend. Man sieht leicht, daß Neander hieran keine Schuld trägt — er stellte überall die höchsten wissenschaftlichen Anforderungen —; aber er ist doch durch seine Eigenart als Kirchenhistoriker mit daran schuld gewesen.

Der Untergang des Bauernſtandes in Neuvorpommern und Rügen.

Von

Conrad Bornhak.

Dr. Carl Johannes Fuchs, Der Untergang des Bauernſtandes und das Aufkommen der Gutsherrſchaften. Nach archivaliſchen Quellen aus Neuvorpommern und Rügen. Straßburg. Karl J. Trübner. 1888. XII und 378 S. (Abhandlungen aus dem ſtaatswiſſenſchaftlichen Seminar zu Straßburg, Heft 6.)

Es iſt ſelten die Möglichkeit gegeben und gilt daher im allgemeinen bloß als hiſtoriſche Spielerei, feſtzuſtellen, welche Zuſtände beſtehen würden, wenn gewiſſe Ereigniſſe nicht eingetreten, wenn gewiſſe Handlungen nicht vorgenommen wären. Um ſo intereſſanter erſcheint eine derartige Kombination, falls die Berechnung, auf der ſie beruht, augenſcheinlich nicht bloßes Phantaſiegebilde iſt, ſondern auf greifbaren geſchichtlichen Faktoren beruht. Dies trifft zu hinſichtlich der preußiſchen Agrarpolitik des 18. Jahrhunderts, beſonders unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich dem Großen. Daß durch dieſe Politik für die Erhaltung und Vermehrung des Bauernſtandes im öſtlichen Deutſchland Außerordentliches geleiſtet worden iſt, wird zwar ziemlich allgemein anerkannt. Allein ihre Bedeutung kann nicht hoch genug angeſchlagen werden. Sie iſt nicht nur der Forterhaltung eines ländlichen Mittelſtandes förderlich geweſen, ſie iſt vielmehr ihre einzige Urſache, und damit einer der beſten Beweiſe, wie eine zielbewußte ſtaatliche Sozialpolitik eine ſchädliche ſoziale Entwicklung aufhalten und dieſelbe in andere Bahnen lenken kann. Ohne dieſe preußiſche Agrarpolitik des 18. Jahrhunderts würde ein ländlicher Mittelſtand im öſtlichen Deutſchland überhaupt nicht mehr exiſtiren, zwiſchen Großgrundbeſitzern und Tagelöhnern würde jedes ſoziale Bindeglied fehlen. Die Richtigkeit dieſer Behauptung zeigt ein Blick auf Neuvorpommern und Rügen, wo nicht wie in dem preußiſchen Oſten Deutſchlands während des 18. Jahrhunderts ein fortge-

setztes Eingreifen der Staatsgewalt zum Schutze der schwächeren Klassen, sondern das freie Spiel der sozialen und wirthschaftlichen Kräfte gegen einander stattfand.

Auf diese Gedanken führt die Lektüre des Buches von Fuchs, welches die Entwicklung der agrarischen Verhältnisse in Neuvorpommern und Rügen von der germanischen Kolonisation an bis in die neueste Zeit zum Gegenstande hat. Seinem ganzen Charakter nach stellt es sich dar als eine Ergänzung des früher hier besprochenen Werkes von Knapp über die Bauernbefreiung und den Ursprung der Landarbeiter in den älteren Theilen Preußens*). Während aber Knapp bei der Beschränkung seines Themas auf die älteren preußischen Gebietstheile der eigenthümlichen Entwicklung Neuvorpommerns nur in der Form eines Anhanges von wenigen Seiten gerecht werden konnte, ist hier auf Grund eingehender Spezialuntersuchungen eine vortreffliche Darstellung der agrarischen Entwicklung gerade dieses Landestheiles gegeben.

Bis zu dem Zeitpunkte, in dem die schwedische Herrschaft mit dem Verluste Altvorpommerns auf Neuvorpommern und Rügen beschränkt wurde (1720), ist die geschichtliche Entwicklung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse in ganz Pommern, ja in ganz Ostdeutschland im wesentlichen dieselbe. Natürlich bestehen mannigfache lokale Verschiedenheiten in Besitzrecht und Leistungen der Bauern, doch erscheinen dieselben von untergeordneter Bedeutung. Die ursprünglich bei der Kolonisation vorhandenen Gemeinden freier Bauern, die nur dem Landesherren zu gewissen öffentlich rechtlichen Leistungen verpflichtet waren, sind sehr bald verschwunden und haben infolge fortgesetzter Veräußerungen der landesherrlichen Rechte über die Bauergüter der Gutsherrlichkeit Platz gemacht. Der Gutsherr ist Obereigenthümer sämmtlicher Bauergüter, von denen er Zins und Hofdienste zu fordern hat, er besitzt die gutsherrliche Gerichtsbarkeit und Polizei und die Lehnsherrlichkeit über das Schulzengut. Daß die gutsherrlichen Befugnisse auf dem Höhepunkte ständischer Machtentfaltung in Deutschland, während des 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts bedeutend erweitert wurden, versteht sich von selbst. Namentlich entstand erst in dieser Periode die persönliche Erbunterthänigkeit der Bauern gegenüber der Gutsherrschaft.

Das Elend des dreißigjährigen Krieges konnte auch nicht zur wirthschaftlichen Hebung des Bauernstandes beitragen, sondern nur die bisherige Entwicklung beschleunigen. Ein großer Theil der bäuerlichen Stellen war durch den Krieg wüst geworden. Die Herrschaft besetzt sie,

*) Vgl. den Aufsatz: „Die Bauernbefreiung und die Gutsherrlichkeit in Preußen" in den Preuß. Jahrb. Bd. 61, S. 278 ff.

soweit ein staatlicher Zwang fehlt, nur in dem Maaße wieder, als es zur Gewinnung der nöthigen Arbeitskräfte für ihr Hoffeld erforderlich war. Die übrigen Stellen bleiben zunächst wüst liegen und werden dann zum gutsherrlichen Acker eingezogen. Da die Herrschaft beiden Arten von Bauern, sowohl den neu angesetzten wie den älteren, die ganze durch den Krieg zerstörte Hofwehr neu liefern mußte, gelang es ihr auch, den Bauernstand in eine größere Abhängigkeit von sich zu bringen, die Erblichkeit der Höfe bis auf geringe Reste zu beseitigen und fast die ganze Bauerschaft zu der Klasse der bloß lebenslänglichen Lassiten mit allerdings meist thatsächlicher Vererbung der Höfe herabzudrücken. Die damalige romanistische Jurisprudenz, besonders der Stralsunder Stadtsyndikus und spätere Tribunalspräsident zu Wismar, David Mevius, unternahm es, diese verschlechterte wirthschaftliche Stellung der Bauern auch juristisch zu rechtfertigen, indem sie die römischen Rechtsvorschriften über servi, manumissio und restitutio servorum auf den Bauernstand ausdehnte. Die alte Erbunterthänigkeit, die Verpflichtung der Grundstücksbesitzer zu gewissen persönlichen Diensten für die Herrschaft, wird damit distriktweise, so namentlich in Neuvorpommern und Rügen, zur wirklichen Leibeigenschaft. Während bisher der Bauer nur mit seinem Gute verkauft werden konnte, entwickelt sich nunmehr ein schwunghafter Handel mit Leibeigenen, der dem Sklavenhandel nur allzu ähnlich sieht. Allein ein Unterschied zwischen Leibeigenschaft und wirklicher Sklaverei bleibt immer bestehen. Der Leibeigene ist nie zur bloßen Sache geworden, er ist stets eine Rechtspersönlichkeit und demgemäß vor allem im Besitze der Vermögensfähigkeit geblieben.

Aber auch räumlich hatte der bäuerliche Besitz dem Großgrundbesitze gegenüber vielfach verloren. Schon im 16. Jahrhundert war dem Adel das Auskaufen seiner Bauern und die Einziehung der bäuerlichen Stellen zum gutsherrlichen Acker im Falle des Bedürfnisses gestattet worden. Der dreißigjährige Krieg hatte weitere umfassende Einziehungen zur Folge, da nicht alle wüsten Stellen wieder besetzt wurden.

Der rechtliche und thatsächliche Zustand der Bauern ist daher im ganzen und großen bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts im ganzen östlichen Deutschland derselbe. Der Bauernstand befindet sich in wirthschaftlicher und politischer Abhängigkeit vom Großgrundbesitze, er ist nach Stellung und Zahl vielfach geschwächt, aber er besteht doch fort, und dies ist das Wichtigste, so traurig seine Lage auch sonst vielfach sein mochte. Es existirte zwar die rechtliche Möglichkeit für den Gutsherren, die bäuerlichen Stellen zum Gutshofe einzuziehen, von dieser

Möglichkeit war jedoch nur in beschränktem Maaße Gebrauch gemacht worden. Bis hierhin geht die Entwicklung in den schwedischen und preußischen Landestheilen parallel. Denn auch in einigen preußischen Landestheilen hatte sich die Erbunterthänigkeit zu einer Leibeigenschaft verstärkt.

Erst das 18. Jahrhundert bildet die Zeit, in der die beiderseitige Entwicklung vollständig aus einander geht, in Preußen und in Schwedisch-Pommern einen ganz verschiedenen Weg einschlägt. Den äußeren Anstoß hierzu giebt der bedeutende Aufschwung, den die Landwirthschaft durch ein Zusammentreffen zahlreicher günstiger Umstände, namentlich durch das Aufkommen rationellerer Betriebsarten gerade damals nahm. Zu dieser neuen Art der Bewirthschaftung war aber nur der Großbetrieb im Stande, während die Bauern fortgesetzt im alten Geleise blieben. Aus diesen wirthschaftlichen Gründen entsteht für die Gutsherren die unwiderstehliche Versuchung, das unter ihrer eigenen Bewirthschaftung stehende Gut zu vergrößern, bäuerliche Stellen zum Hofselde einzuziehen. In Preußen wird dieser auf die Verdrängung des Bauernstandes zu Gunsten des Großbetriebes hinzielenden Entwicklung bewußter Weise mit allen Mitteln des Staates entgegengearbeitet, so daß nicht nur die Erhaltung der bestehenden bäuerlichen Stellen gelingt, sondern sogar die bisherige Strömung in einigen Punkten zurückgedämmt wird, z. B. durch Beseitigung der Leibeigenschaft, soweit dieselbe sich eingebürgert hatte, zu Gunsten der bloßen Hörigkeit.

Dagegen bleibt in Schwedisch-Pommern alles dem freien Spiele der wirthschaftlichen Kräfte überlassen. Die Regierung machte kaum einen Versuch, dem Untergange des Bauernstandes entgegenzuarbeiten, ja sie gab auf ihren Domänen selbst das Beispiel zu umfassenden Einziehungen bäuerlicher Stellen. Denn es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß vom rein volkswirthschaftlichen Standpunkte der Rücksicht auf die Produktion sowohl im Gewerbebetriebe wie in der Landwirthschaft der Großbetrieb dem Kleinbetriebe vorzuziehen ist. Die englische Landwirthschaft verdankt zweifellos ihre hohe Blüthe zum großen Theile dem Umstande, daß sie meist Großbetrieb ist und deßhalb alle möglichen Verbesserungen vornehmen kann, zu denen die kleineren Besitzer geistig wie wirthschaftlich nicht fähig erscheinen. Der Schutz des Bauernlandes und des Bauernstandes konnte daher nur auf sozialpolitischen Erwägungen beruhen, und solche lagen sowohl der unter ständischem Einflusse stehenden Regierung zu Stralsund wie der mit den Verhältnissen des Landes unbekannten Centralstelle zu Stockholm vollständig fern.

Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts beginnen daher die Regie-

rung auf ihren Domänen und die Korporationen, wie die Städte und die Universität Greifswald, auf ihren Gütern ganze Dörfer in Ackerwerk zu verwandeln, ein Beispiel, das sehr bald auch bei den adlichen Gutsbesitzern Nachahmung fand. Aus den Bauern werden bloße Tagelöhner, die, mehrere Familien zusammen, in den bisherigen Bauerhäusern Wohnung finden. Während der ganzen zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erfolgt daher eine fortgesetzte Reduktion der Zahl der bäuerlichen Besitzungen.

An diesen Vorgang schließt sich die Verwandlung der fortbestehenden bäuerlichen Stellen aus lebenslänglichem oder auch noch erblichem lassitischen Besitze in bloße Zeitpachtgüter an. Die Regierung war nämlich seit Ende der sechziger Jahre des 18. Jahrhunderts darauf aufmerksam geworden, daß das Bauernlegen auch wirthschaftliche Nachtheile mit sich bringe, daß das Land dadurch entvölkert werde, da der Großbetrieb mit weniger Arbeitskräften auszukommen vermag. Sie suchte daher auf einem anderen Wege den Ertrag der Domänen zu steigern.

Bisher hatte man in Schwedisch-Pommern die persönlichen Dienstleistungen der Bauern, mochten dieselben einer Domäne zugeschlagen oder isolirt sein, verpachtet oder verpfändet. Statt die Dienste nun an einen einzelnen Unternehmer zu vergeben, gestattet man den Bauern auf den Lizitationsterminen mitzubieten. An die Stelle der einzelnen Unternehmer treten jetzt die gesammten Bauerschaften, welche „sich selbst pachten". Gegenstand des auf eine Reihe von Jahren geschlossenen Pachtvertrages waren demnach nur die Dienste. Indem die Bauern diese selbst pachten, stellt sich das Ergebniß heraus, daß sie gegen Leistung eines Pachtschillings von den persönlichen Diensten befreit werden. Die Pacht bestand also in einer Ablösung der bäuerlichen Dienste. Die Bauern waren daher sehr gern bereit, auf solche Pachtverträge einzugehen, wurden sie doch dadurch der drückenden Hofdienste ledig.

Daran, daß das bäuerliche Besitzrecht an den Höfen durch die Pachtverträge eine Veränderung erfahren sollte, dachte wenigstens der eine Theil der Kontrahenten, die Bauern, nicht. Denn nicht die Höfe, sondern nur die Dienste waren verpachtet. Allmählich macht sich jedoch seitens der Herrschaften die Anschauung geltend, daß das Besitzrecht an den Höfen selbst durch die Pachtverträge eine Novation erfahren habe, daß die Bauern, welche bisher einen lebenslänglichen oder gar noch einen erblichen Besitz an ihren Gütern gehabt hatten, ihre bäuerlichen Stellen nur noch auf Zeitpacht besäßen. Trotz verschiedener Proteste

der Bauern, namentlich derjenigen zu Ummanz, welche bisher noch erbliche Besitzer gewesen waren, verschafft sich diese Rechtsauffassung allgemein Geltung.

Das auf dem Domanium gegebene Beispiel der Dienstverpachtung an die zur Leistung der Dienste Verpflichteten hatte nun aber zunächst auf den Gütern der todten Hand, dann auch auf denen des Adels Anklang und Nachahmung gefunden. Die Auffassung, daß die Pacht die bäuerlichen Stellen selbst zum Gegenstande habe, ist daher bei der allgemeinen Verbreitung der Selbstpacht von unermeßlicher Bedeutung. Der Untergang eines selbstständigen Bauerstandes ist damit eigentlich besiegelt. Das bisherige getheilte Eigenthum an den Bauergütern derart, daß die Gutsherren das Obereigenthum, die Bauern das Untereigenthum haben, ist ohne staatliche Einwirkung konsolidirt zu einem einheitlichen Eigenthume. Während aber in den älteren preußischen Landestheilen diese Konsolidation erst in diesem Jahrhundert zu Gunsten des Bauernstandes stattfand, ist sie in Schwedisch-Pommern bereits in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und zwar zu Gunsten der Gutsherrschaften erfolgt. In der allgemeinen Durchführung der Zeitpacht liegt die Anerkennung, daß das volle und uneingeschränkte Eigenthum an den bäuerlichen Stellen der Gutsherrschaft zusteht.

Gegenüber dieser schwerwiegenden geschichtlichen Thatsache fällt es nicht erheblich ins Gewicht, daß sich in einem Punkte allerdings die Lage der Bauern durch die Zeitpacht verbessert hat. In den altpreußischen Landestheilen blieben da, wo den Gutsherren die Einführung der Zeitpacht gelang, die bäuerlichen Dienste unverändert bestehen. Dagegen ist in Neuvorpommern und Rügen die Ablösung der Dienste durch und mit dem Zeitpachtsysteme erfolgt. Die gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse erscheinen damit, soweit die dingliche Seite in Betracht kommt, gelöst. Ein besonderer, vom Großgrundbesitzer abhängiger bäuerlicher Besitz hat aufgehört zu bestehen, es giebt nur noch gutsherrliches Eigenthum. Allerdings machte seit 1768 die schwedische Regierung verschiedene Versuche, wenigstens den noch vorhandenen Bestand bäuerlicher Stellen durch das Verbot des Bauernlegens zu sichern. Alle dahin zielenden Verhandlungen mit den Ständen wurden jedoch von diesen systematisch verschleppt, nach einigen Jahren von der Regierung wieder aufgenommen, aber nur um dann von neuem liegen zu bleiben, so daß an den vorhandenen Thatsachen nichts geändert wurde.

Die leibeigene Stellung der Tagelöhner und bäuerlichen Zeitpächter erhält sich dagegen fort. Wirthschaftlich erschien dieselbe schon deßhalb

nothwendig, um dem Großgrundbesitze die erforderlichen ländlichen Arbeitskräfte zu sichern. Erst im Jahre 1806 verschwindet die Leibeigenschaft infolge eines Staatsstreichs des schwedischen Königs Gustav IV. Bei dem Widerstreben der Stände gegen die Kriegsforderungen des Königs wurde die bisherige Verfassung von Schwedisch-Pommern einfach kassirt, und statt dessen die schwedische Verfassung eingeführt, d. h. Neuvorpommern und Rügen dem schwedischen Staate einverleibt. Die natürliche Folge mußte die vollständige Aufhebung der Leibeigenschaft sein, da es eine solche in Schweden nicht gab. Schon vorher war der König gegen die Leibeigenschaft entschieden eingenommen. So äußerte er nach der Lektüre des gegen die Gutsherren ziemlich polemisch gehaltenen Buches von Ernst Moritz Arndt über die Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen, welches ihm überreicht war, weil darin Majestätsbeleidigungen enthalten sein sollten: „Wenn dem so ist, so hat der Mann recht.“ Es ist also nicht unwahrscheinlich, daß mittelbar Arndt ein großes Verdienst an der Aufhebung der Leibeigenschaft hat. Eine besondere königliche Verordnung erkannte die Beseitigung der Leibeigenschaft als Folge der Einführung der schwedischen Verfassung ausdrücklich an, indem sie alle bisherigen Leibeigenen für freie Leute erklärte. Nun drohte allerdings die Gefahr einer Massenauswanderung derselben. Auf den Ausweg, den einst ein kluger Rathgeber dem Kurfürsten von Hessen als Mittel gegen die Auswanderung aus seinem Lande vorgeschlagen haben solle, der Kurfürst möge nämlich das Gerücht verbreiten lassen, Amerika sei kurhessisch geworden, verfiel man leider nicht. Es wurde daher für eine Uebergangszeit bis 1810 den bisherigen Leibeigenen die Verpflichtung auferlegt, als ländliche Arbeiter für die Gutsherrschaften thätig zu sein.

Gleichzeitig mit der Aufhebung der Leibeigenschaft erfolgte die der Patrimonialgerichtsbarkeit und die Eintheilung des Landes in vier Aemter, Franzburg, Grimmen, Greifswald und Bergen, für welche besondere Gerichte und Verwaltungsbehörden errichtet wurden. Nur die gutsherrliche Polizeigewalt blieb als der natürliche Ausdruck der sozialen Verhältnisse des flachen Landes auch weiterhin bestehen.

Im Anschlusse an diese Reformen plante der König die Neubegründung eines ländlichen Mittelstandes durch Einrichtung von Pachthöfen auf den königlichen Domänen. Diese Vorsätze kamen jedoch infolge der kriegerischen Ereignisse nicht mehr zur Ausführung.

Die gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse waren damit allerdings endgiltig gelöst, aber nicht durch eine wechselseitige Auseinandersetzung zwischen beiden Besitzklassen, sondern dadurch, daß die eine als solche

aufhörte zu existiren. Es gab thatsächlich in Neuvorpommern und Rügen keinen Bauernstand, d. h. keine Klasse mittlerer ländlicher Grundbesitzer mehr. Alles Grundeigenthum war im Besitze der bisherigen Gutsherren, die Bauern waren meist zu bloßen Tagelöhnern herabgedrückt, nur ein kleiner Theil war in die neue Klasse der Zeitpächter übergegangen. Aber auch für den Fortbestand dieser war keinerlei Garantie gegeben, da es den Gutsherren unbenommen blieb, auch die noch in Zeitpacht ausgethanen Stellen unter ihre unmittelbare Bewirthschaftung zu nehmen.

Die Hardenbergische Agrargesetzgebung knüpfte an den Bauernschutz des 18. Jahrhunderts an, d. h. sie unterzog nur solche bäuerliche Stellen einer Regulirung, die in ihrem Bestande durch die bisherige Gesetzgebung geschützt waren, wogegen es ihr fern liegen mußte, jedem beliebigen Zeitpächter das Eigenthum an dem gepachteten Grundstücke zu verschaffen. Jene Voraussetzung, von der die Regulirungsgesetzgebung ausging, daß es nämlich einen in seinem Bestande rechtlich geschützten bäuerlichen Besitz gebe, fehlte aber in Neuvorpommern und Rügen. Sie war deßhalb auf dieses Gebiet nach dessen Vereinigung mit Preußen unübertragbar. Aber auch sonst that der preußische Staat nichts für die noch vorhandenen Zeitpächter, indem er von der Erwägung ausging, daß das gutsherrlich-bäuerliche Verhältniß bereits gelöst sei. Die Zahl der Pächter, der Nachkommen der früheren Bauern, nahm daher auch unter preußischer Herrschaft zusehends ab. Dagegen wurden auf den Domänen eine Anzahl von Eigenthumsbauern angesetzt, und damit die Grundlagen zur Begründung eines neuen Bauernstandes gelegt. Auf diesem privatrechtlichen Wege wurde also der bisherigen Entwicklung wenigstens einigermaßen entgegengearbeitet.

Während also die Hardenbergische Gesetzgebung Neuvorpommern und Rügen unberührt ließ, beabsichtigte man allerdings das viel tiefer einschneidende Regulirungsgesetz von 1850 auch hier einzuführen, nahm jedoch davon Abstand auf einen Bericht der Stralsunder Regierung, daß in ihrem Bezirke ein gutsherrlich-bäuerliches Verhältniß, wie es das Gesetz zu regulliren beabsichtige, nicht mehr existire. Nun stellte sich aber bald darauf dennoch heraus, daß an vereinzelten Stellen wenigstens die Bauern ein besseres Besitzrecht als bloße Zeitpacht für sich in Anspruch nahmen. Die Versuche, nunmehr das Regulirungsgesetz nachträglich auf Neuvorpommern und Rügen zu übertragen, scheiterten aber an dem Widerspruche des Provinziallandtages und des Herrenhauses. Inzwischen sind diese Bauern ihres Besitzes entsetzt, bezw. in Zeitpächter verwandelt worden.

Der Regierungsbezirk Stralsund nimmt daher hinsichtlich der Grundbesitzvertheilung eine ganz eigenthümliche Stellung ein. Von allem Kulturlande kommen beinahe 81 Prozent auf die großen Güter von 600 Morgen und darüber, beinahe 5 Prozent auf die Stadtfluren und etwas über 14 Prozent auf die Landgemeinden, zumeist hervorgegangen aus der Ansetzung von Bauern auf dem Domanium unter preußischer Herrschaft und aus den Eigenkätnern und Büdnern. Diese Zustände können nur gebessert werden durch eine umfangreiche innere Kolonisation, indem einzelne größere Güter zerschlagen und mit bäuerlichen Wirthen besetzt werden. Doch ist nicht zu verhehlen, daß hierzu so lange wenig Aussicht bleibt, als auf diesem Gebiete die viel wichtigeren Aufgaben der Inneren Kolonisation in Posen und Westpreußen nicht gelöst sind.

Politiſche Correſpondenz.

Deutſchlands auswärtige Politik. — England. — Rußland. — Frankreich. — Kronprinz Rudolph.

Berlin, Ende Januar 1889.

Die Gegner des deutſchen Reiches und des deutſchen Kanzlers haben eine gute Zeit. Sieht es doch ſo aus, als ſei der alle Zeit erfolgreiche Staatsmann in eine Periode der Mißerfolge eingetreten. In allen feindlichen Lagern des Auslandes und des Reiches poſaunt man die Niederlagen des Kanzlers aus. Ein nüchterner Beurtheiler kann daraus nur entnehmen, wie ununterbrochen die Erfolge des Kanzlers in großen und kleinen Dingen geweſen ſein müſſen, wenn man ſchon die allerkleinſten Anſtöße zu großartigen Niederlagen ſtempeln muß.

Es iſt wahr, in Oſtafrika haben gegen Ende des vorigen Jahres die vom Sklavenraub lebenden muhamedaniſchen Miſchvölker einen räuberiſchen Einbruch in die deutſchen Niederlaſſungen ausgeführt. Die Folge iſt eine Vereinigung Deutſchlands und Englands zur Ausführung der Blokade eines großen Theils der oſtafrikaniſchen Küſte geweſen. Damit wird die Verhinderung der Ausfuhr geraubter Sklaven bezweckt, und andere europäiſche Mächte haben ſich bereit erklärt, dieſes Unternehmen zu unterſtützen. Außerdem hat die deutſche Regierung vom Reichstag einen Kredit verlangt, um den für Oſtafrika zu beſtellenden Reichskommiſſar mit den Mitteln zur Erfüllung ſeines Auftrags auszurüſten. Der Auftrag beſteht aber darin, theils die deutſchen Privatintereſſen, ſoweit ſie Rechte erworben haben, gegen Beeinträchtigung durch andere Mächte zu ſchützen, theils darin, die von Deutſchland durch die Kongoakte übernommene Verpflichtung zur Mitwirkung bei der Unterdrückung des Sklavenhandels zu erfüllen. Die Bewilligung des Kredites durch den Reichstag ſcheint geſichert.

So könnte man annehmen, daß der Unfall, welcher die deutſchen Niederlaſſungen in Oſtafrika getroffen hat, nur dazu dienen werde, einen heilſamen Anfang der Solidarität europäiſcher Kulturvölker gegen eine der häßlichſten Ausartungen der Barbarei ins Leben zu rufen. Allein die Oſenhocker, welche die deutſche Politik warnten, über See zu gehen, indem ſie ihr überall Naſenſtüber prophezeiten, empfangen die Genugthuung, ihre Prophezeiung ſcheinbar in Erfüllung gehen zu ſehen. Denn nicht bloß in Oſtafrika entſtehen den An-

fängen deutſcher Kolonialpolitik Schwierigkeiten. Wo wäre freilich je in der Zeiten Lauf ein nützliches Werk entſtanden ohne Hinderniſſe, ohne unerwartete Schwierigkeiten, ohne Mißerfolge? Dazu iſt eben die Menſchheit da, ſolche Dinge zu überwinden. Wer ſich vor ihnen fürchtet und dieſe Furcht nicht überwinden kann oder will, der verzichtet ein für alle Mal auf die Ehre, am ſchaffenden Werk der Menſchheit theilzunehmen. Das Volk, welches zu ſolchem Verzicht ſich verleiten läßt, wird in der Fuge, welche nach dem ſchönen Bild des Dichters vom Chor der Völker ausgeführt wird, bald den Platz in der Oberſtimme verlieren, es wird nur noch mitſchleppen und bald als Ballaſt aus dem Chor herausgeworfen werden. Mit dem ſo übermäßig geprieſenen Erwerb an Kulturmitteln, deſſen ſich die Menſchheit im 19. Jahrhundert erfreuen ſoll, hätte es doch gar zu wenig auf ſich, wenn die europäiſchen Kulturvölker Halt machen müßten vor den wilden Horden, den Sumpflandſchaften der Küſte und vor der Hitze Afrikas. Eine wunderbare Civiliſation, die genöthigt wäre, ein rieſenhaftes Glied unſeres Planeten für immer der Barbarei zu überlaſſen.

Doch betrachten wir die neueſte Freude der einheimiſchen Ofenhocker. Das als Deutſchlands erſter Erwerb in Afrika einſt vielgenannte Angra Pequena war neuerdings faſt verſchollen. Der erſte, ſeitdem verſtorbene Erwerber hatte es einer Handelsgeſellſchaft abgetreten, deren Ausſichten auf vortheilhafte Ausbeutung des Landes durch neue Unterſuchungen, was das nördlich von Angra Pequena gelegene Damaraland betrifft, ſehr günſtig geworden ſein ſollen. Da meldet ſich plötzlich ein engliſcher Abenteurer und behauptet, das Land, welches einſt der Deutſche Lüderitz von einem Negerhäuptling erworben, ſei ihm, dem Engländer, ſchon vorher von demſelben Häuptling abgetreten worden. Der Neger habe den Deutſchen einfach geprellt. Die Anmeldung dieſes Anſpruchs kommt indeß unter allen Umſtänden zu ſpät, ſelbſt wenn die Ausſagen des Engländers über ſeinen älteren Vertrag mit dem Negerhäuptling richtig wären. Warum hat er ſich nicht gleich mit ſeinem Anſpruch gemeldet, als die deutſche Hand auf Angra Pequena gelegt wurde? Warum hat er ſich nicht ſpäteſtens gemeldet, als die deutſche Regierung mit der engliſchen einen Vertrag abſchloß über die Grenzen der beiderſeits zu machenden Erwerbungen in Südweſtafrika? Dieſer völkerrechtliche Vertrag macht den Anſpruch des Herrn Lewis, ſo heißt der Mann, auf die Souveränität in Angra Pequena ganz unerfüllbar. Es beſteht auch kein Zweifel, daß die engliſche Regierung dies anerkennen wird.

Aber die Anläſſe zur Freude der Ofenhocker ſind immer noch nicht zu Ende. Vor Jahren hatte die deutſche Regierung mit einem Hamburger Haus, welches auf Upolu, der zweitgrößten unter den Samoainſeln, eine Niederlaſſung begründet hatte, einen Erwerbungsvertrag abgeſchloſſen. Der Reichstag aber — es war der Reichstag, der aus den unglücklichen Wahlen von 1881 hervorging, welche dem Fortſchritt ſo viel Sitze im Reichstag verſchafften, wie noch nie — verwarf dieſen Vertrag. Der Fortſchritt operirte zumeiſt mit dem ſchönen Argument, dem deutſchen Steuerzahler könne nicht zugemuthet werden, einem verkrachten Unternehmen, wie die Godeffroyſche Niederlaſſung, auf die Beine zu

helfen. Mit dem nämlichen Argument hatte der Fortschritt die Uebernahme der berliner Stadtbahn auf den Staat bekämpft, war aber in diesem Fall glücklicherweise nicht durchgedrungen. In der Samoavorlage drang er mit der Verwerfung durch, und der deutschen Regierung blieb nun nichts übrig, als den deutschen Privatniederlassungen auf Samoa den Schutz des Reiches zuzusichern. Bald bedeckten diese Niederlassungen fast die ganze Insel Upolu und nun begannen Engländer und Amerikaner, auf diesen deutschen Erwerb im Stillen Ocean eifersüchtig zu werden. Beide Mächte, wie es scheint, stellten das Verlangen, daß Samoa ein souveränes Land, d. h. unter der Herrschaft der eingebornen wilden Häuptlinge bleiben müsse. Daß dies einer fortschreitenden europäischen Colonisation gegenüber ein Unding ist, leuchtet ein. Eine Einigung auf dieser Grundlage ist auch nicht zustande gekommen, eine Konferenz deutscher, englischer und amerikanischer Bevollmächtigten ist fruchtlos auseinandergegangen. Dagegen hat Deutschland mit England einen Vertrag geschlossen, wonach Samoa neutrales, d. h. unabhängiges Gebiet bleiben soll.

Einige Amerikaner haben auf Upolu Niederlassungen und Geschäfte gegründet und daher will die amerikanische Regierung das Recht nehmen, die Häuptlinge der Insel zu beschützen, wenn sie die Rechte der Angehörigen anderer Nationen verletzen. Ein Häuptling, Malietoa, verletzte die Verträge, die er mit deutschen Reichsangehörigen eingegangen, und wurde infolgedessen von der Besatzung deutscher Schiffe abgesetzt und in Gefangenschaft geführt. Der Stamm wählte einen andern Häuptling. Aber ein Amerikaner namens Klein, der sich als Berichterstatter einer Zeitung von San Francisko in Apia, der Hauptstadt von Upolu, aufhielt, regte die Wilden auf zu einem meuchlerischen Ueberfall auf deutsche Marinesoldaten, wodurch eine Anzahl derselben getödtet wurde. Die Regierung der Vereinigten Staaten nimmt sich der Wilden und ihres Führers, des Herrn Klein, des Bürgers der Union an. Sie will Schiffe unter Admiral Kimberley nach Samoa schicken, damit er die Autonomie der Insel beschütze, d. h. damit er die aufgehetzten Wilden vor den Folgen ihrer Vertragsbrüche und Meucheleien bewahre.

Die Nasenstüberpropheten haben Recht: es ist für Deutschland sehr schwer, im Stillen Ocean auch die bestbegründeten Rechte zu vertheidigen, wenn ihre brutale Zertretung von einer Macht, wie die Vereinigten Staaten hervorgerufen und beschützt wird. Wäre Deutschland mit den Vereinigten Staaten allein auf der Welt, so hätte die Sache ein anderes Gesicht. Aber wenn man eingekeilt ist zwischen die größten Militärmächte der Welt, die nur auf einen Moment der Schwäche Deutschlands lauern, um es womöglich zu zertreten, dann kann man allerdings nicht mit den Vereinigten Staaten anbinden, auch wenn sie noch so gröblich und willkürlich unser Recht mißhandeln.

Bei dem Panamaunternehmen macht Frankreich eben die Erfahrung, daß mit den Yankees für keine europäische Nation ein Auskommen ist, solange die Zerrissenheit Westeuropas fortdauert. Möchte doch innerhalb des Kreises der europäischen Kultur endlich die Ueberzeugung erwachen und in die herrschende

Stelle rücken, wo ſie hingehört, die Ueberzeugung, daß es keine dringendere und keine edlere Aufgabe für europäiſche Staatsmänner giebt, als die Herſtellung der Eintracht unter den europäiſchen Kulturnationen, nicht des kahlen Friedens, der alle Rivalitäten beſtehen läßt, ſondern der Eintracht, welche die Machtſphären getheilt und die Soiidarität für den Erwerb und die Behauptung der geſammten europäiſchen Machtſphäre geſchaffen hat! Ein Traum vielleicht, deſſen Erfüllung doch völlig in den Grenzen der Vernunft und der Möglichkeit liegt, alſo abhängig iſt von dem ſittlichen Fortſchritt der Menſchheit in der Erkenntniß und Annahme unentbehrlicher heilſamer Ideen. Ein Traum, von dem uns morgen vielleicht ſchon immer breitere Abgründe trennen, der aber auch morgen anfangen kann, Wirkiichkeit zu werden.

Im deutſchen Volk hat die Herſtellung eines engen Bündniſſes mit England lange als Lieblingswunſch gelebt. Seit den 60er Jahren unſeres Jahrhunderts hat man ſich dieſes Gedankens entwöhnt bis zu dem Grade, daß er ſchon eine Lächerlichkeit geworden war. Allein ſeitdem der Dreibund mehr und mehr auf dem Wege iſt, aus einer Regierungsaktion eine Verbrüderung der Völker zu werden, ſeitdem der Bund dadurch der politiſchen Welt immer ſtärker imponirt, ſeitdem hat die engliſche Politik einen gewiſſen Anſchluß an denſelben zwar nicht vertragsmäßig herbeigeführt, wohl aber die öffentliche Meinung an einen ſolchen zu gewöhnen geſucht, als in der Natur der Dinge liegend. Weiter konnte die gegenwärtige einſichtige Regierung Englands nicht gehen, denn einmal widerſtrebt die öffentliche Meinung dort jeder Uebernahme von Verpflichtungen, die zu irgend weichen poſitiven Leiſtungen nöthigen können, und dann giebt es in allen Schichten der engliſchen Geſellſchaft zahlreiche Elemente, die gegen Deutſchland Inſtinkte der Furcht und Abneigung hegen. Man könnte beinahe von einer deutſchen und antideutſchen Partei in England ſprechen, nur tritt dieſer Gegenſatz nicht lebhaft hervor, weil dies einmal durch das engliſche Phlegma verhindert wird und weil zweitens die praktiſchen Anläſſe fehlen. Warum ſollen die Deutſchenhaſſer ſchreien, wenn Deutſchland nichts von ihnen verlangt? Warum ſollen ſie ſchreien, da ſie nicht die mindeſte Luſt haben, einen Streit bei den Haaren herbeizuziehen, ſondern nur begehren, ſchadenfroh zuzuſehen, wenn Deutſchland ſich mit andern Mächten ſchlagen muß?

Der deutſchfeindliche Inſtinkt in England beruht auf der Beſorgniß, an einem geeinten Deutſchland einen ſtärkeren Rivalen zu erhalten, als England bisher gehabt. Das bundestägliche Deutſchiand war ein ſo ſchönes Gewicht im Syſtem der gegenſeitigen Paralyſirung aller kontinentalen Mächte, ſo wirkſam und ſo unſchädlich. Wie ſchmerzlich, aus dieſem Gewicht eine ſich ſelbſt bewegende Kraft werden zu ſehen! Wie unbehaglich, den ganzen Beſitz der außereuropäiſchen paſſiven Welt, den England als ſein natürliches Erbtheil anſah, obwohl es ihn nur zum kleineren Theil ausbeutete, in Zukunft mit anderen Nationen theilen zu ſollen, die jedenfalls dem Beiſpiel Deutſchlands folgen werden, wenn dieſes vorangeht! Es giebt Engländer, denen Deutſchiand als künftiger Rival weit bedenklicher vorkommt, als Frankreich oder Rußland.

Es giebt aber auch vernünftige Politiker in England. Dieſe trauen dem deutſchen Volk nicht das unbändige Gelüſt der Machterweiterung zu, wie es bei Ruſſen oder Franzoſen durch bedeutende Erfolge erweckt wird. Dieſe nämlichen Politiker meinen, daß ſelbſt mit einem mächtigen Deutſchland eine billige Abgrenzung der Aktionsſphären und ein geregeltes Zuſammenwirken möglich. Dieſe Politiker meinen auch, daß Deutſchland, wenn es ſeine innere Kraft noch ſo gut organiſirt, doch nie in die Lage kommen kann, ſeine Hand auf Indien zu legen, wie es Rußland vermöge ſeiner geographiſchen Poſition vermag. Dieſe Politiker meinen endlich, daß Deutſchland, wenn es noch ſo ſehr ſeine Häfen und ſeine Flotte entwickelt, doch nie die für England bedrohliche maritime Kraft und Stellung Frankreichs erreichen kann.

So ſtehen die Anſichten ſich gegenüber. Die deutſchfreundlichen Politiker würden ſich gern zur Abwehr gemeinſamer Feinde mit Deutſchland verbinden, weil ſie einſehen, daß wenn Deutſchland ſich nur mit ſeinen kontinentalen Verbündeten der Feinde erwehrt, es gar keinen Grund hat, bei den Geſtaltungen der Zukunft auf England Rückſicht zu nehmen. Allein Vorſchläge dieſer Art kann kein Staatsmann der öffentlichen Meinung des heutigen England machen. Dort iſt ein weitblickender Staatsmann darauf angewieſen, zu warten, ob dem engliſchen Publikum, von dem er abhängt, vielleicht angeſichts einer großen offenen Feuersbrunſt der Verſtand von dem beizubringen iſt, was es eigentlich thun müßte.

Bei dieſem Stand der Dinge hat ein Vorfall, an ſich von geringer Bedeutung, eine ſtarke Bewegung in England hervorgebracht. Sir Robert Morier, ein Mitglied der höchſten engliſchen Diplomatie, welches, was in England keineswegs die Regel, von der Pike auf gedient hat, galt für einen beſonders guten Kenner und ſogar für einen guten Freund Deutſchlands. Mit dieſer Freundſchaft hat es nun die Bewandtniß, daß ſie an den bundestäglichen Zuſtand Deutſchlands geknüpft war. Es gab immer viele Engländer, welche für das literariſche und geſellige Deutſchland ihre Sympathien offenbarten, aber unter einer ſtrengen Bedingung: Deutſchland ſei und bleibe politiſch eine quantité négligeable. Genau ſo Sir R. Morier. Seit 1866 mißtraute er Deutſchland, ſeit 1870 fürchtete er es. Aber Sympathie und Antipathie wußte er klug zu vertheilen, die eine ſchenkte er dem ſogenannten liberalen Deutſchland, die andere dem Fürſten Bismarck. Mit dem Botſchafterpoſten in Petersburg erſtieg Sir R. Morier die höchſte Staffel der Diplomatie. Sein ganzes Augenmerk richtete er dort darauf, ein Bündniß oder doch jedenfalls einen modus vivendi zwiſchen England und Rußland herzuſtellen, ſo daß ein engliſch-ruſſiſcher Krieg vermieden, dagegen Rußland von der Gefährlichkeit Deutſchlands oder nach Sir R. Moriers Anſchauung von der Gefährlichkeit des Herrn von Bismarck überzeugt werde. In Berlin war man von dieſem Deutſchenfreund nicht ſonderlich erbaut, und da derſelbe fortfuhr, durch ſeine Freunde ſich als Deutſchlands wahren Freund empfehlen zu laſſen, griff man endlich nach einem Mittel, dieſe wahre Freundſchaft in das wahre Licht zu ſtellen. In der Wahl hatte man aber eine unglückliche Hand.

Man beſaß einen Bericht des deutſchen Militärbevollmächtigten in Madrid aus dem Jahre 1886 über eine Unterredung mit dem Marſchall Bazaine, worin dieſer mitgetheilt hatte, die einzigen Nachrichten über die Bewegung des deutſchen Heeres vor den großen Auguſtſchlachten um Metz von Herrn Morier, damals Geſchäftsträger in Darmſtadt, über London erhalten zu haben. Dieſe Mittheilung belaſtet Herrn Morier garnicht. Er that in Darmſtadt, was er thun mußte, er raffte alle Nachrichten über die deutſchen Bewegungen zuſammen, die er mit einiger Wahrſcheinlichkeit vernahm, und berichtete ſie ſeiner Regierung. Am engliſchen Hof und im auswärtigen Amt gab es damals viele Perſonen, welche nach den erſten Niederlagen Frankreichs für das Schickſal dieſes Landes zitterten, welche über alles den Aufſchwung Deutſchlands fürchteten. Es fand ſich keine Urſache, was man aus Deutſchland erfuhr, ſonderlich geheim zu halten. Rückſichtsvoll gegen andere Völker iſt man in England nie geweſen, am wenigſten gegen Deutſchland. Nichts iſt alſo erklärlicher, als daß Bazaine aus London Nachrichten erhielt, welche auf die Berichte Sir R. Moriers zurückführten. Andere engliſche Agenten, deren es noch genug in Deutſchland gab, mögen nicht ſo eifrig geweſen ſein, oder ſie waren dem Schauplatz nicht nah genug. Deutſcherſeits wurde nun vor kurzem der Bericht des Militärbevollmächtigten in Madrid über die Mittheilung Bazaines veröffentlicht. Sir R. Morier hatte aus Geſprächen deutſcher Diplomaten, ſogar des Staatsſekretärs des auswärtigen Amtes, bereits Kunde von jenem Bericht, ehe er veröffentlicht wurde. Da beging nun der Botſchafter in Petersburg im vorigen Jahr den unglaublichen Streich, ſich von dem ſterbenden Bazaine einen Brief ſchreiben zu laſſen, daß jene Unterredung erfunden ſei, eine Unterredung nämlich, in welcher Bazaine dem deutſchen Militärbevollmächtigten erzählt haben ſollte, er habe durch Morier Nachrichten über die Bewegungen des Kronprinzen von Preußen erhalten, durch welche der Marſchall in den Stand geſetzt worden ſei, den Preußen erhebliche Verluſte beizubringen. Dergleichen war aber deutſcherſeits nie behauptet worden. Als nun der Bericht des deutſchen Militärbevollmächtigten, worin von dem Widerſinn nichts enthalten war, veröffentlicht wurde, produzirte Sir Robert Morier dem deutſchen Staatsſekretär des Auswärtigen den, nie behauptete Dinge ableugnenden Brief Bazaines und verlangte auf Grund des Briefes vom deutſchen Staatsſekretär eine Ehrenerklärung in der deutſchen Preſſe und eine Zurückweiſung des deutſchen Militärbevollmächtigten, das alles im ungeberdigſten Tone. Er wurde natürlich kurz zurückgewieſen und veröffentlichte nun den betreffenden Briefwechſel.

Der klare Sachverhalt wurde anfangs von der engliſchen Preſſe ganz falſch aufgefaßt und zu überflüſſiger Erhitzung der öffentlichen Meinung benutzt. Man warf ſich in die Bruſt, daß ein engliſcher Gentleman nicht lügen könne. Aber Sir R. Morier leugnete eine Sache ab, deren ihn Niemand geziehen hatte. Bazaine hatte nur mitgetheilt, daß er Nachrichten von Morier, aber nicht durch Morier erhalten habe. Noch weniger hatte er den Widerſinn hinzugefügt, daß

er durch Moriers Nachrichten in den Stand gesetzt worden, der Armee des Kronprinzen empfindliche Verluste beizubringen. Sir Robert Morier hatte dem Marschall eine Beschuldigung geschrieben, die ihm nie gemacht worden war, damit der Marschall mit der ihm falsch in den Mund gelegten Mittheilung auch die Mittheilung ableugne, die er wirklich gemacht hat. Aber der Marschall ist nicht einmal so weit zu bringen gewesen. Er hat nur geleugnet, wovon Jedermann wußte, daß er es nicht gesagt haben könne. Er hat nicht in Abrede gestellt, mit dem deutschen Militärbevollmächtigten und andern Personen von Nachrichten gesprochen zu haben, die er aus Sir Roberts Quelle bekommen. Für das letztere giebt es lebende Zeugen in Deutschland und in Madrid. Die Aussage des Militärbevollmächtigten und der vom Sterbelager geschriebene Brief Bazaines, der etwas ableugnet, was jene Aussage nicht behauptet, bestehen vortrefflich neben einander*).

Was soll man nun von Sir R. Morier denken? In Deutschland hat man vielleicht geglaubt, die veröffentlichte Aussage des Militärbevollmächtigten werde Sir Robert nöthigen, nach den Personen zu forschen, die seine Berichte mißbräuchlich benutzt. Das hat er nicht gethan, sondern mit unsinnigen Geberden sich über eine selbst ersonnene Beschuldigung ereifert, und das englische Publikum hat sich darauf gesteift, den Selbstanschuldiger für einen ungerecht Verdächtigten zu halten. Die Gladstonesche Presse ergriff die Gelegenheit, ihr Evangelium der allein heilbringenden Verständigung mit Rußland zu predigen. Da sprach am 26. Januar der deutsche Kanzler im Reichstag von der historischen Freundschaft Preußens mit England, die von Deutschland auch bei dem jetzigen Vorgehen in Ostafrika sorgfältig beobachtet werde. Man konnte

*) Unser Herr Correspondent spricht die Ansicht aus, daß die Erzählung Bazaines nicht Herrn Marier, sondern irgend ein Mitglied oder einen Eingeweihten des Auswärtigen Amts in London belaste. Das ist gewiß richtig. Es ist aber auch noch Folgendes zu bedenken. Bazaine hat erzählt, er habe eine Meldung über die Linksschiebung der deutschen Armee und den Uebergang über die Mosel erhalten — in dem Sinne, als ob ihm dadurch eine wichtige Enthüllung gemacht worden sei. Das ist kaum möglich. Daß deutsche Vortruppen die Mosel überschritten hatten, wurde sofort, schon am 14., in Berlin amtlich bekannt gemacht und den Franzosen durch kleine Gefechte sofort handgreiflich verdeutlicht. Die Mittheilung könnte also nur auf die große Masse der deutschen Armee bezogen werden; diese aber überschritt erst am 16. die Mosel auf einen Befehl vom 15. Abends und lieferte sofort die Schlacht von Vionville. Es ist nach Zeit und Raum unmöglich, daß eine Mittheilung hierüber auf dem Wege über Darmstadt, London, Paris Bazaine rechtzeitig erreicht habe.

Man hat deshalb die Erzählung Bazaines auf einen anderen Vorgang bezogen. Am 13. August erhielt er eine in mysteriöses Dunkel eingekleidete Depesche der Kaiserin aus Paris, daß „nach Mittheilung einer Persönlichkeit" jene Linksschiebung der Deutschen nur eine Finte sei und sie thatsächlich sich rechts schiebend, nördlich von Metz die Mosel überschreiten wollten. Diese Nachricht war falsch, hat aber auf Bazaines Entschlüsse eine große, sehr unheilvolle Einwirkung ausgeübt. Nie wäre Verrath passender und furchtbarer gestraft worden — was ihn darum natürlich um kein Haar breit moralisch besser macht. Sollten aber in Bazaines Gedächtniß sich die Dinge so vollständig auf den Kopf gestellt haben? In seinem Proceß hat er geläugnet, daß er eine Umgehung von Norden besorgt habe. D.

fürchten, die engliſche Preſſe werde dieſe Aeußerung mit Hohn zurückweiſen. Statt deſſen hat ſie die Worte des Kanzlers mit übereinſtimmender Genugthuung aufgenommen. Dies iſt ein Beweis, wie trotz aller zeitweiligen Ungeberdigkeit alle Parteien in England auf dem Grund der Seele den Gedanken hegen, daß für Ereigniſſe, die kommen können, faſt unausbleiblich kommen müſſen, die Anlehnung an Deutſchland für England der erwünſchteſte Rückhalt ſei und mit aller Klugheit, verſteht ſich ohne eigene Koſten, offen gehalten werden müſſe.

* * *

Was das innere Staatsleben Englands angeht, ſo ſpinnen ſich die beiden Prozeſſe Parnells, der eine vor dem parlamentariſchen Unterſuchungsausſchuß in London, der andere vor dem Gerichtshof in Edinburgh, langweilig weiter. Wir müſſen jedoch jetzt eine Thatſache einräumen, deren Eintreten wir in früheren Korreſpondenzen nachdrücklich beſtritten haben. Es ſcheint wirklich, als ob die energiſche Repreſſionspolitik gegen Irland einen Zuſtand relativer Ruhe auf der Inſel hergeſtellt hat. Die iriſchen Parlamentsmitglieder ſind es, die ſich jetzt am ungeberdigſten betragen. Die Majorität, mit welcher das Miniſterium Salisbury regiert, heterogen wie ſie iſt durch ihre Zuſammenſetzung aus Tories, Whigs und ſolchen Radikalen, welche die Union Irlands mit England aufrechterhalten wollen, hat ſich immer feſter zuſammengeſchloſſen. Es ſcheint keine Rede mehr davon zu ſein, daß ein Theil dieſer Majorität unter Mr. Gladſtones Flügel zurückkehrt. Dem radikalen Theil wird dies ſehr erleichtert, wenn das Toryminiſterium Geſetze einbringt, wie die im vorigen Jahr durchgegangene Lokalverwaltungsbill. Auf dieſe Weiſe wird Englands innere Politik im Sinne des Liberalismus fortgeführt. Nur der nationale Inſtinkt für die unauflösliche Union der drei Königreiche wird befriedigt. Dieſer Inſtinkt iſt die Kraft des Miniſteriums. Gelingt es dem letzteren, die Zeit der erzwungenen Ruhe in Irland zur Abſtellung auch nur einiger der gröbſten Mißſtände dort zu benutzen und im übrigen die innere Verwaltung der drei Königreiche auf Grundlage des liberalen Zuges der öffentlichen Meinung einander zu nähern, ſo mag vielleicht das Kabinet Salisbury einſt mit dem Ruhm aus dem Amt ſcheiden, den Radikalismus des Herrn Gladſtone dauernd unſchädlich gemacht und den Strom des engliſchen Staatslebens in ein ſicheres Bett geleitet zu haben.

Die großen Bedenken des Geſetzes über die Lokalverwaltung ſind im Januarheft dieſer Jahrbücher einſichtig dargelegt worden. Durch regierende Grafſchafts-, Stadt- und Reichsparlamente, die ſelber nicht verwalten, ſondern die Verwalter wählen und in ihren Arbeiten ſtören, wird jedes Land bald ruinirt. Doch giebt es einen Zug im engliſchen Charakter, der hier ſchon früher mehrfach betont worden iſt und der vielleicht das heilſame Gegengewicht darſtellt. Es iſt der Zug, den Tüchtigſten zu wählen und dem Tüchtigſten zu gehorchen. Das unnütze Hineinreden in den Ernſt der Geſchäfte iſt zwar in England ſehr gebräuchlich, aber die Quengler haben keinen Einfluß, man duldet

sie nur in einflußlosen Minoritäten. Wenn dieser Charakterzug sich behauptet, dann mag vieles, was das politische Leben kontinentaler Völker entweder zerstört oder durch eigenartige Gegengewichte in Schranken gehalten werden muß, an der Gesundheit des englischen Volksinstinktes unschädlich vorübergehen. Ob die Dinge so günstig verlaufen, wird man im Zeitraum der nächsten 50 Jahre vielleicht übersehen können, falls nicht äußere Katastrophen der innern Entwicklung ganz neue Bahnen aufdrängen.

* * *

Ueber Rußland ist von diesem Monat wenig zu berichten. Graf Tolstoi, der Minister des Innern, den man durch seine mißrathene Semstwovorlage zu stürzen hoffte, scheint seinen Einfluß befestigt zu haben. Er hat wenigstens der Zeitung, die ihm am meisten opponirte, den Einzelverkauf verboten. Außerdem geht die Mobilisirung und Concentrirung der Armee an der Westgrenze ununterbrochen fort. Auch die Errichtung der neuen befestigten Lager, der strategischen Eisenbahnen u. s. w. schreitet auf das rascheste fort.

Damit bildet nun freilich einen äußerst seltsamen Kontrast das plötzlich deutschfreundliche Verhalten eines Teils der russischen Presse. Der Nord in Brüssel, die Nowoje Wremja in Petersburg sind gegen Deutschland äußerst nachsichtig und billig geworden. Es wäre aber eine große Thorheit, daraus, wie kürzlich ein großes rheinisches Blatt gethan, auf eine Veränderung der aktiven Elemente der russischen Politik zu schließen. Man ist immer still und höflich gegen den Gegner, dem morgen gegenüberzustehen man die Aussicht hat. Was helfen noch kleinliche Aergernisse und Neckereien, wenn morgen der furchtbare Ernst beginnt?

Herrn Morier hat die Petersburger Gesellschaft, vom Hofe angefangen, eine großartige Genugthuung bereitet, indem sie vollzählig auf seinem Ball erschien.

* * *

Am 27. Januar hat Paris den General Boulanger mit einer Majorität von 244 000 Stimmen zum Deputirten eines Wahlkreises des Seinedepartements gewählt. Es ist noch gar nicht dagewesen, außer bei Louis Napoleons Präsidentenwahl, daß ganz Paris über einen einzigen Mann abgestimmt hat. Als Ledru Rollin 1848 zuerst die Listenwahl eingeführt hatte, stimmte Paris über die Liste des ganzen Departements ab. Dazwischen herrschte die Arrondissementswahl. Als 1885 Jules Ferry wiederum die Listenwahl eingeführt hatte, stimmte Paris bei den allgemeinen Wahlen im Oktober wiederum über eine Liste ab. Jetzt zum ersten Mal wählt ganz Paris mit seinen Vororten nur einen Deputirten, weil es sich um eine Nachwahl handelt, bei der nach dem Wahlgesetz das ganze Departement abstimmen muß.

Boulanger ist also Sieger auch in Paris, und Sieger mit Glanz. Wir gehören nicht zu denen, die sich über die Franzosen bekreuzen, oder gar meinen, dieses Volk bemitleiden zu können, weil es sich in die Arme eines solchen Mannes wirft. Seit 1876, wenn man nicht sagen will seit 1871, hat Frank-

reich die wahre, unverfälschte parlamentarische Regierung, die Regierung einer Wahlkammer. Diese Regierung hat noch nie bestanden, außer etwa in den Zeiten des Konvents, und auch da bestand sie nur scheinbar. Die wahren Herrscher waren die Volksvertreter, welche die Klubs der Straße für sich hatten. Das englische Unterhaus, das gerühmte Vorbild einer parlamentarischen Regierung, war eigentlich nur das Barometer der steigenden und sinkenden Herrschaftsmittel der beiden in der Regierung alternirenden Parteien. Seit der Demokratisirung des Wahlrechts ist das Barometer zwar unsicher geworden, aber die Funktion des Unterhauses ist noch keine andere. Das Unterhaus ruft nicht seine Mitglieder von a—z zur Regierung, sondern nur die anerkannten Parteihäupter. Das ist also nicht die Regierung einer schrankenlos souveränen Versammlung. Nur Frankreich hat dieses beglückende Regiment zwölf Jahre genossen und ist desselben so satt, daß es davon befreit sein will, nöthigenfalls durch den Teufel, sehr gern aber durch einen schmucken General, der alles verspricht, wenn er auch keinen Geist bekundet und sonst nichts geleistet hat.

Was jetzt in Frankreich vorbereitet wird, ist ganz etwas anderes, als der Staatsstreich Louis Napoleons. Dieser bemächtigte sich durch die Armee der Herrschaft, und die Nation in ihren gebildeten Theilen sah in dieser Usurpation eine Schmach und hörte nicht auf, sie so anzusehen. Das Napoleonische Regiment war zeitweis populär bei den Massen, aber nie bei den gebildeten Klassen, aus denen sich nur ein kleiner Theil zu ihm wendete.

Wie anders jetzt! Es sind die gebildeten Klassen, welche bis auf einen kleinen Theil der doktrinären Republikaner das parlamentarische Regiment verurtheilen. Sie sehen in Boulanger nicht einen Retter und Begründer, sondern einen Zerstörer. Eines solchen halten sie Frankreich am meisten bedürftig. Nach Zerstörung des parlamentarischen Regiments, meinen sie, wird mit oder gegen Boulanger ein haltbares, dem Wesen Frankreichs entsprechendes Regiment sich begründen lassen.

Mögen solche Spekulationen verwegen sein, sie entspringen dem übermächtigen Bedürfniß der Befreiung vom parlamentarischen Regiment. Denn dieses Regiment ist die Herrschaft der Mittelmäßigkeit, der Rathlosigkeit, der Planlosigkeit, der Widersprüche und Verwirrung, des Eigennutzes und der Ausschließlichkeit. Für das politische Verständniß aller europäischen Nationen muß diese Selbstzerstörung des Parlamentarismus fruchtbar werden. Man kann unmöglich verkennen, daß der Schaden in dem System liegt, nicht etwa an den zufälligen Mängeln der Personen. Die Gerechtigkeit zwingt vielmehr anzuerkennen, daß die parlamentarische Regierung Frankreichs sehr viel Talent und Geschick nutzlos verbraucht hat.

Allerdings bleibt jetzt die Frage, wie wird Boulanger seinen Sieg benutzen, auf welche Weise wird er nun der herrschenden Republik zu Leibe gehen? Diese Republik scheint auch zu ihrem letzten Ende das Beste thun zu wollen. Sie wird Boulanger durch ungeschickte Angriffe das Schwert in die Hand nöthigen. Sie will mit Abschaffung der Listenwahl beginnen. Welche Ein-

ſichtsloſigkeit! Dieſe Liſtenwahl iſt eins der beſten gouvernementalen Mittel für jede Regierung, wenn ſie nicht, wie die jetzige Republik, alle Strömungen gegen ſich hat. Aber gegen dieſen Zuſtand helfen auch die Arrondiſſementswahlen nichts.

Frankreich, das Land der Kriſen, geht wieder einer der merkwürdigſten entgegen. Damit feiert es auf ſeine Weiſe das Jubiläum der welthiſtoriſchen Kriſe von 1789.

* * *

Wie dieſe Zeilen in den Druck gehen ſollen, kommt die erſchütternde Nachricht von dem plötzlichen Tode des Kronprinzen Rudolph. Ein geiſtvoller Fürſt, der am 21. Auguſt vorigen Jahres erſt das 30. Lebensjahr erreicht hatte, an erworbener Bildung reich, fähig, die Schätze ſeines Geiſtes ununterbrochen zu vermehren, edeln und idealen Sinnes, ein Kind ſeiner Zeit in deren beſten Eigenſchaften, in ſeltener Weiſe geeignet, die guten Kräfte eines ſchwer zu regierenden Reiches zu heilſamem Wirken um ſich zu vereinigen, wird in der Blüthe der Jahre plötzlich dahingerafft. Mit tiefer Theilnahme gedenken wir des hohen Kaiſerpaares, gedenken wir aller Völker, deren Beſtrebungen in dem völkerreichen Kaiſerſtaat ſo mannigfaltig bis zur Befehdung auseinander gehen. Alle hofften von dieſem Kaiſerſohn Förderung, Klärung, Leitung in ihren eigenen beſten Lebensbedürfniſſen. Sie müſſen dieſe Hoffnungen zu Grabe tragen. Ein Bruder des Kaiſers Franz Joſeph, wenige Jahre jünger als dieſer, iſt nun der Thronfolger. w.

Notizen.

Zur Litteraturgeſchichte der Staats- und Sozialwiſſenſchaften. Von Guſtav Schmoller. Leipzig, Duncker u. Humblot. 304 S.

Unter dem Titel „Zur Litteraturgeſchichte der Staats- und Sozialwiſſenſchaften“ hat Schmoller eine Anzahl von Aufſätzen in einem mittelſtarken Bande vereinigt, die ſich ſämmtlich auf die Geſchichte dieſer Wiſſenſchaften in unſerm Jahrhundert beziehen. Die Sammlung beginnt mit Unterſuchungen über die ethiſch-kulturgeſchichtlichen Betrachtungen Schillers und Fichtes und führt herab bis zu dem heutigen Kampf zwiſchen „hiſtoriſcher“ und „exacter“, inductiver und deductiver Nationalökonomie. In der eſſayiſtiſch ſo beſonders brauchbaren und künſtleriſch dankbarſten Form der Anknüpfung an eine beſondere Erſcheinung wird uns nicht viel weniger als der geſammten Umkreis der ſtaats- und ſozialwiſſenſchaftlichen Arbeit unſerer Epoche vorgeführt. Nicht nur die Probleme und Gedanken, ſondern auch die Perſönlichkeiten, welche ſie erzeugt, getragen, umſtritten haben, ziehen in lebensvoller Anſchaulichkeit an uns vorüber. Vielleicht geht Schmoller darin manchmal etwas zu weit, wenn er die Anſchauungen eines Menſchen ſo ganz und gar aus den Verhältniſſen, in denen er gelebt, aus dem Boden, auf dem er emporgewachſen iſt, zu erklären und abzuleiten ſucht. Aber die Eindringlichkeit und Anſchaulichkeit der Demonſtration gewinnt dadurch ungemein. Liſt, Carey, Stein, Roſcher, Knies, Schäffle, Funck-Brentano, George, Hertzka, endlich Menger und Dilthey ſind die Namen, denen Schmoller ſeine Feder gewidmet hat. Geſinnungsgenoſſen und Gegner des Autors ſind in dieſer Reihe vertreten. Man kann nicht ſagen, daß die letzteren geſchont werden; mit aller Schärfe und Rückhaltloſigkeit werden ihnen ihre Unzulänglichkeiten vorgehalten; doch aber geſchieht das wieder unter einer ebenſo beſtimmten Betonung der „Tugenden ihrer Fehler“, mit einem ſo wohlwollend und fein abwägendem Gerechtigkeitsſinn, daß man wohl fragen darf, warum überhaupt ſo viel von der Feindſeligkeit und dem Hader zwiſchen den „Hiſtorikern“ und den „Exacten“ in der Nationalökonomie die Rede iſt. Geſteht man ſich erſt, wie Schmoller es thut, daß „wir ſterbliche Menſchen nur durch Einſeitigkeit etwas leiſten können“, ſo müßten doch dieſe Einſeitigkeiten in Frieden nebeneinander beſtehen und arbeiten können.

Sind eigentlich die Gegensätze in den nationalökonomischen und socialpolitischen Ansichten heute so ganz besonders groß? Wenn man sieht, wie laut und gewaltig theoretisch und politisch der Kampf heute auf diesen Gebieten tobt, so sollte man meinen, die Gegensätze könnten nicht größer sein, noch je gewesen sein. Die gegentheilige Behauptung mag Vielen paradox erscheinen. Dennoch halte ich sie für die richtige. Als im Reichstag die letzte Debatte über Frauen- und Kinderarbeit (Arbeiterschutzgesetzgebung) stattfand, wurde der Witz gemacht, es habe eine schreckliche Verwechslung stattgefunden. Herr von Bötticher habe aus Versehen die Rede des deutschfreisinnigen Herrn Baumbach und Herr Baumbach die Rede des Staatssekretärs von Bötticher gehalten. Denn der Minister vertrat offenbar die alten manchesterlichen Anschauungen und der Redner der specifisch freihändlerischen Fraktion die modernen socialpolitischen. Rund heraus sagte dieser: „Ich bin überzeugt, daß unter den deutschen Freihändlern kaum ein namhafter Mann sein wird, der heute noch auf dem radikalen Standpunkt stände, daß er jede Einmischung des Staates in die wirthschaftlichen Verhältnisse vollständig perhorrescirte." Daß die Regierung diesmal den entgegengesetzten Standpunkt einnahm, hat gewiß keinen anderen Grund als ein persönliches hartnäckiges Vorurtheil des Reichskanzlers und gerade diese Stellungnahme der Regierung mag nicht wenig dazu beigetragen haben in der deutschfreisinnigen Partei der Einsicht, daß hier mit dem laisser faire nicht auszukommen sei, zum Durchbruch zu verhelfen: In der Opposition Socialpolitik zu machen ist ja unendlich viel hübscher als in der Praxis. Welche Motive aber auch immer für die Partei des Herrn Baumbach bestimmend gewesen sein mögen, der Grundsatz socialpolitischer Gesetzgebung ist nunmehr von der gesammten Volksvertretung einstimmig anerkannt. Der ganze große prinzipielle Gegensatz ist damit auf bloße Gradunterschiede reducirt. Nach der andern Seite gegen die Socialdemokratie ist allerdings theoretisch die Grenzscheide noch absolut, aber der Socialismus ist kein einheitlicher bestimmter Begriff. Unsere praktische agitatorische Socialdemokratie entbehrt jeder wissenschaftlichen Durch- und Weiterbildung. Diejenigen Socialisten aber, mit denen man wissenschaftlich reden kann wie Hertzka, werden von Schmoller ebenfalls schon nach bloßen Graddifferenzen zur herrschenden deutschen Nationalökonomie gruppirt. „Die gesammte deutsche Nationalökonomie, heißt es in unsern Aufsätzen, ist nur nüchterner; sie erkennt vom Bestehenden mehr an, sie will mehr am Gegebenen fortbauen; sie glaubt nicht an den baldigen Sieg der Produktivgenossenschaft und des staatlichen Bodeneigenthums; sie hält die näherliegenden Aufgaben der Arbeiterversicherung, der Fabrikgesetzgebung, der reineren und edleren Gestaltung des Lohnvertrages, die Bildung der Gewerkvereins- und Kartellverbände, die Herstellung von Schiedsgerichten und Einigungsämtern, die Besserung unseres Armenwesens, die Bekämpfung der Trunksucht und des Wuchers, die Hebung der Sparsamkeit für dringlichere und wichtigere Aufgaben; sie will unseren Bauern- und theilweise unseren Handwerkerstand erhalten, weil sie den allgemeinen Sieg des Großbetriebes für unmöglich oder für sehr viel ferner, weil

sie die Bewirthschaftung des Bodens nach Art amerikanischer Riesenfarmen für einen Rückschritt und ein Unglück hält. Sie glaubt, daß für die nächstliegenden, bescheideneren, aber durchführbaren Aufgaben der Sozialreform schon die ganze sittliche und geistige Kraft der Gegenwart nöthig sei; sie glaubt, daß, wenn diese nicht dafür eingesetzt werde, die Signatur der Epochen rascher und glänzender technischer Fortschritte auch unser Zeitalter charakterisiren werde — und das ist: Zivilisationshochmuth, Ueberschätzung des Verstandes und der Technik, Unterschätzung der sittlichen Faktoren, materialistischer Luxus, steigender Klassengegensatz. Kurz, sie bekennt sich zur Einzelarbeit der socialen Reform; aber sie schließt deshalb den, der mit breitem Pinsel einmal ein Freskogemälde der socialen Zukunft gemalt hat, nicht aus ihren Reihen aus, sofern er nur selbst zugiebt, daß sein Idealbild kein Programm der praktischen Politik für die augenblickliche Gegenwart sei." Delbrück.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaction zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Baedeker, D. Alfred Krupp. Essen, Baedeker.
Below, G. v. Die Entstehung der deutschen Stadtgemeinde. Düsseldorf, Voß.
Bernardo, D. di. La publica amministratione e la sociologia. Vol. I. Torino, Bocca.
Blennerhassett, Lady, geb. Gräfin Leyden. Frau v. Staël, 3. Bd. Berlin, Pätel.
Carrière, M. Jesus Christus u. d. Wissenschaft der Gegenwart. Leipzig, Brockhaus.
Dietzel, H. Karl Rodbertus. 2. Abt. Jena, Fischer.
Ehrenberg, Rich. Wie wurde Hamburg groß? Hamburg, L. Voß.
Erbrich, E. Karl V. vor Metz. Dichtung. Leipzig, W. Friedrich.
Escher, J. und Schweizer, P. Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich. 1. Bd. 1. Heft. Zürich, Höhr.
Goethes Werke. I. Abt. Bd. 2. 6. 7. 151. 2. III. Abt. Bd. 2. IV. Abt. Bd. 3. Weimar, Böhlau.
Hanstein, A. v. Kaiser Wilhelms II. Nord- und Südlandfahrten. Berlin, Deutsch-Nationaler Verlag.
Klencke, H. Am Webstuhl der Zeit. Dresden, Universum.
Lattmann, J. Veränderungen des Lehrplans in den alten Sprachen. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht.
— Ueber den in Quinta zu beginnenden lateinischen Unterricht. Ebda.
— Die Kombination der methodischen Principien im lateinischen Unterricht. Ebda.
L., K. Gedanken über Oesterreich-Ungarns militär-politische Lage. Hannover, Helwing.
Martens, L. Die Aufgaben des Evangelischen Bundes. Vortrag. Barmen, D. B. Wiemann.
Melle, W. v. G. H. Kirchenpauer. Hamburg, Voß.
Münz, Sigm. Aus dem modernen Italien. Frankfurt a./M. Literarische Anstalt.
N. Das Kriegstheater an der Weichsel. Hannover, Helwing.
Natzmer, G. E. v. Unter den Hohenzollern. Denkwürdigkeiten a. d Leben des Generals Oldwig v. Natzmer. IV. Bd. 2. Theil. 1848—1861. Gotha, Perthes.
Oettingen, Alex. v. Zur Duellfrage. Dorpat, Karow.
Oncken, W. Luthers Fortleben in Staat und Volk. Berlin, H. Reuther.
Pfizer. Recht und Willkür im Deutschen Strafproceß. Hamburg, Verlag A. G.
Prutz, Hans Entwicklung und Untergang des Templerordens. Berlin, Grote.
Ranke, L. v. Weltgeschichte, 9. Th., Abtheil. 1 u. 2. Leipzig, Duncker u. Humblot.
Recht und Staatsraison im Proceß Geffcken. Hannover, Helwing.
Rethwisch, J. Die Deutschen im Auslande. Berlin, Selbstverlag.

Rochholz, Ernſt L. Reichstreu, Denkfrei. Gedichte. Leipzig, Rauert und Rocco.
Schmoller, Zur Litteraturgeſchichte der Staats- und Sozialwiſſenſchaften. Leipzig, Duncker und Humblot.
Schröder, Otto. Vom papiernen Stil. Berlin, Walther und Apolant.
Schultz, H. Sprachgeſellſchaften des 17. Jahrh. für Reinigung der deutſchen Sprache. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht.
Schulze, Herm. Preußiſches Staatsrecht. 2. Bd. 1. Lief. 2. A. Leipzig, Breitkopf und Härtel.
Trüdinger, Otto. Die Arbeiterwohnungsfrage. Jena, Fiſcher.
Vierteljahrſchrift f. Litteraturgeſchichte. 1. Bd. 3. u. 4. Heft. Weimar, Böhlau.
Vogelweide Walther v. d. Gedichte, überſ. von Bodo Wenzel. Plauen, Neupert.
Wolff, Eugen. Joh. Elias Schlegel. Berlin, R. Oppenheim.
X. Konſtantinopel, die dritte Hauptſtadt Rußlands. Hannover, Helwing.
Zeitſchrift der Hiſtoriſchen Geſellſchaft für die Provinz Poſen. Poſen, J. Jolowicz.
Zurbonſen, Fr. Quellenbuch zur brandenburgiſch-preußiſchen Geſchichte. Berlin, R. Stricker.
Zwiedineck-Südenhorſt, H. v. Die öffentliche Meinung in Deutſchland. Stuttgart, Cotta.

Verantwortlicher Redacteur: Profeſſor Dr. H. Delbrück Berlin W. Link-Straße 42.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Jean Froiſſart.

Von

H. Boos in Baſel.

Die Romanogermaniſchen Staaten Europas bildeten im früheren Mittelalter eine einzige große Völkerfamilie, beſeelt von der höchſten Verehrung für die chriſtliche Religion, für die Kirche und ihr ſichtbares Oberhaupt den Papſt, bewegt von dem großartigen Gedanken den Gottesſtaat auf Erden darzuſtellen, der eine Verneinung jeder weltlichen Kultur war. Wie dieſelbe Weltanſchauung gleichmäßig alle Geiſter erfüllt, ſo waren auch die politiſchen und rechtlichen Inſtitutionen bei allen Gliedern dieſer großen Völkerfamilie dieſelben; dieſelbe Sitte herrſchte bei allen und gemeinſame Unternehmungen wie die Kreuzzüge ſtärkten das Bewußtſein von der Zuſammengehörigkeit der abendländiſchen Völker. Das ſtärkſte und zugleich das fühlbarſte Band dieſer Einheit war aber die lateiniſche Sprache, das allen Gliedern gemeinſame Organ der Verſtändigung und der Bildung. Aber im tiefſten Schoße dieſer alſo verbundenen mittelalterlichen Geſellſchaft ſchlummerten mannigfaltige Kräfte, welche zum Leben erweckt, thätig waren, dieſe Einheit zu durchbrechen und zu untergraben. Schon die Bedürfniſſe des wirklichen Lebens zwangen zu einer fortdauernden Bekämpfung des von der Kirche aufgebauten Gottesſtaates, zu einer Berückſichtigung der Bedürfniſſe und Verhältniſſe der einzelnen ſich herausbildenden Staaten Europas. Der Widerſtreit zwiſchen der transcendenten Idee des religiöſen Glaubens und den Exiſtenzbedingungen des irdiſchen Lebens, der charakteriſtiſchſte Zug der mittelalterlichen Kultur, erweckte zugleich den Zwieſpalt zwiſchen den einzelnen Nationen, indem keine der anderen an Macht und Einfluß auf die Leitung der Kirche nachſtehen wollte. Durch die größere Ausbreitung der Kultur und durch die gegenſeitige Reibung ſtieg den einzelnen Nationen eine Ahnung von ihrem eigenen Werthe auf. Es iſt ja bei Völkern nicht anders als bei Individuen.

Erſt bei reiſerer Entwicklung entfaltet ſich die Individualität, die freie ſich ſelbſtbewußte Perſönlichkeit. Der Kulturkreis war in früheſter Zeit ſehr enge gezogen; wie nur ein verſchwindend kleiner Bruchtheil der Bevölkerung Macht und Antheil am politiſchen Leben beſaß, mit der Freiheit der Perſon zugleich des Genuſſes der irdiſchen Lebensfreuden theilhaftig war, ſo kam die univerſale Bildung nur äußerſt wenigen Bevorrechtigten zu Gute, während die große Maſſe dem drückenden Banne der Unwiſſenheit und des Aberglaubens unterlag. Langſam nur, ſehr langſam zogen ſich die Kulturkreiſe weiter, verbreitete ſich die Bildung auf die Maſſen. Mit dem Aufkommen der Städte, mit dem Erwerb der Autonomie für dieſelben, entſtanden eine große Anzahl von Kulturzentren, von wo aus die bürgerliche Bildung immer weiter um ſich griff. Ein äußerliches Merkmal dieſes veränderten Zuſtandes iſt das Aufkommen und Umſichgreifen der Landesſprachen. Erſt in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts (in Frankreich allerdings etwas früher) werden die Urkunden in Deutſchland und England in der Volksſprache geſchrieben, bis im 14. Jahrhundert die nichtlateiniſchen Urkunden vorwiegen, nachdem ſchon früher die Volksdichtung ſowie die weltlichhöfiſche Dichtung die einheimiſche Sprache mit Genialität gehandhabt hatte. Erheblich ſpäter bildete ſich die Proſa aus. Mit dieſem ſtärkern Hervortreten der einheimiſchen Volksſprache bemerkt man auch eine ſchärfere Betonung der Gegenſätze zwiſchen den einzelnen Völkern; die Nationen entwickeln ihre einer jeden eigenthümliche Individualität, der dem Mittelalter inhärirende gemeinſame Charakter in Bezug auf Sitte und Anſchauung verſchwindet allmälig, man fühlt ſeine eigene Kraft, rühmt ſeine Vorzüge vor den andern Nationen und ſchon tritt unter König Philipp dem Schönen*) von Frankreich am Ausgang des 13. Jahrhunderts das Nationalitätsprincip auf, d. h. die Anſchauung oder die politiſche Doctrin, daß alle Menſchen derſelben Sprache auch einem und demſelben Staate angehören müßten. Es widerſprach nun aber dieſem ſo ſtark betonten Gefühl von dem Werthe einer Nation, daß ein anderes Volk von anderer Sprache Beſitz- und Herrſchaftsrechte in demſelben beſaß. War früher die Bildung der europäiſchen Staaten ein Product der Mechanik, der Macht und dynaſtiſcher Erbanſprüche, ſo war nun das Nationalgefühl ſo ſtark geworden, daß es auch berechtigte Erbanſprüche fremder Fürſten ablehnt; ſo entſtanden im 13. Jahrhundert in Italien und Spanien blutige Volksaufſtände zur Abwehr fremder Herrſchaftsgelüſte. Aus derſelben Urſache entfachte ſich

*) Ueber ihn vergleiche das vortreffliche Buch von E. Boutaric, La France sous Philippe le Bel. Paris 1861.

jener mächtige Feuerbrand, der ein Jahrhundert lang gelodert und Frankreich in eine Wüste verwandelt hat. Die Besitzungen Englands in Frankreich waren ein fortdauernder Anreiz zur Feindschaft zwischen den durch so mannigfaltige Beziehungen engverbundenen Völkern. Das beleidigte Nationalgefühl der Franzosen brauste aber hoch auf, als König Eduard III. von England mit Waffengewalt seine Erbansprüche an die französische Krone erzwingen wollte. In hundertjährigem Ringen zerfleischten sich die Völker Europas auf den schönen Fluren Frankreichs, die Ruhmesfahne Frankreichs sank tiefer und tiefer zu Boden, bis in der Jungfrau von Orleans der verkörperte Genius der Nation erstand. Dieser hundertjährige Kampf zwischen Frankreich und England bildet eine der merkwürdigsten Epochen in der Geschichte der Menschheit, denn es handelte sich hierbei nicht bloß um dynastische Interessen, sondern eine erlöschende Weltanschauung kämpfte mit einer neuaufkommenden einen Verzweiflungskampf.

Philipp der Schöne von Frankreich kann als der Schöpfer des modernen Einheitsstaates angesehen werden. Mit weit über seine Zeit hinausreichendem Blick und klarem Bewußtsein verfolgte er sein Ziel, die Feudalgewalten zu vernichten und alle Kräfte des Landes dem Königthum dienstbar zu machen. Er zwang die großen und kleinen Feudalherren, die bis dahin weder dem König gehorcht noch dem Lande genützt hatten, die nur den Impulsen der Willkür folgten, seinen Geboten und Ordonanzen Nachachtung zu schenken, er verbot unter schweren Strafandrohungen die Fehden der kriegs- und beutelustigen Feudalherren, er demüthigte und schwächte den Adel dadurch, daß er einen neuen Adel von Königs Gnaden, den Briefadel, gründete, daß er ihm im dritten Stande, in dem freien Bürgerthume, eine gewaltige Gegenmacht schuf. Er verschaffte den armen bedrückten leibeigenen Bauern die Möglichkeit sich aus der harten Knechtschaft zu lösen, er begünstigte auf alle Weise die Städte, indem er sie in seinen königlichen Schutz nahm, wodurch er bewirkte, daß ein Bürger einer solchen königlichen Stadt überall im Reiche geschützt war, während früher der Frieden nur soweit gewährleistet war als die Mauern seiner Stadt reichten. Philipp der Schöne ist der Schöpfer der Etats généraux, ein unermeßlicher Fortschritt im politischen Leben; denn während früher nur wenige Bevorrechtigte Theil am politischen Leben nahmen, zog nun Philipp das ganze Volk zur Theilnahme heran, indem er den bis jetzt allein berechtigten Ständen, Klerus und Adel, den dritten Stand gleichberechtigt zur Seite setzte. Alle drei Stände, Klerus, Adel und Bürgerthum, wußte er dem Staatsinteresse dienstbar zu machen, indem er allen

schwere finanzielle und persönliche Lasten aufbürdete. Er machte die französische Kirche unabhängig vom Papstthum, das er demüthigte und seinem herrischen Willen zwang. Das königliche Ernennungsrecht der Bischöfe wahrte er mit Eifersucht gegenüber den Eingriffen der Päpste und zwang die reichen Kirchen und Klöster zu freiwilligen und unfreiwilligen Geldsteuern, wodurch viele dem ökonomischen Ruin zugetrieben wurden. Er zuerst stellte wieder nach Karl dem Großen das Princip auf, daß Alle dem Vaterlande zu dienen hätten; wer nicht Waffen tragen konnte oder durfte, mußte eben mit Geld dienen. Philipp organisirte eine einheitliche Verwaltung; ein Netz von eifrigen königsergebenen Beamten wurde über das Land gelegt, das Gerichts-, Steuer- und Kriegswesen wurde durchaus einheitlich eingerichtet. Sein Hauptbestreben ging darauf aus einen Schatz zu sammeln, jederzeit flüssige Geldmittel zur Verfügung zu haben, darin sah er ein Hauptmittel der Macht. Um sich Geld zu verschaffen, scheute er selbst vor den gewaltsamsten verderblichsten Maßregeln nicht zurück, deswegen lud er sich auch schwere Blutschuld auf, indem er die reichen mächtigen Templer seiner Habgier opferte. Die Großen wie die Kleinen stöhnten auf unter dem ihnen auferlegten schweren Joche, und als er dem Geschicke der Sterblichen unterlag, verwünschte das Volk sein Andenken. Die Zeitgenossen sahen in seinem und seiner drei Söhne frühen Tode, wodurch das Geschlecht auslosch, die Rache des Himmels für seine Unthaten.

Die Reaction konnte daher nicht ausbleiben. Der Adel hetzte das Volk zum Aufstand gegen die Regierung im Namen der Freiheit. Allein unter dieser Freiheit verstand der Feudaladel nur die Willkür nach eigener Laune zu schalten und walten, die Freiheit, das Volk für sich arbeiten zu machen, kurz das Recht der Anarchie. Wohl ließen sich die Städte verleiten den Lockworten zu folgen, und die Fahne der Empörung aufzupflanzen, allein das Uebel, was nun entstand, war verderblicher für die allgemeine Wohlfahrt als der schwere Druck, den der dritte Stand unter Philipp zu erleiden hatte. König Philipp der Lange verbündete sich mit dem dritten Stande, bewaffnete die Bürger und zwang den Adel zur Pflicht. Durch das Aufkommen der schwachen ränkevollen Könige aus dem Hause Valois erhielt die Feudalaristokratie einen neuen Impuls zur Auflehnung gegen die staatliche Ordnung und in dem inzwischen ausgebrochenen Krieg mit England erhielten die wilden unbotmäßigen Elemente weiten Spielraum zur Entfaltung. Noch einmal flackte das Licht des erneuten Ritterthumes zur sprühenden Flamme auf. Der neue König Philipp von Valois, in dieser Hinsicht gleichgesinnt wie der ritterliche Eduard III. von England, entfaltete an

seinen Höfen zu Paris, Vincennes und St. Germain einen wahnsinnigen Luxus, der die Krone und den Adel ruinirte. Der König um seine stets leere Kasse zu füllen, legte dem Volke immer drückendere Lasten auf, der dem Bürgerthum verschuldete Adel, um sich seiner Gläubiger zu entledigen, hetzte die Volkswuth gegen die Kapitalbesitzer auf und preßte zugleich seine Grundhörigen bis auf das Blut aus, ohne ihnen in den furchtbaren Heimsuchungen durch den Feind Beistand und Schutz zu gewähren. Adel und Bauernschaft erschöpften eine ungeheure Lebenskraft im Kampfe mit einander und erst Ludwig XI. wurde der widerstrebenden Mächte Herr und erneuerte den von Philipp dem Schönen eingerichteten Staatsorganismus wieder.

Zu Frankreich standen die nordöstlichen Landschaften, Hennegau, Flandern und Brabant in enger Beziehung. Die Niederlande galten zwar als ein Glied des deutschen Reichs, allein die Landesherren waren meist Vasallen Frankreichs geworden, das unter Philipp dem Schönen seine habgierigen Fangarme nach den westlichen Provinzen des deutschen Reiches streckte. Französische Kultur und französische Sprache hatten selbst in den flämisch redenden Gebieten Besitz ergriffen und französische Sympathien thaten sich in den Städten unverhohlen kund, wenngleich sie oft genug die Uebergriffe ihres Nachbarn mit mannhafter Hand abzuwehren hatten. Noch enger als diese Beziehungen zu Frankreich waren die der niederländischen Städte*) zu England. Die englische Wolle war für die hochentwickelte Tuchindustrie der Niederlande unentbehrlich und jede Störung der Ausfuhr englischer Wolle führte zu blutigen Revolten in den großen Industriestädten, was wiederum auf die innere und äußere Politik der Landesherren wie auch auf die ihrer interessirten Nachbaren England, Frankreich und Deutschland fühlbar einwirkte. So standen die Niederlande unter dem Banne und Druck dreier divergirender Kulturkreise. Kein Wunder, daß sich hier schon früh eine eigenartige hohe Kultur entwickelt hat und daß die Niederlande die von ihren Nachbaren empfangenen Anregungen mit reichen Zinsen zurückbezahlt haben. Glänzende Fürstengeschlechter, ein stolzer Adel, unermeßlich reiche Kirchen und Klöster, gewaltige gewerbereiche Städte verschafften dem Lande einen hervorragenden Platz in der Geschichte menschlicher Kultur. Unaufhörlich war das Land in Bewegung, bald kämpften die Fürsten gegen einander, bald der Adel gegen die Fürsten oder beide vereint gegen den Unabhängigkeitstrieb der Bürger, bald das ganze Land einträchtigen Sinnes gegen die frechen Uebergriffe

*) Vgl. über diese den schönen Aufsatz von F. Frensdorff: Aus belgischen Städten und Stadtrechten, in: Hansische Geschichtsblätter 1879 S. 39—70.

Frankreichs. Dessenungeachtet ist dieser blutgetränkte Boden eine Pflanzstätte für die Bestrebungen des Friedens geworden. Handel und Gewerbe haben hier ihren Sitz aufgeschlagen, eine reiche Kunstentfaltung zeugt von der unverwüstlichen unerschöpflichen Kraft und Fähigkeit der Niederländer. Hier hat am frühsten in Nordeuropa das Bürgerthum eine gesicherte Rechtsstellung gewonnen und sich zu Ansehen und Macht erhoben.

Auf einem solchen reichbewegten Boden mußte sich naturgemäß eine reiche Geschichtschreibung entfalten. In der That kein Land hat so viele und vortreffliche Geschichtswerke aufzuweisen wie die Niederlande. Alle Formen mittelalterlicher Historiographie sind hier gezeitigt worden, die historische Reimchronik hat hier ihre wahre ursprüngliche Heimath und schließlich hat das Land einen der größten aller Geschichtschreiber hervorgebracht, der ebenso sehr der mittlern wie der neuern Zeit angehört, Sir Jean Froissart. Ein geistreicher Historiker unserer Tage hat bei Gelegenheit einer litterarhistorischen Betrachtung über Thukydides, Machiavelli und Niebuhr die beachtungswerthen Thesen aufgestellt, daß die productive und negative Empfänglichkeit für die großen Eindrücke und den Zusammenhang der Ereignisse gleichsam wie die Pole derselben wissenschaftlichen Kraft sich bei den bedeutendsten Persönlichkeiten untrennbar vereinigt finden; daraus ergiebt sich, daß die wirkliche geniale Kraft sich nur in Zeiten zu entwickeln vermag, wo die Gegensätze der politischen Kulturentwicklung mit solcher Mächtigkeit neben oder unter einander sich vollziehen, daß ihre rasch sich steigernden oder plötzlich sich entwickelnden Reibungen die Keime einer großen historischen Auffassung und Darstellungskraft bis in die tiefste Wurzel durchzucken und befruchten. Von Herodot bis Macaulay haben die größten Geschichtschreiber ohne den Sonnenschein und die Wetter großer politischen Bewegungen und Parteikämpfe nicht gedeihen können. Von den Pharaonen bis auf die Bonapartes sind dagegen die Naturwissenschaften und alle exacten Disciplinen in der Atmosphäre des drückendsten Absolutismus unbeirrt weiter entwickelt worden*). Fürwahr nur wo Leben und Bewegung ist, wo große Gegensätze auf einander stoßen, kann sich ein historisches Genie voll und ganz entfalten. In Flandern waren alle Bedingungen dafür gegeben. Eine Reihe auf einander folgender Historiker haben die Geschichte ihrer Zeit aufgezeichnet, worunter die drei bedeutendsten dem 14. Jahrhundert angehören: Jaques de Hemricourt, Jean le Bel und Jean Froissart, alle drei Zeitgenossen und

*) K. W. Nitzsch, Geschichte der Römischen Republik, herausg. von G. Thouret, Leipzig 1884. Band I, S. 20.

Landsleute. Der älteſte Jacques de Hemricourt*), der wackere Bürgermeiſter von Lüttich hat die Muße ſeiner alten Tage benutzt zur Verherrlichung der Geſchichte ſeiner engeren Heimath der Hesbaye**) und ſeiner Vaterſtadt Lüttich***). Seine lebendige Schilderung der mannigfaltigen Kämpfe und des Lebens und Treibens des ſtolzen flandriſchen Adels iſt getragen von einem glühenden Patriotismus für ſein Heimathland und ſeine Vaterſtadt, die er über alle anderen Städte des Erdreiches ſetzt. Ihm verdanken wir auch das Beſte, was wir von ſeinem Landsmann Jean le Bel****), Canonicus zu S. Lambert in Lüttich wiſſen. Jean le Bel kann nicht ungenannt bleiben, wenn von Froiſſart die Rede iſt, denn ſeinem ebenbürtigen Vorgänger ſchuldet Froiſſart die Anregung zu ſeinem bewunderungswürdigen Werke. Jean le Bel ſtammte aus einem vornehmen Hauſe. In ſeiner Jugend begleitete er als ritterlicher Kriegsmann den Grafen Johann von Hennegau, einen Oheim der Königin Philippa von England, auf deſſen Kriegszug gegen Schottland. Später wurde er Domherr des weltberühmten Stiftes S. Lambert zu Lüttich, einer alten Stätte der Gelehrſamkeit. Der ganze ritterliche Stolz, Hochmuth und Prunkſucht des Zeitalters der Schnabelſchuhe und Gugelhüte verkörpert ſich in ſeiner Perſon. Man leſe nur die merkwürdige Schilderung Jacques de Hemricourt, wie Jean le Bel angethan mit den koſtbarſten Gewändern, geſchmückt mit Perlen und edlem Geſtein, begleitet von einem prunkvoll ausgeſtattetem Gefolge auf ſtolzem Roſſe durch die Straßen Lüttichs ritt, wie er prunkvollen Hof hielt und wie täglich fünfzig geladene Gäſte bei ihm ſpeiſten, wie er, wenn er zur Kirche ging, ſich von 20 Dienern begleiten ließ. Doch rühmt er ihn wegen ſeines ſcharfen geſunden Verſtandes und ſeiner guten Verwaltung, er war heiter und fröhlich und wußte Chanſons und Vierlais zu dichten; die ganze Zeit ſeines Lebens ſtand er in gutem Flor und als er 80jährig ſtarb, wurde er ſeinem Stande und Reichthum gemäß begraben. Dieſer würdige Sohn des leichtlebigen prunkſüchtigen ſchönheitsdurſtigen Flanderns ſchrieb nun die Geſchichte ſeiner Zeit von 1326—1361, vor allem die großen Thaten König Eduards III. von England. Vieles hatte er ſelbſt erlebt, anderes vernahm er durch

*) F. Henaux in: Messager des sciences historiques de Belgique. Anne 1841. Gand. p. 53—82.

**) Miroir des Nobles de Hasbaye éd. par le sieur de Salbroy. Bruxelles 1673 fol. Neue ſchlechtere Ausgabe von E. F. Jalheau. Liége 1791 Fol.

***) Patron de la temporalité z. T. her. von Polain, Histoire de l'ancien pays de Liége II, 389—447 vgl. Henaux l. c. p. 74 ff.

****) Les vrays chroniques de Messire Jehan le Bel her. von M. L. Polain. Brux. 1863. 2 Bde.

den Mund seines alten Kriegsherrn und Freundes Jean de Beaumont, des Oheims der Königin Philippa, der an den Ereignissen jener wildbewegten Tage einen so großen Antheil genommen hatte. Jean le Bel scheute keine Mühe und keine Kosten um die Wahrheit zu erfahren und mit einigem Neid, vielleicht thue ich ihm Unrecht, vergleicht Froissart seine eigene Armuth mit dem Reichthum seines Landsmannes. In der That erweckt das Werk Jean le Bels beim Leser den Eindruck aufrichtiger Wahrhaftigkeit, wir haben es mit einem Manne zu thun, der politisches Verständniß mit der Kunst der Darstellung vereinigt. Einmal vertheidigt er sich gegen den Vorwurf der Parteilichkeit für Eduard III. und der Animosität gegen Philipp von Valois. Warum, sagt er, nenne ich immer Eduard den edlen König, aber Philipp bloß König; einfach deshalb, weil man Eduard nicht genug ehren kann, weil er allzeit verständig und klug ist, besorgt für seinen Staat, darauf bedacht seine Leute, Ritter wie Knappen, jeden nach seinem Stande zu ehren, der sein Land tapfer vertheidigt und große Eroberungen gemacht hat mit Hülfe angeworbener Truppen, die er immer gut bezahlte. Nicht so Philipp, denn dieser ließ sein Land durch Fremde verwüsten und hielt dabei seinen eigenen Leib wohl geborgen, er war feig und fürchtete immer Verrath von Seiten seiner Umgebung, er hat sein Land durch schwere Abgaben und Steuern arg gedrückt, durch Schlagen schlechter Münzen schwer geschädigt und mit dieser schlechten Münze selbst gute Wechselgeschäfte gemacht; seine Kriegsvölker hat er nicht bezahlt, so daß diese zum Schaden des Landes sich selbst ernähren mußten. So ist das Königreich Frankreich durch schlechten Rath erniedrigt und der Spott seiner Feinde geworden, dieses Land, das vormals durch Ehre, den Klerus und die Ritterschaft, durch seinen Handel und Industrie und durch Vorzüge aller Art alle anderen Länder an Ruhm überstrahlt hat. Ein andermal kritisirt Jean le Bel scharf die schlechten Vorkehrungen Philipps zur Abwehr der Feinde. Kurz wir haben es mit einem Schriftsteller zu thun, der Kritik zu üben weiß und vollständig Herr seines Stoffes ist. Es ist nun kein Geheimniß mehr, daß Froissart das ganze Werk Jean le Bels abgeschrieben und in seine eigenen Chroniken aufgenommen hat, ein Verfahren, das bei den Schriftstellern des Alterthums und des Mittelalters ganz allgemein ist, ohne daß Jemand darin etwas Tadelnswürdiges gesehen hätte. Die Zeit vor der Erfindung der Buchdruckerkunst hatte so großen Respect vor der Kunst des Schreibens, daß oft genug ein Abschreiber sich als den geistigen Vater seines abgeschriebenen Buches gebärden konnte. Nun das kommt auch heute noch vor. Wenn man aber das Werk des Froissart näher ansieht auf sein Verhältniß

zu Jean le Bel, so wird die Werthschätzung, die wir für Froissart empfinden, nur noch gesteigert. Denn wenn es keine Kunst ist, ein vortreffliches Buch zu copiren, so ist es gewiß eine um so größere dem Vortrefflichen noch Besseres an die Seite zu setzen. Und das hat Froissart gethan.

Es hätte einen eigenen Reiz das Leben dieses merkwürdigen Mannes*) zu erzählen, so wunderbar und romantisch, wie es der phantasiereichste Dichter nicht lebendiger erfinden könnte, doch wem wären nicht diese Dinge bekannt. Er wurde um 1337 in Valenciennes geboren, einer Stadt an der Schelde gelegen, deren rechtsufrige Seite zum Reiche gehörte, die linksufrige zu Frankreich, einer Stadt, die sich an Ruhm nicht mit den Städten Brügge, Gent oder Lüttich vergleichen darf, die aber gleichwohl an den Segnungen niederländischer Betriebsamkeit theilnahm. Hier residirte der Graf von Hennegau. Valenciennes war der Sitz zahlreicher Kongresse zur Zeit als Froissart heranwuchs. Rauschende Festlichkeiten, Umzüge und Turniere wurden oft abgehalten und weckten in dem lebhaften Knaben die Begierde nach solchen Dingen. Er weiß sich aus den Erzählungen Anderer zu erinnern, wie glänzend die Einholung der schönen jungen Braut Eduards III., Philippa von Hennegau, die ihm so theuer werden sollte, vor sich gegangen war, wie die Engländer großartig auftraten und mit ihrem Golde prahlten, „car il n'espargnoient nulles rien, non plus que argens lor apleuist des nues" (denn sie sparten gar nicht, als ob ihnen das Geld aus den Wolken regnete). Vielleicht auch der Umstand, daß Froissarts Vater Wappenmaler war, mag den Keim der Ehrgier und Eitelkeit in die Seele des Knaben gelegt haben. Er erhielt eine Erziehung, wie sie für die dem geistlichen Stande bestimmten üblich war. Allein Herz und Sinn waren von andern Dingen gefangen genommen als von Latein, Meßbuch und Brevier. Heimlich schmiedete er Verse, Chansons und Vierlais, zu Ehren einer vornehmen jungen Dame, in die er sich nach Art der alten Minnesänger verliebt hatte. Seine angebetene Schöne, wenn dieser Liebeshandel überhaupt nicht ein Phantasiegebilde war, scheint ihn aber schlecht behandelt zu haben, kurz er entwich aus dem väterlichen Hause.

*) J. Froissarts Chroniques sind gedruckt in den großen Collectionen der Chroniques pour la France bei Petitot etc. namentlich bei Buchon Paris 1867. 3 Bände, doch unkritisch. Besser die Ausgabe von Kervyn de Lettenhove. Brux. 1870—77. 25 Theile, mit allem Apparat, ausführlicher Einleitung und Register und Glossar. Wissenschaftlich allein brauchbare Ausgabe von Siméon Luce, Chroniques de J. Froissart publ. pour la société de l'histoire de France. Paris. 1869—1888. 8 Bände, vorläufig nur das erste Buch Froissarts enthaltend; giebt zum ersten mal einen kritischen Text und einen ausgiebigen Commentar.

Sein Ideal und Lebenstraum war ein stolzer Ritter zu werden, in wildem Schlachtgetümmel den Streithengst zu tummeln, durch die Länder zu schweifen um kühne Ritterthaten und Liebesabenteuer zu vollbringen, ein Ideal, dem ja ein paar hundert Jahre später der edle Ritter Don Quixote gleichfalls nachgejagt ist. Wohl wäre auch ihm, dem dunkelgeborenen Klosterschüler, dieses Ziel erreichbar gewesen. Noch einmal ja leuchtete der romantische Geist der alten Ritterschaft im Nachglanze auf*). Gerade am Anfange dieses blutigen Jahrhunderts, in dem das freie Bürgerthum über das Ritterthum Meister wurde, riefen die Päpste in Avignon die christlichen Ritter zur Kreuzfahrt gegen die Ungläubigen auf. War einem Ritter die Fahrt nach dem h. Lande versagt, so konnte er seinen christlichen Glaubensmuth im Kampfe mit den liederbegabten Mauren in Spanien oder mit den Preußen an der Weichsel bethätigen. Hochromantisch ist z. B. die berühmte Scene bei Jean le Bel und nach ihm bei Froissart, wie Robert Bruce König von Schottland auf seinem Sterbebette liegt, es beklagt, daß es ihm nicht gegönnt war sein Gelübde zu erfüllen gegen die Ungläubigen zu kämpfen und wie er den Jacques de Douglas, den tapfersten Ritter, bittet sein Herz nach dem h. Lande zu tragen, wohin es sich im Leben so sehr gesehnt hätte. Die Naivität der Erzählung ist von allergrößtem Reize, sie klingt uns wie ein Hauch aus dem Rolandslied an das Ohr und in die Seele. Vor allem galt der Hof von England als das Elysium der Ritterschaft. Eduard und Philippa feierten ununterbrochen glänzende Festlichkeiten, wozu die Ritter aus allen Ländern herbeieilten; und das Herz Froissarts jauchzt jedesmal hoch auf, wenn er solche Geschichten mit immer erneuter Liebe schildert. Im Jahre 1349 stiftete Eduard gleichsam als eine Erneuerung der Tafelrunde des Königs Arthur den Hosenbandorden, den ältesten und berühmtesten aller Hoforden. Keiner entsprach aber mehr dem Ideal der Ritterschaft als der Prinz von Wales, Eduard, der schwarze Prinz. Ueberall rühmt Froissart, sagen die Leute, sowohl die Deutschen wie die Flamänder und Engländer, der Prinz sei die Blume der Ritterschaft der ganzen Welt und er sei werth die Welt zu beherrschen wegen seiner Tapferkeit. Unter den verwogenen Parteigängern, die in Frankreich ihr Wesen trieben, erwarb sich mehr als einer den Rittergürtel und Reichthum, dessen Wiege in einer elenden Hütte gestanden hatte. Allein wie es scheint lag Froissarts Muth mehr auf

*) Vgl. E. Prätorius, Ueber Jean Froissart und seine Chroniken mit besonderer Rücksicht auf das Ritterwesen, in: Archiv für Geschichte und Litteratur herausg. von F. Ch. Schlosser und G. A. Bercht V. 1833 S. 213—318. Ein Aufsatz ähnlichen Inhalts von G. Weber, in seinen Geschichtsbildern 1886 lehnt sich ganz an Prätorius an.

Digitized by Google

der Zunge als in der Hand und da er nicht Ritter werden konnte, ſo wurde er wenigſtens der Sänger der Ritterſchaft, ein Miniſtrel, der den Ruhm ſeiner Herren pries und in kunſtvoll gedrechſelten Gedichten bedenkliche Abenteuer beſang, Gedichte und Lieder ſo hohl an wahrem poetiſchen Gehalt und Gefühl, wie ja auch das ganze Treiben dieſer ritterlichen Geſellſchaft eine conventionelle Lüge war. Im Jahre 1361 ging Froiſſart nach England, um dort am Hofe bei ſeiner Landsmännin ſein Glück zu verſuchen, und in der That er gewann die Gunſt dieſer edlen Frau und wurde zum Schreiber, Clere, der Königin ernannt. Er hatte der Königin ein Buch überreicht, worin er erzählt, was in den Jahren 1356 bis 1360 vorgefallen war. Schon früh hatte er ſich, wie er ſelbſt ſagt, zur Lebensaufgabe gemacht die großen Thaten, welche in dem Kriege zwiſchen Frankreich und England geſchehen ſind, aufzuzeichnen, damit ſie der Vergeſſenheit entriſſen werden und allen denen, die ſie leſen oder hören leſen zum Sporn dienen ſollen; denn das Andenken an die Tapfern und die Erinnerung an die ſtolzen Ritterthaten entflammen die Herzen der jungen Knappen, die nach derſelben Vollkommenheit ritterlicher Ehre ſtreben, deren Fundament eben die Tapferkeit iſt. Mit der größten Beharrlichkeit und der tiefſten Leidenſchaft, die nur einen Künſtler beſeelen kann, der ganz und voll von der Großartigkeit ſeiner Aufgabe erfüllt iſt, arbeitete Froiſſart ſein ganzes Leben hindurch an ſeinem Lebenswerk. Um dieſer Aufgabe nachzukommen ſuchte er die Großen ſeiner Zeit auf; immer habe er, ſagt er, mit Begierde die edlen und großen Herren aufgeſucht, habe ihre Gaſtfreundſchaft genoſſen, ſowohl in England, Schottland, in der Bretagne, Frankreich als in andern Ländern, überall habe er ſich in ihrer Geſellſchaft unterrichtet, vorzüglich habe er auf ſeinen Reiſen durch die Welt die Wappenherolde ausgefragt, um die Wahrheit zu erkunden, denn meint er, dieſe Leute ſeien die geeignetſten und unterrichteſten Erzähler, die es um ihrer ritterlichen Ehre wegen nicht wagten zu lügen. Nach ſeiner hohen Meinung von der Würde und Aufgabe der Hiſtorie iſt es die Pflicht eines Geſchichtſchreibers mit Aufwendung aller Kräfte die Wahrheit zu erforſchen und darzuſtellen, ohne Partei zu nehmen für oder gegen eine Perſon oder eine vor der andern ins Licht zu ſetzen. Im Gegentheil die großen Thaten der Tapfern, welchem Lande ſie auch angehören, wolle er der Nachwelt überliefern, denn es wäre eine Sünde und Unwürdigkeit ſie der Vergeſſenheit anheimfallen zu laſſen oder durch Verſchweigen ſie zu vergraben. Um zu dieſem Zwecke zu gelangen, habe er ſich harte Mühſal auferlegt, ja ſelbſt ſich dem Vaterlande entfremdet, aber mit Eifer und gutem Willen triumphire man über alle

Hinderniſſe, deſſen ſei ſein Werk Zeugniß. Mit liebenswürdiger Beſcheidenheit und einem Anflug von Stolz bezeichnet er ſich, als den „Sir Jean Froiſſart, wer mich ſo ehren will". Wenn ihm auch der Titel „Sir" von Standes wegen nicht zukommt, ſo dürfen wir ihn dennoch damit ehren, denn fürwahr, er hat es durch ſeine Arbeit verdient. Unermüdlich raſtlos thätig forſchte er die halbe Welt durchwandernd. Mit Beiſtand ſeiner Gönnerin durchſchweifte er Schottland und England, begleitete den ſchwarzen Prinzen nach Aquitanien und war Zeuge der Siegeslaufbahn des von ihm ſo geprieſenen Helden von Crécy und Poitiers. Ein helles Licht auf die Stellung Froiſſarts wirft die Erzählung, wonach im Jahre 1367, als Richard, der ſpätere König, in Bordeaux geboren wurde, der Marſchall von Aquitanien dieſes Ereigniß Froiſſart mit den Worten anzeigte: „Froissart escripsez et mettez en memoire, que madame la princesse est accouchée d'un beau fil, qui est venu au monde au jour des Rois." Es war dies die Zeit des Höhepunktes des engliſchen Ruhmes, denn der Siegeszug nach Spanien, den Froiſſart zum Theil mitmachte, legte den Keim zur tödtlichen Krankheit, der der Prinz von Wales frühzeitig zum Unheil ſeines Volkes erlag. Froiſſart begleitete dann den Bruder des Prinzen von Wales Lionel nach Mailand und war Zeuge der glänzenden Feſte zu Ehren der Hochzeit des engliſchen Prinzen mit Violanta Visconti; hier traf er mit Chaucer ſeinem alten Freunde und mit Petrarca, den beiden größten Dichtern des Zeitalters zuſammen, reiſte dann in Geſellſchaft des landflüchtigen Königs von Cypern, der ihm vom Morgenlande erzählte, nach Ferrara, kam nach Rom, wo ihn der Niedergang der ewigen Stadt mit Gefühlen der Wehmuth über die Vergänglichkeit der irdiſchen Dinge erfüllte, und dieſe Wehmuth ſteigerte ſich noch, als er bei ſeiner Heimkehr den Tod ſeiner Gönnerin der Königin Philippa erfuhr. Ergreifend ſchildert er den Hinſcheid der guten Königin, wie ſie dem König dankte für ſeine Treue und Liebe und wie ſie ſterbend noch für ihre Leute beſorgt war. Mit ihr entſchwand der gute Genius Eduards III., er verſank in ein ausſchweifendes Leben und ſtarb elend und verlaſſen ſeines früheren Ruhmes unwürdig. Froiſſarts Leid war um ſo bitterer, da er durch den Verluſt ſeiner Gönnerin brotlos geworden war und ſich durch Abſchreiben ſeiner Chronik und Anſingen vornehmer Herren mühſam den Unterhalt verdienen mußte. Durch die Gunſt des Grafen Robert von Namur wurde er 1373 Pfarrer zu Eſtinnes au Mont in Brabant. Dann lernte er den Herzog Wenzel von Brabant, einen Bruder Kaiſer Karls IV., kennen, dem er durch ſein poetiſches Talent werth wurde. Nach deſſen Tode 1383 attachirte

er sich an Guide von Blois einem der gefürchtesten Parteigänger Frankreichs. Dieser nahm Froissart als Kaplan in Dienst und verschaffte ihm ein Canonicat zu Chimay und Lille. Allein trotz seiner priesterlichen Würden und Aemter litt es den alten Vagabunden, man verzeihe mir diesen Ausdruck, nicht lange zu Hause, immer trieb ihn seine angeborne Wanderlust und Wißbegierde hinaus auf die Landstraße; denn viel lustiger däuchte es ihn im Gewande eines Sängers im Lande herumzuschweifen, auf den Schlössern den Ruhm der Herren zu besingen, als im Chorrock Messe zu lesen. Mit zum merkwürdigsten und schönsten gehört die Schilderung seines Aufenthaltes beim Grafen Gaston Phoebus von Foix, diesem vornehmsten Vertreter des ganzen Adels von Frankreich. Der kostbare ceremonielle Hofhalt wird uns mit packender Anschaulichkeit vorgeführt, wir lernen die Personen der Umgebung des Grafen greifbar kennen, einen eigenthümlichen Reiz, durchklungen von einem Ton der Wehmuth hat die Erzählung von dem tragischen Geschick dieses Geschlechtes; es gehört diese Partei zum besten, was die französische Erzählungskunst aufzuweisen hat. Wir hören den Todtenwurm ticken, der am Leben dieser stolzen Dynasten nagte. Im Jahre 1394 zog es den alternden Mann noch einmal nach England, dem Lande seiner Jugendideale. Er führte sich bei König Richard II. durch Ueberreichung eines kostbar ausgestatteten Bandes seiner Gedichte ein und erneuerte alte Bekanntschaften. Doch blieb er nur drei Monate, weil die Zustände nicht derart waren, daß sie seiner aristokratischen Natur zusagten. Der König, ein Enkel seiner vielgeliebten Gönnerin Philippa, ein Sohn des von ihm so hoch verehrten schwarzen Prinzen, wußte kein Ebenmaß zu halten und verstand es nicht trotz vortrefflicher geistiger Begabung die Liebe des Volkes zu erwerben. Das gedrückte Volk aufgeregt durch die reformatorischen Predigten John Wiclifs hatte sich in wildem Aufstande gegen seine Peiniger die Grundherren und die Krone erhoben, haltlos schwankte das übelgeleitete Staatsschiff im wilden Strudel allgemeiner Anarchie hin und her. All dies griff dem Froissart an sein Herz, er erlebte noch das geheimnißvolle Ende Richards; das Jahr seines Todes ist unbekannt*).

Die Chroniken von Froissart sind kein Geschichtswerk im modernen Sinne, kein Product der Studirstube, sie sind vielmehr das Resultat eines langen erfahrungsreichen Lebens, Aufzeichnungen, die nach und nach niedergeschrieben sind, wie es der Moment eingab. Darum darf man auch keinen künstlerischen Aufbau des Ganzen erwarten, keine Glie-

*) Er erwähnt noch die Absetzung des Papstes Benedicts XIII. (5. Juni 1409), kurz darauf muß er gestorben sein.

derung der gewaltigen Stoffmasse nach logischen oder historischen Gesichtspunkten, nicht einmal eine chronologische Ordnung, man darf von diesem Autor nicht verlangen, daß er tiefsinnige Reflexionen über die letzten Dinge anstelle oder daß er uns Rechenschaft gebe über die psychologischen Motive der Handelnden, über das Ineinandergreifen der großen Actionen oder gar die Bloßlegung der geheimen Irrgänge der ränkevollen Politik der Valois oder gar eines Karl von Navarra genannt der Böse. Nichts von alle dem. Froissart will blos erzählen, was er gesehen und erfahren hat. Ranke bezeichnet einmal als die wahre Aufgabe des Historikers zu zeigen, wie die Dinge geschehen sind. Wer möchte nicht Froissart den Preis zuerkennen diese Aufgabe in vollendester Weise gelöst zu haben. In unerschöpfbarer Fülle ziehen die zahllosen Gestalten und Thatsachen eines vollen Jahrhunderts an uns vorüber. Die Personen treten aus seiner Schilderung uns greifbar entgegen, ja wir glauben manchmal die Geberden der Sprechenden zu sehen, den Klang der Stimme zu vernehmen. Wohl fühlt Froissart unbewußt den gewaltigen Gegensatz der verschiedenen Strömungen, die dem 14. Jahrhundert seinen Charakter verleihen, aber er ist zu sehr erfüllt von dem Ideal der Ritterschaft, als daß er jenem Gegensatz Ausdruck gegeben hätte. Die Auflösung der Gesellschaft in eine Reihe von Individuen kommt seinem unvergleichlichen Talent der Individualisirung entgegen. Seine Erzählung umspannt einen großen Schauplatz von dem äußersten Norden Schottlands bis nach Afrika, die Kämpfe in Preußen wie die Vorgänge in Ungarn fesseln in gleicher Weise seine Aufmerksamkeit. Mit immer neuer Freude schildert er uns die Kämpfe kleiner Heeresabtheilungen, Belagerungen, Kriegsliste, Märsche und Plünderungszüge, durch die unendlichen Wiederholungen eintönig, aber doch immer wieder mit neuen Farben, mit einer Virtuosität, daß man nicht müde wird. Ein ungeheuerer Schatz an historischen Thatsachen und Wissen ist hier aufgehäuft, speciell für die Geschichte des alten Frankreichs, für die Geschichte des Adels und des Kriegswesens, ein Arsenal, das niemals ganz zu erschöpfen ist. Man hat Froissart zahlreiche Verstöße gegen die Geographie und Chronologie vorgeworfen, ihn zurechtgewiesen wegen seiner groben Irrthümer. Es ist ganz richtig, oft genug verwechselt er Orte, giebt er ungenaue oder unrichtige Zeitangaben; allein bei einem Schriftsteller, der fast nur aus dem Gedächtniß schöpft, dem nicht wie einem modernen Gelehrten ein weitschichtiger Apparat zur Verfügung stand, ist dies verzeihlich und er theilt diese Schwäche mit zahlreichen Chronisten vor und nach seiner Zeit. Andererseits hat er in hundert und hundert andern Fällen ganz richtig und genau be-

richtet, wie aus dem mit ungeheurem Fleiße, mit Heranziehung der in den Archiven Frankreichs liegenden Urkunden und Akten, von S. Luce bearbeiteten Commentar zu Froissart hervorgeht. Seine Gewissenhaftigkeit ist bei der gewaltigen Stoffmasse geradezu staunenswerth. Dann wieder unterbrechen großartige Schlachtgemälde das ungeheure Detail der Erzählung des Parteikrieges, Schlachtgemälde, die zum besten gehören, was die historische Erzählungskunst aufzuweisen hat. Ich erinnere nur an die Schlachtberichte von Crécy, Poitiers ꝛc., an die Erzählung der Belagerung von Calais oder der Einnahme von La Rochelle. Der Fluß der Erzählung wird sodann oft durch eingeschalteten Dialog gehemmt. Mögen die den Personen in den Mund gelegten Reden und Worte authentisch sein oder nicht, immer sind sie typisch für die Personen und die waltenden Umstände, und der Reiz der Erzählung wird dadurch gesteigert; nie sind sie blos wie so oft bei antiken Geschichtschreibern oder gar bei den nach berühmten antiken Mustern arbeitenden mittelalterlichen rhetorisches Phrasengeklingel, aufgeputzte Kunststückchen der Schule. Wie die homerischen Helden reizen die tapfern Ritter vor dem Kampfe einander, höhnende Witzworte fliegen hin und wieder und steigern die Kampfeswuth. Dabei ist die Erzählung von einer Naivität und Objectivität, die etwas frappirendes an sich hat. Wie er gelobt hatte, will er keine Nation vor der andern preisen, gleichmäßig rühmt er die Tapferkeit der Franzosen wie der Engländer oder Spanier, nirgends zeigt er Antipathie oder Sympathie, seine Erzählungslust ist dieselbe, ob er die Ritterthaten eines Eduard III., des schwarzen Prinzen, der englischen Parteigänger wie Jean Chandoz, Gautier de Mauney, Jakob d'Andley, Peter d'Andley, Robert Knolles ꝛc. oder die der Franzosen Karl von Blois, Louis d'Espagne und der berühmten Connetables Bertrand Duguesclin und Arnoul d'Audrehem schildert, alle sind tapfere Ritter ohne Furcht und Tadel, mögen sie auch wie der famose Ingelram de Coucy plündernd und raubend (à pillier et à rober) durch das Land ziehen und alle Schandthaten einer verwilderten Soldatesca ausüben. Nur gegen eine Nation hegt Froissart unverhohlene Abneigung, er erkennt zwar auch die Tapferkeit der Deutschen an, die als Hilfstruppen und Söldlinge auf beiden Theilen der Kriegsführenden wesentlichen Antheil an dem Gange der Ereignisse hatten, aber er tadelt die Habgier, den Eigennutz und die Grausamkeit der Deutschen, immer spricht er von ihnen mit unverhohlenem Widerwillen. So groß war damals schon die Kluft, welche die beiden Grenznationen von einander schied*).

*) Auch Jean le Bel urtheilt ähnlich ungünstig über die Deutschen. S. Luce findet dieses Urtheil gerechtfertigt und er sucht den Tadel mit der Inferiorität

Eine unverwüſtliche Heiterkeit liegt über das ganze Werk verbreitet, zuweilen wie bei der Erzählung von der Schlacht bei Auray 1369 erhält die Darſtellung eine gewiſſe melancholiſche Stimmung. Für die Leiden des niedern Volkes hat er nur ſelten ein Wort des Mitleids, der Theilnahme oder der Klage, trotzdem er auf ſeinen Wanderungen das tauſendfältige Elend ſehen mußte, unter dem das Volk litt. Nur einmal, als der ſchwarze Prinz von Krankheit gequält ſeinem Zorn Luft machte und die ganze Bevölkerung der Stadt Limoges, Männer, Frauen und Kinder, hinmorden ließ, bricht ſein Mitgefühl in die Worte aus: Diex en ait les ames, car il forent bien martir (Gott gnade ihren Seelen, denn ſie ſind wahrlich Märtyrer). Nach der Schlacht bei Poitiers 1356, wodurch König Johann der Gute in die Hände der Engländer gerieth und in Frankreich allgemeine Anarchie herrſchte, da ſchritt der Tod mit klirrender Senſe durch die ſchönen Gefilde Frankreichs und zu Tauſenden ſanken die von Hunger und Elend entkräfteten Bewohner ins Grab. Die aufgelöſten Söldnerſchaaren, engliſche wie franzöſiſche zogen unter dem Namen Compagnies de gens d'armes et de brigans oder wie ſie Froiſſart bezeichnend nennt pilleurs et robeurs plündernd und ſengend durchs Land und preßten die von ihren Grundherren ſchmählich im Stiche gelaſſenen Bauern vollſtändig aus. Da erfaßte die Wuth der Verzweiflung die gequälten, es erhob ſich ein Aufſtand, der unter dem Namen der Jacquerie in der Geſchichte traurig bekannt iſt, einer jener Ausbrüche elementarer Volkswuth, die in Frankreich von Zeit zu Zeit gleich einer Krankheit große Maſſen des Volkes packt und zum Thier macht. Ihr Anführer rief nach Froiſſart aus: geehrt ſei derjenige, der bewirkt, daß der ganze Adel vernichtet wird (il dist voir, il dist voir, honnis soit celi par qui il demorra que tout li gentil home ne soient destruit). Froiſſart ſchildert mit den ſchwärzeſten Farben die von den entfeſſelten Menſchen verübten Gräuel*),

---

der germaniſchen Race zu entſchuldigen. L'Allemagne, ſagt er I p. CXVIII est essentiellement naturaliste: elle n'a pas seulement le génie, elle a le culte de la force. La France, au contraire, est humaine par excellence: sans doute elle est loin de manquer de ce génie de la force sans lequel il n'y a point de grande race, mais elle y joint une adoration de la faiblesse, du malheur qui va parfois jusqu'à je ne sais quelle folie sublime. Aussi, je le dis avec une conviction moins ardente que raisonnée, le jour où notre généreuse nation disparaîtrait de la scène du monde, c'est le coeur même de l'humanité qui aurait cessé de battre. (Geſchrieben 1. Mai 1869.) Der vortreffliche S. Luce iſt offenbar bei V. Hugo in die Schule gegangen.

*) Es iſt bezeichnend, daß die neuern demokratiſchen franzöſiſchen Hiſtoriker den Froiſſart der Uebertreibung zeihen und die von den empörten Bauern verübten Gräuel zu beſchönigen oder wegzuwiſchen ſuchen, ſo u. A. E. Bonnemère, Histoire des Paysans 2. ed. Paris 1874. I, 341 ff., der u. a. meint, die empörten „Jacques" ſeien in gleicher Lage wie heutzutage die Nationalgarden,

aber er hat kein Wort der Theilnahme für die Leiden des Volkes, er ruft den Himmel an zum Schutze für den bedrohten Adel und er findet es nur für gerecht und billig, wenn der Adel schonungslos den Aufstand niederschlug und die Bauern wie das Vieh abstach, sans pité et sans merci.

Für ihn sind die Nichtadligen nur villains und mechans. Er schildert mit den Worten Jean le Bels das Aufkommen und den Untergang des Etienne Marcel, Prevost des marchands von Paris, aber er hat kein Verständniß dafür, daß unter der Leitung dieses merkwürdigen Mannes der dritte Stand den Versuch machte die Leitung der Regierung an sich zu reißen, nachdem Klerus und Adel zur Zeit der höchsten Noth des Vaterlandes moralisch Bankrot gemacht hatten. Durch dieselbe Brille des eingefleischten Aristokraten Jean le Bels sieht er die merkwürdige Usurpation des Genter Brauherrn Jakob Arteveld an, der gegenüber der selbstsüchtigen Politik Frankreichs und Englands die commerciellen Interessen der niederländischen Städte zu wahren suchte und während 8 Jahren in dictatorischer Herrschaft eine selbstständige Politik vertrat. Ueber seinen Tod bemerkt er ganz objectiv: „Arme Leute hatten ihn anfangs erhoben und schlechte Leute tödteten ihn zuletzt. Als die Nachricht davon bekannt wurde, freuten sich einige sehr, andere beklagten ihn.“ Diese Verachtung des großen Haufens, der Villains, wird mit dem Alter noch bitterer. So sagt er einmal bezüglich der Schlacht bei Cassel: Niemals will Gott zugeben, daß der Adel durch diese Mistfinken besiegt würde. Merkwürdig ist sodann eine andere Aeußerung, die der Niederschlag der Meinung der Zeitgenossen ist. Um Calais zu entsetzen erließ Philipp von Valois ein Heeresaufgebot, aber nur an den Adel, denn der König meinte, berichtet Froissart, daß die Leute der Städte im Kriege nur ein Hinderniß seien, im Kriegsgetümmel schwänden wie der Schnee an der Sonne (et que tels manières de genz ne font que fondre en bataille, ensi conme la nive font au solel). Der König wolle daher lieber ihr Geld nehmen um die Edelleute zu besolden. Die Bürger sollten sich begnügen zu Hause zu bleiben, ihre Frauen und Kinder zu bewahren, den Boden zu bebauen und Handel zu treiben, aber die Waffenehre geziemt nur dem Adel, der von Kindheit an gelernt habe die Waffen zu führen. Als vor der Schlacht bei Crécy das genuesische Fußvolk, das vom langen Marsche ermüdet war, sich weigerte die Schlacht zu eröffnen, da riefen die hochmüthigen französischen Herren zornig aus: Was soll uns diese Canaille, die

gesetzlich bewaffnet, um gegen die Anarchie ihr Leben, ihr Vermögen und ihr Eigenthum zu vertheidigen.

wollen nur eſſen. Man tödte ſie, die uns mehr ein Hinderniß als eine Hilfe ſind. Froiſſart muß jedoch ſelbſt der Wucht der Thatſachen weichen und zugeſtehen, daß bei Crécy wie bei Poitiers das bürgerliche Fußvolk der Engländer den Sieg über die zwar tapfern aber undisziplinirten Reiterſchaaren des feudalen franzöſiſchen Adels davongetragen habe*).

Die Bewunderung für Froiſſarts Genie ſteigt, wenn man die ganze Summe alles deſſen, was er geleiſtet hat, überſchlägt. Das ganze Werk von 1325 bis 1404 reichend füllt nach Froiſſarts Einleitung vier ungleich große Bücher, es übertrifft an Umfang alle hiſtoriſche Werke des Alterthums und des Mittelalters. Allein er begnügte ſich nicht damit das Material zu ſammeln und von Zeit zu Zeit niederzuſchreiben, ſeine künſtleriſche Geſtaltungsluſt ließ ihn nicht raſten, fort und fort feilte er daran und unterwarf große Partien mehrmaligen eingreifenden Umarbeitungen. Vom erſten Buch z. B. beſitzen wir drei ſtark von einander abweichende Redactionen, die für die Arbeitsweiſe und den Geiſt Froiſſarts zu charakteriſtiſch ſind, als daß wir ihrer nicht mit ein paar Worten gedenken ſollten.

Seiner Gönnerin der Königin Philippa überreichte er 1361 ein Geſchichtsbuch, das die Ereigniſſe der Jahre 1356 bis 1360 erzählte. An dieſen Kern ſeines Werkes ſetzten ſich alle ſpätern Erweiterungen an. Durch den Tod der Königin von England brotlos geworden arbeitete er 1373 das urſprüngliche Werk um, führte die Erzählung der Zeitgeſchichte bis 1372 fort und fügte eine Einleitung hinzu, den Zeitraum von 1325 bis 1356 umfaſſend. Dieſe Einleitung iſt aber eine faſt wörtliche Entlehnung der Zeitchronik Jean le Bels, wie Froiſſart ſelbſt mehrmals ehrlich zugeſteht. Er hat durch dieſe Entlehnung allerdings dem Jean le Bel gewiſſermaßen das Erſtgeburtsrecht genommen, denn ehe das Werk Jean le Bels gedruckt war — 1863 — ſchrieb man allgemein dem Froiſſart die Ehre zu alle dieſe wunderbaren Geſchichten erfunden und erzählt zu haben. Gerade in dieſer entlehnten Partie finden ſich wahre Perlen der Erzählungskunſt, z. B. die Geſchichte von Jakob Arteveld, ein leidenſchaftliches Stimmungsgemälde, dann die liebliche Epiſode von der Liebe Eduards III. zur Gräfin von Salisbury, oder die dramatiſch bewegte Geſchichte der Belagerung von Calais. Dazwiſchen finden ſich allerdings wieder Stücke, die Froiſſarts Eigenthum ſind. So iſt ſchon ſein politiſcher Standpunkt ein dem Jean le

*) Ueber die Ueberlegenheit des engliſchen Fußvolkes über den ritterlichen Feudaladel Frankreichs vgl. auch C. W. E. Oman, The art of war in the middle ages. Oxford. 1885. p. 96 ff.

Bel entgegengesetzter. Froissart hatte sich, als er nach langer Wanderung nach Hause kam, an Robert von Namur, Seigneur de Beaumont, dem leidenschaftlichen Feinde Frankreichs angeschlossen, er vertritt daher auch dessen Parteistandpunkt, denn aus seinem Munde entnahm er die Kenntniß der Thatsachen. Froissart schwelgte damals noch in den Erinnerungen an seinen englischen Aufenthalt, der Ruhm der englischen Waffenthaten erfüllte alle Welt, so ist jene Redaction ein Nachklang der höchsten Ruhmestage Englands. Ein jugendlicher kriegerischer Geist weht durch diese Blätter, ein Nachhall der großen Heldengedichte des 12. Jahrhunderts. Die Schilderungen der Schlachten bei Crécy und Poitiers sind unübertroffene Meisterstücke, ein eigenthümlich gehobener Ton klingt durch diese Erzählung, der in den spätern Bearbeitungen viel gedämpfter ist. Diese erste Redaction bis 1372 ist daher auch in zahllosen Abschriften*) verbreitet worden, theils durch ihn selbst, theils durch Abschreiber, sein Werk war auf Jahrhunderte hinaus das Lieblingsbuch der Bewohner der Schlösser. 1378 fügte Froissart dieser Bearbeitung noch einen Nachtrag bei, die Zeit von 1372 bis 1378 umfassend. Seit dem Jahre 1373 war Froissart Pfarrer in Estinnes, Hofpoet Herzog Wenzels und Kaplan des Grafen von Blois, er befand sich also in einer Gesellschaft, die durchaus französisch gesinnt war, hatte doch Wenzels Vater König Johann von Böhmen sein Leben für Frankreichs Sache geopfert; Guido von Blois war durch uralte Familienbande an das französische Königshaus gefesselt, er war einer der Geiseln für die Freilassung des in England gefangenen Königs Johannes; um sich von der Geiselschaft loszukaufen, mußte er auf seine Herrschaften große Schulden aufnehmen, deren Last ihn zeitlebens bedrückte. Eifrig nahm er an der Bekämpfung der Engländer theil und führte 1382 in der Schlacht bei Roosebecke die französische Nachhut. Hier hörte Froissart einen andern Ton und demgemäß stimmt er sein Zeitgemälde um**). Gerade um der Wahrheit willen konnte es Froissart über sich bringen

*) Es ist das große Verdienst S. Luce's zum ersten mal das Verhältniß der verschiedenen Redactionen klargelegt zu haben, während die Ausgabe Kervyn de Lettenhove auf ganz falscher Basis ruht. Als Grundlage seines Textes wählt Luce mit Recht die erste Redaction, die durch 40 mehr oder weniger vollständige Handschriften vertreten ist, darunter die berühmte Bilderhandschrift der Stadtbibliothek in Breslau; dazu kommen noch 6 Handschriften, die einen etwas abweichenden Text darbieten; Luce bezeichnet ihn als „Première Redaction revisée".

**) Die zweite Redaction ist repräsentirt durch die Handschriften von Amiens und Valenciennes. Rigollot hielt das Manuscript von Amiens für den ältesten Text Fs., seiner Meinung folgte Kervyn de Lettenhove und legte diese Hss. seiner Ausgabe zu Grunde.

seiner ersten Bearbeitung der Zeitgeschichte eine andere gegenüber zu stellen, die der französischen Auffassung gerecht werde. Er vertheidigt sich lebhaft gegen den Vorwurf, er sei durch Gui de Blois bestochen worden. Niemals! er wolle nur der Wahrheit dienen, ohne den einen vor dem andern ins Licht zu stellen (sans coulourer l'un ne l'autre). Höchst bezeichnend für diese Umformung ist der Abschnitt von 1346 bis 1356, also die Zeit zwischen den entscheidenden Schlachten von Crécy und Poitiers. Ueberall überwiegt die französische Auffassung, namentlich bei der Schilderung der Schlacht bei Crécy, die sich hier mit der Auffassung Jean le Bels deckt. Beide Froissart und Jean le Bel schöpfen eben hier aus derselben Quelle, nämlich aus dem Bericht des Grafen Johann von Hennegau, der sich von der englischen Politik abgewandt und Frankreich zugefallen war, der in der Schlacht bei Crécy den König Philipp gerettet hatte.

Diese zweite dem Gui de Blois zugeeignete Redaction zeigt abgesehen von der politischen Färbung starke Abweichungen von der ersten. Vieles ist hier viel ausführlicher erzählt, manches neu hinzugekommen. In der ersten Redaction erzählt Froissart die Geschichte des kühnen Usurpators von Gent genau nach Jean le Bel. In der zweiten Bearbeitung behält er zwar viele Sätze und den feindlichen Ton seines Vorgängers bei, fügt aber neues hinzu, namentlich die Motive, wodurch der Aufstand der Flanderer gegen ihren Grafen Louis erregt worden ist; er zeigt hier viel mehr selbständiges Urtheil und politische Reife; wie zutreffend ist nicht die Darlegung des Zusammenhanges der gesperrten Wollausfuhr aus England mit dem Aufstand der flandrischen Industriestädte. Um es hier gleich zu sagen, in der dritten Bearbeitung nennt er den früher so sehr geschmähten Jakob Arteveld „einen großen weisen und sehr klugen Mann". (Jaquemon d'Artevelle, hauster homme, sage et soutil dourement.) Welche Wandelung des Urtheils! Höchst interessant ist sodann in der zweiten Bearbeitung Froissarts Verhältniß zu Jean le Bel. Hier will er sich von ihm emancipiren, er berichtigt vielfach dessen Urtheile und sucht einmal dessen Unkenntniß mit den Worten zu entschuldigen: die englisch-französischen Kriege seien so groß gewesen, so ausgebreitet, daß man leicht etwas vergessen könne, wenn man nicht Sorge trägt, allein ein Mensch kann nicht alles wissen (mès ungs homs ne puet mies tout scavoir). Er tadelt Jean le Bel, weil er den Liedern der Jongleurs und Sänger im Bretagnischen Kriege zu sehr vertraut hätte, denn deren Reime und Strophen verkünden nicht die Wahrheit, diese habe er vielmehr durch große Mühen und Reisen bei den Herolden und Helden erkundet, alles im

Auftrag und auf Kosten seines Herrn. Kurz er fühlt sich seinem Vorgänger vielfach überlegen.

Schon im hohen Alter machte er sich um 1400 nochmals an eine Umarbeitung seines Werkes, die aber nur bis zu einem kleinen Theil gedieh*). In dieser dritten Redaction sucht er möglichst alle Spuren der Entlehnung oder Abhängigkeit von Jean le Bel zu tilgen, daher läßt er die schöne Erzählung über Jakobs von Artevelde Erhebung weg, ebenso die Liebesepisode zwischen Eduard III. und der Gräfin von Salisbury, welch letztere er in der zweiten Redaction gegen Jean le Bels Anschuldigung so liebenswürdig vertheidigt hatte. Die Sterbescene Robert Bruce ist hier in anderer Weise erzählt als in der ersten Redaction und hat bei weitem nicht den wundervollen Schmelz wie bei Jean le Bels Erzählung. Diese Bearbeitung zeigt sichtbar die Spuren des Alters, ein würdiger getragener Ton charakterisirt sie, eine gewisse Herbe, die namentlich in den Urtheilen über die früher so hochgerühmten Engländer auffällt. Er betont den stolzen unabhängigen Charakter der englischen Nation und meint, ein englischer König komme oft in große Gefahr, denn die Engländer lieben und ehren ihren Herrscher nur dann, wenn er siegreich ist, wenn er die Waffen und den Krieg liebt und stärker ist als sie. Die Londoner sind die mächtigsten Leute in England, denn durch ihren großen Reichthum können sie viele Söldner anwerben und niemand kann ihnen dann widerstehen. Die Engländer sind argwöhnisch und glauben mehr an das Böse als an das Gute, sie sind mißtrauisch und brechen morgen einen Vertrag, den sie erst heute besiegelt haben. Der König muß sein Volk um Rath fragen und dessen Einwilligung einholen, wenn er Krieg anfangen oder Frieden schließen will; sie wollen und können nicht lange im Frieden leben, unter irgend einem Vorwande brechen sie los, denn sie haben eine wahre Leidenschaft für den Krieg. Es giebt unter der Sonne kein stolzeres und hochmüthigeres Volk als die Engländer, der König muß thun, was sie wollen. Nirgends unter der Sonne giebt es so seltsame und wunderliche Leute wie die Engländer u. s. w. — Welch treffliches Urtheil! Vergebens würde man bei einem mittelalterlichen Autor solche Charakteristik von Personen und Völkern suchen. Diese dritte Bearbeitung ist die Frucht eines durch lange Erfahrung gereiften Alters, dem die Jugendideale zerronnen sind, eine neue Zeit steigt vor ihm auf, die ihm nicht gefällt. Das furchtbare

*) Die dritte Redaction ist nur durch eine Handschrift im Vatican zu Rom vertreten und reicht bis 1350. Kervyn de Lettenhove besaß von dieser Bearbeitung nur eine schlechte unvollständige Abschrift der Vaticanischen Handschrift, erst aus der Ausgabe Luce's kann man die ganze Wichtigkeit dieser Redaction für die Beurtheilung Froissarts ermessen.

Geſchick, welches England und ſeinen unglücklichen König Richard II. heimſuchte, hatte ihn tief erſchüttert und dieſe Erſchütterung klingt in der dritten Redaction nach.

Erſt wenn man die drei Redactionen nebeneinander lieſt, erhält man ein volles Urtheil über Froiſſarts Können. Nie aber hat man beim Leſen dieſes großen Geſchichtswerkes die Empfindung, daß ein Geiſtlicher der Autor deſſelben iſt; ſo durchaus weltlich iſt die ganze Auffaſſung der Dinge*); dadurch ſcheidet er ſich eben ſcharf von den Hiſtorikern des Mittelalters. Wie jene den Blick nach innen wenden, in der Welt nur das irdiſche Jammerthal ſehen und ſtets fort auf das Jenſeits verweiſen, ſo kehrt Froiſſart ſein Geſicht nach außen, die Welt mit großen offenen Augen anſehend mit einer eminenten Fähigkeit die Dinge wahrzunehmen. Mit ein paar Strichen verſteht er eine Perſon zu charakteriſiren, ſo lebensvoll, wahr und treffend, daß er als ebenbürtiger Genoſſe ſeiner großen Landsleute eines Jean van Eyck, Antoine van Dyck, Rubens oder Teniers zu betrachten iſt. Froiſſart gehört zu jener langen Reihe franzöſiſcher Memoirenſchreiber, die mit ſoviel Kunſt, Anmuth und Behagen die Leidenſchaften, Schwachheiten und Thaten der Menſchen aufzufaſſen und darzuſtellen vermochten. Als Epiker, Erzähler, kann er aber nur mit Herodot verglichen werden. Kein Wunder, wenn er auf den größten Epiker unſeres Jahrhunderts W. Scott befruchtend eingewirkt hat.

*) S. Luce I, p. CXII Note 1 macht mit feinem Verſtändniß auf dieſen Factor aufmerkſam; il a davantage ce qu'on peut appeler l'esprit laïque cet esprit qui a dispensé la France au seizième siècle de se faire protestante... Il faut juger l'arbre par ses fruits: la France, animée de cet esprit large, qui est l'une des faces de son génie, a joui de la liberté religieuse dans les moeurs aussi bien que dans les lois avant les pays de l'Europe qui ont embrassé la Reforme. Leider beſtätigen die hiſtoriſchen Thatſachen dieſe patriotiſche Auslaſſung nur zum kleinſten Theil.

Ein Programm engliſcher Reformpolitik.

Von

Dr. **Gerhart v. Schulze-Gaevernitz.**

Cyril by Geoffrey Drage, London, Allen a. Co. 1889.

I.

In einem Lande wie England, in dem die öffentliche Meinung ſouverän und von der Stimmung ſehr breiter Maſſen abhängig iſt, haben politiſche und ſociale Beſtrebungen ſich nicht ſelten der Form des Romanes bedient, um ſich in weiten Kreiſen Gehör zu verſchaffen. Dieſe Erſcheinung, wie eigenthümlich ſie uns vorkommen mag, iſt eben nichts als die Folge demokratiſcher Geſellſchaftsverhältniſſe, in denen für den praktiſchen Politiker nicht die Stimmung Weniger, ſondern die der Vielen das entſcheidende iſt.

So, um das berühmteſte Beiſpiel vorweg zu nehmen, war es nicht ſeine Schrift über die britiſche Verfaſſung, welche dem Ehrgeiz des jungen Disraëli die politiſche Laufbahn eröffnete. Seine Romane, Sybil und Coningsby, vielmehr waren es, die den Namen des bisher unbekannten Schriftſtellers zu einem der vielgenannteſten von ganz England machten. Mit großem Scharfſinn hatte Disraëli denjenigen Gegenſtand entdeckt und in jenen Romanen behandelt, der vor allen für das Intereſſe der engliſchen Nation damals in den Vordergrund trat: die ſociale Frage. Mit der Umgeſtaltung des Gewerbebetriebs zum Fabrik- und Großbetriebe, wie er ſich unter allen europäiſchen Nationen zuerſt in England um die Wende des Jahrhunderts vollzog, war die Klaſſe der in der Induſtrie beſchäftigten Arbeiter die zahlreichſte, die breite Grundlage der Nation geworden. Jahrzehnte lang hatte man unter dem Einfluſſe der zeitgenöſſiſchen Nationalökonomie, den Forderungen der arbeitenden Klaſſen Gehör verſagt. Aber das Aufkommen einer ſtarken, ſocialrevolutionären Arbeiterpartei, der „Char-

tisten" hatte endlich das Interesse der Nation für diese Fragen erzwungen. Die Kirche war erwacht und Thomas Carlyle, einer jener Schriftsteller, die nichts für sich und alles für ihre Sache wünschen, hatte seine mahnende Stimme erhoben; aber er war zu ernst und zu moralisch, um schnell populär zu werden. Hier nun setzte Disraëli ein, Carlyle popularisirend, die Lage der Arbeiter in glühenden Farben schildernd, das bestehende Parteiregiment angreifend, weil es auf diesem wichtigsten Gebiete sich unfähig gezeigt habe. Disraëli sprach damit aus, was viele und unter ihnen die Besten der Nation dachten, vor allem die Gefühle der aristokratischen Kreise der englischen Universitäten. Er ward ihr Führer, Führer der großen conservativen Partei, Beherrscher eines Weltreichs — um als solcher das Parteiregiment, das er angegriffen hatte, im Interesse des eigenen Ehrgeizes fortzusetzen.

Aber auch andere bedeutende Schriftsteller suchten durch Romane in jene sociale Bewegung, wie sie gegen die Mitte des Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreichte, einzugreifen. Vor allen sei hier Kingsley's gedacht, dessen Romane „Yeast" und „Alton Locke" weltbekannt wurden. Auch heute fehlen Romane, die ähnliche socialpolitische Zwecke verfolgen, nicht. So erinnern wir uns eines vielgelesenen Buches „All sorts and conditions of men", das, als Roman werthlos, seinen Zweck voll erreichte, der darin bestand, eine Subscription zu Gunsten eines „Volkspalastes" zu veranlassen. Von den gezeichneten Summen war man im Stande eine großartige Bildungs- und Unterhaltungsanstalt für die arbeitenden Klassen mit Spiel, Turnplätzen ꝛc. zu errichten.

Unter dem Gesichtspunkte eines Buches, welches praktische Ziele in erster Linie verfolgt, ist auch dem uns vorliegenden Romane, „Cyril" von Geoffrey Drage, allein gerecht zu werden. Nicht mit den Forderungen, welche man in Deutschland an die „Kunstform" des Romans zu stellen gewohnt ist, darf man an ein Buch herantreten, das bestimmt ist, ein politisches Programm in die Massen hineinzuwerfen. Hätten doch jene oben genannten, berühmtgewordenen Romane diese Probe ebensowenig bestanden. Wer aber wissen will, was nicht wenige und unter ihnen die Besten des heutigen jungen England denken, der nehme „Cyril" zur Hand, um aus ihm reiche Belehrung zu schöpfen.

Ein neuer Geist beherrscht dieses Buch im Vergleich zu jenen socialen Romanen aus der Mitte des Jahrhunderts. Nicht mehr die Lage der arbeitenden Klassen und die aus ihr für die Gesellschaft sich ergebenden Gefahren sind es, welche dem Leser also die wichtigste Zeitfrage vor Augen geführt werden, nicht mehr der „Golf, welcher die beiden Nationen, die Armen und die Reichen scheidet". Solche Schil-

derungen besitzen heute nicht mehr das Interesse, welches allein dem Unbekannten zuzukommen pflegt. Aber dafür durchdringt ein socialer Grundton das ganze Werk. So wird z. B. nicht mehr das Elend der Massen im einzelnen geschildert, dagegen aber, ohne viel Worte darüber zu verlieren, vorausgesetzt, daß die Männer aus dem Westen Londons, dem Sitze der Gesellschaft, die Verhältnisse des Ostens kennen, dort Umschau gehalten haben und zu Nachtschulen, Sonntagschulen, Arbeitervereinen u. s. w. hinzukommen pflegen. Nicht mehr einzelne von Carlyle erborgte Phrasen finden wir hier, wie in jenen Disraëlischen Romanen, wo sie noch des Reizes der Neuheit sich erfreuten; dagegen hat der Geist der von Carlyle eingeleiteten Bewegung den Autor des Cyril vollständig in Besitz genommen. Für ihn sind nicht mehr, wie für den Engländer der alten Schule die selbstsüchtigen Triebe im Menschen die Grundlage der Gesellschaft, vielmehr sieht er, wie er wiederholt ausspricht in der „Selbstverleugnung" (selfdenial) das Princip der Gesellschaft; je mehr die selbstsüchtigen Triebe die Oberhand gewönnen, desto mehr nähere sich jene der Auflösung — eine durchaus Carlyle'sche Grundansicht. —

Also nicht mehr auf socialpolitischem Gebiete liegt heute die Lebensfrage der Nation, der vor allem das vaterländische Interesse gehört. Hier ist man in einer wenn auch schwierigen, so doch hoffnungsvollen und friedlichen Entwicklung begriffen. Dagegen hat sich eine andere ganz ebenso wichtige Frage aufgethan, von deren Lösung es abhängt, ob die englische Nation diejenige Rolle, die sie bisher in der politischen Geschichte, wie der Geschichte der Civilisation gespielt hat, weiter zu führen berufen ist. Sie ist es, welche das heutige junge England vor allem zum Nachdenken veranlassen sollte; deswegen ergreift sie der Autor des Cyril, um sie zum Hintergrunde seines Buches zu machen. Die äußere Machtstellung Englands, insbesondere sein colonialer Besitz und seine Seeherrschaft werden einerseits durch das Aufkommen der continentalen Mächte, andererseits durch ein schwaches, jeder Aktion unfähiges Parteiregiment im Innern ernstlich gefährdet; und doch hängt von seiner auswärtigen Stellung Englands Existenz überhaupt, weil sein Handel und seine Industrie, ab. Dieser Gefahr gegenüber seinen Landsleuten die Augen zu öffnen, ist die Absicht des Autors, welcher, bisher als rechtswissenschaftlicher Schriftsteller bekannt, die Verhältnisse des continentalen Europa, vor allen die des Hauptgegners, Rußlands, eingehend studirt hat. Daß er dem Studium der deutschen Verhältnisse, und sagen wir direct, einem Aufenthalt in Berlin und an der Berliner Universität viel verdankt, brauchte er nicht einzugestehen. Das

politische Programm, wie er es seinen Landsleuten entwickelt, verräth deutschen Einfluß.

Die Anlage des Buches, einmal seine Tendenz zugestanden, ist eine durchaus geschickte: zwei Geschwisterpaare, ein englisches und ein russisches, begegnen einander auf neutralem Boden, einem Landgute bei Triest; ihre Schicksale verschlingen sich, der Schauplatz der Begebenheiten dehnt sich von London bis an die russisch-afghanische Grenze. Es ist ferner ein taktvoller Gedanke des Verfassers, die feindliche Rasse durch hochhervorragende unter ihren Kindern vertreten zu lassen; wenn sich alsdann der Leser dennoch entsetzt von den russischen Verhältnissen abwendet, so hat der Autor damit gewonnen, daß als Grund hiervon nicht die Schuld Einzelner, sondern äußere, unabwendbare Umstände empfunden werden.

Der Aristokratie angehörig sind Wladimir und Viera von Galitzin doch typisch für ihre Nation. Der Bruder ist von der panslavistischen Idee erfüllt; Ausbreitung der Herrschaft des Zaren und Vereinigung aller Slaven ist sein höchster Gedanke. Vom Scheitel bis zur Sohle ein Kriegsmann, einer „der besten Schüler des Skobeleff", fühlt er sich am wohlsten in dem Kriegsleben an der afghanischen Grenze, in dem jede Eroberung immer weitere in sich schließt. Krieg mit England, dessen Regierung er verachtet, von dem er nichts als Schwäche und immer wieder neue Nachgiebigkeit erwartet, ist sein vornehmlichster Wunsch; denn durch ihn allein wäre zu erreichen, was alle rechtgläubigen Slaven erstreben, das Kreuz auf der Sophienkirche und weiterhin die Kosaken an den Ufern des Ganges zu sehen. Blind ergeben dem Zaren, dem seine Vorfahren gedient haben, verschließt er sich absichtlich vor den entsetzlichen Schäden, an denen sein Vaterland krankt. Er will die Bestechlichkeit, die Ungerechtigkeit und die Tyrannei nicht sehen, bis auch er, der ritterliche, an dem jeder Bekehrungsversuch der Nihilisten scheiterte, durch einen persönlichen Feind im Ministerium in einen Hochverrathsproceß verwickelt wird.

Der Verfasser weist nach, wie grade die innern Mißstände es sind, welche die besten und thatkräftigsten der jüngeren Generation in Rußland dem Panslavismus und der Kriegspartei zuführen. Er erzählt, wie er selbst in einer Schule Moskaus junge Mädchen von dreizehn bis vierzehn Jahren gefunden habe, deren Kenntnisse im übrigen minimal waren, die aber gar wohl gewußt hätten, wo Indien auf der Karte zu suchen sei, und daß die Russen es von der englischen Herrschaft „befreien" sollten. Er erzählt seinen Landsleuten, denen Rußland im allgemeinen so sehr ferne liegt, daß Gladstone und seine Anhänger sich

sogar als „Russenfreunde" bekennen durften, wie nicht nur die Gebildeten Rußlands, sondern wie gerade die unteren Klassen von der Idee ergriffen seien, daß der Zar einst über alle Slaven herrschen solle, und die Länder, die andere Rassen den Slaven abgenommen hätten, wieder zu ihnen und der orthodoxen Kirche zurückkehren sollen. Jene duldenden Millionen glauben unentwegt an ihre Zukunft, indem sie sich für berufen halten, die capitalistischen Nationen des Westens zu vernichten und durch die nationale Form des genossenschaftlichen Betriebes die sociale Frage zu lösen.

Ist in Wladimir die Expansionskraft der russischen Nation verkörpert, so ist Viera, seine Schwester, wie dies unter den Damen der Aristokratie heute nicht selten ist, die Vertreterin des Nihilismus. Voll Enthusiasmus für die Lage des Volkes hat sie sich in frühen Jahren davon überzeugen müssen, daß dies heute ein Verbrechen sei. Enttäuschungen aller Art haben sie zum Atheismus, zu Zweifeln an allen überkommenen Moral- und Religionsvorstellungen geführt. Nicht wie ihrem Bruder ist es ihr gestattet, ihre Energie nach außen hin abzuleiten; nach innen hin sie anzuwenden, ist ihr gleichfalls versagt. Nur gänzlicher Umsturz alles Bestehenden scheint ihr wie ihresgleichen das Mittel eine ideal gedachte Gesellschaft, die ganz Europa erlösen soll, aufzurichten.

Auch in Viera schildert der Verfasser gewiß eine der hervorragendsten Anhängerinnen jener Richtung, einen hochgesinnten, für alle Ideale empfindenden Geist. Um so bezeichnender für die Zustände, in denen sie großwuchs, ist es, sie eine Zeit der „freien Liebe" prophezeien und erklären zu hören, daß alle junge Mädchen in Rußland heute Zola mit Vorliebe lesen. Ein ganzes Netz von Fäden der Verschwörung hat in ihr seinen Mittelpunkt. Drage macht seine Landsleute auf die Rolle aufmerksam, welche die Frauen in der Nihilistenpartei spielen. „Die russischen Männer sind muthig; aber die Frauen haben das zehnfache ihrer Energie, Fähigkeit und Begeisterung." Er schildert ferner, wie insbesondere die Studenten, entsetzliche Mißbräuche vor Augen und im Gefühl der vollständigen Machtlosigkeit ihnen gegenüber, in das nihilistische Lager eintreten. In drastischen Farben malt er einen Studentenaufstand. Die Studenten befinden sich im Hofe der Moskauer Universität; der Curator sucht zu ihnen zu reden, aber das Geheul der Unzufriedenen unterdrückt seine Stimme. Da giebt jener ein Zeichen und Kosaken erscheinen am einzigen Eingang des Hofes, reiten in die wehrlose Masse ein und hauen mit den Knuten auf sie los. Viele werden verhaftet, die andern drängen hinaus, um draußen in die Hände der Menge zu fallen, der man gesagt hat, die Studenten seien Feinde des

Zaren. Trotzdem entkommen die meisten, denn ein „russischer Student hat soviel Leben als eine Katze“. Drage schildert ferner die Greuel der Nihilistenprocesse, jener Processe, in denen Richter und Ankläger eine Person ist, der Vertheidiger aber fehlt. „Wer sollte glauben“, läßt er den Minister, welcher diese Verfolgungen unter sich hat, monologisiren „daß man in einem civilisirten, christlichen Lande im neunzehnten Jahrhundert lebt. Der einzige Trost ist, daß kein Geschichtsschreiber je glauben, noch weniger den Leser glauben machen wird, daß es so hergeht, wie es thatsächlich ist.“

Daneben aber macht er darauf aufmerksam, wie wenig die breiten Massen vom Nihilismus ergriffen seien, wie sie ein tiefes Mißtrauen von den oberen, insbesondere den studirten Klassen trenne, wie sie nicht glauben könnten, daß diese wirklich für sie zu fühlen im Stande seien. Daher die Erfolglosigkeit der nihilistischen Bewegung. Noch ist der Zar im Stande, mit einem Worte Millionen aufzurufen; die Gefahr für den Westen und die Kraft Rußlands nach außen wird durch den Nihilismus kaum vermindert. Das Bild von Gottvater, sagt Drage, welches in der Erlöserkirche zu Moskau von der Decke herabblickt, ist nicht das Bild eines überirdischen Gottes; es zeigt irdische Züge und doch ohne menschliches Mitleid; es ist das Bild des Zarenthums, welches das Volk hier anbetet. —

Wenn der Verfasser auf die russischen Zustände eingeht, so thut er das nicht ohne praktische Tendenz. Er will seinen Landsleuten zeigen, wie beschaffen ihr Gegner sei, einerseits ihnen die Macht desselben vor Augen führen, andererseits ins Bewußtsein rufen, was ganz Europa von einem Siege des halbcivilisirten Rußlands zu erwarten hätte. „Rußland“, sagt er „wie ich es kenne, ist nicht das Land der Romantik; es ist das Land der Tragödie, schrecklicher Tragödie. Ich kenne kein traurigeres Land. — — Leichte Comödie ist hier unmöglich; Gelächter wird zur Grimasse.“ Einen ungeheuren Rückschritt in der europäischen Civilisation bedeutete der Sieg der russisch-französischen Allianz. Denn auch die Franzosen sind für Drage durch ihre gegenwärtige Demokratie zu einem Zustande herabgesunken, in dem „ni Dieu ni foi ni loi“ mehr existirt. Für England aber bedeutete ein endgültiger Sieg der russischen Pläne gänzlichen Verfall, ja geradezu Hungersnoth; denn Englands Industrie, je mehr sie auf dem europäischen Continente der einheimischen Concurrenz unterliegt, und Englands Handel hänge in erster Linie von Indien ab.

Drage überblickt nun die Chancen, welche England in dem Kampfe, der früher oder später ausbrechen muß, zur Seite stehen. Sein Blick

erweitert sich hier; er frägt, ob und aus welchen Gründen England Aussicht hat, seine ihm heute von allen Seiten streitig gemachte äußere Stellung, von welcher seine innere Wohlfahrt vollständig abhängt, zu bewahren. Er hebt hervor, wie man im Auslande und in Kreisen fremder Diplomaten England als „nation finie“ anzusehen gewohnt sei. Der Verfasser müßte kein Engländer sein, um jene Frage nicht bejahend zu beantworten: England wird aus der Krisis, die es jetzt durchzumachen hat, siegreich hervorgehen. Der Grund hierfür ist, daß England, was moralische Kräfte und Fähigkeiten angeht, ein entschiedenes Plus im Vergleich zu seinen Gegnern besitzt. Diesen Satz nachzuweisen, ist ein Hauptzweck des ganzen Buches; um ihn zu erreichen, stellt der Verfasser, wie erwähnt, jenen beiden Russen ein mit ihnen durch Familienfreundschaft nahe verbundenes englisches Brüderpaar zur Seite.

Wir haben gesehen, wie Drage die Vertreter der gegnerischen Nation aus den Besten ihrer Angehörigen wählt und den Leser für sie in hohem Maße zu interessiren weiß. Auch die Vertreter seiner eigenen Nation Evelyn und Cyril verkörpern die besten Bestrebungen und Interessen des heutigen Jungengland. Wenn er nun ihre Denk- und Handlungsweise mit der der beiden Russen in Contrast stellt und gerade durch diesen Vergleich jenen oben angeführten Satz zu bewahrheiten sucht, so gewinnt er hierdurch den Vortheil, daß der Leser, was er von den Vertretern der beiden Nationen empfindet, um so leichter auf diese selbst überträgt.

Worin liegt der Vorzug der englischen Nation nach der Ansicht des Verfassers? Auf moralischem Gebiete oder, um die Worte, die als Motto auf dem Buche stehen, in seinem Sinne zu übersetzen, in der Ehrfurcht vor der Vergangenheit, der Ehrfurcht vor dem Weibe und der Religion d. h. der Ehrfurcht vor einem Jenseits, daneben auch in der durch die Jahrhunderte erhaltenen körperlichen Frische.

Drage mißt das Verdienst, diese Güter der englischen Nation erhalten zu haben, vor allem ihren Universitäten und öffentlichen Schulen bei. Freilich sind sie aristokratischer als die auf dem Continent, und dies sollte durch Einrichtung von Freistellen und die Möglichkeit ununterbrochenen Aufsteigens von der Volksschule zur Universität gebessert werden. Daß sie dagegen nicht so vielen den Weg zu den Studien eröffnen, wie die entsprechenden Anstalten des Continents, ist in den Augen des Verfassers nur ein Vortheil, indem dadurch die Zahl des gelehrten Proletariats, das vom Staate leben will, vermindert werde.

Drage schildert auf das eingehendste das Leben auf den Schulen,

für die Eton als Beispiel genommen ist, ebenso das der englischen Universitäten, ohne dessen Kenntniß ein Verständniß Englands überhaupt unmöglich sei. Insbesondere beschreibt er die nationalen Sports, die die Jünglinge dort betreiben, die Wettkämpfe, welche zwischen den verschiedenen Schulen abgehalten werden, und die für die ganze Nation von einer Wichtigkeit sind, mit der sich etwa nur die Bedeutung der olympischen und ähnlicher Spiele für die Griechen vergleichen läßt. „Die Schlacht von Waterloo" sagte der Herzog von Wellington „wurde auf den Spielfeldern von Eton gewonnen." Ja, fährt Drage fort, die noch viel größere Schlacht, die wir heute zu kämpfen haben, wird dort gewonnen. Sie wird gewonnen durch jeden Knaben im Siege über sich selbst, den er durch Ausdauer, Selbstverleugnung und Unterordnung im Kampfe mit seinen Kameraden bei Cricket, Fußball und ähnlichen Spielen gewinnt. Der Sieger kann, wenn er sich hervorthut, als Knabe schon seinen Namen in der ganzen Nation berühmt machen.

Die öffentlichen Schulen und die Universitäten sind ferner die Sitze der Tradition und der Ehrfurcht vor der Vergangenheit und üben dadurch zeitlebens auf ihre Mitglieder einen höchst bedeutenden moralischen Einfluß. „Von denjenigen, welche unter den Büsten von Chatham, Wellington und Canning gelernt, die gespielt haben auf den Wiesen, in denen Grey und Shelley spielten, die in der Capelle gebetet haben, die reich an Erinnerungen an Männern ist, die unter allen Climaten für Englands Größe gefallen sind — was kann man nicht von denen erwarten? Ihr Loos ist es, früher oder später die Leiter einer mächtigen Nation zu werden und zu sehen, daß ihre großen Vorgänger nicht vergeblich gelebt und gearbeitet haben." Darin, daß sie die Zöglinge mit ihrer Tradition erfüllt und beherrscht, liegt der Grund des Stolzes und der Anhänglichkeit, die der Schüler gegenüber seiner Schule empfindet. „Kein englischer Knabe", sagt Drage, „der nicht seine Schulzeit die glücklichste seines Lebens nennte, keiner auf dem Continente, der nicht mit Mißbehagen ihrer zurückgedächte." Erwähnt sei noch, daß der Verfasser das Vorwiegen der classischen Studien auf Schulen und Universitäten für einen Grund ihrer günstigen Erfolge ansieht, daß er darauf hinweist, wie in Oxford und Cambridge keine „Brotstudien" betrieben würden, sondern diese erst später begännen, wodurch einer Zeitrichtung, die „Geldmachen" in erste Linie stelle, ein gesundes Gegengewicht gegeben sei.

Insbesondere giebt der Schriftsteller, der selber Student im Christ-Church-Collegium zu Oxford gewesen zu sein scheint, eine begeisterte Schilderung dieser seiner geliebten Universität. Man kann, sagt er,

Digitized by Google

dieſe Stadt von 25 Collegien nicht verſtehen, ohne ſie geſehen zu haben. Jedes ſei eine Welt für ſich, ein Palaſt, den mancher Suverän neidiſch anſehen könnte, mit eignen Traditionen in Arbeit und Spiel und mit einer Reihe berühmt gewordener Mitglieder, welche einen „genius loci“ geſchaffen hätten, ſo daß der Hiſtoriker hier auf heiligem Boden ſtehe. Für ihr Leben blieben die Mitglieder in Verbindung mit dem Collegium und, wenn ſie berühmt würden, ſo ſei ihr Ruhm in erſter Linie Ruhm für jenes und eifre die jungen Mitglieder zum Nachſtreben an. Oft, ſagt Drage, habe ich Fremden unſere Univerſität gezeigt und erklärt. Am Ende meiner Erklärung ſagte ein Freund zu mir: „das iſt keine Univerſität, ſondern ein Paradies“.

Wenn die engliſche Erziehung durch die hiſtoriſche Tradition, die ſie den Zöglingen einimpft, Großes wirkt, insbeſondere in ihnen das Gefühl der Dankbarkeit und Verantwortlichkeit vor den Vorfahren weckt, ſo hat ſie nach Drage auch in einer andern Richtung hohe Verdienſte. Trotz der Skandalgeſchichten, welche nicht ſelten die Spalten der engliſchen und der continentalen Blätter füllen, ſind nach Drage die Verhältniſſe zwiſchen Geſchlechtern in den oberen Mittelklaſſen Englands geſundere als auf dem Continnete, insbeſondere als bei den Ruſſen und den Südländern. Mögen auch in England noch ſo viele Fehltritte vorkommen, ſo wird doch Unſittlichkeit noch als ſolche empfunden. Die freien Anſchauungen, wie ſie heute einen großen Theil Europas beherrſchen, und wie ſie als die ſelbſtverſtändliche und gegebene Atmoſphäre in den realiſtiſchen Romanen des modernen Frankreichs uns entgegentreten, werden nach Drage in den Kreiſen der engliſchen Studenten, die dort mehr als anderwärts die Blüthe der Nation ausmachen, nicht getheilt. Gerade hierin, in der anerzogenen Selbſtcontrolle und den ſtrengeren Gewohnheiten, liegt nach Drage ein Hauptgrund der Kraft dieſer „kaltblütigen Nordländer“, welche zur Herrſchaft über den entnervten Süden berufen ſind. Mit welchem Rechte, frägt der Verfaſſer, wirft man dem Weibe einen Schritt vor, den man beim Manne für alltäglich und ſelbſtverſtändlich hält? Evelyn, der mitten in der großen Welt ſteht, der in allen Hauptſtädten und an allen Höfen Europas verkehrt, ſoll den Beweis liefern, daß ein junger Engländer auch in dieſer Lage Anſchauungen zu bewahren im Stande ſei, die ſeine Umgebung für lächerlich, ja unmöglich erachtet. Hier liegt ein Zeichen der moraliſchen und phyſiſchen Kräfte, die in der engliſchen Nation ſchlummern. „Sehen Sie“, ſagt Evelyn zu einem jungen italieniſchen Grafen, mit dem er dieſe Fragen beſpricht, „wir Engländer ſind ſonderbare Menſchen. Wir ſind gar ſehr verſchieden von Ihnen aufgewachſen. Kein Ausländer

kann verstehen, daß — natürlich einen hohen Betrag von Heuchelei und Laster bei Seite gesetzt — die Mehrzahl der jungen Engländer überhaupt nicht an das andere Geschlecht in dem Sinne, den Sie damit verbinden, denkt. Es sind gesunde, kräftige Leute, nicht durch besondere Tugend, sondern durch ihre Erziehung. Sie haben die gleichen Leidenschaften, wie andre, aber verschiedene Interessen." Einen Gegensatz, wie er auf dem Continente zwischen der Knechtschaft der Schule und der völligen Freiheit der Universität bestünde, gäbe es dort nicht; auch auf letzterer lebten die jungen Engländer unter Aufsicht, nicht so sehr äußerlicher, als unter „der Aegis der Tradition". Ein geschriebener und ungeschriebener Codex beherrsche ihr Leben; ihre Interessen und überschüssigen Kräfte würden in erster Linie ihren körperlichen Uebungen und der Auszeichnung, die durch sie zu gewinnen wäre, gewidmet; das Laster werde als „ungentlemanlike" verachtet. So übten sie, ohne besonders tugendhaft zu sein, Selbstcontrolle in hohem Maße. „In meiner Universitätszeit wenigstens" sagt Evelyn in dem angeführten Gespräche „galt es als schlechter Ton, sich zu betrinken und ausschweifend zu leben, obwohl es einige angenehme und populäre Leute gab, die beides thaten". — In den berührten Ideen betreffend vollständiger Gleichstellung von Mann und Weib in moralischer Beziehung verkennen wir nicht den Einfluß John Mill's. Derselbe führte den Verfasser im Verlaufe zu Gedanken, die wir als „Frauenemancipation" bezeichnen würden. Wir werden unten darauf zurückkommen; hier sei nur hervorgehoben, daß Drage auch in dieser Richtung Vertreter von Gedanken und Bewegungen ist, wie sie das moderne England, wenigstens seine denkenden Kreise, beherrschen.

Endlich ist nach Drage in den oberen und und gebildeten Mittelklassen Englands auch die Religion weit lebendiger als etwa in den gleichen Klassen Rußlands oder des romanischen Europas. Der Engländer ist vorwiegend praktisch gesinnt; die Zweifel aber, welche philosophische Betrachtung erweckt, hindern die Thatkraft. Sie sind für Nationen, die nicht zu handeln verstehen. Also auch hier auf diesem wichtigen Gebiete ist der Einfluß Carlylescher Gedanken auf den Verfasser bedeutend. Der Engländer, meint Drage, sei für das Leben nicht für selbstquälerische Grübeleien geschaffen. Für das Leben aber sei „Glaube" unentbehrlich; er allein sei es gewesen, der die Vorfahren in den Stand gesetzt, die Großthaten zu verrichten, denen die Enkel nachzustreben hätten. „Ein geistig gesunder Engländer erkennt an", sagt der Verfasser, „daß es Dinge giebt, welche für den menschlichen Geist zu hoch sind; sie zu discutiren, wäre bloßer Zeitverlust." Trotz

solcher Aeußerungen aber würden wir dem Verfasser unrecht thun, wenn wir annähmen, daß für ihn die Religion bloßes Mittel zu äußeren Zwecken sei. Wer Carlyle kennt, wird die angeführten Aussprüche anders auszulegen wissen. Hier genügt hervorzuheben, daß in der That ein relgiöser, wenn auch von allem dogmatischen Beigeschmack freier Geist das ganze Buch beherrscht, wie wir solchen nicht häufig in England fanden. Auch der Verfasser giebt dieses zu; dem starren orthodoxen Glauben auf der einen Seite, meint er, entspreche vielfach Freigeisterei auf der andern. Er gesteht selber ein, daß gerade unter den Frauen der guten Gesellschaft auch in England Atheismus heute nicht selten sei. Aber das, worauf er Gewicht legt, ist, daß solche Richtungen mehr bei den halbgebildeten zu finden seien, als bei denen, welche die höchsten Bildungsmittel, welche die Nation besäße, ihre öffentlichen Schulen und Universitäten zu benutzen die Gelegenheit hatten.

Weist so der Verfasser nach, daß moralische Kräfte vorhanden seien, welche England großen Vorzug vor seinen Gegnern gäben, so verschließt er sich andrerseits auch den Schwächen seiner Nation nicht. Ja es ist geradezu Tendenz des Buches, dieselben aufzudecken. Sie sind vor allen politischer Natur und liegen in der Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse Englands, die seine Kraft nach außen lähmen. Indem der Verfasser auf sie eingeht, geben sie ihm zugleich Veranlassung, ein eignes politisches Programm aufzubauen.

II.

Die Geschichte der antiken Republiken, die Venedigs und Florenzens, ist nach Drage für England ein warnendes Beispiel. Jene Staaten gingen zu Grunde, weil diejenigen, die sie zu leiten hatten, persönliche Interessen in erste Linie zu stellen anfingen und durch Selbstsucht und Ehrgeiz, nicht mehr durch Vaterlandsliebe und Aufopferung geleitet wurden.

Ueberallhin begleiten Drage die Gedanken an die seiner Heimath bevorstehenden Schicksale, alles bezieht er in letzter Linie auf sie. Angesichts der gewaltigen Figuren des Medicäergrabmals, der Meisterwerke des Michel Angelo, denkt er daran, wie Florenz einst von seiner Höhe hinabgesunken sei. Der Freistaat war gefallen; was der Künstler erstrebt und vertheidigt hatte, war vernichtet. Da ergriff er jene Aufgabe und arbeitete daran mit der Wuth eines, der unter körperlicher und geistiger Anstrengung zu vergessen sucht, daß sein Vaterland entehrt, daß Gerechtigkeit niedergetreten, Freiheit unmöglich geworden sei, Tyrannei, Verrath und Schlechtigkeit triumphirt haben, trium-

phiren werden, und daß er außer Stande sei, es zu ändern. „Diese Statuen", sagt Drage, „in ihren riesigen Verhältnissen sind die Lehre des Todeskampfes eines unbezwinglichen Herzens, welches das Tribunal des Himmels gegen die überwältigende Ungerechtigkeit der Erde anruft. Diese Weiber und Männer aus Stein gleichen nicht der schwachen und verrätherischen Rasse um den Künstler, die den Fall des Vaterlandes verschuldete. Edel und großgestimmt sind sie, wie der, der sie bildete; wie er, sitzen sie in Schweigen da, im Schweigen unaussprechlicher Verzweiflung. Mit seiner eignen Hand schrieb der Künstler an das Piedestal der schlafenden Riesen die Worte: „Es ist süß, zu schlafen, süßer noch von Stein zu sein, so lange das Elend und die Schande dauern. Mein Glück ist es, nichts zu sehen, nichts zu fühlen; darum erwecke mich nicht. Sprich leise." Möge nie die Zeit kommen, fährt der Verfasser fort, daß ein Engländer, verzweifelt und verrathen, in gleicher Weise über den Fall seiner Heimat nachdenke; und doch sind gewiß schon die Gefühle eines Gordon ähnliche gewesen. Ein Lebensinteresse seines Landes hatte er zu vertheidigen übernommen unter Hintenansetzung seines Lebens. Aber er und seine Sache wurde von einem feigen Staatsmann verlassen, welcher durch thatkräftiges Eingreifen die Stimmen der Wähler und damit die Herrschaft zu verlieren fürchtete. In seiner erzwungenen Unthätigkeit zu Chartum mögen Gordon ähnliche Gedanken, wie jene des Michel Angelo durchwühlt haben. Auch er empfand die gleiche Unmöglichkeit wie jener, den Niedergang seines Vaterlandes aufzuhalten.

Der Verfasser benutzt den Untergang Gordon's als Waffe gegen das bestehende System. Durch seine Schuld ist dieses Leben verloren gegangen, das ganz dem Dienste des Vaterlandes geweiht, ein Segen für die Armen und Unterdrückten und ein Bollwerk wahrer Philantropie gewesen war. Er hat seinen Posten nicht verlassen und damit die Ehre seines Landes gerettet, aber seine Landsleute haben ihn verlassen und sich damit selber entehrt. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich, daß eine Volksregierung ebenso schlecht, ja schlechter sein kann, als die schlechteste Monarchie. „Die Sünden Karls II. sind heute durch die Nachkommen seiner Unterthanen wiederholt worden. Oeffentliche Gelder werden durch den Günstling des Volkes verschleudert, die öffentliche Ehre geopfert und das öffentliche Versprechen heute ebenso gebrochen wie einst durch die Günstlinge des Königs im siebzehnten Jahrhundert."

Der Verfasser nennt sich einen Radikalen und in der That sind seine positiven Vorschläge, auf die wir unten einzugehen haben, derart, daß man sie nach englischem Sprachgebrauch als politisch radikal zu be-

zeichnen hat. Dagegen ist er mit den vorhandenen Parteien, der liberalen und der conservativen, in gleicher Weise unzufrieden. Beide sind sich darin gleich, daß sie sachliche Interessen überhaupt nicht mehr kennen. Jede von ihnen würde das, was sie heute als ihr Princip erklärt hat, morgen leichten Herzens opfern, wenn sie dadurch sich am Ruder zu erhalten hoffen könnte. Beide haben aus diesem Grunde mit den staatsfeindlichen Irrländern geliebäugelt, beide haben aus Rücksicht auf die Stimmung der unwissenden Wähler es stets unterlassen, die Verstärkung von Armee und Flotte vorzunehmen, über deren Nothwendigkeit alle Verständigen übereinstimmen. Beide Parteien sind endlich in gleicher Weise ihrerseits der Herrschaft von Betrügern anheimgefallen. Drage adoptirt das Urtheil, welches Carlyle über die beiden Parteiführer Disraëli und Gladstone fällte: beide seien Betrüger („humbugs"), aber Disraëli habe gewußt, daß er es sei; Gladstone dagegen bemühe sich Tag und Nacht, es sich nicht einzugestehen. Jener habe andre, dieser zuerst sich selbst und dann die andren getäuscht.

Trotzdem ist der Verfasser der bestehenden conservativen Partei günstiger als den Liberalen, so wie sie zur Zeit sind. Denn die ersteren, insbesondere Disraëli, haben doch nach außenhin einen gewissen Schein gewahrt. Die Liberalen dagegen haben England geradezu aus dem Rathe der Völker ausscheiden lassen. Beschimpfungen hätten sie ruhig hingenommen, während sie nach innen die Staatsverfassung in Verfall gebracht hätten. Insbesondere ist Gladstone dem Verfasser ein Vertreter der bestehenden Scheinregierung. „Seine Macht" sagt er „liegt zum großen Theil in einer außerordentlich melodischen Stimme und seiner Herrschaft über jene vagen, grandiosen Nichtigkeiten, welche auf halberzogene Leute immer soviel Einfluß üben." „Wenn ich ein Russe wäre, dann wäre das mein Mann. Er predigte gegen die Schändlichkeiten in Bulgarien und vergaß Polen und die Schändlichkeiten in Rußland selbst. Ihm stehen die Panslavisten wie die russische Bureaukratie in unberechenbarer Schuld. Er allein machte den türkischen Krieg 1877 möglich; er war der Todfeind Disraëli's, der nach Aksakoff die Aufpflanzung des Kreuzes auf der Sophienkirche verhinderte." Der Verfasser bringt die Verachtung, welche die Russen gegenüber dem Führer der Liberalen und Radicalen Englands empfinden, in Gesprächen Vladimirs und seiner Kameraden zum drastischen Ausdruck und ergreift dadurch gewiß ein wirksames Mittel, um seine Landsleute von einer Partei abwendig zu machen, die mit dem Fortschritt thatsächlich ganz ebensowenig zu thun habe wie ihre Gegner. Dieser Scheinliberalismus, der keinen andern Ausdruck als in Schwäche und Thatlosigkeit zu finden weiß, wie ihn

Gladstone vertreten, wie ihn Lord Ripon nach Indien verpflanzt hat, ist nach des Verfassers Ansicht der eigentliche Grund für den Niedergang Englands. Beide Parteien sind von ihm erfüllt, obgleich sie beide, so lange sie nicht am Ruder sind, behaupten, daß sie eine Verjüngung der Politik heraufführen würden. Sobald sie die Herrschaft aber in der Hand haben, thun sie thatsächlich nichts mehr, außer einigen schwächlichen Versuchen, sich oben zu erhalten. Sie sind „die Verräther, welche der Parteierwägungen willen die englische Fahne durch den Schmutz in jedem Theile der Welt gezerrt haben".

Ueberall zeigt sich dieser schwächliche Sinn, so in der Behandlung der irischen Frage, auf dem Gebiete des Criminalrechts ꝛc. Besonders bezeichnend dafür aber sind Aussprüche gewisser in den Augen der Menge hervorragender Politiker, denen eine freiwillige Aufgabe der Machtstellung Englands das beste erscheint. So sagte John Bright am 23. Nov. 1864: „Indien festzuhalten, ist ein gefährliches Unternehmen, das ganz außer Zusammenhange mit den Grundsätzen des Freihandels und im Gegensatze zu der modernen Tendenz steht, die das Nationalitätsprincip, nicht das der Beherrschung begünstigt." Solchen Ansichten gegenüber wendet Drage ein, daß von den Colonien und Indien Englands Reichthum nicht nur, sondern mehr und mehr geradezu seine Subsistenzmittel abhingen und in wachsendem Maße abhängen würden.

Den geschilderten Erscheinungen gegenüber steht dem Verfasser fest, daß eine große Reform noththue. Dieselbe ist zunächst, ganz im Carlyle'schen Sinn, auch für Drage innerlicher Natur. Die heutige Idee des Fortschrittes besteht in „Mehr Geld" und „Weniger Arbeit", der wahre Fortschritt der Gesellschaft dagegen in einem Mehr der Selbstentäußerung und Hingabe. Viele Leute sagen jetzt, daß alle Menschen gleich seien und vergessen darüber den Unterschied von weise und thöricht und von gut und schlecht. Wenige aber sind dessen eingedenk, daß mit der Erweiterung des Wahlrechts, das allen Theilnahme an der Führung des Staates zugesteht, damit auch Verantwortlichkeit für das Ganze und neue Pflichten gegen das Ganze dem Einzelnen erwachsen sind.

Aber trotz dieser Grundanschauung von der moralischen Natur der nothwendigen Reform versäumt der Verfasser nicht, eine ganze Reihe von politischen Vorschlägen zu machen, in welchen geradezu der Schwerpunkt des Buches liegt. England steht im Beginn eines großen Kampfes, der heute noch mit friedlichen Mitteln geführt wird. Aber die letzte Entscheidung dieses Kampfes liegt bei den Waffen. Die Fragen zwischen Rußland und England lassen keine friedliche Lösung zu. „Ruß-

Digitized by Google

land", sagt Drage, „hält ein System aufrecht, das in gleicher Weise Gott und den Menschen verhaßt ist. Um ein Sicherheitsventil zu haben, leitet es die innere Unzufriedenheit in der Richtung auf Constantinopel und Delhi. In beiden Fällen sind unsere Interessen bedroht; nehmen wir uns in Acht, daß kein Randoph Alcibiades Churchhill und kein William Nicias Gladstone diese Thatsache verdunkele und das Land zum Untergang bringe." Aus diesem Gesichtspunkte spricht der Verfasser auf das Wärmste für die deutsch-englische Allianz. Die Interessen beider sind für Jahrhunderte in der wichtigsten Lebensfrage die gleichen: Kampf gegen das Slaventhum, und diese Interessengemeinschaft ist ein stärkeres Band als die Neigung oder Abneigung Einzelner.

Aber der Verfasser ist sich sehr wohl bei diesem Vorschlage eines schwachen Punktes bewußt. In der Politik gilt „do ut des"; keiner thut etwas für die schönen Augen des andern. England muß also erst allianzfähig gemacht werden, dadurch, daß es seine militärischen Kräfte so sehr steigert, um in jenem bevorstehenden Kampfe als begehrenswerther und gleichberechtigter Bundesgenosse aufzutreten. Die Schwäche der jetzigen englischen Diplomatie besteht nach dem Verfasser darin, daß sie kein Heer hinter sich hat; denn die ultima ratio der Diplomaten sei der Krieg. Auf einfache Form reducirt ist alle Diplomatie folgendes Zwiegespräch: Wenn du nicht thust, was mein äußerster Vorschlag ist, stelle ich so und so viel Hunderttausend in's Feld. Die andere Seite überlegt dann, ob sie das gleiche thun kann oder nicht, mißt die Kräfte und entscheidet darnach die Antwort.

Drage ist ein Gegner jener zahlreichen Partei unter seinen Landsleuten, welche einer Abrüstung und womöglich der gänzlichen Abschaffung des Krieges entgegensieht. Er betrachtet sie sogar als eine äußerst gefährliche Richtung, welche die Bedingungen, auf denen Englands Größe beruhe, untergrabe. „Das goldene Zeitalter", sagt Drage, „wenn Wolf und Lamm neben einander liegen werden, ist noch nicht da und allein angesichts der Existenz eines russischen und chinesischen Reiches, nicht von den Heeren zu sprechen, von denen ganz Europa starrt, auch nicht zu erwarten. Nach dem nächsten großen Kriege, auch wenn wir siegreich sind, werden wir uns für den Krieg bereit halten müssen, der nur durch Stärke zu vermeiden ist, solange die menschliche Natur menschlich bleibt. Es nutzt nichts unseren Kopf wie der Vogel Strauß im Sande zu verbergen. Die Welt ist voll von gefallenen Reichen, aber ich sehe keinen Grund, weshalb das unsere diese Zahl vermehren sollte, außer wenn die englischen Männer und Frauen ihren Pflichten untreu werden. Soll der erste Schritt unserer Demokratie Abdankung sein? Ich glaube es nicht."

Der Verfasser verlangt also, daß England als Militärmacht mit den continentalen Mächten auf gleiche Linie trete. Seine Pläne des weiteren auszuführen, ist hier nicht der Ort. Nur soviel sei gesagt, daß seine Vorschläge unter Berücksichtigung der englischen Verhältnisse nicht weniger als allgemeine Wehrpflicht bedeuten, ohne allerdings dieses bei seinen Landsleuten in üblem Ansehen stehende Wort selbst auszusprechen. Auch ist sich Drage des Widerstandes bewußt, dem gerade dieser Theil seiner Vorschläge begegnen muß. Was er fürchtet, ist, daß erst eine schwere Niederlage die Engländer von ihrer Nothwendigkeit überzeugen wird. „Wenn wir einmal in Indien oder irgendwo in einen colonialen Krieg verwickelt sind, z. B. wie jetzt in Egypten, werden wir angegriffen werden, finden, daß wir keine Flotte, keine Armee, keine Kanonen haben, und nach kurzem Kriege geschlagen werden; aber dann eine gewisse Zeit, um uns fertig zu machen, und der nächste Krieg soll zeigen, was wir sind!" Wenn die russischen Avantgarden in Indien stehen, dann handelt es sich nach des Verfassers Ansicht für England um Untergang oder nicht. Das Interesse der Selbsterhaltung wird dann die Nation aufrütteln aus den utopistischen Träumereien; sie wird einsehen, daß jener riesige Gegner — ein Gegner gefährlicher und für die Civilisation der Menschheit bedrohlicher als Philipp II. und seine Inquisition — nicht durch diplomatische Künste und ewiges Nachgeben zurückzuhalten ist. Man wird Indien, d. h. Englands Existenz, in Europa zu vertheidigen lernen im Bunde mit Nationen, die ebenfalls für ihr Leben kämpfen werden.

Was den Verfasser, der im übrigen nichts weniger als Zukunftspolitiker ist, dazu bringt, diese Perspective zu verfolgen, ist der Wunsch, daß seine Landsleute sich schon vorher besinnen möchten. Er verlangt eine vollständige Militärreorganisation, Entfernung des civilen Elements aus dem Kriegsministerium, Loslösung desselben von den wechselnden Parteicabinetten und directe Unterstellung unter die Krone.

III.

Wenn wir uns sodann zu den Vorschlägen wenden, welche das Programm der inneren Politik des Verfassers ausmachen, so finden wir hier alle jene Bestrebungen ausgesprochen, welche als mehr oder weniger klare Wünsche in der englischen Nation heute vorhanden sind, wenigstens in dem fortgeschritteneren Theil derselben, und welche — ob von unserem Standpunkt aus gut oder schlecht — schon um deswillen die Zukunft für sich zu haben scheinen. Gerade unter diesem Gesichtspunkt bietet das Buch viel des Interessanten.

Digitized by Google

Da ist, um mit dem zu beginnen, was unseren Begriffen am wenigsten zusagt, die Frauenemancipation, aber dieselbe nicht, wie man sie bei uns vorzustellen pflegt, in fantastischer und unmöglicher Form, sondern in bestimmt präcisirten Forderungen. Zunächst soll die Frau, jetzt nur zu häufig zur Unthätigkeit gezwungen, Gelegenheit bekommen, einen Beruf zu wählen und so für die Nation mitzuarbeiten, soweit sie es nicht als Mutter in ihrem natürlichsten Berufe kann. Die Frau ist nach Ansicht des Verfassers weit mehr zu Hingabe und Selbstaufopferung bereit als der Mann. Ihre Mitwirkung ist dort, wo es sich um Berührung mit den unteren Klassen handelt, unschätzbar. Vor allem gehört ihr daher die Hauptarbeit an der Volkserziehung, deren elementarer Theil ihr zu überlassen ist.

Den erweiterten Pflichten, welche die Frau übernehmen soll, entspricht auf der anderen Seite Ausdehnung des politischen Wahlrechts auf sie — eine Maßregel, welche in England und Nordamerika so sehr fortwährend an Anhängern gewinnt und thatsächlich bei Gemeindewahlen (z. B. jetzt bei der Wahl zu der neuen Stadtvertretung von London) so häufig in Anwendung kommt, daß eine endliche Durchführung derselben kaum noch zweifelhaft erscheint. Ist doch das Wahlrecht schon jetzt so allgemein, um alle Schattenseiten, die damit verbunden zu sein pflegen, aufzuweisen. Drage hofft, daß die Wahlen, an denen die Frauen sich betheiligen, moralisch höher stehen würden, als die jetzigen.

Als heutigem Engländer liegt ferner dem Verfasser die „Landfrage" sehr am Herzen. Hier verlangt er energische Inangriffnahme der vielbegehrten Reformen. Die Berechtigung der vorgeschlagenen Ablösung des Großgrundbesitzes begründet er mit dem Hinweis auf seine Entstehung aus Gemeindeland. Er verlangt jedoch, daß man nicht radikal neuere, sondern die bestehenden Klassen der Landbevölkerung, den Pächter und den Arbeiter, fortbestehen, nur den ersteren zum Eigenthümer emporsteigen lasse, den letzteren durch Zutheilung eines kleinen Stück Landes mit dem Grund und Boden verknüpfe und wirthschaftlich hebe. Natürlich aber muß man alsdann auch Vorkehrung treffen, daß jene Bauerngüter, welche aus den bisherigen Pachtgütern entstünden, nicht wieder zersplittern und in andere Hände kommen. Das neue Eigenthum muß dem schon bestehenden Rechtsinstitut des „entail" unterworfen werden, was Zustände etwa analog denen des deutschen Anerbenrechts hervorrufen würde.

Auch auf Irland wären solche Gesetze anzuwenden, aber dort vor jedem Reformversuch erst Gesetz und Ordnung wieder herzustellen.

Eine andere Forderung des Verfassers ist für die englischen Ver-

hältnisse ebenfalls höchst bezeichnend. Das englische Recht, obwohl die Rechtsprechung intakt ist, liegt unter einer solch ungeheuren Masse von Einzelgesetzen und Vorentscheidungen begraben, daß dadurch seine Zugänglichkeit und die Leichtigkeit seiner Handhabung äußerst erschwert wird. Hier ist die Codification nach continentalem Muster durchzuführen, für das Handelsrecht aber eine internationale Regelung wenigstens für die Zukunft anzustreben.

Was die gewerbliche Arbeiterfrage angeht, so warnt Drage, der die englischen Arbeiter vor Augen hat, vor einer „großmütterlichen Gesetzgebung". Es sind kräftige und erwachsene Männer, die sich selbst zu helfen wissen, außerdem ja als Parlamentswähler ihre Interessen zu vertheidigen das Mittel besitzen. Nur für Seeleute aus besondern Gründen sei Zwangsversicherung nothwendig.

Des weiteren auf die Vorschläge des Verfassers beziehentlich der innern Politik einzugehen, ist hier nicht der Ort. Wir erwähnen nur als merkwürdig und bezeichnend für heutige Strömungen das Verlangen nach einer durchgreifenden Reform der Kirche. Dasselbe deckt sich nicht mit der Entstaatlichung, wie sie von radikaler Seite vorgeschlagen wurde, aber hat doch eine gewisse Verwandtschaft mit derselben. Die Kirche soll, wie es am meisten dem evangelischen Princip entspreche, dem Einfluß der Gemeinden unterstellt und ähnlicher Weise, wie es der Staat im Laufe des Jahrhunderts gethan habe, demokratisirt werden. Hierdurch hofft der Verfasser, werthvolle Elemente, die jetzt in der Sektenbildung verloren gehen, dem allgemeinen kirchlichen Leben zu erhalten.

Brittanien aber ist für den Verfasser nur ein Glied des „Größeren Brittanien", das den ganzen Globus umspannt. Nach außen hin hat nach Ansicht des Verfassers bisher vielfach die Einheit des Auftretens gefehlt, indem England die Interessen seiner Colonien hintenansetzte. Auch hieran war das Parteiregiment Schuld, das kleinere, heimische Interessen bevorzugte, nur um bei den Wählern nicht Mißstimmung hervorzurufen. Aber alle solche Fälle können trotzdem den Zusammenhang nicht gefährden, der durch Gemeinschaft des Blutes und der Sprache gegeben ist. Auch hier, meint Drage, wird es die Noth sein, die enger zusammenschließt. „Im Krieg allein wird diese Union zusammengeschmiedet werden. Mit Pulver und Blei, in Gefahr und Kampf, durch gegenseitige Opfer an dem, was uns am nächsten und theuersten ist, wird sie gefestigt werden. Die Geschichte hat Großgriechenland ablehnen sehen, als es ernstlich in die Lage kam, die Gefahren und das Unglück des Mutterlandes zu theilen. Aber unser Ge-

schichtsschreiber wird stolz erwähnen, wie das „Größere Brittanien" seine gerechte Empfindlichkeit vergaß und an den Gefahren des Mutterlandes theilgenommen hat." Das Benehmen der Colonien während der Gordonangelegenheit rechtfertige diese Annahme.

Was die nicht englischen Kronländer angeht, so dreht sich für den Verfasser alles um die Vertheidigung Indiens. Aus diesem Gesichtspunkte hat England nach Disraëlischer Tradition die Türkei zu erhalten. Hat es doch Cypern als Gegengabe für die Verpflichtung erhalten, den Bestand der Türkei zu vertheidigen. Zu diesem Zweck dürfte nach des Verfassers Ansicht eine gewisse Oberaufsicht über die Türkei, so wie sie schon über Aegypten geübt werde, nothwendig sein. Er bemüht sich ferner, seinen Landsleuten zu zeigen, daß hier das Nicheinmischungsprincip selbstmörderisch sei. Die Russen in Constantinopel bedeute für England die Nothwendigkeit einer solchen Armee an der afghanischen Grenze, wie sie die Deutschen heute an der französischen unterhielten.

Verlassen wir das politische Programm des Verfassers, so fragt derselbe weiter, welche Aussicht auf Verwirklichung derselben vorhanden sei. Von den bestehenden Parteien ist nichts zu erwarten; sie haben das Vaterland oft genug verrathen. Ueberhaupt hat sich das Schaukeln zwischen den beiden bestehenden Parteien, das Uebergehen der Regierung von der Hand der einen in die der andern überlebt. Dies war möglich, so lange die Parteien zwei Fraktionen adliger Familien waren, wie die alten Tories und Whigs. Es ist unmöglich, bei der nothwendigen Verallgemeinerung des Stimmrechts, welches früher oder später zum allgemeinen Männer- und Frauenstimmrecht werden muß, unmöglicher noch wegen Vorhandenseins einer staatsfeindlichen Partei, der Irländer, mit denen beide zu pactiren geneigt sind. Einzige Abhilfe gewährt die Bildung einer Mittelpartei, welche sich zwischen die Conservativen und Liberalen einzuschieben hat, und mit der einen oder der andern die Majorität bestimmt. Diese Partei wird im Stande sein, gewisse Gegenstände, die schlechthin dem Schwanken der Parteipolitik entzogen sein sollen, der Krone zu überliefern: Militär und auswärtige Politik.

Drage plaidirt auf das wärmste für die Bildung einer solchen Partei. Ihre Losung sei das Wort „Union", ihr äußeres Zeichen die rothe Rose, ihre Fahne die königliche Standarte. Seine Worte erheben sich oft zu glühender Leidenschaft, besonders dann, wenn er seine Landsleute an die Größe ihrer Vergangenheit erinnert. „Das Bild der großen Männer der Vorzeit, insbesondere das von Chatam und Pitt, verfolgt mich Tag und Nacht", ruft er aus. „Die Gabe der Poesie, selbst die

Gabe der Proſa mag mir nicht eigen ſein; aber brennende Worte, die vom Herzen kommen, wie die eines Mannes, der für ſein liebes Leben eintritt, Worte der Sorge und Scham im Hinblick auf die Vergangenheit, Worte des Tadels für die Gegenwart, Worte der Ermuthigung und ſichern Hoffnung für die Zukunft, ſolche, fühle ich, werden mir gegeben ſein."

In der That, Drage beſitzt vieles oder alles, um das vaterländiſche Gewiſſen ſeiner Landsleute zu wecken. Sollte er dieſen Eindruck nicht in erwartetem Maße erreichen, ſo ſtehen wir nicht an, als Grund hiervon zu erklären, daß der moraliſche Maßſtab, den er an Menſchen und Dinge legt, ein außergewöhnlich hoher iſt. Beſitzt er aber unter ſeinen Landsleuten viele, die ihm gleichgeſinnt ſind, oder gelingt es ihm gleiche Geſinnung in ſeinen Leſern wachzurufen, ſo iſt der Anfang zu der von ihm vertretenen Reform bereits gemacht. Jedenfalls haben die im „Cyril" niedergelegten Gedanken des eignen Intereſſes genug, um beſonderer Empfehlung zu entbehren.

Als Deutſcher aber möchte ich eines hinzufügen. Was giebt es für den Mann ſchöneres und erhebenderes als jene Geſinnung der Selbſtaufopferung zu Gunſten des Vaterlandes, um deretwillen laſſen wir die Alten leſen, den Socrates bewundern? Aber wenn ſie von Zeitgenoſſen vertreten wird, ſo iſt dies wohl der ſtärkſte Sporn, hinter dem Ausländer nicht zurückzubleiben. Ein edler Wettkampf! Gleichen doch die, welche ihn kämpfen, den Fackelläufern des Platon. Gleich ihnen tragen ſie das Licht, das ſie von ihren Vordern erhalten haben, im Wettlaufe denen, die nach ihnen kommen, den künftigen Generationen, zu. Denn das Licht, das unter den wechſelnden Formen der Erkenntniß dem Menſchen die Räthſelfragen des Lebens allein zu erhellen vermag, iſt in dem Worte: Selbſtaufopferung enthalten. Geben wir Acht, daß unſere Fackel in dem ſcharfen Luftzug der Gegenwart nicht erlöſche!

Die ökonomiſche Situation und die Währungsfrage.

Von

Dr. William Scharling,
Profeſſor in Kopenhagen.

First, Second and Final Report (with Appendix) of the Royal Commission appointed to inquire into the recent changes in the relative values of the precious metals.

I.

Es iſt kaum zu verwundern, wenn die Ereigniſſe der letzten fünfzehn Jahre auf volkswirthſchaftlichem Gebiet und die ganze in dieſem Zeitraum herrſchende Situation nicht dazu beigetragen hat die Autorität der Volkswirthe zu befeſtigen oder überhaupt dem großen Publikum beſonderes Vertrauen für die Volkswirthſchaftslehre einzuflößen. Der fünfzehn Jahre andauernde Zuſtand hat allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen und die Gedanken der meiſten Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft beſchäftigt, weil derſelbe nicht nur bedeutend von der bisher wahrgenommenen Entwicklung bei ähnlichen Situationen abweicht, ſondern zugleich in hohem Grade die perſönlichen Intereſſen berührt hat, und weil dieſe in vielen Fällen von dem Gange, welchen man von der Entwicklung ferner erwarten konnte, abhängig waren. Man hat ſich deshalb natürlich an praktiſche Geſchäftsleute auf dem volkswirthſchaftlichen Gebiet ſowie an die Repräſentanten der volkswirthſchaftlichen Wiſſenſchaft mit der Frage gewandt, was die Urſachen ſeien, daß die Verhältniſſe nach der Kriſis von 1873 ſich ſo ganz anders entwickelt haben, als die Erfahrungen bei früheren Kriſen vermuthen ließen, und welche Ausſichten auf eine baldige Veränderung vorlägen. Auch hat man ſie aufgefordert, Mittel gegen die ſchon ſo lange herrſchende wirthſchaftliche Miſère anzugeben, um dadurch der Entwicklung wieder zu neuem Aufſchwung zu verhelfen. Allerdings hat es weder an Antworten auf die aufgeworfenen Fragen noch an Rathſchlägen um wieder beſſere und glücklichere Zeiten hervorzurufen gefehlt; die Antworten

haben aber in so hohem Grade verschieden gelautet und die Rathschläge, welche nach dem Ausspruch des Einen aus der bestehenden Misère heraushelfen sollten, sind von dem Andern mit so großer Heftigkeit bekämpft worden, daß das große Publikum rath- und hilflos mitten in dieser Sündfluth von Erklärungen und Rathschlägen gestanden und vergebens nach einer sicheren Leitung aus diesem Labyrinthe gesucht hat.

Der große, über 1100 enggedruckte Folioseiten lange Bericht, welchen die in England einberufene Commission zur Untersuchung der in letzterer Zeit eingetretenen Veränderungen in dem Werthverhältniß der edlen Metalle zu einander im Jahre 1887—88 abgelegt hat, ist kaum ein solcher Wegweiser. Im Gegentheil ist er ein getreuer Spiegel der Meinungsverschiedenheiten, welche immer noch nach Verlauf von fünfzehn Jahren zwischen den Sachkundigen über die Ursachen der jetzt bestehenden Situation und in Folge davon auch über die Mittel aus derselben herauszukommen, herrschen. Eine Erklärung steht der anderen entgegen; es steht Meinung gegen Meinung, Behauptung gegen Behauptung. Selbst die statistischen Daten und Tabellen, welche den Bericht begleiten, scheinen in vielen Fällen ebenso geeignet die Mangelhaftigkeit der Statistik auf diesem Gebiete zu beweisen, als der volkswirthschaftlichen Analyse eine sichere und zuverlässige Grundlage zu bieten. Trotz des Interessanten und Lehrreichen, welches viele der Aussagen der verhörten Zeugen darbieten, zweifeln wir doch sehr, daß der Laie, welcher sich nicht schon im Voraus eine selbständige Meinung gebildet hat, nach Durchlesen der ca. 650 Seiten Zeugenaussagen sich fähiger fühlen wird, die vorliegende Situation zu beurtheilen und Mittel zur Abhülfe zu finden, als vorher. Den Meisten wird es vielleicht sogar so gehen, daß sie abwechselnd ihren Standpunkt mit dem Zeugen verändern, dessen Erklärungen sie lesen; mit so sicherer Ueberzeugung hält jeder derselben an seiner Meinung fest und mit so großer wirklicher Tüchtigkeit verstehen die Meisten dieselbe zu vertheidigen. Und wenn man endlich sieht, daß die Commission selbst, welche mit so unverkennbarer Geschicklichkeit und Qualification das schwierige Zeugenverhör geleitet hat, und im ersten Theil ihres „Final Report“ mit so großer Schärfe und Klarheit die entgegengesetzten Standpunkte und Argumente einander gegenüber stellt, sich darnach der Hauptfrage gegenüber in zwei gleich große Theile mit ganz entgegengesetzten Anschauungen theilt, so wird das Hauptresultat, zu welchem der, welcher nicht selbst Fachmann ist, durch das Lesen dieses großen Werkes kommt, vielleicht sogar das sein, daß die Nationalökonomie sich der Lösung des großen volkswirthschaftlichen Räthsels der Zeit gegenüber fallit erklärt hat, trotz —

Digitized by Google

oder vielleicht gerade wegen — der Sicherheit, womit jeder Einzelne ihrer Repräsentanten dasselbe gelöst zu haben glaubt.

Wenn wirklich ein Theil des großen Publikums die hier angedeutete Auffassung von der Stellung der Nationalökonomie der großen Zeitfrage gegenüber genommen hat — und verschiedene Zeichen deuten darauf hin, daß dies wenigstens in Dänemark der Fall ist —, so wird es andrerseits nicht Wunder nehmen können, wenn ein Volkswirth ex professo die ganze Verhandlung, welche in dem letzten Jahrzehnt innerhalb der volkswirthschaftlichen Welt über die brennende Tagesfrage geführt worden ist, ziemlich unerquicklich findet. Daß seine Wissenschaft unfähig gewesen ist auf die Fragen, welche die Gegenwart von ihr beantwortet verlangt, eine Antwort zu geben, in welcher jeden Falls die meisten und besten Autoritäten sich einig erklären, berührt ihn doch weniger peinlich als der Umstand, daß eingehende Verhandlungen und Debatten zehn Jahre hindurch nicht vermocht haben, die Uneinigkeit zu vermindern, ja kaum gewisse Hauptpunkte festzustellen, in Betreff welcher Einigkeit erreicht werden könnte. Und ebenso peinlich wirkt der Mangel an gegenseitigem Verständniß, die Unfähigkeit, einem entgegengesetzten oder nur abweichenden Gedankengang zu folgen, welche nur gar zu viele von den von verschiedenen Standpunkten gelieferten Beiträgen zur Beleuchtung dieser Frage charakterisirt. Es versteht sich von selbst, daß selbständig denkende Menschen nicht leicht eine einmal gewonnene Ueberzeugung verändern; aber deshalb ist man doch zu der Erwartung berechtigt, daß zehn Jahre lang geführte eingehende Debatten darauf hin wirken müssen, gar zu scharf hingestellte Anschauungen zu modificiren, wenig haltbare Argumente aufzugeben und gewisse unbestreitbare Hauptpunkte festzustellen.

Es ist deshalb wenig erfreulich, wenn man nicht selten dieselben schon widerlegten Argumente wieder und wieder angeführt sieht, als ob durchaus nichts gegen sie eingewandt worden wäre, dieselben Thatsachen und statistischen Daten immer wieder benützt findet, trotzdem die Unhaltbarkeit des Materials von anderer Seite nachgewiesen worden war und die später stattgefundene Entwicklung dasselbe in ein anderes Licht stellen müßte. Ganz besonders aber erstaunt man doch, wenn man sieht, wie selbst hervorragende Volkswirthe, wie z. B. Macleod, nachdem die einsichtsvolle und scharfe Prüfung der englischen Kommission unbarmherzig die inneren Widersprüche in ihren Erklärungen blos gestellt hat, diese doch festhalten, als wäre alles in schönster Ordnung*).

*) Man vergleiche z. B. die Fragenreihe 7187—7216, wo zuerst behauptet wird, daß „die Entwicklung des Bankwesens in England in den letzten fünfzehn

Es wäre jedoch unbillig, alles dies hervorzuheben, ohne hinzuzufügen, daß man doch in einigen Punkten einen Schritt weiter gekommen ist und daß einzelne unhaltbare Auffassungen vor der belehrenden Macht der Zeit und der Entwicklung haben weichen müssen. So hat z. B. die Theorie von der „Ueberproduktion", die im Anfang der 80'er Jahre florirte, dieser Macht nicht Stand halten können, indem man hat fühlen müssen, daß man einem ca. 15 Jahre andauerndem Zustande gegenüber nicht wohl eine Bezeichnung festhalten kann, welche nach der natürlichen Bedeutung des Wortes auf eine außerordentliche und vorübergehende Ueberfüllung des Marktes hinweist.* Gleichfalls wäre es unbillig, nicht anerkennen zu wollen, daß Abhandlungen wie die, welche in den letzten Jahren von Nasse und Lexis (in diesen Jahrbüchern und in Conrad's Jahrbüchern für Nationalökonomie, 1888) erschienen, sich durch deutliches Bestreben, abweichende Anschauungen zu verstehen und zu schätzen, sowie durch wissenschaftliche Ruhe, Umsicht und Maßhalten auszeichnen, welches wohlthuend selbst auf die wirkt, welche — wie der Schreiber dieses — nicht ganz ihre Auffassung theilen oder sich durch ihre Entwicklungen überzeugt fühlen können.

Während also ein Fachmann nach Allem, was vorliegt, mit beinahe eben so mißmüthigen Blicken die Unfähigkeit der Nationalökonomie betrachten muß, eine einzige, einfache, von der großen Menge der Volkswirthe gebilligte Erklärung für die gegenwärtige ökonomische Situation und zugleich einen sicheren Rath zu geben, wie man sich diesem Drucke, der noch immer, wenn auch vielleicht in letzter Zeit etwas weniger schwer, auf so Vielen, ja auf der ganzen menschlichen Gesellschaft lastet, entziehen könnte, ist doch der große Unterschied zwischen seiner Stellung und der des Publikums, daß er zu gleicher Zeit im Stande ist, die ungeheuren Schwierigkeiten zu sehen, welche diese Aufgabe darbietet, nicht allein, weil jedes einzelne einer großen Menge verschiedenartiger Momente seinen Einfluß geltend macht, so daß man einem höchst kom-

---

Jahren etwas Enormes gewesen ist" — „man bemerke die Fortschritte der Aktienbanken" —, und es später heißt, daß in dieser Zeit „das Banksystem sicherlich nicht so wie in früheren Jahren zugenommen hat; Sie sehen, daß alle Banken über den Mangel an Geschäften (business) klagen" —, und wo zuerst sehr nachdrücklich geltend gemacht wird, daß „der Kredit in allen Formen denselben Einfluß auf die Preise hat, als ein gleich großer Belauf von Münzen", und später als selbstverständlich erkannt wird, daß eine Verminderung von Kreditmitteln in England um 120 Mill. £ St. die Preise „außerordentlich wenig" beeinflussen würde, während eine Ausfuhr von 120 Mill. £ Gold, wenn dies überhaupt als möglich gedacht werden könnte, „das ganze Handelssystem zum Zusammenbrechen bringen würde" und eine im Verhältniß zu den Kreditmitteln unbedeutende Emission von uneinlösbarem Papiergelde sofort die Preise in die Höhe treiben würde.

plicirten Falle gegenüber steht, wobei es kaum zu vermeiden ist, daß der Eine das Hauptgewicht auf ein Moment, ein Anderer auf ein anderes legt, sondern besonders, weil die Fakta, auf welche sich das Urtheil bauen soll, äußerst schwierig zu konstatiren sind, so daß durchaus keine Einigkeit über die Ausgangspunkte zur Beurtheilung der Situation, viel weniger noch über ihre Ursachen herrscht. Beispielsweise wollen wir nur erwähnen, daß nicht nur die Frage, in welchem Umfange die Preise gesunken sind, immer und immer wieder debattirt wird, sondern daß nicht einmal Alle es für gegeben ansehen, daß das Geld überhaupt eine größere Kaufkraft erlangt hat, und daß für diese Ansicht auch an und für sich ganz gute Gründe angegeben werden.

Das Mißtrauen, welches die zwischen den Volkswirthen herrschende Uneinigkeit vielleicht den Nicht-Sachkundigen zur Autorität der Volkswirthschaftslehre und deren Vertreter eingeflößt hat, dürfte ein triftiger Grund sein, sie mit den Schwierigkeiten bekannt zu machen, welche man hier zu bekämpfen hat, und sie einen Einblick thun zu lassen in die Unmöglichkeit, mehrere der Momente zu konstatiren, welche einen wesentlichen Einfluß darauf üben müssen, ob das Urtheil nach der einen oder der andern Richtung gehen soll. Wenn wir hier ganz im Kurzen einen solchen Nachweis*) versuchen wollen, geschieht dies jedoch mit besonderer Rücksicht darauf, daß schon eine solche Darstellung der Elemente, in welche sich die Untersuchung auflösen muß, dazu geeignet sein wird, zu zeigen, ob und in wie weit es möglich ist, daß eines oder mehrere der expédients, worauf von verschiedenen Seiten zur Besserung der Verhältnisse Anweisung gegeben worden ist, auch wirklich einen Einfluß in dieser Richtung üben könnten.

Wir wollen zuerst einen Augenblick bei der Behauptung verweilen, daß ein allgemeines Sinken der Preise nicht als wirklich konstatirt betrachtet werden kann. Diese Behauptung ist unter Anderen von dem früheren schwedischen Finanzminister Forssell in einer auch in England erschienenen Abhandlung**) gemacht worden, und seine Beweisführung ist im Wesentlichen folgende: Erstens umfaßt die bisher vorliegende

*) Der deutsche Leser vergesse bei den nachfolgenden Betrachtungen nicht, daß im deutschen Reich das Sinken der Preise durch das Schutzzollsystem zum großen Theil wieder aufgehoben worden ist. Dieser Factor ist also für die theoretische Betrachtung wieder zu eliminiren. Wie groß er ist, mache man sich von dem Beispiel des Roggens klar. Der Zoll auf diese Brodfrucht beträgt nicht weniger als 50%, sage fünfzig Procent des Weltmarktpreises und nichtsdestoweniger hält sich der Preis in Deutschland, bei mittelmäßiger Ernte, nur gerade etwas über dem Durchschnitt. D. R.

**) The appreciation of gold and the fall in prices of commodities. London 1886.

Preisstatistik nur einen verhältnißmäßig geringen Theil der Gegenstände, welche mit Hülfe des Geldes umgesetzt werden, indem sie sich nur auf die allgemein konstatirten Engros-Preise für die wichtigsten Waaren, welche auf dem Waarenmarkte feil geboten werden, stützt. Aber neben den eigentlichen Waaren giebt es persönliche Dienstleistungen, für welche theils feste Honorare bezahlt werden, welche sich nicht verändert haben — Honorar für den Arzt, Schulgeld, Dienstbotenlohn u. a. m. —, theils der eigentliche sogenannte Arbeitslohn, welchen man noch nicht zum Gegenstand einer wirklichen Preisstatistik hat machen können. Aber auch verschiedene andere Verkehrsobjekte entziehen sich den Berechnungen der Statistik: feste Besitzthümer, Handwerkerarbeiten und Fabrikate, bei welchen man nach der verschiedenen Beschaffenheit jeder einzelnen Waare fragen muß u. s. w. Man kann nicht ganz im Allgemeinen den Preis für ein Pferd oder einen Rock feststellen, und ebenso wenig angeben, welches der Preis für „ein Pferd" oder „eine Kuh" im vorigen Jahr war und welches in diesem, weil ihre individuelle Beschaffenheit so wesentlich in Betracht kommt. Zweitens kommt dazu, daß selbst in Betreff der Waaren, welche die Preislisten umfassen, nur der Preis im Engros-Handel angegeben wird; es ist aber keineswegs gesagt, daß die Detailpreise sich im selben Verhältniß verändern. Im Gegentheil muß man es als konstatirt betrachten, daß die Detailpreise bei weitem nicht im selbem Grade als die Engros-Preise fallen und das Geld hat deshalb für die Consumenten durchaus nicht in dem von der Preisstatistik konstatirten Verhältniß an Kaufkraft gewonnen*). Demnächst ist aber selbst in Betreff der Waaren, auf deren Behandlung sich die Preisstatistik beschränkt — Lebensbedürfnisse, Genußmitel (Wein, Taback u. dergl.) und Rohstoffe, sowie einzelne Halbfabrikate (Garn, ungefärbter Baumwollenstoff u. A. m.) — das Verzeichniß durchaus nicht vollständig. Selbst die beste und vollständigste Preisstatistik, Soetbeers, umfaßt nur 100 Artikel, während Hamburgs Waarenliste eine vier mal so große Zahl von Artikeln umfaßt. Es ist also als eine reine Hypothese anzusehen, wenn man in der Preisbewegung jener hundert Waaren einen Ausdruck nicht allein für sämmtliche Waaren, sondern auch für die Preisveränderung anderer Verkehrsobjekte und dadurch für eine wirkliche Veränderung in der Kaufkraft des Geldes sehen will. Endlich ist die Weise, auf welche man den Durchschnitt berechnet, irreleitend, weil man im Allgemeinen allen Waaren gleiche Bedeutung beilegt, ohne Rücksicht auf die Rolle, welche sie wirklich theils auf dem Weltmarkt, theils für die

*) Vergleiche „Der Detailhandel und die Waarenpreise" in Conrad's Jahrbücher, N. F. Bd. XIII, S. 285—325.

Consumenten spielen. Wenn es sich z. B. zeigte, daß Brot, Fleisch und Butter jedes um 10 pCt. im Preise gestiegen wären, während z. B. Salz, Pfeffer und Rosinen um 10 pCt. gefallen wären, würde die Preisstatistik den Schluß ziehen, daß die Kaufkraft des Geldes unverändert sei; für die Consumenten wäre es jedoch für das Steigen im Preise der ersten, für sie so wichtigen, Waaren ein sehr geringer Ersatz, wenn die letztgenannten Waaren, von welchen nur verschwindende Quantitäten gebraucht werden, im Preise gefallen wären.

Während der zuletzt angeführten Einwendung gegenüber in Erinnerung gebracht werden muß, daß doch auch mehrere Versuche gemacht worden sind, den durchschnittlichen Preisniedergang mit Betracht auf die Bedeutung, welche jede einzelne Waare für den Weltmarkt oder doch für den Umsatz des einzelnen Landes hat, zu bestimmen, so z. B. besonders durch Mr. Inglis Palgrave's und Dr. Sauerbeck's, sowie zum Theil Mr. Giffen's Tabellen, muß man im Uebrigen anerkennen, daß die gemachten Einwendungen an und für sich ihre Berechtigung haben. Sie erklären deshalb auch den auf den ersten Blick auffallenden und merkwürdigen Gegensatz in der Weise, wie die Producenten und die Consumenten die Entwicklung der letzten fünfzehn Jahre auffassen, indem Letztere auf die lauten Klagen der Producenten über das allgemeine Fallen der Preise ebenso entschieden geltend machen, daß sie nur sehr wenig davon gemerkt haben, und besonders Consumenten mit festen Einnahmen behaupten, daß ihre Lage sich durchaus nicht in dem Grade verbessert habe, wie man nach dem konstatirten „allgemeinen Fallen der Preise" vermuthen sollte.

Wenn man diesen an sich selbst berechtigten Behauptungen und Einwendungen den hier vorliegenden Fragen gegenüber keine Bedeutung beilegen kann, und es für hinreichend angesehen werden muß, einen allgemeinen Preisniedergang auf dem eigentlichen en-gros-Waarenmarkte zu konstatiren, ist der Grund davon der, daß Letzterer eine entscheidende Bedeutung für alle Producenten hat. Denn auf diesem Markte setzen sie ihre Erzeugnisse ab, und nach den dort notirten Preisen richtet sich ihre Bezahlung. Ein allgemeines allmähliches Fallen der Preise auf diesem Markte bedeutet für die Producenten eine niedrigere Bezahlung als die, welche sie während der Produktion als wahrscheinlich voraussetzten, und deshalb in vielen Fällen eine Bezahlung, welche nicht die Produktionskosten deckt. Denn wenn diese auch vom Fallen der Preise berührt werden, so wird der Preisniedergang theils erst (was die Rohstoffe betrifft) der nächsten Produktion zu Gute kommen, — welche vielleicht von einem weiteren Fallen

der Preise betroffen wird —, theils (was den Arbeitslohn betrifft) erst in einem weit späteren Stadium eintreten, theils endlich (was die Hypotheken und Abgaben ꝛc. betrifft) gar nicht seinen Einfluß geltend machen. Dies ist eben einer der wenigen Punkte, in welchem die Volkswirthe einig geworden sind, daß ein lange Zeit fortgesetztes, allmähliches und andauerndes Fallen der Preise auf dem Waarenmarkte die Producenten in eine höchst ungünstige Lage bringen und ihnen größere oder geringere Verluste zufügen muß, welche die Schwächeren im Laufe der Zeit ruiniren, während zu gleicher Zeit jeder neu errichtete Betrieb unter verhältnißmäßig günstigeren Bedingungen arbeitet, als die älteren, und diesen deshalb eine im selben Grade drückendere und lästigere Konkurrenz machen kann, als er jünger ist. Und dasselbe gilt von jedem älteren Unternehmen, dessen Besitzer bankerott geworden und deshalb einem neuen Besitzer weichen mußte, welcher es zu einem weit geringeren Preise als die ursprünglichen Anlagekosten übernimmt und daher mit wesentlich geringeren festen Ausgaben produciren kann. Fahren die Preise jedoch fort zu fallen, so kommen auch diese beiden Kategorien von Producenten in eine drückende Lage.

Dieser Druck auf die Producenten wird noch weiter dadurch vergrößert, daß ein stetig andauernder, allmählicher Preisniedergang lähmend auf allen Handel wirkt und zuletzt alle Spekulation tödtet*). In der Aussicht, daß man in drei oder vielleicht vier Monaten zu niedrigeren Preisen als jetzt kaufen kann, und daß man an jedem Vorrath, der nicht vor dieser Zeit realisirt ist, Verluste erleiden wird, wird sich jeder Händler nur für den augenblicklichen Bedarf versorgen. Spekulationsaufkäufe finden nicht statt, die Producenten bekommen keine Be-

*) Es ist eine sonderbare Verwechslung von Ursache und Wirkung, wenn Macleod (Fr. 7209—16 und 7286 ff.) erklärt, daß das stete Fallen der Preise seit 1873, welches ohne Seitenstück in früheren Zeiten gewesen ist, ausschließlich dem Umstande zuzuschreiben ist, daß „in den letzteren Jahren vergleichsweise außerordentlich wenig spekulirt worden ist", indem die Spekulation Kreditmittel schafft und diese wieder höhere Preise schaffen; aber „seit 1873 scheint die Spekulation hier zu Lande vollständig erstorben zu sein, und die Menschen scheinen von der Hand in den Mund zu leben", wohingegen „in früheren Zeiten immer wahrgenommen wurde, daß jeder bedeutende Preisniedergang Spekulationen hervorruft". Man wundert sich in der That, daß Fabrikanten und Handelsleute nicht nach einem so einfachen Mittel wie Spekulationsaufkauf greifen, wenn man keines anderen Mittels bedarf, um dem Fallen der Preise, welches so schwer auf ihnen lastet, ein Ende zu machen, um so mehr als dieser Spekulationsaufkauf ja den Spekulanten sichern Vortheil brächte, indem er die Preise in die Höhe treiben würde. In jedem Falle vermißt man bei dieser Erklärung für das Fallen der Preise eine weitere Erklärung dafür, welcher eigenthümliche Umstand es ist, der allen früheren Erfahrungen zum Trotz die Spekulationen seit 1873 hoffnungslos getödtet hat, obgleich es sicherlich nicht an dem Rückgang der Preise gefehlt hat, der sie sonst angeblich belebt.

stellungen zu im Voraus festgesetzten Preisen, welche sie vor Verlusten sichern könnten, und der ganze Handel geht langsam und träge vor sich, weil die Nachfrage jeder Zeit verhältnißmäßig geringer ist, als das Angebot. Jeder ist mehr darauf bedacht los zu werden, was er hat, als seinen Vorrath zu vermehren.

Dieser Umstand, daß man überall mehr geneigt war zu verkaufen als zu kaufen, war in der ersten Zeit der Grund zu dem damals ziemlich allgemeinen Rufe von einer allgemeinen Ueberproduktion. Es ist den Theoretikern kaum gelungen, der großen Menge einleuchtend zu machen, daß eine Ueberproduktion, so umfassend sie auch sein und auf wie viele Gebiete sie sich auch erstrecken kann, doch immer partiell oder lokal sein muß, und daß eine allgemeine, nach allen Richtungen gleich große Ueberproduktion undenkbar ist, indem eine gleichmäßige Vermehrung von allen entgegengesetzten Waarenangeboten nur einen gegenseitigen Austausch größerer Waarenmengen als früher, also eine reichere Versorgung aller Consumenten mit allen Artikeln bewirken würde. Dem 15 Jahre lang andauernden Rückgang in den Preisen hat aber die Theorie von der Ueberproduktion, wie schon angedeutet, nicht Stand halten können; es ist Allen klar geworden, daß wir nicht einer vorübergehenden, durch außerordentliche Verhältnisse hervorgerufenen Vermehrung des Waarenangebotes gegenüber stehen, sondern vielmehr einer permanenten Vermehrung, welche der natürliche und bleibende Ausdruck des Wachsthums der produktiven Kraft der menschlichen Gesellschaft ist. Hiermit muß es aber auch klar geworden sein, daß es unnütz ist, auf eine Beschränkung der ganzen Produktion zu warten, um dem Fallen der Preise, wodurch die Produktion und der Handel so sehr gedrückt werden, ein Ende zu machen, und daß die Situation hoffnungslos ist, wenn es keine andern Mittel giebt, dem Rückgang in den Preisen Einhalt zu thun.

Während es nach dem Vorangegangenen genügen wird, einen lange Zeit hindurch fortgesetzten allmählichen Preisniedergang auf dem Waarenmarkte en-gros nachzuweisen, um den im selben Zeitraum auf die ganze Produktion und den Umsatz stattfindenden starken Druck zu erklären, wollen wir doch noch hervorheben, daß es die Bewegung ist, worauf es ankommt, die stetig herabgehende Bewegung. Es ist also ohne die geringste Bedeutung, wenn zuweilen geltend gemacht wird, daß es ja Zeiten gegeben hat, in denen die Preise ebenso niedrig standen, als heute, und daß vielleicht nur die Rede von einer Reaktion ist, einem Zurückgleiten auf ein früheres Preisniveau, mit welchem man damals ganz zufrieden war. Ein solcher Hinweis kann den

Producenten gegenüber, welche ihr Beſitzthum ſchon damals zu eigen hatten und es im Weſentlichen unter denſelben Verhältniſſen beſitzen, einige Berechtigung haben; aber er hat keine Bedeutung für Alle die, welche in der folgenden theueren Zeit Beſitzthümer gekauft, Fabriken angelegt oder Anleihen zu Erweiterungen oder Verbeſſerungen gemacht haben, und die Zahl der Beſitzer früherer Zeit, welche Letzteres nicht gethan haben und überhaupt mit unveränderten Koſten arbeiten, durfte nur ſehr gering ſein. Denn welche Mängel die Preisſtatiſtik auch hat, und wie ſehr ſich auch darüber ſtreiten läßt, inwieweit die erſchienenen ſtatiſtiſchen Daten ein adequater Ausdruck für den Umfang der veränderten Kaufkraft des Geldes auf dem Waarenmarkte iſt, ſo darf doch der Gang und die Richtung der Bewegung im Ganzen genommen als hinlänglich konſtatirt betrachtet werden und damit auch das Hauptreſultat, daß die herabgehende Preisbewegung auf das Jahr 1873 zurückzuführen iſt, und daß ſeitdem — mit einer Unterbrechung in den Jahren 1880—83, wovon ſpäter noch die Rede ſein wird — bis 1887 incl. ein ſteter, gleichmäßiger und recht bedeutender Rückgang in den Preiſen ſtattgefunden hat*).

*) In einem Appendix zu „Final Report“ hat das Mitglied der Kommiſſion, Hr. D. Barbour mehrere der erſchienenen Preisbewegungsliſten zuſammengeſtellt, nämlich 1) die in „The Economist“ berechneten „Index-Numbers“ für die Preiſe von 22 Waarengruppen den 1. Januar jedes Jahres; 2) Mr. Sauerbeck's ähnliche Berechnung der Durchſchnittspreiſe des Jahres auf dem Londoner en-gros Markte von 45 Waaren, von denen in Großbritanien und Irland für wenigſtens 1 Mill. £ St. conſumirt wird; 3) Dr. Soetbeer's ähnliche Preisberechnungen über 100 Waaren des Hamburger Marktes und 14 der wichtigſten Exportartikel aus Großbritanien, und 4) Mr. Giffen's Berechnungen über die Preiſe von britiſchen In- und Ausfuhrartikeln. Von dieſen Tabellen führen wir folgendes an, wozu noch die Angaben Dr. Soetbeer's über die Bewegung im Preiſe des Silbers hinzugefügt ſind:

	1) Economiſt	2) Mr. Sauerbeck	3) Dr. Soetbeer	4) Mr. Giffen Export	4) Mr. Giffen Import	5) Silberpreis
1873	100	100	100	132	107	100
1874	97,7	91,9	98,5	—	—	98,4
1875	94,0	86,5	94,2	114	101	96,0
1876	91,7	85,6	92,7	105	96	89,0
1877	92,5	84,6	92,7	101	99	92,5
1878	85,8	78,4	87,6	—	92	88,7
1879	74,6	74,8	84,7	92	88	86,5
1880	85,8	79,3	88,4	—	93	88,2
1881	80,5	76,6	87,6	92	92	87,2
1882	82,8	75,7	88,4	—	—	87,1
1883	79,8	73,9	88,4	92	89	85,3
1884	74,6	68,5	82,6	90	84	85,4
1885	70,8	64,9	78,9	87	79	82,0
1886	68,6	62,2	—	82	74	76,5
1887	70,1	61,3	—	—	—	75,2
1888	75,3	—	—	—	—	—

Digitized by Google

Und der Waarenmarkt en-gros ist kaum das einzige Gebiet, auf welchem die Kaufkraft des Geldes allmählich zugenommen hat*). Der vorliegende Bericht konstatirt z. B. (Final Report S. 20), daß „es bewiesen ist, daß ein bedeutendes und allgemeines Sinken in den Arbeitslöhnen für Feldarbeiten und ein etwas geringeres Sinken des Arbeitslohnes für die niedere Klasse von „skilled labour" in den Fabrikdistrikten stattgefunden hat; daß selbst, wo die Arbeitslöhne nicht herunter gegangen sind, es Arbeit für Wenigere giebt und die Arbeit selbst mehr unregelmäßig ist und Streike wegen Herabsetzung des Arbeitslohnes häufiger geworden sind und eine vermehrte Friktion im Arbeitsmarkt anzeigen; daß .... hinlängliche Beweise für die Ansicht vorhanden sind, daß das allgemeine Sinken der Arbeitslöhne Fortschritte macht, daß es wahrscheinlich noch nicht seine Grenze erreicht hat, und daß keine Momente wahrzunehmen sind, von welchen man annehmen könnte, daß sie dem Sinken vorbeugen oder ihm Einhalt zu thun im Stande wären."

Selbst wenn es nun also konstatirt und im Ganzen als allgemein anerkannt betrachtet werden kann, daß jedenfalls auf dem en-gros-Waarenmarkte und zum Theil auf einzelnen anderen Gebieten ein allgemeines Fallen der Preise stattgefunden hat, und daß folglich die

*) Als ein Beweis für die Unklarheit, welche sich sogar bei volkswirthschaftlichen Schriftstellern auf dem behandelten Gebiete geltend macht, verdient angeführt zu werden, daß es Schriftsteller giebt, welche zuerst ein allgemeines Fallen der Preise konstatiren und darnach die Frage aufstellen, ob das Gold auch wirklich im Werthe gestiegen ist. So sagt z. B. Dr. Franz Krat in „Goldwerth und Preisbewegung im Deutschen Reiche 1871—74" (Jena 1887) S. 66: „Was bisher nicht erlebt wurde, das ist ein so intensiver Rückgang der Preise innerhalb eines so kurzen Zeitraumes, wie es der von 1873—84 ist. Zur Erklärung dieses Phänomens .... müssen die einzelnen Waaren auf ihren Preisgang hin untersucht werden; es muß konstatirt werden, welche Waaren billiger geworden, und sind die Ursachen hierfür auf Seiten der Waaren nachweisbar. Ist das letztere der Fall, so kann von einer Veränderung des Goldwerthes nicht weiter gesprochen werden." Der Verfasser übersieht hierbei vollständig, daß Werth nach des Wortes anerkannter Bedeutung ein Ausdruck für ein Verhältniß zwischen zwei Gegenständen ist, hier zwischen Geld und Waaren, und daß folglich eine Veränderung in diesem Verhältnisse eo ipso beide Gegenstände berührt. Wenn die Waaren im Preise fallen, so ist zugleich die Kaufkraft oder der Werth des Geldes gestiegen; wird es als notorisch betrachtet, daß ein allgemeiner und starker Rückgang der Preise stattgefunden hat, so hat man damit erkannt, daß das Geld einen andern Werth erhalten hat, als es früher hatte. Etwas ganz anderes ist es, daß man fragen kann, ob der Grund zur Veränderung des Werthverhältnisses in einer Veränderung des Angebotes des einen oder des andern Faktors oder möglicherweise in einer Veränderung beider zu suchen ist. Aber selbst, wenn man sagen muß, daß die Veränderung ganz und gar mit dem einen Faktor vorgegangen ist (in casu den Waaren), so ist es klar, daß das Werthverhältniß nur ein anderes geworden ist, weil der andere Faktor (das Geld) sich nicht in derselben Richtung und demselben Umfang verändert hat und daß der Werth unverändert geblieben wäre, wenn dieses geschehen wäre.

Kaufkraft des Geldes auf dieſen Gebieten in entſprechendem Grade geſtiegen iſt, kann man ſehr gut darüber ſtreiten, ob das Geld *Schuld* iſt an dem Sinken der Preiſe, oder wie weit dies verſchiedenen Umſtänden, welche Einfluß auf die Produktionsverhältniſſe der einzelnen Waaren gehabt haben, zuzuſchreiben iſt. Dieſe letzte Annahme, welche viele Anhänger unter den Volkswirthen hat, ſtützt ſich vornehmlich auf die Erfahrung, daß der Rückgang im Preiſe für die einzelnen Waaren höchſt verſchieden iſt, ja, daß es ſogar welche giebt, die im Preiſe geſtiegen ſind, während die Wirkung einer ſolch gemeinſamen, allgemeinen Urſache wie die zunehmende Kaufkraft des Geldes wegen ſeiner — abſolut oder verhältnißmäßig — geringeren Menge, ſich in einem gleichartigen und gleich großen Fallen der Preiſe für alle Waaren Ausdruck giebt. Es iſt jedoch leicht einzuſehen, daß dieſe letzte Annahme nur dann Gültigkeit hat, wenn es ſich um eine plötzliche Veränderung der Geldmenge handelt, wenn z. B. eine verhältnißmäßig große Zettelemiſſion in einem Lande mit uneinlöslichem Papiergelde ſtattfindet; wenn es ſich aber um eine allmähliche, Jahre hindurch fortgeſetzte Vermehrung oder Verminderung der Geldmenge handelt, iſt ſie ganz unrichtig; denn wenn in ſolchem Falle das Geld ſeinen Werth veränderte, wurden ja nothwendigerweiſe gleichzeitig *verſchiedene* Veränderungen im Angebot der einzelnen Waaren vor ſich gehen, ſchon weil die Ernte nicht für alle die Produkte, deren Menge und Angebot beſonders von der Ernte des einzelnen Jahres abhängt, gleich ausfällt (Korn, Baumwolle, Kaffee, Wein u. ſ. w.), aber außerdem auch, weil gleichzeitig in Betreff einiger Waaren, aber nicht in Betreff der andern, Erfindungen, Verbeſſerungen in der Produktion u. ſ. w. ſtattfinden können. Und auch von einer anderen Seite wird man zum ſelben Reſultat kommen: gehen wir davon aus, daß die geringere Geldmenge ihren Ausdruck in einer geringeren Geldeinnahme der meiſten Menſchen findet, ſo iſt es klar, daß ein Mann, deſſen Einnahmen ſich um 10 Prozent vermindern, deshalb nicht ſeinen Verbrauch in allen Rückſichten gleichmäßig um 10 Prozent vermindern wird; in einigen Richtungen wird er dieſelbe Menge von Waaren verbrauchen wie früher, während er in andern Richtungen ſeinen Verbrauch um ſo mehr beſchränken wird. Es iſt notoriſch und von Allen anerkannt, daß das in 1850—57 ſtattgefundene bedeutende, allgemeine Steigen der Preiſe den neuen Goldminen in Kalifornien und Auſtralien zuzuſchreiben war; aber trotzdem war das Steigen der Preiſe für die einzelnen Waaren höchſt verſchieden, ja, es gab dem allgemeinen Steigen der Waaren zum Trotz Waaren, welche im Preiſe ſanken.

Mit der hier berührten Einwendung steht die Theorie in gewissem Zusammenhang, welche glaubt, die Entwicklung der letzten 15 Jahre einfach mit den veränderten Produktionsverhältnissen für alle die einzelnen Waaren, welche — in ungleichem Grade — im Preise gefallen sind, erklären zu können. Diese Theorie hat die frühere Theorie von der Ueberproduktion abgelöst; sie erkennt, daß nicht die Rede von etwas blos Zeitweiligem oder Vorübergehendem sein kann, sondern von einer permanenten Veränderung des Umfanges der Produktion; aber sie sucht so wie jene den Grund für die veränderten Preisverhältnisse ausschließlich in den mit der Waarenproduktion selbst vorgegangenen Veränderungen. Man macht geltend, daß die niedrigeren Preise einfach der Ausdruck für die verminderten Produktionskosten seien; man weist auf die ausgestreckten Eisenbahnanlagen, welche uns das Innere, nicht nur von Rußland, sondern auch von Amerika und Asien erschlossen haben, hin; man hebt die bedeutend verringerten Frachtkosten, zu Lande sowie zu Wasser, hervor, welches ganz besonders große Bedeutung für die Zufuhr von Weizen aus Indien und dem westlichen Amerika gehabt hat; und zu dem allen fügt man die großen technischen Fortschritte, welche sowohl in der extraktiven wie auch in der Veredlungs-Industrie gemacht worden sind. Alles dies hat seine vollständige Richtigkeit, und wir unsererseits schließen uns ganz der Darstellung an, welche in Bezug hierauf z. B. von Dr. Erwin Nasse („Das Sinken der Waarenpreise während der letzten fünfzehn Jahre") und von Dr. Jul. Wolf („Die gegenwärtige Wirthschafts-krisis", Tübingen 1888) gemacht worden ist. Aber wir können nicht anerkennen, daß hiermit eine wirkliche Erklärung des Hauptphänomens, des sinkenden Preisniveaus, gegeben ist. Abgesehen davon, daß „die Verminderung der Produktionskosten" in vielen Fällen nur bedeutet, daß die Produktionskosten *nach Geld gemessen* kleiner geworden sind und also nur ein Ausdruck, aber keine Erklärung, für die größere Kaufkraft des Goldes ist, — und abgesehen davon, daß eine Verminderung der Produktionskosten nicht nothwendigerweise ein Sinken der Preise mit sich bringt, sondern gewöhnlich nur insofern sie zu einer Veränderung des Verhältnisses zwischen Angebot und Nachfrage führen oder davon begleitet sind, so geht der ganze citirte Nachweis in Wirklichkeit nur darauf hinaus, daß auf vielen Gebieten der Produktion eine vermehrte Produktivität eingetreten ist, welche sich faktisch in einer bedeutenden Erweiterung der betreffenden Produktion, also in einem größeren Waarenangebot offenbart hat, *während auf dem Gebiete der Goldproduktion und des Gold-Angebotes keine dementsprechende Entwicklung stattgefunden hat.* Wenn

die ganze nachgewiesene und dokumentirte Entwicklung der Waarenproduktion ganz unverändert, so wie angegeben, stattgefunden hätte, wenn aber außerdem ähnliche leicht zugängliche und reichhaltige Goldminen, wie zu seiner Zeit in Kalifornien oder Australien, gefunden worden wären, würde die Preisbewegung der letzten fünfzehn Jahre und damit die ganze wirthschaftliche Entwicklung dieser Zeit eine andere geworden sein. Und dasselbe wäre der Fall gewesen, wenn eine neue Emission von ein paar Milliarden in uneinlösbarem Papiergelde von Neuem einen entsprechenden Belauf von Gold aus Frankreich oder Amerika in die übrige Culturwelt getrieben hätte, darüber ist kein Zweifel möglich. Und im Grunde wird dies auch von Nasse anerkannt, wenn er den zweiten Abschnitt seiner oben citirten Abhandlung schließt: „Wäre das uneinlösliche Papiergeld in den Vereinigten Staaten, Frankreich und Italien geblieben, kein deutsches und skandinavisches Silbergeld durch Goldgeld ersetzt, die Ausprägung von Silber in den meisten Kulturstaaten nicht eingestellt worden, so hätte die beständige Vermehrung der metallischen Bankreserven in der beschränkten Zahl von Ländern, die sich des Metallgeldes bedienten, ohne Zweifel als eine auf allgemeine Preissteigerung hinwirkende Kraft gewirkt."

Es sollte nun scheinen, daß, wenn man annimmt, daß in jedem Fall auf einem bedeutenden Umsatzgebiete, nämlich dem eigentlichen en-gros-Waarenmarkte, ein bedeutender Preisniedergang in der Periode von 1873—1887 stattgefunden hat, und außerdem zugleich, wenn auch in geringerem Umfange, auf verschiedenen andern Umsatzgebieten, — und wenn zugleich anerkannt wird, was Alle thun, daß in diesem Zeitraum eine sehr bedeutende Vermehrung der Produktion und der Transportindustrie und dadurch des Waarengebotes stattgefunden hat —, so könnte es ohne Schwierigkeit direkt zu beweisen sein, daß die Ursache zum Preisniedergang darin zu suchen ist, daß die Geldmenge nicht so vermehrt wurde, als der zunehmende Umsatz erforderte, mit andern Worten, daß der Geldvorrath nicht hinreichend war, um das frühere Preisniveau aufrecht zu erhalten. Wenn es jedoch nicht geglückt ist, dieser Ansicht allgemeine Anerkennung zu verschaffen, so ist der Grund der, daß die Frage nicht so einfach und leicht zu überschauen ist, als es auf den ersten Blick scheint, indem neben der Waaren- und Münzenmenge noch verschiedene andere Momente, welche Einfluß auf den Werth des Geldes üben, in Betracht zu ziehen sind.

Es ist nicht allein die Geldmenge in den verschiedenen Ländern, worauf es ankommt, — und schon diese zu konstatiren ist nicht immer

ganz leicht —, sondern es kommt auch in Betracht, ein wie großer Theil davon in Umlauf kommt, indem der Theil derselben, der das ganze Jahr hindurch in „der Truhe" liegt, keinen Einfluß auf die Preisverhältnisse üben kann. Noch größere Bedeutung hat die relative Umlaufsgeschwindigkeit der Waaren und des Geldes, welche ebenfalls einen längeren Zeitraum hindurch nicht ganz konstant bleibt. Und es ist denn auch geltend gemacht worden, daß wenn selbst die Geldmenge, die Münzproduktion, nicht mit der allgemeinen Vermehrung der Waarenproduktion Schritt gehalten hat, so braucht das Geld deshalb nicht an Werth gewonnen zu haben oder die Geldmenge unzulänglich geworden sein, weil die allgemeinere Benutzung von Banken und Sparkassen den Betrag, welcher früher ungenutzt in der Truhe lag, vermindert und im Ganzen dem Gelde eine vermehrte Umlaufsgeschwindigkeit gegeben hat, während andrerseits das in den letzten Jahren hervortretende Bestreben, Producenten und Consumenten in direktere Verbindung mit einander zu bringen und die Zwischenhändler fortzudrängen, die Umlaufsgeschwindigkeit der Waaren verhindert hat. Die Folge hiervon würde also sein, daß selbst dieselbe, unveränderte Geldmenge weiter reichen, sich mehr geltend machen und eine größere Nachfrage nach Waaren als vorher hervorrufen würde, und daß also zum Trotz für die Vermehrung der Waarenproduktion keine Vermehrung der Geldmenge nöthig sein würde, um die früheren Waarenpreise aufrecht zu erhalten.

Viel größeres Gewicht wird jedoch im Allgemeinen darauf gelegt, daß der Gebrauch des eigentlichen Geldes — wozu außer Gold- und Silbermünzen sowie die gegen Niederlegung eines entsprechenden Betrages in Münzen oder Barren emittirten Banknoten und Staats-Papiergeld ferner auch die ohne solche Deckung emittirten Banknoten gerechnet werden müssen, da diese ganz so wie jene fungiren — durch Kreditmittel wie z. B. Wechsel, Checks, Giro u. s. w. supplirt wird. Auch in Betreff dieser muß geltend gemacht werden, daß eine bedeutende Entwicklung des Kreditwesens und damit eine ansehnliche Vermehrung der Kreditmittel selbst in den letzteren Jahren stattgefunden hat. Ja, man behauptet, daß selbst, wenn in den einzelnen Ländern eine Abnahme in der Menge des eigentlichen Geldes nachgewiesen werden kann, so hat dies gegenüber der so vielfach größeren Ausdehnung, welche die verschiedenen Kreditmittel erhalten haben, durchaus nichts zu sagen.

So hebt z. B. Dr. Fr. Kral in der oben angeführten Schrift hervor, daß der Rückgang, welcher von 1874—1884 in der gesammten

Menge von „Landespapiergeld" („Reichskassenscheinen") und ungedeckten Banknoten in Deutschland, nämlich um ca. 150 Mill. Rmk., stattgefunden hat, ganz ohne Bedeutung der enormen Entwicklung von „Check-, Giro- und Clearing-Verkehr" gegenüber, ist, von denen die beiden ersten allein, was die Reichsbank betrifft, von 1876—1886 beziehungsweise um 6,8 und 4,6 Milliarden Rmk. gestiegen sind, während letzteres schon im ersten Jahre seines Bestehens einen Umsatz von 12,1 Milliarden erreichte.

Wir wollen die Leser nicht mit statistischen Untersuchungen auf diesem Gebiete ermüden, sondern nur einige allgemeine Bemerkungen anführen, diesen und ähnlichen Versuchen gegenüber, welche darauf ausgehen, mit statischen Daten zu beweisen, daß die Geldmenge in Verbindung mit den Kreditmitteln zu jeder Zeit vollkommen genügt hat, dem Bedürfnisse des Umsatzes Genüge zu leisten.

Erstens ist in Bezug auf die Geldmenge selbst zu bemerken, daß wir selbstverständlich die Jahre 1873—1874 zum Ausgangspunkt nehmen müssen, und daß es ganz nichtssagend ist, 1885 mit 1870—1871 zusammen zu stellen — wie z. B. Dr. Kral es thut — und nachzuweisen, daß die Geldmenge nun nicht wenig größer ist, als damals, wenn das Verhältniß so ist, daß die ganze Vermehrung auf den Zeitraum von 1870—1873 fällt. Darnach geht es nicht an, ausschließlich bei der Betrachtung eines einzelnen Landes stehen zu bleiben — wie der genannte Schriftsteller es thut —, oder alle „Kulturländer" als ein Ganzes zu betrachten; denn die Sache ist ja gerade die, daß die an und für sich nur wenig vermehrte Münzmenge nun über ein weit größeres Areal vertheilt ist als früher, indem das Charakteristische bei der Entwicklung grade das ist, daß große Massen von Münzen nach Frankreich, Italien und Nordamerika, welche in 1874 Alle eine Cirkulation von uneinlöslichem Papiergelde hatten, geströmt sind. Und endlich geht es keineswegs an, auf rein mechanische Weise eigentliches Geld und Kreditmittel zusammen zu stellen und theilweise zusammen zu rechnen. Denn ganz abgesehen von ihren zum Theil verschiedenen Umlaufssphären und davon, daß es eine große und für die Preisbildung besonders bedeutungsvolle Umsatzsphäre giebt, welche die Kreditmittel gar nicht berühren, sowie auch abgesehen davon, daß zugleich mit der besprochenen Entwicklung der Kreditmittel ganze neue Klassen von Verkehrsobjekten entstanden sind — z. B. der ungeheure Börsenverkehr in Aktien und anderen Werthpapieren —, welche frühere Zeiten nicht in dem Umfange kannten, muß man festhalten, daß die angeführten Beträge von Giro-Umsatz ꝛc. ja den ganzen Betrag angeben, welcher im

Laufe des Jahres girirt worden ist, wogegen jede Banknote im Laufe des Jahres vielmals umgesetzt wird, so daß die Papiergeldmenge mit einer nicht ganz kleinen Zahl multiplicirt werden muß, um den Ausdruck für den stattgefundenen Umsatz zu geben. Jener scheinbar so ungeheuer große Betrag von über 23 Milliarden würde also grade durch den Betrag von 150 Millionen effektuirt werden, um welche die Menge der Banknoten vermindert wurde, wenn jede Banknote nur einen Tag um den andern seinen Besitzer wechselte.

Wenn wir uns hier auf diese allgemeinen Betrachtungen beschränken, und uns weder auf eine nähere Untersuchung der angegebenen statistischen Daten noch auf eine theoretische Prüfung des Verhältnisses zwischen dem Gelde und den Kreditmitteln zu einander und ihrer gegenseitigen Bedeutung, einlassen, so ist der Grund der, daß eine viel größere Bedeutung als in solchen Untersuchungen und allen mehr oder minder unsicheren statistischen Daten, Kreditmittel, vermehrte Umlaufsgeschwindigkeit u. dergl. betreffend in dem einfachen und unbestreitbaren Faktum liegen, daß trotz aller solcher Vermehrungen der Umlaufsmittel oder ihrer Thätigkeit ein *Preisniedergang stattgefunden hat*; denn hiermit ist eo ipso bewiesen, daß die genannten expédients *nicht genügt haben*, um das frühere Preisniveau unverändert zu bewahren.

Aber das ist grade die Aufgabe sowie der Maßstab für ein gutes Geldsystem, daß es in möglichst hohem Grade dem Umsatze Sicherheit und Festigkeit verleiht, indem es ein einigermaßen festes Preisniveau garantirt, — was sehr wohl mit bedeutenden Werthschwingungen *im Einzelnen* verbunden sein kann, bei den einzelnen Waaren, deren Produktionsverhältnisse und Angebot häufigen Veränderungen je nach der jährlichen Ernte ꝛc. unterworfen sind. Ein solches im Wesentlichen, im Großen und Ganzen, stabiles Preisniveau wird natürlich dadurch bedingt, daß das Geldangebot, es sei, daß dies durch eine Vermehrung der Geldmenge selbst oder deren relativen Umlaufsgeschwindigkeit oder durch eine Ergänzung durch Kreditmittel geschieht, sich nach der Entwicklung des Waarenangebots richtet, welche normal in der Richtung einer steten Vermehrung geht. Das ist das *Verhältniß* zwischen diesen beiden entgegengesetzten Faktoren, auf welche es ankommt, und deshalb ist jede isolirte Untersuchung des „Geldbedarfes", welche nur darauf ausgeht zu konstatiren, daß die Geldmenge in passendem Verhältniß zu der zunehmenden Bevölkerung und dem zunehmenden Wohlstande ꝛc. gewachsen ist — so wie dies in der öfter genannten, von einer Autorität wie Neumann-Spallart anempfohlenen Schrift von Dr. Fr. Kral gezeigt

wird —, aber ganz den wichtigen Faktor, das Waarenangebot, unberücksichtigt läßt, und davon ausgeht, daß man bei Bestimmung des Geldbedarfes ganz von einem gegebenen Preisniveau absehen kann, vollständig verfehlt. Denn so viel ist sicher, daß sich unmöglich eine Größe für den Geldbedarf angeben läßt, wenn man von den Preisen absieht. Es ist kein Zweifel vorhanden, daß der ganze gegenwärtige Umsatz mit der Hälfte der existirenden Geldmenge ausgerichtet werden könnte. Die Wirkung würde einfach nur die sein, daß wir zu einem Preisniveau zurückkämen, wie es zu Zeiten unserer Groß- oder Urgroßeltern war. Soll ein vernünftiger Sinn in der Aufstellung eines bestimmten „Geldbedarfes" liegen, kann es nur unter der Voraussetzung sein, daß es gilt, die Geldmenge zu finden, welche unter veränderten Verhältnissen erforderlich ist, um das bestehende Preisniveau möglichst unverändert zu bewahren. Und in diesem Fall muß man ferner anerkennen, daß die Geldmenge nicht dem Geldbedarf entsprochen hat, wenn das durch die Vergrößerung der Produktion und die Verbesserung der Verkehrsmittel bedeutend vermehrte Waarenangebot einen durch eine Reihe von Jahren stetig andauernden Preisniedergang hervorruft.

Wenn wir nun also vor der Frage stehen, was zu thun ist, um ein fortwährendes Sinken der Preise zu verhindern und ein einigermaßen feststehendes Preisniveau zu schaffen, müssen wir uns darüber klar werden, in welchen Punkten die erforderliche Entwicklung der Umlaufsmittel besonders unzulänglich gewesen ist. Dieser Frage gegenüber läßt es sich kaum leugnen, daß Verschiedene von denen, welche im Uebrigen unsere Ansichten über den Gang und die Ursachen der Entwicklung theilen, sich den Einwänden ihrer Gegner gegenüber ebensowenig verständnißvoll zeigen, wie diese in andern Punkten ihrer Auffassung gegenüber. Verschiedene der benutzten Argumente sind in Wirklichkeit widerlegt und die Unrichtigkeit mehrerer der angeführten statistischen Daten bewiesen. Solche Argumente und Daten festzuhalten kann nur dazu beitragen, die zu vertheidigende Sache zu schwächen.

Dies gilt nicht am wenigsten für die von eifrigen Bimetallisten aufgestellte Behauptung, daß es die Demonetisirung des Silbers sei, welche den steten Preisniedergang bewirkt habe und somit die Hauptursache für all das Unglück der letzten Jahre sei. Wenn z. B. der belgische Münzdirektor Allard in einem im Mai 1886 in der Société d'Agriculture de Belgique gehaltenen Vortrage über die gegenwärtige Krisis in der Landwirthschaft und Industrie fortwährend von der „Abschaffung des weißen Metalles", dem „Entfernen des Silbers

als Umsatzmittel" u. s. w. redet, ist dies im besten Falle eine große Uebertreibung. Man hat das Silber als Cirkulationsmittel gar nicht „abgeschafft", man hat Silbermünzen nicht außer Cirkulation gesetzt, man hat sie nur von der Hauptmünze zur Scheidemünze reducirt, d. h. man hat die gesetzliche Werthrelation zwischen Gold und Silber abgeschafft. Das ist aber — mit aller Anerkennung der Bedeutung und der Wirkung dieses Schrittes — bei Weitem nicht dasselbe, als das Silber außer Brauch zu setzen. Man spricht so viel von den großen Massen Silber, welche Deutschland durch seinen Uebergang zur Goldwährung auf den Markt geworfen hat, und man behauptet, daß dies den Werth des Silbers so sehr gedrückt habe. Die Wahrheit ist jedoch ohne Zweifel die, daß die enorme Vermehrung der Silberproduktion seit 1872 die Preise für dieses Metall, sowie aller anderen Waaren, deren Produktion im selben Verhältniß vermehrt worden ist, gedrückt hat. Dagegen hat Deutschlands „Demonetisirung" des Silbers eine verhältnißmäßig kleine Rolle gespielt; es sind in Deutschland früher cirkulirende Münzen von einem Betrage von 1080 Mill. Rmk. eingezogen worden, davon wurden aber wieder ca. 440 Mill. Rmk. in neuer Scheidemünze ausgemünzt, und man nimmt an, daß von dem Rest, ca. 640 Mill. Rmk., nur ein Theil verkauft worden ist. Ueberhaupt ist es gegenüber diesen Klagen über „die Abschaffung des Silbers als Münze" recht interessant Soetbeer's Erklärungen darüber zu sehen und zu erfahren, daß während in den westlichen Kulturländern 1861—75 ca. 25 pCt. Silber gegen 75 pCt. Gold gemünzt wurde, 1876—84 nahezu 30 pCt. Silber gegen 70 pCt. Gold gemünzt worden sind. Selbst in Großbritannien, der Heimath der strengen Goldwährung, sind 1874—84 ca. 7,2 Mill. £ St. in Silber gegen 17,5 Mill. £ St. in Gold gemünzt worden. Hierzu kommt ferner, daß der Silbervorrath mehrerer wichtiger Banken — theils Münzen, theils Barren — seit 1873 gewachsen ist. Besonders in Frankreich, wo die Münzung von Silbermünzen seit 1878 eingestellt worden ist, hat der Silbervorrath der Bank, welcher 1866—75 durchschnittlich kaum 300 Mill. Fr. betrug, in dem Jahrzehnt von 1876—85 durchschnittlich über 1000 Mill. Fr. betragen und ist in 1888 über 1200 Mill. Fr. gestiegen. Der Silbervorrath ist also nach der „Demonetisirung" des Silbers um nicht weniger als 900 Mill. Fr. gestiegen. Das Resultat ist denn auch das, daß man Soetbeer zufolge in den westlichen Kulturländern nun einen größeren Vorrath an Silbermünzen und Silberbarren findet, als 1870, indem der präsumitive monetare Silbervorrath um 3 Mill. Kilogramm Silber oder ca. 7 pCt. (von 45,5 til 48,6 Mill. Kilogramm) gestiegen ist.

Auch der Behauptung, daß es Deutſchlands und Skandinaviens Uebergang zur Goldwährung iſt, der zu große Anforderungen an den Goldvorrath und die jährliche Goldproduktion geſtellt und auf dieſe Weiſe den Rückgang in den Preiſen hervorgerufen hat, kann man Zahlen gegenüberſtellen, die ſich nicht ohne weiteres abweiſen laſſen. Soetbeer hat nachgewieſen, daß das Quantum Gold, welches in Deutſchland und Skandinavien im Verein in den Jahren 1871—84 gemünzt worden iſt, nach Abzug des ſchon vorhandenen Vorrathes nur ca. 1900 Mill. Rmk. ausmacht; und auf der anderen Seite betrug der zum Zwecke des Münzens, nach Abzug des zu induſtriellem Verbrauch, Erſatz für Abnutzung u. ſ. w. nöthige Quantum, disponible Betrag im ſelben Zeitraum über 2000 Mill. Rmk. Trotzdem kann man den Behauptungen, daß der Goldvorrath ſeit 1872 groß genug geweſen ſei, um allen Anſprüchen zu genügen, nicht beipflichten. Denn neben dieſem Uebergang von der Silberwährung zur Goldwährung hat eine andere Veränderung ſtattgefunden, welche damals kaum zu erwarten und vorauszuſehen war, jedenfalls nicht ſo ſchnell und in dem Umfange, nämlich, daß in mehreren großen und wichtigen Ländern, welche nominell ſchon ein Goldwährungsſyſtem beſaßen, auf große Mengen Goldes zur Ablöſung des vor 1873 in großem Umfange cirkulirenden Papiergeldes Beſchlag gelegt wurde. 1872—73 hatte Frankreich, Italien und Nordamerika eine Papiereirkulation, welche es ihnen ſpäter gelungen iſt, los zu werden. Daß Frankreich, welches 1871—72 über 2000 Mill. Fr. in ungedeckten Banknoten emittirt und damit das an Deutſchland als Kriegsentſchädigung bezahlte Gold erſetzt hatte, ſich beſtreben würde dieſes Gold wieder an ſich zu ziehen, war vorauszuſehen und würde auch nicht Deutſchlands und Skandinaviens Uebergang zur Goldwährung geſtört haben, in ſo weit es nur eine Rücknahme des ſchon früher von Frankreich beſeſſenen Vorrathes war; aber ſchwieriger war es, ſich zu denken, daß Nordamerika zur ſelben Zeit die enorme Zettelmenge, welche der Bürgerkrieg nothwendig gemacht hatte, würde abſchütteln und ſchon 1879 kontante Bezahlung mit einer wirklichen Münzeirkulation wieder aufnehmen könne. Und beinahe noch weniger konnte man ſich denken, daß Italien, welches ein Menſchenalter hindurch nur Papiergeld gekannt hatte, und welches ſeit der Gründung des Königreiches 1861 gekämpft hatte und immer noch hoffnungslos weiter kämpfte, aus ſeinem bedeutenden jährlichen Defizit herauszukommen, ſchon 1883 im Stande ſein würde anſtatt ſeines uneinlöslichen Papiergeldes eine wirkliche Goldeirkulation einzuführen.

Diese großen, unvorhergesehenen Ansprüche an das Gold sind die Ursache, daß die Nachfrage das Angebot überstieg und das Gold an Werth zunahm. Der Uebergang von der Silberwährung zur Goldwährung ist also nicht der eigentliche Grund, weshalb die Goldproduktion sich unzulänglich erwiesen den Bedarf zu befriedigen, sondern die Wiederaufnahme der Goldwährung in Ländern, welche sie nominell schon im Voraus besaßen, und die Erstattung des Papiers durch Gold hat eine Verminderung der gesammten Geldmenge in Europa und Amerika bewirkt. Die Abnahme an Papiergeld — ungedeckte Banknoten und Staats-Papiergeld — ist so bedeutend gewesen, daß sie die Vermehrung, welche der eigentliche Münzenvorrath im selben Zeitraum erhalten hat, übersteigt. Denn während das ungedeckte Papiergeld in den fünf größten Ländern Europas und in Nordamerika 1870 (nach Neumann-Spallart) 6245 Mill. Rmk. betrug und 1873 durch Frankreichs Zettelemission auf ca. 7900 Mill. vermehrt worden war, ist es darnach auf knapp 4200 Mill. Rmk. in 1885 heruntergebracht worden — also ein Rückgang in diesen 12 Jahren von über 3700 Mill. Rmk., — und das zu einer Zeit, da die ungeheure Vermehrung des Waarenangebotes und des steten Zuwachses der Bevölkerung gerade vermehrte Umsatzmittel erforderte.

Aber was neben diesem Rückgang in der Menge der ungedeckten Banknoten und dem Staatspapiergeld besondere Aufmerksamkeit verdient, ist, daß er nicht ununterbrochen seit 1873 vor sich gegangen ist, und daß die Zeit, in welcher eine zeitweilige Vermehrung der Zettelmenge stattfindet, grade die ist, während welcher der allgemein anerkannte, vorübergehende Aufschwung im Geschäftsleben eintritt. Neumann-Spallart's Berechnungen (in „Uebersichten der Weltwirthschaft" Jahrg. 1883—1884 S. 452) zufolge fällt die Zettelmenge 1873—1879 von 7914 auf 4856 Mill. M., und in diesen Jahren findet ein Preisniedergang statt (nach Soetbeer) von 100 auf 84,7; aber darnach steigt sie wieder in den Jahren 1880—1882 bis auf 5574 — und in diesen Jahren erleidet der Rückgang in den Preisen eine Unterbrechung und ein etwas höheres Preisniveau tritt ein, welches (derselben Berechnung zufolge) um 88 oscillirt, um darnach wieder 1883—1885 bis auf ca. 79 zu fallen — indem zu gleicher Zeit die Menge der Zettel beschränkt wird und allmählich fällt, bis sie 1885 auf 4,148 Mill. gesunken ist. Auch 1886 und theilweise 1887 fährt man mit dieser Einschränkung fort (für welche Jahre wir jedoch nicht alle die nöthigen Zahlen zur Fortsetzung von Neumann-Spallart's Zahlenberechnung haben), und in diesen Jahren dauert der Rückgang in den Preisen an. Selbstverständ-

lich läßt sich darüber streiten, was Ursache und was Folge ist, und sicher würden Manche geltend machen, daß es die „steigenden Conjunkturen" waren, welche 1880—1883 eine vermehrte Zettelemission hervorriefen, nicht umgekehrt. Dies direkt zu widerlegen ist kaum möglich; nur muß man zu der Frage berechtigt sein, was es also wieder war, das die „steigenden Conjunkturen" und die in die Höhe gehenden Preise in den Jahren 1880—1883 hervorrief, und was es war, das wieder 1883 den für kurze Zeit unterbrochenen Preisniedergang wieder eintreten ließ. Hierfür ist, so weit uns bekannt, bisher noch keine genügende Erklärung gegeben worden.

Jedoch nicht nur in Bezug auf die Jahre 1880—1883 ist dem erwähnten Moment eine große Bedeutung beizulegen; auch in Bezug auf die volkswirthschaftliche Bewegung der neuesten Zeit, dem 1888 in mehreren Punkten eingetretenen Aufschwung und dem gleichzeitigen, jedenfalls theilweisen, wenn auch nicht bedeutendem, Steigen der Preise wird es schwer werden eine befriedigende Erklärung zu geben, wenn man nicht auf den Einfluß Rücksicht nimmt, welchen das Aufhören der eine Reihe von Jahren hindurch fortgesetzten Wiedereinziehung der in früheren Zeiten unter ungünstigen politischen Verhältnissen geschaffenen Menge von Papiergeld nothwendigerweise hat ausüben müssen. Denn diese allmähliche Verminderung ist ja in den 12 Jahren von 1873 bis 1885 so bedeutend gewesen, daß es in diesem Zeitraum allein zu Neutralisation hiervon durchschnittlich jährlich einer Vermehrung der Münzenmenge um ca. 300 Mill. M. bedurfte. Schon das Aufhören dieses noch 1886—1887 wirkenden Faktors und der Umstand, daß die Zettelmenge in den genannten Ländern endlich wieder ungefähr auf denselben Punkt wie 1860 zurückgebracht worden war (zufolge Neumann-Spallart 1860 : 3800 Mill. M. — 1885 : 4148 Mill. M., wozu noch ein fortgesetzter Rückgang in 1886—1887 kommt) oder mit andern Worten auf den Punkt, von welchem eine fernere Begrenzung vorläufig schwerlich eintreten konnte, hat natürlicher Weise wenigstens für einige Zeit größere Ruhe in die Preisbewegung bringen müssen; und schon das Aufhören dieses Druckes und der bloße einige Zeit andauernde Stillstand in dem Sinken des Preisniveaus würde hinreichen, um eine Aufathmung auf mehreren Gebieten des Geschäftslebens hervorzurufen. Vielleicht wird es sich zeigen — noch läßt es sich nicht constatiren —, daß es sich in der letzten Zeit nicht nur um ein Aufhören des stetigen Rückganges in der Menge von Papiergeld, sondern sogar um eine kleine Vermehrung gehandelt hat. Es bedarf nur einer verhältnißmäßig kleinen Vermehrung, um das Steigen der Preise auf mehreren Gebieten

zu ermöglichen, um ſo mehr, da ſelbſt ein kleines Steigen der Preiſe ſogleich bewirken wird, daß die Spekulation ihre Zurückhaltung aufgiebt, während der Kredit unter ſolchen Verhältniſſen ſtets willig iſt, die Spekulation mit den nöthigen Mitteln zu unterſtützen und hierdurch das Steigen der Preiſe verſtärkt. In wie weit man jedoch erwarten darf, daß eine ſolche Bewegung von Dauer ſei, und welche Tragweite der Einfluß der hier hervorgehobenen Momente hat, ſoll ſpäter näher berührt werden.

(Schluß folgt.)

Hartmann wider Lotze.

Lotze's Philosophie von Eduard von Hartmann. Leipzig, Wilh. Friedrich 1888.

Von

Th. Achelis.

Seitdem Lotze zu Anfang dieses Decenniums von uns genommen und sein Gesinnungsgenosse G. Th. Fechner gegen Ende vorvorigen Jahres, obwohl noch in voller Rüstigkeit des Schaffens, als hochbetagter Greis ihm nachfolgte, giebt es kaum noch einen unserer akademischen Lehrer, der alle die seltsamen Wandelungen der Philosophie im 19. Jahrhundert an und in sich erlebt hätte. Beide Männer, auch freundschaftlich miteinander verbunden, waren wie Wenige dazu berufen, die Widersprüche und Conflicte unseres modernen Lebens, die Anforderungen der strengen Wissenschaft und des warmen Gefühls miteinander zu versöhnen; denn Beide waren aufgewachsen in der strengen Schule des Experiments, Beide waren Autoritäten auf einem Felde der Naturforschung, Beide Anhänger der mechanischen Weltauffassung und abgesagte Feinde einer phantastischen Naturphilosophie (wenn auch an Fechner ein Rest mystischer Neigungen haften blieb) und doch widerstrebten Beide der heutzutage so beliebten Verachtung jeglicher Speculation und der so unfruchtbaren Anbetung der Thatsachen. Auch wenn man skeptisch diesen Versuch einer Vermittlung widerstreitender Elemente als mißlungen bezeichnen wollte, so ist er trotzdem culturgeschichtlich von allerhöchstem Interesse, da in dieser Bewegung die eigentlich treibenden Factoren unserer geistigen Bildung offen zu Tage treten. Unleugbar ist es freilich für einen unbefangenen Beobachter, daß für weite Kreise der populären Aufklärung diese letzten Ausläufer des Idealismus ihre Wirksamkeit gegenüber der bezaubernden Gewalt verloren haben, welche der vielseitige und ungemein productive Vertreter der nichtzünftigen Philosophie, Ed. v. Hartmann, je länger, desto mehr ausübt. Es mag sich deshalb wohl der Mühe verlohnen, in einem gedrängten

Ueberblick die Darstellung zu verfolgen, in welcher dieser vielgefeierte Schriftsteller sich mit dem Göttinger Weisen auseinandersetzt.

Bekanntlich ist nichts schwieriger, als über Mitlebende ein völlig unbestechliches Urtheil sich zu bilden, und deshalb betont Hartmann, daß er wenigstens von jeder persönlichen Gegnerschaft frei sei. „Nichts deutet in Lotze's Werken darauf hin, daß er jemals eine Schrift von mir zu Gesicht bekommen habe. Die Probleme, mit welchen die Philosophie des Unbewußten und die sich an dieselbe anschließenden Schriften beschäftigten, gelten für Lotze's persönliche Ueberzeugung als längst erledigt, so daß es ihm bei seiner oft erwähnten Müdigkeit fern liegen mußte, sich von Neuem mit denselben zu beschäftigen. . . Wo Lotze Bemerkungen einfließen läßt, die einem jüngeren Leser auf den ersten Blick auf meine Philosophie Bezug zu nehmen scheinen, wird man bei näherem Zusehen sich bald überzeugen, daß dieselben durchaus nur gegen andere Philosophen, z. B. Schelling, J. H. Fichte und Schopenhauer gerichtet sind und meinen besonderen Standpunkt nicht im Sinne haben konnten, weil sie in ihrer näheren Fassung auf denselben gar nicht passen würden. Ich befinde mich dadurch in die glückliche Lage versetzt, über meinen älteren Zeitgenossen mit der nämlichen geschichtlichen Objectivität urtheilen zu können, als ob er einem vergangenen Geschlecht angehört hätte." Allerdings ist unseres Erachtens dadurch eine völlig unbefangene Auffassung und Kritik noch nicht garantirt; denn es gehört noch außerdem ein liebevolles Versenken in den Gedankengang, ja man könnte fast sagen, ein congentales Empfinden dazu, um einem ganzen System gerecht zu werden. Das müssen wir nun bei Hartmann auf das entschiedenste bestreiten, schon die äußere Haltung und der Stil beider Männer ist zu sehr entgegengesetzt, um eine solche Beziehung aufkommen zu lassen. Bei Lotze eine fast bis an's Pedantische grenzende Scheu vor einem persönlichen Angriff (vielfach, wie in seinem Mikrokosmos, nennt er bekanntlich die bekämpften Widersacher nicht ausdrücklich), bei Hartmann eine scharfe, rücksichtslose Kritik, die in ihrer Schneidigkeit gelegentlich sich kaum noch in der Sphäre der Urbanität hält, dort eine behutsame, fast zögernde Analyse der Probleme, ein vorsichtiges Abwägen aller Bedenken und Begründungen, hier ein pointirtes, keinen Widerspruch duldendes Erfassen der Aufgabe, die consequent aus demselben Gesichtspunkt weiter entwickelt wird, dort eine kühle, rein sachliche, bisweilen subtil dialektische Darstellung, die nur höchst selten den Ton warmer Begeisterung anschlägt, hier ein glänzender, plastischer Stil, mitunter grotesk, so daß er sich dem Platten nähert. Aus diesem Contrast erklären wir uns wenigstens die harte Beurtheilung, welche der

Form der Lotze'schen Schriften zu theil wird: „Jugendliche Frische und männliche Bestimmtheit und Entschiedenheit wird man auch in seinen früheren Schriften (es ist vom Mikrokosmos die Rede) vergebens suchen, die oft sogar weitschweifiger sind als die späteren Bearbeitungen. Die ernste, ruhige Gemessenheit und reservirte akademische Vornehmheit der Haltung machen in der ersten und dritten Periode einen reineren und würdigeren Eindruck als in der zweiten, wo sie mit geflissentlicher Bescheidenheit und gesuchter Schönrednerei contrastiren. Lotze's Gedankengang zeigt weder die unbeirrte Gradlinigkeit logischer Entwicklung noch die schwunghafte Zickzackbewegung scharfer dialektischer Gegensätze, sondern bewegt sich in mehr zaghaft tastender Weise auf gewundenen Bahnen, sei es daß er in sich verengernden Spiralwindungen sein Ziel umkreist, sei es daß er auf bequem geschlängelten Pfaden gleich einem Spaziergänger einherschlendert" (S. 14). Bei einem so unbestritten reinen Charakter, wie Lotze, so niedrige Motive, wie das Haschen nach Beifall durch die heuchlerische Verkleinerung der eigenen Verdienste annehmen zu wollen, entspricht weder den Thatsachen noch zeugt es gerade von einer besonders vornehmen Gesinnung. Doch wenden wir uns zur materialen Kritik.

Wenn wir von den eigentlich fachwissenschaftlichen Arbeiten Lotze's (Metaphysik, Allgemeine Pathologie und Therapie, Medicinische Psychologie) in der ersten Periode seiner Wirksamkeit absehen, so hat ihm in den weiteren Kreisen unstreitig der Mikrokosmos die meisten Freunde und Anhänger erworben; denn jene Schriften konnten der Sachlage nach die Entstehung und Fortbildung unserer sittlichen und religiösen Weltanschauung (diese eigentlichen Brennpunkte eines allgemeineren Interesses) weniger berühren. „Lotze fühlte das Bedürfniß diese Lücke auszufüllen und sich der Philosophie der Geschichte in einer Weise zuzuwenden, welche zugleich über die sittliche Bestimmung der Menschheit Aufschluß gäbe und ihre religiösen Hoffnungen und Gefühle mit in den Kreis der Betrachtung zöge. Anstatt aber dies Gebiet selbständig zu bearbeiten, beschloß er, die natürliche Seite der Menschheit als Unterbau ihrer geistigen Seite mit darzustellen, also eine Quintessenz seiner bisherigen Arbeiten nebst anthropologischen und ethnologischen Zuthaten mit der neuen Aufgabe zu verbinden und so eine Gesammtdarstellung seiner philosophischen Weltanschauung in einer für alle Gebildeten verständlichen Form zu liefern" (S. 6). So sehr wir dieser Schilderung zustimmen, so wenig vermögen wir das abfällige Urtheil zu theilen, das Hartmann über den Plan und inneren Aufbau des Werkes fällt: „Man muß die meisten Gegenstände, über die man sich unterrichten

will, an mehreren voneinander oft weit auseinander liegenden Stellen suchen, wobei weder ein alphabetisches Register zu Hülfe kommt, noch auch eine kennzeichnende Deutlichkeit der Ueberschriften das Suchen erleichtert. Das ganze Werk, dessen Abfassung sich durch lange Jahre hindurch gezogen hat, macht den Eindruck, als ob dem Verfasser wohl die Absicht vorgeschwebt habe, zuerst die naturgeschichtliche und psychologische Grundlage und dann erst die geschichtliche Entwicklung und geistige Bedeutung und Bestimmung der Menschheit darzustellen, daß ihm aber jede genauere Disposition gefehlt habe, und daß er, je nach Neigung und Geschmack, wie ein Lustwandler bald diesen, bald jenen Gegenstand der Betrachtung unterzogen habe." Allerdings sollte kein neumodiges encyclopädisches Wörterbuch entstehen zum bequemen Nachschlagen, aber im Uebrigen ist doch die Gliederung des Stoffes, von den rein physiologischen Untersuchungen an bis zu den weltumspannenden Problemen der intelligiblen Welt, so klar gefügt, daß es für den einigermaßen kundigen Blick nicht jedesmal besonderer Wegweiser bedarf. Da sich gerade in diesem Buche die Eigenthümlichkeit Lotze's so recht charakteristisch zeigt und er dadurch zugleich in die richtige geschichtliche Beleuchtung gerückt wird, so übergehen wir den Abschnitt, in welchem unser Gewährsmann die Beziehungen zu Leibnitz, Herbart, Weiße u. A. untersucht; nur beiläufig möchten wir bemerken, daß er Lotze in eine zu starke Abhängigkeit vom Begründer des Realismus bringt, wenn er behauptet: „Es ist nicht zu viel gesagt, daß Herbart's Terminologie und System zur wichtigsten Gedankensubstanz in Lotze geworden sind, die all sein Denken durchdringt und demselben seine eigenartige Färbung verleiht." Der grundlegende Unterschied zwischen Beiden, der ausgeprägte Monismus Lotze's gegenüber dem ebenso scharfen Pluralismus Herbart's, ist doch nicht zu verwischen. Jene hervorragende Bedeutung aber, welche Lotze für die Geschichte der neueren Philosophie besitzt oder noch genauer gesagt der modernen Weltanschauung überhaupt durch die angebahnte Versöhnung sowohl zwischen Speculation und Empirie als auch zwischen Wissenschaft und Gefühl, hat auch Hartmann richtig dargestellt. „Dieser Ruf der Lotze'schen Philosophie ist daraus entsprungen, daß sie erstens das alleinige Recht der mechanistischen Erklärung innerhalb des Bereiches der exacten Naturwissenschaft vertrat, daß sie zweitens die Atomistik gegen den verschwommenen Dynamismus der Naturphilosophen vertheidigte und daß sie drittens die Lebenskraft sowohl im Sinne des älteren Vitalismus als auch im Sinne unbewußter Einflüsse der Individualseele auf den Organismus bekämpfte" (S. 36). Wer erinnert sich nicht des klaren, unentwegt ver-

fochtenen Programmes, mit dem die Vorrede im Mikrokosmos den rothen Faden der ganzen Untersuchung in der schlichten Bemerkung kennzeichnet, daß „wir nachweisen, wie ausnahmslos universell die Ausdehnung und zugleich wie völlig untergeordnet die Bedeutung der Sendung ist, welche der Mechanismus in dem Baue der Welt zu erfüllen hat". In der That liegt hierin das punctum saliens der ganzen Lotze'schen Philosophie, um so mehr, da ja er selbst, wie er auch vorurtheilsfrei zugesteht, „den Grundsätzen der mechanischen Naturbetrachtung Eingang in das Gebiet des organischen Lebens zu bereiten" bemüht gewesen war; der berühmte Artikel in Wagner's Handwörterbuch der Physiologie über Leben und Lebenskraft vernichtete mit einem Schlage die nebelhaften Vorstellungen über die Wirksamkeit und Entstehung unserer biologischen Functionen, und es ist bezeichnend, daß nach dem Erscheinen der Allgemeinen Pathologie die Materialisten in dem Verfasser einen Bundesgenossen begrüßen zu dürfen glaubten. Hartmann ist nun der Ansicht, daß jene landläufige Meinung über den culturgeschichtlichen Beruf der Lotze'schen Philosophie ein Irrthum sei, „entsprungen aus der doppelten Bethätigung Lotze's als medicinischer und philosophischer Schriftsteller und nur bei oberflächlicher Bekanntschaft mit Lotze's Lehren von Bestand. Faßt man alles hier Angeführte zusammen (es handelt sich um einige religiöse und ethische Connivenzen und sodann um die idealisirte Fassung des Atombegriffes), so muß man sagen, daß Lotze weit davon entfernt ist, den wichtigsten und berechtigsten Ansprüchen der Naturwissenschaft an ein philosophisches System der Gegenwart Rechnung zu tragen und daß die Ansicht, Lotze habe eine Versöhnung der naturwissenschaftlichen und speculativen Weltanschauung vollzogen, nicht nur von den Vertretern der Naturwissenschaft nicht getheilt wird, sondern auch nicht getheilt werden kann" (S. 41). Wenn dies Verdict in seiner vollen Wucht wirklich sich bestätigen sollte, so wäre es in der That um die wissenschaftliche Begründung der Lotze'schen Weltanschauung geschehen. Richtig ist unzweifelhaft die bedauerliche Gleichgültigkeit und Geringschätzung, welche Lotze dem Darwinismus, wenigstens seiner philosophischen Verwerthung, andauernd entgegenbrachte, wenn man auch nicht vergessen darf, mit welchem Gepränge sich manche moderne Entwicklungstheoretiker als die berufenen Löser und Deuter der schwierigsten Welträthsel hinzustellen lieben. Ganz besonders mag ihn wohl das wüste Geschrei, welches von dieser Seite aus mit Vorliebe gegen jede teleologische Auffassung erhoben zu werden pflegt, von einer eindringlicheren Prüfung der einschlägigen Probleme fern gehalten haben. Hiervon abgesehen scheint uns aber jenes Anathema Hartmann's nicht nur

zu hart, sondern überhaupt unrichtig zu sein; denn zunächst muß man sich vergegenwärtigen, daß mit der angestrebten Versöhnung natürlich nicht jeder Streit der beiden feindlichen Disciplinen bis in das minutiöseste Detail hinein geschlichtet werden kann, sondern daß mit dem Entwurf der Grundzüge die Gestaltung dieses geschichtlichen Processes eben der Zeit selbst überlassen werden muß; immer werden mannigfache Probleme bleiben, die sich jeder strictен Competenz entziehen, und die der Einzelne daher nach individuellem Geschmack und Anlage verschieden beantwortet. Das gilt vor Allem von dem subjectiv so unendlich dehnsamen Spielraum der religiösen Fragen, die als solche genommen niemals zu dem unmittelbaren Juvenlar unserer exacten Erkenntniß gehören können. Was sodann z. B. die Atomistik Lotze's anlangt, an der Hartmann vom naturwissenschaftlichen Standpunkt solchen Anstoß nimmt, so vermögen wir offen gesagt diese Bedenken durchaus nicht zu theilen. Denn darin besteht ja gerade die Kurzsichtigkeit des gewöhnlichen naturwissenschaftlichen Urtheils, daß dasselbe nicht einzusehen vermag, daß eine bloße Mechanik der Atome (um bei diesem Beispiel stehen zu bleiben) uns noch nicht in den wahren Zusammenhang der Dinge einführt, vielmehr gebieterisch eine philosophische, und im Besonderen eine erkenntnißtheoretische Fortsetzung erheischt. Diese schien Lotze mit vollem Recht nur im idealistischen Sinne möglich und deshalb faßte er die Atome nicht als leere Anziehungs- und Abstoßungspunkte, sondern als psychische Elemente, die eben durch ihre Kräfte sich ihre gegenseitigen Abstände im Raum vorschreiben. Den Gedanken sodann, daß die sinnlichen Empfindungen (Roth, Süß, Warm u. s. w.) nicht nur Erregungen unserer eigenen Seele, sondern auch der Dinge selbst seien, hat Lotze immer nur hypothetisch behandelt und nie als ein integrirendes Glied seiner Psychologie betrachtet. Wer aber, wie dieser Denker, für die Schlichtung der unerträglichen Feindschaft zwischen Philosophie und Naturwissenschaft im Allgemeinen so Eminentes geleistet und wer insbesondere die regenerirende Sinnesphysiologie mit so werthvollen Ergebnissen, wie die Theorie der Localzeichen, bereichert hat, der sollte in der That (schon vom rein geschichtlichen Standpunkte aus) ein größeres Anrecht auf eine gewisse dankbare Verehrung haben. Es bleibt endlich noch als Stein des Anstoßes Lotze's religiöse Stellung übrig. Wie schon bemerkt, man sollte diese Sphäre, sofern nicht dadurch die Naturgesetzlichkeit des ganzen Weltlaufes berührt und erschüttert wird, überhaupt nicht in den Rahmen der Discussion ziehen, da sie sich eben strengen, unanfechtbaren Beweisen entzieht. Da Lotze's milde, versöhnliche Natur sich nicht dem Terrorismus anbequemen konnte, in der Re-

ligion nur ein Chaos von Irrthümern zu sehen, sondern er gerade hier die Nahrung für sein reiches Gemüthsleben suchte, so darf es nicht auffallen, wenn er sich bemühte, von dem eigentlichen Kern der religiösen Anschauungen so viel für eine freie wissenschaftliche Auffassung zu retten, als möglich; die Schale, das Dogmatische hat er dagegen immer als wandelbare, vergängliche Form betrachtet und in diesem Proceß der Zersetzung gerade den nothwendigen Fortgang zu einer höheren Perspective erfaßt. Am allerwenigsten aber können wir Hartmann beistimmen, wenn er Lotze durch „seinen hervorstechenden Rationalismus eine der Aufklärungsperiode des 18. Jahrhunderts verwandte Erscheinung" nennt; denn trotz mancher allgemeiner Anklänge (wie die Persönlichkeit Gottes, individuelle Unsterblichkeit und Freiheit) sind doch einerseits die Grundzüge seines Systems ganz abweichend ausgeführt (der schale Deismus der Rationalisten z. B. verwandelt sich hier in einen umschließenden Monismus) und anderseits widerspricht die überall wirksame naturwissenschaftliche Basis seiner Forschung durchaus dieser Vergleichung; daß die subtile Metaphysik Lotze's sodann nur auf dem Boden der Kantischen Kritik reifen konnte, bedarf hoffentlich keiner weiteren Beweisführung.

Trotz der mannigfachen Einwendungen, welche wir gegen Hartmann zu machen hatten, können wir ihm wenigstens in der allgemeinen Charakteristik Lotze's Recht geben, wenn er ihn in „erster Reihe als den Erkenntnißtheoretiker des speculativen Theismus" bezeichnet. Denn so unentbehrlich für den streng methodischen Aufbau der Wissenschaft ihm die kritische, d. h. von Widersprüchen gereinigte Erfahrung auch sein mochte, mit welcher Vorliebe er auch die Beispiele seiner Beweisführung gerade aus der Naturwissenschaft entlehnte, so dünkte ihm doch alle Zeit die Metaphysik die Krone der Forschung, und sofern das abschließende Bild der Welt eine religiös-ethische Färbung vertrug, resp. erforderte, war die absolute Substanz oder die concrete Persönlichkeit Gottes das letzterreichbare Ziel seines Denkens. Es würde uns begreiflicher Weise viel zu weit führen, wenn wir den einzelnen Ausführungen unseres Kritikers auf Schritt und Tritt folgen wollten; deshalb beschränken wir uns auf einige charakteristische Züge. Als einen solchen möchten wir die idealistische Tendenz Lotze's betrachten, die starre Aeußerlichkeit der Dinge zu zersprengen und ihren Kern in einem Fürsichsein zu suchen, in der sich die Kategorien der Substantialität und Realität für ihn auflösen. Die Dinge sind nur insofern real (im Gegensatz zu der Wirklichkeit schlechthin, die allem Geschehen zukommt), daß sie sich selbst als Mittel-

punkte aus- und eingehender Wirkungen empfinden; aber letzten Endes wird sie doch nur relativ selbständig, da sie von der Einheit des Weltgrundes umfaßt und bedingt sind, welcher durch seine stete Wechselwirkung in und an ihnen den Schein der Substantialität erzeugt. Hartmann meint in seiner drastischen Art, „diese ganze Lehre enthalte eine geradezu ungeheuerliche Zumuthung an den Verstand, doppelt ungeheuerlich in dem Munde eines Philosophen, der die wunderbar zweckmäßigen Reflexleistungen des Rückenmarks als einen seelenlosen Mechanismus erklären will und die Pflanzenbeseelung verwirft" (S. 62). Wenn wir auch nicht so hart zu urtheilen vermögen (und Hartmann vor Allem sollte bei seinem phantastischem Modell des Unbewußten etwas vorsichtiger auftreten!), so scheint uns doch auch hier ein innerer Widerspruch verborgen zu sein, welcher diese ganze Deduction über den Haufen wirft. Eine oft wiederholte Warnung Lotze's an die constructionslustige Speculation lautete, die Philosophie habe nicht die Aufgabe, die Welt zu schaffen, sondern sie in ihrem Bau zu begreifen; uns will es vorkommen, als ob hier der Meister die gewöhnliche Vorsicht außer Acht gelassen oder anders gesprochen, er ein wissenschaftlich unlösbares Problem berührt habe. So lange wir die Dinge in dem zuletzt geschilderten monistischen Zusammenhange nur als Thätigkeiten dieses beherrschenden Weltprincips auffassen, in dessen Auftrag und Namen sie functioniren, scheinen wir ihnen durch diese stricte Immanenz nicht anderseits jene echte Realität zu rauben, das köstliche Gut des Fürsichseins? Wie Lotze selbst mit diesen Schwierigkeiten (formalen und materialen) gerungen hat, das geht aus der Stelle klar hervor, die wir hierher zu setzen uns gestatten: „Diese echte wahre Realität, für sich etwas zu sein oder überhaupt für sich zu sein, erlangen die Dinge nicht durch ein Heraustreten aus dem einen Unendlichen, als wäre diese Transcendenz, deren eigentlichen Sinn dann anzugeben unmöglich sein würde, die vorangehende Bedingung, an welcher das ersehnte Fürsichsein als Folge hinge; sondern indem Etwas für sich ist, sich auf sich selbst bezieht, sich von Anderem unterscheidet, löst es sich eben hierdurch, durch dieses sein Thun, von dem Unendlichen ab, erwirbt nicht hierdurch, sondern besitzt hierin in der einzig denkbaren Weise jene Selbständigkeit eines wahrhaften Seins, die wir mit einem sehr umfassenden räumlichen Bilde aus dem unmöglichen Acte einer Transcendenz entspringen lassen." (Methaphys. S. 190.) Man mag eben noch so sehr die Unzulänglichkeit der menschlichen Anschauung beklagen, die immerfort, selbst in die abstractesten begrifflichen Bestimmungen, unvermerkt die Spuren ihrer räumlichen Herkunft mit hineinführt, wir werden gerade deshalb niemals im Stande

ſein, dies Verhältniß der Immanenz zur Transcendenz befriedigend, d. h. ohne Anwendung jener Analogien zu erklären. Oder iſt nicht etwa dieſe Darſtellung ein bedeutſamer Beleg für unſere Behauptung? Wie iſt denn der Ausdruck: Löſt ſich ab, anders zu verſtehen als unter Zuhülfenahme räumlicher Momente? Ein weiteres Nachdenken lehrt, daß wir aus dieſen Schranken unſerer pſychophyſiſchen Organiſation vergebens zu entrinnen ſuchen und daß wir wieder hier auf die Correſpondenz der mechaniſchen und pſychiſchen Bedingungen treffen, auf denen unſer ganzes Daſein und Denken beruht. Aber auch jene andere wichtigere Frage bleibt ungelöſt, wie es denn jenem einzelnen Elemente gelingen könne, ſich aus der Umklammerung des Abſoluten zu befreien und zu einer, wenn auch beſchränkten, Selbſtändigkeit zu gelangen? Oder umgekehrt ausgedrückt, wie es das Abſolute anfängt, dieſe individuellen Exiſtenzen aus ſeinem Bereiche zu entlaſſen und ihnen von ſeiner Selbſtherrlichkeit und Weſensfülle dürftige Bruchſtücke zum Aufbau ihres ärmlichen Daſeins mitzutheilen? Alle ſich hieraus ergebenden Folgerungen werden bald die völlige Hoffnungsloſigkeit zeigen, über dies Räthſel eine zureichende Erkenntniß zu erlangen; beſcheiden wir uns lieber mit dem Geſtändniß, hier an dem Endpunkt menſchlicher Forſchung angelangt zu ſein, der eben, weil er das Gebiet der möglichen, d. h. der wiſſenſchaftlichen Erfahrung überragt, nur noch Gegenſtand unbeſtimmten Meinens ſein kann. Im Uebrigen will es uns vorkommen, daß, ſo lange dies entſcheidende Problem nicht gelöſt iſt, dieſe Theorie von der Beziehung jenes Weltgrundes zu den einzelnen Dingen im Grunde auf die von Lotze verworfene präſtabilirte Harmonie Leibnitzen's hinausläuft; denn auch in dieſer Entwicklung kann Nichts geſchehen, deſſen Urſachen nicht vollſtändig in der Reihe der vorhergehenden Bedingungen involvirt ſind, alſo in dem einen und umfaſſenden Charakter des Abſoluten. Dieſes muß mithin, da es ja die Züge des kommenden Weltbildes lückenlos in ſeiner Natur vereinigt, jeglichen Anfang eines neuen, eigenen Geſchehens ausſchließen, und ſo wird dasjenige, was dem unbefangenen Blick das Getriebe ſpontan ſchaffender Elemente zu ſein ſcheint, thatſächlich nur die Verwirklichung der bis in das äußerſte Detail hinein vorherbeſtimmter Ereigniſſe darſtellen. Dagegen iſt es wiſſenſchaftlich völlig gleichgültig (wohlgemerkt nicht für die religiöſe Faſſung), ob man dieſer abſoluten Subſtanz ein Bewußtſein leiht nach dem Bilde unſerer Perſönlichkeit oder ſie, wie Hartmann verlangt, als unbewußte faßt; mindeſtens ſteht dem letzteren kein Recht zu, ſeine ſubjective Meinung als die einzige beweiskräftige hinzuſtellen, weil eben in dieſer Sphäre von einem ſtreng inductiven Beweiſe nicht mehr die

Rede sein kann. Wohl mag es für Manche zutreffen, wenn er behauptet: „Durch Nichts hat sich Lotze so großen Dank bei den Anhängern des Theismus erworben, als durch diesen Rettungsversuch zu Gunsten der Möglichkeit des Bewußtseins des absoluten Subjects. Die warme Sympathie und das hohe Ansehen, welche Lotze in diesen Kreisen genießt, verdankt er wesentlich diesem Rettungsversuch", allein es entspricht nicht der geschichtlichen Wahrheit, wenn er fortfährt: „und ihm allein in um so höherem Maße, je weniger sein Verzicht auf wissenschaftliche Begründung des Unsterblichkeitsglaubens und seine zu unfruchtbarer Velleität abgeblaßte Willensfreiheit zur Erweckung eines Dankgefühls geeignet waren. Wegen seiner vermeintlichen Rettung des göttlichen Bewußtseins und damit der göttlichen Persönlichkeit hat man ihm in den Kreisen dieser theistischen Verehrer viele Schwächen in seiner Philosophie nachgesehen oder hat gar ohne Prüfung für tief gelten lassen, was nur unklar und verworren war." Lotze's Bedeutung ragt weit hinaus über den Kreis eines durch ganz specielle Rücksichten beschränkten Cultus und er ist, so viel man auch an seiner Metaphysik aussetzen mag, einer unserer ersten Geister gewesen. Und doch müssen wir gestehen, trotzdem wir seinen Versuch, die tiefe Kluft zwischen Diesseits und Jenseits, oder mit den Worten der Schule gesprochen, zwischen Immanenz und Transcendenz zu überbrücken, für mißlungen halten, erscheint uns Lotze's Theorie der Materie und seine Auffassung der Atome im Besonderen der höchsten Beachtung werth; in der That, d. h. von nebensächlichen Zügen abgesehen, berührt sie sich ja auch mit den Ansichten unserer hervorragendsten Naturforscher (wie Helmholtz, Dubois-Reymond u. A.). Ganz unverständlich aber ist uns die wegwerfende Aeußerung Hartmann's über das wesentlichste Fundament dieser ganzen Anschauung, über das Fürsichsein, es sei nur ein subjectiv-ideales Erfassen dessen, was man ohnehin schon ist (S. 76). Eben in diesem Nur steckt das ganze Geheimniß; natürlich kann durch diesen Act kein materieller Bestandtheil zu dem fraglichen Dinge hinzukommen (wie unser Kritiker mit Genugthuung constatirt), aber davon ist ja auch schlechterdings nicht die Rede, sondern es handelt sich ja offenbar um einen rein geistigen, immanenten Vorgang, indem die disjecta membra, aus welchen früher unser inneres Sein bestand, dadurch zu einer concentrischen Einheit zusammengefügt worden; mit anderen Worten es ist die Genesis der selbstbewußten Persönlichkeit aus dem weiten Chaos des Individuum.

Wenn wir mit einigen abschließenden Worten unseren Eindruck der vorliegenden Schrift zusammenfassen, so müssen wir zunächst die ja bei Hartmann rühmlichst bekannte Schlagfertigkeit und Consequenz der Kritik

Digitized by Google

anerkennen; ist er doch selbst trotz seiner ausgedehnten empirischen Kenntnisse ein Metaphysiker und Dialektiker ersten Ranges und in den Irrgängen der abstractesten Beweisführung ist er wie Einer zu Hause. Sodann können wir es ihm nicht verdenken, wenn er bei dem fragmentarischen Zustand der Lotze'schen Ethik und (auch theilweise der) Aesthetik sich nur auf das erkenntniß-theoretische Gebiet beschränkt hat. Aber hier fehlt ihm, wie schon zu Anfang dieser Darstellung angedeutet, auch leider die vorurtheilsfreie Objectivität des wissenschaftlichen Richters nahezu vollständig; ganz besonders ist es die völlig abweichende, ja conträre Gestaltung des Weltbildes und der letzten entscheidenden Factoren, die hier für Hartmann eine unbefangene Prüfung fast unmöglich zu machen scheint. Daß überall bei diesen Conflicten der Hinweis auf die einzig erprobte Lösung aller dieser Räthsel, auf den Zauber des Unbewußten, nicht ausbleibt, versteht sich für einen Kenner der Hartmann'schen Schriften von selbst.

Politiſche Correſpondenz.

Oeſterreich-Ungarn. — Rußland. — Frankreich. — England. — Italien.

Berlin, Ende Februar 1889.

Der Schluß unſerer vorigen Correſpondenz lieh dem Bedauern Ausdruck, welches die eben eingetroffene Nachricht von dem plötzlichen Tode des Kronprinzen Rudolf überall, und außerhalb Oeſterreich am meiſten in Deutſchland, einflößen mußte. Nach der erſten leider unwahren Mittheilung ſchien ein überraſchender aber natürlicher Tod eingetreten zu ſein. Bald aber hat man die Unmöglichkeit eingeſehen, die Wahrheit zu verbergen. Man entſchloß ſich, den Selbſtmord einzugeſtehen. Weiter iſt man nicht gegangen. Die naturgemäße Folge iſt nicht ausgeblieben, unzählige Gerüchte über die Veranlaſſung des Selbſtmordes durchziehen die ganze Welt, wo man Zeitungen lieſt. Ohne Uebereinſtimmung, einander überbietend in abſtoßenden Einzelheiten, wie dieſe Gerüchte ſind, können ſie doch nicht eines gemeinſamen Grundes der Wahrheit entbehren. Der Name einer weiblichen Perſon im jugendlichen Alter wird als Genoſſin des Todes mit dem Kronprinzen genannt. Der Widerſpruch der Angehörigen hätte nicht ausbleiben können, wenn dieſe Angabe nur Erdichtung wäre. Darüber hinaus aber iſt keine der zahlloſen verbreiteten Thatſachen beglaubigt. Einen Zug freilich haben ſie alle gemeinſam: ſie machen vollkommen den Eindruck, als wären ſie für einen Kolportageroman erfunden. Leider ſpricht dieſer Zug nicht gegen die Wahrſcheinlichkeit. Jene Art von Dichtern verſteht ſich ja auf die Entlehnung abſtoßender Vorgänge des Lebens, und ferner iſt leider daran kein Zweifel, daß des Verſtorbenen Lebensweiſe ſich mit den Vorgängen, die jener Art von Phantaſie geläufig ſind, ſtark berührte. Die Theilnahme für den einſtigen Thronerben iſt damit vernichtet. Was davon zurückbleibt, kann höchſtens auf die Frage führen, ob der Sektionsbefund, welcher Unregelmäßigkeiten der Gehirnentwicklung berichtete, dadurch eine Urſache der abnormen moraliſchen Entwicklung des Prinzen enthüllt hat. Das allgemeine Urtheil würde eine ſolche Möglichkeit bejahen, wenn nicht die gehäuften Unwahrheiten, mit welchen der traurige Vorfall umgeben worden iſt, die Glaubwürdigkeit aller Berichte in Zweifel ſtellten.

Es kann nur gut sein, wenn die öffentliche Meinung aufhört, sich mit dem Vorfall zu beschäftigen. Dies kann geschehen, ohne daß die wichtigen Lehren übersehen werden, welche daraus zu ziehen sind. Darunter gehört die Lehre, daß es sehr gefährlich ist, die Persönlichkeiten regierender Häuser ohne Maß und Aufhören mit dem falschen Diadem der Loyalitätsheuchelei zu schmücken.

Es giebt der ernsten Lehren dieses Ereignisses noch manche. Wir aber wollen jetzt nur einen Blick auf die unmittelbaren Folgen werfen. Die Loyalitätsheuchelei posaunt in die Welt hinein, daß alles in der besten Ordnung sei: der Kaiser erst am Ausgang der funfzig und vollkommen rüstig, sein um wenige Jahre jüngerer Bruder ebenfalls rüstig und mit drei Söhnen beschenkt, deren ältester noch jung genug ist, um selbst bei einer noch langen Regierungsdauer seines Oheims nicht zu altern, aber viel zu lernen. Das klingt sehr beruhigend, nur leider wäre jeder Versuch vergeblich, um den muthmaßlichen Thronfolger eine Legende zu verbreiten, wie um den verstorbenen. Die Monarchie aber steht von unseren Tagen an überall auf der Persönlichkeit der Herrscher. Nicht ungewöhnliche Gaben, aber Pflichtgefühl und natürlicher Verstand, um seinen Staat und seine Zeit zu begreifen, sind ihrem Träger fortan unentbehrlich. Die Zeiten sind vorüber, wo man Persönlichkeiten, wie die englischen Georg III. und IV., oder wie den österreichischen Ferdinand I. auf dem Thron dulden konnte. Heute ginge dies nur auf die Gefahr der Dynastie und des Reiches zugleich. Die Sorge um die Vorkehrung gegen solche Gefahren ist noch nicht dringend in Oesterreich bei der Rüstigkeit des Kaisers. Aber sie beschäftigt alle, die an diesem Staat mit dem Herzen hängen oder die auf seine Dauerhaftigkeit und kräftige Entwicklung Werth legen aus Gründen der europäischen Politik.

Bereits ist der Tod des Kronprinzen, dem die Ungarn sich gewöhnt hatten, Vertrauen zu schenken, zum Anlaß oder vielleicht auch zum Vorwand geworden, daß die magyarischen Separationsgelüste sich mit ganz ungeahnter Stärke geltend machen. Anfang November v. J. nämlich wurde sowohl dem Reichsrath in Wien wie dem Reichstag in Pest ein neues Wehrgesetz für die Dauer von zehn Jahren vorgelegt. Es hat mit dieser Vorlage die folgende Bewandniß. Der österreich-ungarische Ausgleich vom Jahre 1867 hat festgesetzt, daß den Vertretungen der beiden Reiche alle zehn Jahr eine Vorlage über den Inhalt des Wehrgesetzes zu machen sei, wobei natürlich der Inhalt des bisher gültigen Gesetzes unverändert bleiben kann. Auch ist nicht ausgeschlossen, daß schon während der zehnjährigen Periode aus dringenden Gründen Abänderungen mit Zustimmung der betheiligten Faktoren vorgenommen werden. Das erste Wehrgesetz war im Jahre 1868 vereinbart worden für die Periode vom 1. Januar 1869 bis 31. Dezember 1878. Als diese Geltungsperiode dem Ablauf nahe war, legte die Regierung Ende 1877 den Vertretungen beider Reiche einen neuen Entwurf vor. Aber die Erneuerung des Ausgleichs selbst war in Frage gestellt, weil der österreichische Reichsrath die Lasten zu ungleich auf die beiden Reiche vertheilt fand. Man konnte sich mit Pest nicht einigen, und der Kaiser

mußte den im Ausgleich vorgesehenen Weg beschreiten, die Fortdauer des bisherigen Zustandes auf ein Jahr zu befehlen. So wurde auch das geltende Wehrgesetz bis 31. Dezember 1879 verlängert. Inzwischen wurden die Verhandlungen über die Erneuerung des Ausgleichs mit Eifer wieder aufgenommen und endlich zum Ziel gebracht. Nun konnte die Regierung auch ein neues Wehrgesetz jeder der beiden Reichsvertretungen vorlegen. Dabei blamirte sich die liberale deutsche Partei im österreichischen Abgeordnetenhaus unsterblich durch die Weigerung, das Gesetz zu votiren. Die Zustimmung der klügeren klerikalen und antideutschen Parteien, welche nunmehr die Majorität bildeten, wurde jedoch dadurch nicht verhindert. Der deutsche Liberalismus hatte sich von der Regierung ausgeschlossen, zu der er bis heute keine Aussicht hat, wieder zu gelangen. Dies beiläufig. Das Wehrgesetz von 1878 erhielt die Geltungsperiode vom 1. Januar 1880 bis zum 31. Dezember 1889 und außerdem die Vorschrift, daß das neue Wehrgesetz, bevor neun Jahre des jetzigen Wehrgesetzes abgelaufen, vorzulegen sei. Danach mußte die Vorlage vor Ende 1888 erfolgen, und die Regierung, pünktlich dem Gesetz folgend, hat den neuen Entwurf am 3. November 1888 vorgelegt. Im Reichsrath zu Wien wurde der Entwurf nach kurzen Verhandlungen fast einstimmig angenommen. Die Fraktionen des deutschen Liberalismus waren in den zehn Jahren doch klüger geworden. Ganz unerwartet entstanden aber nun große Schwierigkeiten in Ungarn. Eine verbreitete und, allem Anscheine nach, wohlbegründete Annahme geht dahin, daß der Widerstand gegen einige Punkte der Wehrgesetzvorlage diese Punkte nur zum Vorwand nimmt, um durch die Bekämpfung derselben das Ministerium Tisza zu stürzen.

Wir müssen uns, um diese Sache zu verstehen, die beanstandeten Punkte näher ansehen.

Die drei Wehrgesetze, welche bis zum 31. Dezember 1889 in Wirksamkeit gewesen sein werden, hatten übereinstimmend die Zahl der Kriegsstärke, und zwar auf 800 000 Mann für die Gesammtmonarchie, festgestellt. Nach der zu erreichenden Kriegsstärke wurde das jährliche Rekrutenkontingent bemessen und zwar für die Gesammtmonarchie auf jährlich 95 474 Rekruten, davon kamen nach dem Verhältniß der Bevölkerung auf Ungarn 39 552. Der Betrag aller Jahrgänge im Verhältniß zur Kriegsstärke war so angenommen, als ob er sich mit der letzteren deckte, d. h. man hatte die Abgänge nicht in Rechnung gebracht, welche alle Jahrgänge bei der Einberufung zum Krieg erlitten haben, die älteren mehr, die jüngeren weniger. Es leuchtet ein, daß dieses System der Heeresergänzung unzweckmäßig war. Das allerwenigste, was man vornehmen mußte, war die Erhöhung des Rekrutenkontingents, um den unvermeidlichen Abgängen Rechnung zu tragen. Ferner war die Feststellung der Kriegsstärke ganz überflüssig. Diese wird soviel betragen, als man durch die Rekruteneinstellung in Verbindung mit der Dauer der Dienstpflicht Jahrgänge zur Verfügung hat. Welcher Staat würde sich hindern lassen, auch wenn verkehrterweise eine gesetzliche Maximalzahl für die Kriegsstärke bestände, diese Zahl

zu überschreiten, wenn er die Mannschaften aufbringen kann und wenn die Größe des Kampfes die Einsetzung aller Kräfte erfordert? Dementsprechend stellte der neue Wehrgesetzentwurf nur das Jahreskontingent der Rekruten fest, und zwar sollte es für die Gesammtmonarchie erhöht werden von 95 474 auf 103 100, für Ungarn von 39 552 auf 42 711 Mann. Wie man sieht, handelt es sich bei diesen Zahlen um eine Lumperei. Gegen diese kaum merkbare Erhöhung wurde auch kein Widerspruch erhoben, wohl aber gegen die formelle Fassung des § 14, welcher die Bestimmungen über das Jahreskontingent enthält. Der vierte Absatz dieses Paragraphen lautete folgendermaßen:

„Das festgestellte Rekrutenkontingent des Heeres kann vor Ablauf von zehn Jahren nur in Frage kommen, wenn Seine Majestät im Wege der betreffenden verantwortlichen Regierungen die Vermehrung oder Verminderung des Kontingentes für nothwendig erachtet. Die thatsächliche Stellung aller Kontingente kann jedoch nur dann erfolgen, wenn die Gesetzgebung dieselben für das betreffende Jahr auch schon votirt hat."

Wir machen zur Würdigung dieser Vorschriften zunächst aufmerksam, daß bei der 10jährigen Dauer des Wehrgesetzes gleichwohl den Vertretungen beider Reiche die jährliche Bewilligung des Rekrutenkontingents gewahrt bleibt. Denn es heißt ja ausdrücklich: „Die thatsächliche Stellung aller Kontingente kann jedoch nur dann erfolgen, wenn die Gesetzgebung dieselben für das betreffende Jahr auch schon votirt hat." Demnach liegt die Sache folgendermaßen: die Zahl des Jahreskontingents kann innerhalb der zehnjährigen Periode nicht verändert werden, wohl aber kann die Landesvertretung die thatsächliche Einstellung aus irgend einem Grunde verzögern oder verweigern. Etwas ähnliches findet statt bei der Budgetvotirung aller Staaten. Ueberall finden sich gesetzlich festgestellte Posten, z. B. die Ausgaben für den Civildienst, die aber gleichwohl nicht zur Ausgabe gelangen dürfen, bevor das Gesammtbudget votirt ist. Wir erläutern noch, bevor wir weiter gehen, den Ausdruck „die thatsächliche Stellung aller Kontingente". Dieser erklärt sich daraus, daß außer dem Kontingent für das Heer für Ungarn eine besondere Landwehr besteht, zu deren Erhaltung ein besonderes Kontingent, die sogenannten Honveds, eingestellt wird.

Wir kommen nun zu dem Streitpunkt. Der Opposition genügte nicht der Ausdruck: das festgestellte Rekrutenkontingent des Heeres kann vor Ablauf von zehn Jahren nur in Frage kommen, wenn u. s. w. Die Opposition interpretirte diesen Ausdruck so: zur Veränderung des Kontingents kann vor Ablauf von zehn Jahren nur die Regierung die Initiative ergreifen, nach Ablauf von zehn Jahren kann die Veränderung zwar durch die Landesvertretung angeregt werden, also in Frage kommen, aber nicht erzwungen werden. Man sieht, diese Interpretation ist künstlich, aber die Opposition brachte es fertig, zu behaupten, durch diese Fassung solle dem ungarischen Reichstag das Recht entzogen werden, nach Ablauf der zehn Jahre das Kontingent beliebig zu verändern oder ganz zu verweigern. Alle entgegengesetzten Erklärungen der Minister,

ſogar eine zu Protokoll gegebene, halfen nichts. Endlich entſchloß ſich der Miniſterpräſident folgende Einſchiebung in den § 14 aufzunehmen: „das Rekrutenkontingent hat für zehn Jahre Gültigkeit, für die Landwehr wird das Rekrutenkontingent ebenfalls für die Dauer von zehn Jahren feſtgeſetzt".

Die Oppoſition bildete im Abgeordnetenhaus nur eine Minorität, aber ſie wußte die Studenten und die Straßenbevölkerung aufzubieten, um Lärm vor den Häuſern der Miniſter zu machen; in der Kammer erhob die Oppoſition ſelbſt den nöthigen Lärm und machte außerdem durch endloſes Reden ihrer Mitglieder den Fortgang der Verhandlungen unmöglich. So bequemte ſich denn Tisza am 16. Februar zur Nachgiebigkeit. Er hatte gegen die Aufnahme des angeführten Abſatzes nur das Bedenken gehabt, daß nun das ganze Geſetz noch einmal durch beide Häuſer des öſterreichiſchen Reichsraths gehen muß. Aber er ſetzte ſich darüber hinweg, um ſeine Landsleute durch das Gefühl zu beruhigen, daß die öſterreichiſche Vertretung thun muß, was die magyariſche will, daß das wahre Centrum des Doppelreiches in Peſt und nicht in Wien ſich befindet.

Auf den 17. Februar war ein großer Demonſtrationsumzug der parlamentariſchen Oppoſition, der Studenten und Straßenhelden angeſetzt worden. Zunächſt ſollte wegen des § 14 demonſtrirt werden. Nun hatte Tisza am 16. Februar die Beſchwerde wegen dieſes Paragraphen gegenſtandlos gemacht. Die Veranſtalter der Demonſtration beſchloſſen aber, ſie ſolle dennoch ſtattfinden. Da hatte Tisza den guten Humor, die revolutionäre Prozeſſion nicht nur zu geſtatten, ſondern ihr auch ein polizeiliches Geleit mitzugeben, damit ſie bei etwaigen Tumulten nicht zu Schaden komme. So verlief alles in ſchönſter Ordnung, und die Fahnen mit der Aufſchrift in Rieſenbuchſtaben „Nieder mit Tisza" wurden zum großen Behagen der Theilnehmer der Prozeſſion unter dem Schutz der von Tisza geſtellten Polizei umhergetragen. Allein die Oppoſition hielt ihr Werk lange nicht für vollendet; ſie beſchloß, den Spektakel von vorn anzufangen wegen des § 24.

Bevor wir den Inhalt des Streites, der wegen dieſes Paragraphen erhoben wird, darlegen, wird hier der Ort ſein, den wahren Grund der oppoſitionellen Bewegung zu beleuchten. Es giebt in Ungarn wie überall tolles Geſindel, Radikale, deren Triebfeder und Entſchuldigung ihre völlige Unwiſſenheit in den Dingen dieſer Welt iſt. Dieſe Radikalen nennen ſich nach Koſſuth, verlangen die Selbſtändigkeit Ungarns, natürlich als Republik, und zweifeln nicht, daß dieſe Republik die leitende Großmacht Oſt-Europas zu ſpielen den Beruf und die Kraft habe. Dieſe Radikalen ſind zugleich die größten Chauviniſten und die größten Gegner aller auf die Stärke und Sicherheit Ungarns abzielenden Maßregeln. Das iſt die radikale Logik überall. Ein Theil dieſer Leute ſind außerdem Franzoſenanbeter und Deutſchenfreſſer. Allzu zahlreich ſind ſie aber nicht und daher ſelbſt in Ungarn nicht allzu ſchädlich. Für ſich allein vermöchten ſie niemals, einen oppoſitionellen Lärm, wie den der letzten Wochen, zu ſtande zu bringen. Dazu mußten ſie Bundesgenoſſen finden oder vielmehr Maſchi-

nisten mit Geld und Einfluß, denen sie als Werkzeug dienten. Die Maschinistenrollen wurden besetzt durch einen Theil des hohen magyarischen Adels, der sogenannten Magnaten. Tisza gehört nur dem Kleinadel an, außerdem ist er Calvinist. Die Magnaten finden es unerträglich, einen Mann des Kleinadels so lange an der Spitze der Regierung zu sehen, an einem Platz, den sie für ihr natürliches Erbtheil halten. Ein Theil der Magnaten ist katholisch, durchaus klerikal-feudal gesinnt. Dieser Theil möchte in ganz Oesterreich das alte Regiment der Kavaliere und Beichtväter wieder herstellen, er möchte für dieses restaurirte Oesterreich die alte Stellung in Deutschland wieder gewinnen und sein Oesterreich mit Rußland aussöhnen. Dieses Credo wird nicht von allen reaktionären Magnaten vollständig getheilt; es giebt da eine ganze Anzahl Stufen, bis man das ganze Credo beisammen hat. Aber genug, es giebt eine Magnatenopposition gegen das liberale, zugleich im Verhältniß zur alten Komitatswirthschaft büreaukratische, antiklerikale und deutschfreundliche Ministerium Tisza. Als Führer dieser Opposition treten die Brüder oder Vettern Karolyi, Graf Apponyi und Andere hervor. Diese Magnaten geben das Geld und die Radikalen machen den Spektakel. Diese Magnaten, von denen wenigstens ein Theil, wie die Esterhazys, gern die dualistische Verfassung eintauschen würden gegen den dominirenden Einfluß an einem absolutistischen Hof, diese Magnaten stachein die Raserei des magyarischen Chauvinismus an, der die völlige Zerstörung der Einheit des Gesammtheeres ungeberdig erstrebt.

Nach dieser Voraussschickung wird der Kampf gegen den § 24 leichter verständlich sein. Dieser Paragraph ordnet den einjährig freiwilligen Dienst im Heer, schreibt die Bedingungen desselben vor und bestimmt, daß diejenigen Freiwilligen, welche nach einjährigem Dienst die Prüfung zum Reserveoffizier nicht bestehen, ein zweites Jahr dienen müssen, nach dessen Ablauf die Prüfung wiederholt werden kann. Hinsichtlich der letzteren bestimmt ein Absatz des Paragraphen Folgendes: „Das Maß der bei dieser Prüfung zu stellenden Anforderungen und der dabei einzuhaltende Vorgang werden durch die von Sr. Majestät sanktionirten Vorschriften festgesetzt." Diesen Absatz hat die Opposition zum Vorwand des Streites genommen. Anfangs regte man sich auf gegen die Auflegung des zweiten Dienstjahres bei nicht bestandener Prüfung zum Reserveoffizier. Aber man gab diesen Streitpunkt auf, so unbequem das zweite Dienstjahr ist, weil man ihn nicht für recht geeignet erachtete zur Anfachung eines populären Spektakels. Dazu eignet sich der angeführte Absatz besser. An diesen knüpft nämlich die Opposition die Forderung, es solle das Maß der bei dieser Prüfung zu stellenden Anforderungen insoweit gesetzlich festgestellt werden und nicht bloß den königlichen Vorschriften überlassen, als jedem Offiziersaspiranten das Recht gesichert sein müsse, die Prüfung in der magyarischen Sprache abzulegen. Dies ist nun ein Punkt, auf welchem die Nachgiebigkeit viel schwerer ist. Denn durch eine solche Gesetzesbestimmung würde das auf dem Fundamentalgesetz des Ausgleichs beruhende Recht des Königs angegriffen werden. Franz Joseph hat das Mögliche gethan, indem er erklärt

hat, die Zulässigkeit der Prüfung lediglich in magyarischer Sprache auf dem Instruktionswege feststellen zu wollen; aber das königliche Recht könne er nicht beschränken lassen und seinen Nachfolger nicht binden. Am 26. Februar ist der § 24 im Abgeordnetenhaus berathen worden, und die Minister haben die ausgedehnteste Berücksichtigung der magyarischen Sprache zugesagt. Man muß indeß bei dem unbestimmten Wortlaut des Telegramms annehmen, daß diese Berücksichtigung nur auf dem Instruktionswege, nicht auf dem Gesetzeswege herbeigeführt werden soll. Wenn auch die Opposition ihren Spektakel noch lange fortsetzen wird, so ist doch anzunehmen, daß sie mehr als die Einführung der magyarischen Sprache auf dem Instruktionswege nicht erreichen wird. Der Schade, der damit angerichtet worden, ist groß genug. Die größte Befriedigung über den Triumph des magyarischen Chauvinismus wird in Petersburg und Moskau herrschen. Dort wird man sich sagen, daß eine Armee, die aus zwei Hälften zusammengesetzt ist, deren Offiziere sich nicht, geschweige denn die Soldaten verständigen können, eine Armee, welche überdies an Gesammtzahl die russische bei weitem nicht erreicht, der letzteren nicht sehr gefährlich sein kann.

Das Wehrgesetz wird nun wohl endlich unter Dach und Fach gebracht werden, und der wiener Reichsrath wird gegenüber der veränderten Fassung keine Schwierigkeit machen. Die Stellung des Ministeriums Tisza aber ist erschüttert worden und damit wird die Magnatenopposition vorläufig zufrieden sein. Aus Anlaß verschiedener Artikel in deutschen Zeitungen, welche der magyarischen Opposition zutrauten, das deutsche Bündniß zerstören zu wollen, haben sich die Führer dieser Opposition sehr lebhaft gegen ein solches Bestreben verwahrt. Der Ministerpräsident hat ihnen bestätigt, daß die ganze ungarische Nation die Aufrechthaltung des Bündnisses wolle. Das ist ja sehr schön und die Erklärung von Tisza ist in mehr als einer Beziehung ein Zeugniß für seinen lauteren Patriotismus. Er will offenbar nicht, daß in Deutschland und in Italien der Glaube an die Zuverlässigkeit der magyarischen Politik erschüttert werde. Die öffentliche Meinung Deutschlands aber, so weit sie im Stande ist, politischen Vorgängen zu folgen, wird sich doch sagen müssen, daß ein Magnatenregiment, gestützt auf chauvinistischen Radikalismus, kein Vertrauen einzuflößen im Stande ist weder auf die redliche Pflege des staatsrechtlichen Bundes mit Oesterreich, noch auf die redliche Pflege der Bedingungen des völkerrechtlichen Bundes mit Deutschland und Italien. Es hilft sehr wenig, seinen Eifer für ein solches Bündniß im Allgemeinen auszurufen, wenn man alle Bedingungen, durch welche es bestehen kann, in blinder Gedankenlosigkeit vernichtet. Die ungarische Armee, mit der die österreichischen und deutschen Offiziere sich nur verständigen können, wenn sie ihrerseits magyarisch gelernt haben, verliert für uns die Hälfte des Werthes, den sie überhaupt hat haben können. Denn die magyarische Armee wird gegebenen Falls unser unmittelbares Zusammenwirken mit ihr und vollends das unmittelbare Zusammenwirken mit der österreichischen Armee bedürfen. Sie kann nicht, wie die italienische Armee, oder wie die

türkiſche Armee, wenn dieſe einmal unſere Bundesgenoſſin ſein ſollte, auf einem eigenen Kriegsſchauplatz für ſich operiren.

* * *

Soweit es in Rußland eine Aufmerkſamkeit auf innere Angelegenheit geben kann, iſt dieſelbe auf den vielgenannten Semſtwo-Entwurf des Miniſters des Innern, Grafen Tolſtoi, gerichtet. Da Geſetzentwürfe in Rußland nicht veröffentlicht werden, ſondern nur vollzogene Geſetze, ſo kann leicht alles Mythus ſein, was über ein in den Stadien der Vorbereitung befindliches Geſetz verlautet. Was den Tolſtoiſchen Entwurf betrifft, ſo ſind wohl einige der bekannt gewordenen Einzelheiten gut verbürgt, aber keineswegs das Ganze. Man weiß nicht einmal, ob der Entwurf, deſſen Geſchichte ungefähr ſeit dem Juli 1887 ſpielt, urſprünglich ein einheitlicher geweſen iſt, der ſpäter nur ergänzt worden. Zuerſt verlautete nur von einem Geſetzentwurf, der die Einführung ſogenannter Landdiſtriktchefs bezweckte. Dieſe Diſtriktchefs ſollten die bäuerlichen Gerichte erſetzen für die Streitigkeiten der Bauern innerhalb ihrer Gemeinden, ſollten die ordentlichen Gerichte erſetzen für die Streitigkeiten der Gutsbeſitzer mit den Gemeinden, ſollten die Friedensrichter erſetzen für die Handhabung der unteren Polizei. Der Entwurf ſtieß im Reichsrath auf die allgemeinſte Oppoſition und die Berathung wurde vom Juli 1887 ſogleich bis zum Dezember vertagt. Der Miniſter des Innern aber iſt ein Mann, der ſich nicht abſchrecken läßt. Er ſcheint den Entwurf ſogar in erweiterter Geſtalt vorgelegt zu haben. Denn Anfangs verlautete nichts davon, daß der Entwurf auch eine Reform der Semſtwos enthalte. Es ſind dies Vertretungen, welche zuſammen zu wirken haben mit den Gouverneuren, die an der Spitze der Gouvernements ſtehen; das Zuſammenwirken iſt theils berathend, theils entſcheidend, ſofern die Gouverneure in gewiſſen Fällen an die Zuſtimmung der Semſtwos gebunden waren. So verhielt es ſich nach dem unter Alexander II. erlaſſenen Geſetz. Allein die Semſtwos ſind nicht zur Geltung gekommen, die Gouverneure haben bald wieder gehandelt, wie ſie wollten. Nach der Anſicht Einiger bezweckt nun der Tolſtoiſche Entwurf in dem Theil, welcher die Semſtwos betrifft, nichts anderes, als die geſetzliche Herſtellung der unumſchränkten Macht der Gouverneure. Man weiß nicht, warum dann die Semſtwos nicht einfach abgeſchafft werden. Nach andern Gerüchten ſoll die Bildung und Zuſammenſetzung der Semſtwos eine andere werden. Wie dem nun ſei, die Zerſtörung aller Anſätze einer Selbſtverwaltung, namentlich aber die Preisgebung der Bauernſchaft an die Willkür der Diſtriktchefs, einer Sorte von Beamten, die man nur mit den ſattſam bekannten Elementen des unteren Beamtenthums in Rußland bevölkern kann, alſo mit heruntergekommenem Geſindel aus den höheren Klaſſen und mit brutalen Strebern aus den unteren, dieſe Preisgebung erregt den größten Widerwillen in dem ganzen höheren Beamtenthum. Man verbreitete das Gerücht, der Zar habe auf ſeiner letzten Reiſe, die mit dem unglücklichen Ereigniß bei Borki endigte, mehr Vertrauen zu dem Volke und einiges Mißtrauen in

die Verwaltung gewonnen, er werde vielleicht die Tolstoische Wiederherstellung des Beamtenabsolutismus zurückweisen. Allein man hat sich getäuscht, es verlautet als sicher, daß der Zar gerade dem Theil des Entwurfs, welcher die Landdistriktchefs einführt, zugestimmt und dessen Einzelberathung durch den Reichsrath anbefohlen habe.

Wir wüßten nicht, da wir keine Russen sind, weshalb das zu beklagen wäre, wir finden die mißhandelten Deutschen, Polen, Kleinrussen längst ebenso beklagenswerth, als die bäuerliche Bevölkerung in Großrußland. Das russische Staatswesen, wie es einmal ist und durch seine Vergangenheit bedingt wird, muß nothwendig der Auflösung von innen heraus und der Revolution entgegengehen. Der schnellste Weg zu diesem für die Bevölkerungen Rußlands und für die gesittete Menschheit wohlthätigem Ziel ist der beste. Die Tolstoi und ihresgleichen sorgen, daß der schnellste Weg beschritten wird. Der Panslawismus sieht die Katastrophe voraus und arbeitet auf einen großen Krieg hin, um sie zu vermeiden oder wenigstens recht stattlich zu machen. Bei der Schwierigkeit aber, in die inneren russischen Zustände einzudringen, entzieht sich die wahre Lage dem Auge Europas mehr, als bis vor kurzem der Fall war. Eine gute Ernte hat im vorigen Jahr den Finanzen einige Hülfe gebracht. Der Finanzminister ist wieder mit der Konversion von drei bis vier Anleihen beschäftigt und wird dadurch eine beträchtliche Summe an Zinsen ersparen. Unter den Bankiers, welche ihm behülflich sein wollen, nennt man die bekannten deutschen Häuser. Vom Standpunkt der Bankiers ist es gar zu schmerzlich, sich vom Geschäft mit einem Staat zurückziehen zu sollen, der die größten Geldbedürfnisse hat und dessen Bankerott gleichwohl undenkbar scheint bei seiner Größe, bei den ungehobenen Naturschätzen, die er umfaßt, und bei der scheinbar nur von seinem Willen abhängenden Fähigkeit, die Ausgaben einzuschränken. Mögen doch die Bankiers das Geld in diesen Schlund werfen, wenn sie nur nicht das Kapital des deutschen Mittelstandes dazu verwenden! Unsere Politiker haben es freilich jetzt recht schwer, das deutsche Publikum vor russischen Papieren zu warnen. Sie möchten den Zaren nicht vor den Kopf stoßen, der zwar nicht glaubt, den Krieg vermeiden zu können, der ihn aber immer in Erwartung der besten Gelegenheit hinauszuschieben wünscht. Sie möchten andrerseits ihre Nation vor sicherem und großem Schaden bewahren. Daraus entstehen sehr wunderliche Sprünge, die wir nicht schildern wollen. Das „heilige Rußland" wäre uns am liebsten, wenn wir gar nichts von ihm zu wissen brauchten. Leider müssen wir voraussehen, daß wir uns noch recht viel mit ihm werden zu beschäftigen haben

* * *

Am 27. Januar hatte Frankreich den General Boulanger mit einer Majorität von 244 000 Stimmen zum Deputirten eines Arrondissements des Seinedepartements gewählt. Das Seinedepartement begreift 38 Arrondissements, und als das System der Listenwahl noch bestand, wählte das

Seinedepartement bei allgemeinen Wahlen 38 Deputirte. Das nun bereits wieder abgeschaffte Wahlgesetz enthielt nämlich diesen Widerspruch, daß die von sämmtlichen Wählern eines Departements zu ernennenden Deputirten jeder sich betrachten sollte als Vertreter je eines Arrondissements. Auf diese Weise konnte es freilich kommen, daß ein Arrondissement einen Deputirten erhielt, den es vielleicht einstimmig abgelehnt hatte. Denn das Gesetz bestimmte weiter, daß auch bei Erledigung eines einzelnen Deputirtensitzes das ganze Departement die Nachwahl zu vollziehen hatte, während der Deputirte als Vertreter eines bestimmten Arrondissements betrachtet wurde. So war es auch am 27. Januar geschehen. Der Sitz in der Kammer für ein Arrondissement war erledigt, und das Seinedepartement berief den Nachfolger für das Arrondissement, nach dessen Namen zu suchen überflüssig wäre.

Unmittelbar nach der Wahl vom 27. Januar schien es, als ob Boulanger der Erkorene Frankreichs wäre. Indeß Herr Carnot und sein Ministerium Floquet zogen nicht in die Wohnung des Generals, ihm die Herrschaft zu überliefern. Sie wußten aber freilich auch nichts klügeres anzufangen, als schleunigst einen Entwurf zur Abschaffung der Listenwahlen einzubringen. So schlägt ein thörichter Mann nach dem Kinde, von dem er glaubt, daß es ihm einen Apfel auf die Nase geworfen, der zufällig vom Baume gefallen. Die Listenwahl trägt keine Schuld an dem Verlangen Frankreichs, von der dritten Republik befreit zu werden. Im ersten Schreck jedoch stimmten alle Republikaner für die Wiedereinführung der Arrondissementswahl und das Ministerium Floquet feierte einen kärglichen Triumph. Da kam der 14. Februar. An diesem Tage stand Floquets schon im Anfang der Session eingebrachter Vorschlag der Verfassungsrevision zur Berathung. Es ist überflüssig, auf den Inhalt nochmals einzugehen. Nur an die Entstehung wollen wir erinnern. Am 30. März 1888 war das Ministerium Tirard gestürzt worden, weil die Kammer — Radikale, Boulangisten und Monarchisten — eine Resolution annahm, daß eine Verfassungsrevision nothwendig sei, obwohl das Ministerium diese Resolution bekämpft hatte. Heute ist Floquet gestürzt und Tirard wiederum Minister, weil die Kammer beschlossen hat, daß eine Revision unnöthig sei. Das ist eine französische Kammer! Wohlgemerkt: es ist eine und dieselbe Kammer, die Kammer, welche im Oktober 1885 gewählt worden. Um ja keine Ungerechtigkeit zu begehen, unterlassen wir nicht zu bemerken, daß die Zusammensetzung der Majorität am 30. März eine andere war, als am 14. Februar. Die Zusammensetzung vom 30. März haben wir angegeben, die Majorität vom 14. Februar bestand wiederum aus Monarchisten, Boulangisten, aber nur wenigen Radikalen; den dritten Bestandtheil bildeten die Opportunisten. Boulangisten und Monarchisten nämlich wollen allerdings eine Revision, aber nicht die zahme, republikanische, legale, nämlich durch einen Kongreß, d. h. eine Vereinigung beider Kammern vorzunehmende. Boulangisten und Monarchisten wollen die radikale Revision, welche Boulanger vorschlägt, nämlich sofortige Vorlage eines Gesetzes, welches Kammer und Senat beseitigt,

um ſie durch eine konſtituirende Nationalverſammlung zu erſetzen. Die Opportuniſten ihrerſeits wollen prinzipiell gar keine Reviſion. Auf dieſe Weiſe hat ſich die Majorität gebildet, welche Floquet ſtürzte, um den es übrigens nicht ſchade iſt. Hätte jetzt Frankreich einen entſchloſſenen Mann zum Präſidenten gehabt, ſo mußte dieſer ein Miniſterium bilden, welches den Bruch mit dem Radikalismus zum Programm machte und ſofort die Kammer auflöſte. Es iſt durchaus wahrſcheinlich, daß die Mehrzahl der Deputirtenmandate den Anhängern eines ſolchen Programms zugefallen wäre. Denn die Mehrzahl der Wähler iſt zwar mit Recht der ewig dem Radikalismus in die Arme taumelnden Republik überdrüſſig, aber für dieſelben Wähler iſt auch das Experiment Boulanger nichts anderes als eine greuliche Medizin, die man hinunterſchlucken will, wenn es kein anderes Mittel giebt, ein noch greulicheres Uebel los zu werden. Indes Herr Sadi Carnot iſt weder der Mann des klaren Entſchluſſes noch der muthigen That. Nachdem er acht Tage lang mit aller Welt über die Bildung des Miniſteriums unterhandelt hatte, brachte er endlich am 21. Februar eine neue Auflage des Miniſteriums Floquet zu Stande, wiederum ein Miniſterium der ſogenannten republikaniſchen Concentration. So nennt man die Miniſterien, welche aus Radikalen und Opportuniſten zuſammengeſetzt ſind. Das Miniſterium vom 21. Februar zählt ungefähr ſechs Opportuniſten, zwei Radikale, den zweifelhaften Freycinet, den politiſch farbloſen Marineminiſter. Nach ſeinem Programm will das Miniſterium ſich beſchränken, das Budget für 1890 zu Stande zu bringen und den Erfolg der Jubiläumsausſtellung zu ſichern. Das iſt wenig oder viel, je nachdem man die Lage Frankreichs betrachtet. In einem Lande, wo man von der Hand in den Mund lebt, iſt es viel, vier bis fünf ruhige Monate zu verſprechen. Es iſt wenig, wenn man daran denkt, daß dieſes Land doch auch einmal daran denken ſollte, ſeine Zukunft dem Würfelſpiel zu entziehen.

Indeß, wie dem ſei, das Miniſterium hat einen erſten Erfolg gehabt. Auf den 24. Februar, als den Jahrestag des Sieges der Februarrevolution, war eine große Arbeiterdemonſtration angeſetzt, hinter der nach allgemeiner Annahme die Boulangiſten ſteckten. Der neue Miniſter des Innern, Herr Conſtans, verbot einfach die Aufzüge und erklärte, die Abordnungen nicht empfangen zu wollen. Militär war bereit. Die Veranſtalter der Demonſtration beſchloſſen, die Sache für dies Mal aufzugeben. Herr Boulanger iſt der General der Vorſicht. Er geht nur vor, wenn er des Gelingens ſicher iſt. Das iſt löblich, wenn man dieſe Sicherheit immer rechtzeitig erlangt. Wenn ſie aber einmal lange ausbleibt, könnten auch die günſtigen Gelegenheiten für immer entſchlüpfen. Indeß wollen wir uns um Herrn Boulanger nicht ſorgen. Wir werden es gewiß nicht bedauern, wenn ein energiſches Miniſterium der zuſammenbrechenden Republik wieder auf die Beine helfen ſollte. Nachträglich findet auch Herr Carnot Apologeten, welche ſeiner Unentſchloſſenheit gute Gründe zu leihen wiſſen. Sie ſagen nämlich: hätte man die Kammer jetzt aufgelöſt und eine boulangiſtiſche Majorität davongetragen, ſo hätte man ſofort wieder

auflöſen müſſen. Ein lang hinausgezogener Wahlkampf hätte aber die Ausſtellung gefährdet, darum eröffnet man ihn beſſer im Oktober.

Es mag ſo ſein. Ein entſchloſſener Präſident aber hätte den General der Vorſicht, der bei dem Wahlkampf nothwendig Unvorſichtigkeiten hätte begehen müſſen, beim Schopf gefaßt und unſchädlich gemacht. Dann wären die Wahlen ſicher für *dieſen* Retter ausgefallen. Die Republik hat keine ſolchen Männer, darum iſt ihr Ende, nach allem, was man bis jetzt ſehen kann, beſiegelt. Selbſt vor einem General der Vorſicht wird ſie ſich ſchwerlich retten können.

* * *

Von England kann man ſagen, daß in dieſem Monat ſich dort nicht multa zugetragen, ſondern multum. Wir meinen den in der langweiligen gegen Parnell geführten Unterſuchung eingetretenen Zwiſchenfall. Der Hauptzeuge und Verkäufer der angeblich von Parnell geſchriebenen Briefe, ein gewiſſer Pigott, iſt als ein Subjekt entlarvt worden, deſſen Schäbigkeit etwa nur in der Sprache des Fähnrichs Piſtoi auszudrücken wäre. Die Briefe ſind alſo gefälſcht trotz dem Spruch der ſachverſtändigen Beurtheiler, Pigott hat es ſelbſt eingeſtanden. Es handelte ſich übrigens, woran wir erinnern wollen, nur um Unterſchriften Parnells, die Briefe ſollte er ſeinem Sekretär diktirt haben. Die ganze Beſchuldigung machte von vornherein den Eindruck der Abgeſchmacktheit. Wer diktirt Briefe gefährlichſten Inhaltes einem Sekretär und unterſchreibt ſie dann eigenhändig? Man ſieht wiedereinmal, daß es mit Ausſagen der Handſchriftkundigen nichts iſt. Dieſe Kunſt iſt eine von denen, auf die man ſich nie verlaſſen kann.

Pigott iſt entflohen oder man hat ihn entfliehen laſſen. Auch dieſe Flucht wird von den Parteien benutzt, einander anzuſchuldigen. Der Bote, welcher den Verhaftsbefehl überbringen ſollte, iſt zu ſpät auf der Polizei erſchienen, die einen ſagen: durch Schuld des Parnellſchen Rechtsanwaltes, die andern ſagen: durch Schuld der Regierung. Aus der Ferne erſcheint es wahrſcheinlich, daß lediglich die Umſtändlichkeit der engliſchen Gerichtsprozeduren die Schuld trägt.

Pigott hat von Paris aus, wohin er geflohen, an den Anwalt der Times geſchrieben: einige der Briefe Parnells, die er, Pigott, verkauft, ſeien dennoch echt. Aus dieſen Widerſprüchen Pigotts möchten die Gegner Parnells ſchließen, daß dieſer jenes Subjekt nunmehr gekauft habe. Soweit geht die Unklugheit der Parteiwuth. Wenn Parnell dieſes Geſchäft machen wollte, hätte er es wahrlich früher gethan, außerdem müßte er ein größerer Thor ſein, als ihn die angebliche Unterſchrift jener Briefe erſcheinen ließ, wenn er ein Subjekt kaufen wollte, das morgen das Gegentheil ausſagen wird von dem, was es heute beſchworen. Nein, da iſt nichts zu machen, das Weltblatt hat ſich von dem gemeinſten Lumpen betrügen laſſen und Parnell geht gerechtfertigt aus der ſchnödeſten Anklage hervor.

Jetzt wird die Frage aufgeworfen, ob dieſer Ausgang der Sache nicht das Miniſterium gefährden müſſe. Wir glauben nein. Das engliſche Publikum iſt nicht das franzöſiſche. In Frankreich wird eine ganze Partei verurtheilt, wenn

in ihren Reihen ein Lump gefunden wird, wenn der Lump sich auch nur eingedrängt hat, um die Partei zu betrügen. Die Engländer aber sind nüchterne Leute. Die Times hat ihre ungeschickte Operation auf eigene Hand unternommen, und wenn es zehn Mal erwiesen wäre, daß die Regierung das Gelingen dieser Operation nicht ungern gesehen haben würde, so giebt es doch keinen Beweis, daß die Times von der Regierung angetrieben oder gar unterstützt worden sei. Man hat bereits einen solchen Beweis versucht, der aber vielmehr beweist, daß der Regierung nichts anzuhaben ist. Es ist nämlich ein Brief Pigotts an seinen Londoner Helfershelfer, durch den er die gefälschten Briefe in die Hände der Times gespielt, aufgefangen worden. In dem Briefe schreibt Pigott, daß die Schatulle mit dem gefährlichen Inhalt verbrannt sei. Ein zehnfach Blinder sieht, daß dieser Brief geschrieben ist, um Mr. Pigott wichtig zu machen, so daß er womöglich noch eine geheime Pension von irgend Jemandem und die Einstellung weiterer Verfolgung von der Regierung erpreßt. Diese aber hat bereits erklärt, daß sie die Auslieferung Pigotts von der französischen Regierung verlangen werde.

* * *

Italien ist es, welches in diesem Moment unsere Aufmerksamkeit erregt durch verschiedene Vorgänge, die nicht ganz unbedenklich sind.

Am 22. Dezember v. J. genehmigte die italienische Deputirtenkammer einen Gesetzentwurf über außerordentliche Ausgaben für Heer und Marine und ebenso einen Gesetzentwurf zum Ausbau der bereits betriebenen Eisenbahnen für militärische Zwecke. Gleichzeitig hatte der Finanzminister Magliani einen Gesetzentwurf eingebracht über die Beschaffung der Mittel zur Bestreitung der Ausgaben, welche durch die andern Gesetzentwürfe erwachsen. Diesen Entwurf empfahl die mit der Vorberathung beauftragte Kommission zur Ablehnung. Die Ausgaben selbst aber waren am 22. Dezember nicht nur beschlossen, sondern es war an die Genehmigung noch ein besonderes Vertrauensvotum für das Ministerium geknüpft worden. Was blieb nun dem Ministerpräsidenten übrig? Er veranlaßte den Finanzminister zum Rücktritt und bewirkte die Ernennung des bisherigen Handelsministers Grimaldi zum Nachfolger. Außerdem wurde das Schatzministerium von dem Finanzministerium getrennt und erhielt in der Person des Senators Perazzi einen eigenen Leiter.

Nun hatte Grimaldi die schwierige Aufgabe, zur Bestreitung der immer wachsenden Ausgaben Rath zu schaffen. Denn die einst von Sella nach langer Verwirrung glänzend geordneten Finanzen sind bereits seit mehreren Jahren wieder im Rückgange. Daran trägt in erster Linie die unglückliche Expedition nach Massauah Schuld, deren Folgen Crispi als eine unwillkommene Erbschaft hat antreten müssen. Außerdem tragen aber freilich auch die wachsenden Ausgaben für Heer und Marine Schuld. Am 22. Dezember warf ein Mitglied der Opposition dem Ministerpräsidenten vor, er sei zwar ein großer Minister, aber für Italien zu groß; das Land könne die Kosten seiner Größe nicht bezahlen. Die Wendung war nicht übel für die Rednerbühne, aber das

italienische Volk würde jeden Minister steinigen, der ihm sagen wollte: wir wollen sparsam leben und uns mit der Rolle einer Macht zweiten Ranges begnügen, bis wir das Kapital zur Großmachtstellung gesammelt haben. Das ist das Kreuz der Staatsmänner, daß die Völker stets unvereinbares wollen, stets die Republik mit dem verstorbenen Großherzog an der Spitze. Die großmächtlichen Aspirationen aufgeben? Bei Leibe nicht! Eine unbequeme Steuerlast auf sich nehmen? Bei Leibe nicht! Ja, was nun? Das ist das Problem Crispis.

Sein neuer Finanzminister Grimaldi brachte drei Mittel zur Bedeckung des Defizits in Vorschlag. Erstlich Ersparnisse im Betrag von 30 Millionen Francs, die natürlich den betreffenden Verwaltungen unbequem waren. Zweitens Veräußerung des Rentenbesitzes der Pensionskasse, der 17 Millionen Francs beträgt; eine Maßregel, die für den Augenblick hilft, aber desto mehr die Zukunft belastet. Drittens Einführung neuer Steuern, allerdings nicht in dem Umfange wie Magliani vorgeschlagen, aber doch immer neue Steuern. Ueber diese Vorschläge hat Ende dieses Monats die Verhandlung in der Kammer begonnen. Man hat diesmal nicht, wie sonst Regel, sogleich eine Kommission gewählt, sondern den Weg der drei Lesungen eingeschlagen, also eine Generaldiskussion eröffnet. Dabei hat es von allen Seiten Angriffe auf das Ministerium geregnet, sodaß am 28. Februar Crispi der Kammer mittheilte, das Ministerium habe seine Entlassung eingereicht.

Man erwartet nun allerdings allgemein, daß der König keinem andern als Crispi die Neubildung des Ministeriums übertragen wird. Wir in der Ferne können die Frage nicht unterdrücken: wozu das alles; zuletzt werden doch Steuern gezahlt werden müssen?

Es scheint nun, daß Crispi die Nothwendigkeit einsieht, sein Cabinet im ganzen etwas nach rechts zu rücken und einige Mitglieder der der Majorität angehörenden Rechten zur Theilnahme an der Regierung zu berufen. Diese Nothwendigkeit aber hat sich auf folgendem Wege ergeben. In Rom war seit Anfang des Jahres eine Baukrisis eingetreten, d. h. zahlreiche spekulative Bauunternehmer mußten die Fortsetzung ihrer Unternehmungen einstellen; dadurch waren zahlreiche Arbeiter brotlos geworden. Nun kamen noch die Ersparungen Grimaldis hinzu, welche auch die Aussicht zur Aufnahme neuer Staatsbauten verschlossen. Das alles führte am 8. Februar in Rom Arbeiterunruhen herbei, die bis zu einer Plünderungsscene ausarteten. Offenbar hat der Quästor von Rom, in dessen Händen die Leitung der Polizei liegt, es an aller Vorsicht fehlen lassen. Denn die ganze Garnison von Rom exerzirte an diesem Tage außerhalb der Stadt, während der Quästor sehr wohl auf Unruhen gefaßt sein mußte. Denn er mußte nicht nur den Nothstand der in Rom zusammengeströmten Arbeiter kennen, er mußte auch wissen, daß von dem Kongreß revolutionärer Sozialisten in Mailand, den diese unter dem Namen Friedensfreunde dort abgehalten hatten, die schlimmsten internationalen Elemente sich nach Rom begeben hatten. Allein die nöthigen Maßregeln waren einmal versäumt worden und gleich

am folgenden Tage beantragte der bekannte Deputirte Bonghi ein Tadelsvotum der Kammer gegen das Miniſterium. Crispi nahm die Diskuſſion an, die auf den 14. Februar angeſetzt wurde. Aus dieſer Diskuſſion ging nun allerdings Crispi nach drei Tagen mit einem glänzenden Siege hervor. Der nachläſſige Quäſtor war ſchon abgeſetzt. Aber Crispi rechtfertigte ſich nicht mit den Fehlern untergeordneter Organe, ſondern führte aus, daß während ſolche Fehler unter jeder Regierung vorkommen können, die Vorfälle vom 8. Februar nur zum Vorwand dienten, um ſeine Perſon und ſein Syſtem zu ſtürzen. Darauf gab ihm die Majorität ein Vertrauensvotum, nachdem die Führer der Oppoſition, Nicotera und Bonghi, ihre Tadelsanträge zurückgezogen hatten. Allerdings waren dieſe von Mitgliedern der äußerſten Linken wieder aufgenommen worden, mußten aber gegen eine große Majorität unterliegen.

So glänzend der Sieg war, blieb doch bei einem Theil der Majorität das Gefühl zurück, daß die Fehler der Regierung am 8. Februar hervorgegangen ſeien aus zu großer Nachſicht gegen die revolutionären Elemente. Dieſes Gefühl will Crispi durch theilweiſe Umbildung ſeines Miniſteriums verbannen, bevor er die Elemente der Majorität zu einem heroiſchen Eintreten für ſeine Regierung auffordert. Denn um ein heroiſches Eintreten handelt es ſich diesmal. Man muß hoffen, daß der bedeutende Staatsmann nicht nur das jetzige Hinderniß beſeitige, ſondern auch das künftige, welches aus der durch neue Steuern erregten Unzufriedenheit des Volkes erwachſen kann. Es muß und kann einer glücklichen Hand gelingen, dem Staat neue Mittel zuzuführen und zugleich die Laſten der unteren Volksklaſſen zu erleichtern. Wir Deutſche haben alle Urſache, der befreundeten Nation und dem den Werth des deutſchen Bündniſſes ſo klar erkennenden Staatsmann zu wünſchen, daß ſie dieſe glückliche Hand finden. ω.

Erklärung.

Seit einigen Jahren haben sich in Deutschland Schutz- und Trutzvereine zur Reinigung unserer Muttersprache ausgebreitet und ihren Grundsätzen nicht bloß mannigfache Anerkennung, sondern auch praktischen Erfolg bei Einzelnen wie bei maßgebenden Behörden zu verschaffen gewußt.

Jetzt, wo der Gesammtvorstand des Allgemeinen deutschen Sprachvereins die Autorität der Regierung anruft, die Schule in den Dienst seiner Bestrebungen stellen und nach dem Muster der Rechtschreibung auch den Sprachgebrauch von oben geregelt sehen möchte, fühlen die Unterzeichneten sich gedrungen öffentlich zu erklären, daß sie auf Grund der Entwicklung und der Bedürfnisse, der weltbürgerlichen Aneignungsfähigkeit und der nationalen Widerstandskraft unserer Sprache, Litteratur und Bildung, auf Grund des guten Rechtes unserer führenden Schriftsteller, die ihre Worte mit Bedacht wählen, auf Grund der deutschen und ausländischen Erfahrungen mancher Jahrhunderte solche Bevormundung entschieden zurückweisen.

Pflege der Sprache beruht ihnen nicht vornehmlich auf Abwehr der Fremdwörter, die jetzt zum Gebot des Nationalstolzes erhoben wird. Es genügt, daß unsere Jugend durch wissenschaftlich und pädagogisch gebildete Lehrer wie bisher zum saubern Gebrauch der Sprache und zu fortschreitender Versenkung in die Schätze der Nationallitteratur angeleitet werde.

Sie meinen allerdings, daß verständige Rede und Schrift von berufener Seite dem verschwenderischen Mißbrauch der Fremdwörter im geselligen und geschäftlichen Verkehr steuern kann. Die Regierungen mögen, von sach- und sprachkundigen Männern berathen, umfassender und zugleich behutsamer als bisher auf Einzelgebieten der Kanzleisprache und des militärischen Wortschatzes Wandel schaffen.

Die Unterzeichneten, denen es fern liegt den Ueberschwang der Sprachmengerei zu schützen, verwahren sich aber dagegen, daß Richtigkeit oder Unrichtigkeit, Entbehrlichkeit oder Unentbehrlichkeit durch Sprachbehörden entschieden werde.

Sie kennen und wollen keine Reichssprachämter und Reichssprachmeister mit der Autorität zu bestimmen was Rechtens sei. Unsere durch die Freiheit gedeihende Sprache hat nach jeder Hochflut von Fremdwörtern allmälig das ihrem Geist Fremde wieder ausgeschieden, aber die Wortbilder neuer Begriffe als bereichernden Gewinn festgehalten. Darin soll sie nicht verarmen.

Den maßvollen Satzungen des Allgemeinen deutschen Sprachvereins laufen zahlreiche Beiträge in den Vereinsorganen und der übergroße Eifer vieler Vertreter zuwider, welche das Heil der Sprache im Vernichtungskriege gegen das Fremdwort suchen und durch sprach- und sinnwidrige Schnellprägung von Ersatzwörtern Schaden anrichten und Unwillen herausfordern.

Die Unterzeichneten wollen in diesen Fragen da stehen, wo die freien Meister der Sprache, unsere Classiker, standen. Darum verwahren sie sich gegen die Anrufung staatlicher Autorität und gegen die behende Geschäftigkeit der Puristen, die nach Jacob Grimms Wort in der Oberfläche der Sprache herumreuten und wühlen.

Berlin, 28. Februar 1889.

Carl Bardt,
Director d. Joachimsth. Gymnasiums, Berlin.

Michael Bernays,
München.

Ernst Curtius.

Hans Delbrück.

Wilhelm Dilthey.

Ernst Dryander,
Consistorialrath, Berlin.

Th. Fontane.

Karl Frenzel.

Gustav Freytag.

Emil Frommel,
Hof- und Garnisonprediger.

Karl Gerok,
Stuttgart.

Otto Gildemeister.

Klaus Groth,
Kiel.

Ernst Häckel,
Jena.

Adolf Harnack.

Rudolf Haym,
Halle.

Victor Hehn.

Paul Heyse,
München.

Hans Hopfen.

Oscar Jäger,
Gymnasial-Director, Köln.

Wilhelm Jordan,
Frankfurt a./M.

Rudolf Kögel,
Ober-Hof- und Domprediger.

Julius Rodenberg.

Gustav Rümelin,
Tübingen.

Erich Schmidt.

Hermann Scholz,
Prof., Archidiakonus, Berlin.

Otto Schroeder,
Berlin.

Rudolf Sohm,
Leipzig.

Friedrich Spielhagen.

Anton Springer,
Leipzig.

Heinrich von Sybel.

Heinrich von Treitschke.

Gustav Uhlig,
Gymnasial-Director, Heidelberg.

Rudolf Virchow.

Dietrich Volkmann,
Rector d. Landesschule Pforta.

Karl Weinhold,
Breslau.

Karl Weizsäcker,
Tübingen.

Gustav Wendt,
Ober-Schulrath u. Gymn.-Director, Karlsruhe.

Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff,
Professor, Göttingen.

E. von Wildenbruch.

Eduard Zeller.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Link-Straße 42.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Der Aufruhr in Braunſchweig. 1830*).

Kleine Staaten erſcheinen leicht lächerlich; denn der Staat iſt Macht, und die Ohnmacht widerſpricht ſich ſelber ſobald ſie als Macht auftreten will. Wo aber die Thatkraft einer großen Nation ſich nur in den armſeligen Händeln kleiner Gemeinweſen zu äußern vermag, da werden folgenſchwere Wandlungen des Völkerlebens oft vorbereitet durch unſcheinbare particulariſtiſche Bewegungen die für ſich allein wenig, insgeſammt viel bedeuten. Neue politiſche Gedanken können ihre Nothwendigkeit nicht überzeugender erweiſen, als wenn ſie in einem zerſplitterten Volke, zur ſelben Zeit an verſchiedenen Stellen auftreten und durch mannichfaltige Hemmniſſe hindurch ſich ihre Bahn brechen; der gleiche Erfolg, die ungewollte und doch unverkennbare innere Verwandtſchaft ſolcher Einzelkämpfe bekunden dann zugleich die ſchöpferiſche Naturgewalt der nationalen Einheit. Derweil Europa die Pariſer Barrikadenhelden mit Huldigungen überſchüttete, wurden die Straßenunruhen der kleinen norddeutſchen Hauptſtädte im Auslande nur mit ſpöttiſchem Lächeln angeſehen, ja manche der Führer dieſer winzigen Revolutionen betrachteten ſich ſelber nur als beſcheidene Schüler der unerreichbaren Franzoſen. Und doch war dieſe verzettelte deutſche Bewegung mit aller ihrer kleinſtädtiſchen Abgeſchmacktheit beſſer berechtigt und in ihrer letzten Nachwirkung fruchtbarer als ihr vielbewundertes Vorbild. Durch die Juli-Revolution nur gefördert, keineswegs verurſacht, entſprang ſie naturgemäß aus einer veralteten Geſellſchaftsordnung, die weit ſchwerer drückte als die politiſchen Mißgriffe der Bourbonen, und verwirklichte in den altſtändiſchen Gemeinweſen des Nordens die Ideen der Rechtsgleichheit und des Staatsbürgerthums, welche im übrigen Deutſchland ſich ſchon längſt durchgeſetzt hatten, ſo daß jetzt erſt eine allen Deutſchen gemeinſame Staatsgeſinnung, ein über die Grenzen der Einzelſtaaten hinausreichendes Parteileben, ein bewußter

*) Bruchſtück aus dem 4. Bande der Deutſchen Geſchichte im 19. Jahrhundert.

Kampf um die Reform des nationalen Gesammtstaates nach und nach möglich wurde.

Unter allen diesen kleinen Staatsumwälzungen erregte der Braunschweiger Aufstand das größte Aufsehen; denn hier allein wurde der nothwendige Umschwung durch revolutionäre Mittel, durch offenbaren Rechtsbruch bewirkt, und hier zeigte sich zugleich mit erschreckender Klarheit, daß die Unsicherheit unseres öffentlichen Rechtes in der schimpflichen Ohnmacht des Bundestages ihren letzten Grund hatte. Gegen die Winkeltyrannei der schwächsten Reichsstände bot die alte Reichsverfassung immerhin einigen Schutz; mehrmals schritten Kaiser und Reich zur Absetzung unverbesserlicher kleiner Despoten, noch zur Zeit der französischen Revolution erschien zuweilen eine kaiserliche Debit-Commission in einem überschuldeten Fürstenthume um von Reichswegen die Ordnung herzustellen. Seit aber die Bundesakte diesen kleinen Herren die Souveränität gewährt hatte, bestand für fürstliche Willkür keine Schranke mehr, und einmal doch mußte an einem ungerathenen Sohne des deutschen hohen Adels offenbar werden, wie tief der Genuß einer anspruchsvollen Würde ohne Macht ihren Träger entsittlichen kann.

Trotzend auf seine fürstliche Unverantwortlichkeit war Karl von Braunschweig von Stufe zu Stufe gesunken. Er wußte, daß die Deutschen ihn verabscheuten, und fand bald eine boshafte Freude daran, seinen selbstverschuldeten schlechten Ruf immer aufs Neue zu rechtfertigen. Schon vier Jahre vor seinem Sturze schrieb er seiner gütigen Freundin, der Prinzessin Amalie von Sachsen, die ihm vergeblich ins Gewissen redete: „Man hält es am Ende für einerlei etwas zu sein, wofür man schon lange gegolten hat. Jung, hübsch, mächtig und ganz unabhängig mir selbst überlassen" — wie konnte ich anders werden?*) Die schlaffe Nachsicht des Bundestags, der sich in dem Streite der beiden Welfenhäuser mit einer beinahe possenhaften Genugthuung zufrieden gab, mußte den dreisten Uebermuth des verblendeten Fürsten noch erhöhen. Schon wieder lag seit Jahr und Tag eine Klage gegen Herzog Karl unerledigt in Frankfurt: die Bitte des landständischen Ausschusses um Aufrechterhaltung der unbestreitbar rechtmäßigen Landschaftsordnung von 1820. Wieder wußte Graf Münch, trotz der ungestümen Mahnungen des preußischen Gesandten, die Entscheidung zu verzögern; daß Landstände gegen ihren Fürsten jemals Recht behalten könnten, schien der Wiener Hofburg ganz unfaßbar. Auch manche der anderen Bundesgesandten bezweifelten die Giltigkeit der neuen Verfassung, weil sie unter einer vormundschaft-

*) H. Karl von Braunschweig an Prinzessin Amalie von Sachsen 21. Nov. 1826.

lichen Regierung vereinbart worden sei, der Vormund aber nicht über das Vermögen des Mündels verfügen dürfe. Selbst Wangenheim und einige überfeine Köpfe unter den Liberalen theilten diese Zweifel; so mächtig war noch, Dank der privatrechtlichen Bildung unserer Juristen, jene alte patrimoniale Staatslehre, welche Land und Leute nur als fürstliches Hausgut betrachtete. Also unter Bedenken und Gegenbedenken schleppte sich der Handel dahin, bis endlich im Spätsommer 1830 die Commission des Bundestags einen Bericht zu Stande brachte, der sich zu Gunsten der klagenden Landstände aussprach.

Diese Nachricht aus Frankfurt bestärkte die Braunschweiger in dem Bewußtsein ihres guten Rechtes, und unwillkürlich regte sich die Frage, ob man nicht endlich zur Selbsthilfe schreiten müsse; wer konnte denn wissen, wann jemals jenem Berichte ein wirksamer Bundesbeschluß folgen würde? Der Herzog schlenderte mittlerweile schon seit Monaten auf den Pariser Boulevards umher und verhandelte nebenbei mit dem Hause Rothschild über Börsengeschäfte. Als ihn dort der Ausbruch der Juli-Revolution überraschte, zeigte sich der Erbe des braunschweigischen Heldengeschlechtes als ein elender Feigling; er verlor den Kopf, obwohl ihn die Pariser kaum beachteten, und floh unter seltsamen Abenteuern. Unterwegs sah er in Brüssel noch jene Vorstellung der Stummen von Portici, welche den belgischen Aufruhr einleitete. Zweimal warnte ihn das Schicksal, doch in diese glatte Stirne grub die ernste Zeit keine Furchen. Mit seinem Völkchen daheim dachte der Welfe schon fertig zu werden. Als er zurückkam, brachte er einen neuen Günstling mit, den französischen Abenteurer Alloard, und prahlte laut, ihm solle man das Schicksal Karl's X. nicht bereiten. Eine Handvoll Unterbeamten und Hofhandwerker begrüßte den Heimgekehrten mit einem Fackelzuge. Die Bürgerschaft aber sah mit Unmuth der gemachten Huldigung zu und sendete ihre Vertreter auf das Schloß um die Einberufung des Landtags zu erbitten; Bürgermeister Bode, ein derber, freimüthiger, ganz von althansischem Bürgerstolze erfüllter Mann, führte das Wort und warnte den Fürsten vor der unheildrohenden Stimmung des Volkes. Dahin hatte es der Herzog durch die knabenhafte Willkürherrschaft dieser sieben Jahre gebracht, daß er in seinem durch und durch welfisch gesinnten Völkchen unter den gebildeten Klassen fast gar keine Anhänger mehr besaß; selbst die Offiziere murrten, weil er sie bald launisch beleidigte bald ihnen den Gehalt beschnitt oder erledigte Stellen unbesetzt ließ.

Die Masse des Volks nahm an dem Verfassungskampfe der Landstände geringen Antheil; doch sie wußte genug von dem wüsten Treiben im Schlosse um den Herzog zu hassen, sie litt unter dem Drucke der

Binnenmauthen, sie klagte, daß kein Fremder mehr den verrufenen Hof besuchte, daß der geizige Fürst die öffentlichen Bauten einstellen ließ und also die Noth noch steigerte, die nach einer schlechten Ernte, einem harten Winter überall in Deutschland empfunden wurde. Karl ahnte das nahende Unwetter und ließ in seiner Angst Kanonen vor dem Schlosse auffahren, Pulvervorräthe in die nahe Aegidienkirche schaffen. Während er am Abend des 6. Septembers im Theater weilte, sammelten sich einige Volkshaufen um die beiden Wagen, die ihn und seine Dirne, eine bekannte Schauspielerin, zur Heimfahrt erwarteten; sobald er aus dem Schauspielhause heraustrat, begrüßte ihn wüstes Geschrei, ein Hagel von Steinen folgte dem davoneilenden Wagen. Vor dem Schlosse stand eine Schaar von Gaffern und Schreiern. Ein Offizier fragte: „Kinder, was wollt Ihr denn eigentlich?“ Die Leute sahen sich verwundert an, bis endlich ein liberaler Advokat das neue Pariser Feldgeschrei anstimmte: „Brot und Arbeit!“ — und einige wohlgenährte Schüler des Carolinums den Jammerruf wiederholten*). Zwei Züge Husaren vertrieben dann ohne Kampf die Menge von dem Bohlwege gegenüber dem Schlosse.

Am nächsten Morgen wurden die Kanonen und das Pulver hinweggeschafft. Auf die Bitten der Bürger versprach der Herzog auch einen kleinen Steuererlaß sowie einige Geldsummen für Straßenbauten und Lebensmittel; er gestattete sogar, daß eine mit Piken bewaffnete Bürgerwehr zusammentrat, nur von der Berufung des Landtags wollte er nichts hören. Am Abend stürmte wieder ein Pöbelhaufe gegen das Schloß heran, berauscht und heulend, höchstens tausend Köpfe stark; die Pikenmänner der Bürgerwehr wurden bald zur Seite gedrängt. Der Herzog aber wagte nicht seine im Schloßhofe versammelten Truppen feuern zu lassen; er ergriff nochmals die Flucht und ließ sich von seinen Husaren zur Landesgrenze geleiten, um dann nach England zu reisen. Mittlerweile drang der Pöbel in das Schloß ein und begann Feuer anzulegen; während die Strolche plünderten, sah man einige offenbar verkleidete Männer geschäftig die geheimen Papiere des Herzogs durchsuchen. Der commandirende General v. Herzberg, ein tapferer Veteran aus Wellington's spanischen Feldzügen, versäumte seine Soldatenpflicht, stundenlang ließ er die Truppen ruhig im Schloßgarten stehen. Eine einzige ohne seinen Befehl abgegebene Salve, die unschädlich über die Köpfe des Haufens hinwegfuhr, genügte um den Hof zu säubern und selbst die Räuber aus dem Schlosse zu verjagen; aber als die Truppen

*) Nach der mündlichen Erzählung eines der mitschreienden Schüler, der in späteren Jahren ein wackerer Reichstagsabgeordneter war.

dann wieder unbeweglich blieben, wagte sich der Pöbel nochmals vor und begann sein Werk von Neuem. Die ganze Nacht hindurch währte die rohe Verwüstung, kein Menschenleben fiel ihr zum Opfer; die Spritzen ließ der Haufe nicht an das Schloß heran, und als die Grenadiere noch einen schwachen Angriff auf die Meuterer unternahmen, versuchten sie nicht ihren leichten Sieg zu verfolgen. Beim Grauen des Tages lag das schöne Bauwerk fast ganz in Asche.

Unverkennbar standen mehrere Männer aus dem Adel und dem Beamtenthum hinter diesem seltsamen unblutigen Aufruhr; gedungene Banden und wüstes Gesindel besorgten die Arbeit, die erbitterte Bürgerschaft sah halb schadenfroh halb erschrocken der Zerstörung zu. Die Namen der Verschwörer sind, obgleich einige Vermuthungen sehr nahe liegen, bis zum heutigen Tage verborgen geblieben, da die gerichtliche Untersuchung nachher ungründlich geführt, manch wichtige Zeugen gar nicht vernommen wurden. Der Handstreich der Wenigen konnte offenbar nur gelingen, weil das ganze Land den Herzog verwünschte. Die vollbrachte That erschien Allen wie ein Gottesgericht, obwohl man ihre Roheit tadelte. Wohl hatte sich seit der großen Woche der Pariser überall in der Welt der Wahn verbreitet, daß die Masse im Straßenkampfe unbesiegbar sei; alle Zeitungen wiederholten beständig den Ausspruch, welchen einst Napoleon auf Grund der spanischen Erfahrungen seiner Marschälle gethan haben sollte: wehe dem General, der sich in der Enge der Gassen auf ein Gefecht einläßt. Aber Furcht war es nicht, was den Offizieren der ruhmreichen schwarzen Schaar die Hände lähmte, sondern Haß und Verachtung. Dürfen wir Bürgerblut vergießen um einem Elenden, der uns feige verlassen hat, sein Schloß zu behüten? — dies Bedenken drängte sich Allen auf und stimmte sie unsicher gegenüber einem weder muthigen noch zahlreichen Meutererhaufen. Berechneter Verrath der Offiziere ist nie erwiesen worden, und es bedarf auch dieses Verdachtes nicht um die schlechte Haltung der Truppen zu erklären.

In den Trümmern des Schlosses — das fühlte Jedermann — hatte Karl's Herrschaft ihr Grab gefunden, und als nun gar Einiges aus den geraubten Briefschaften und dem schwarzen Buche des Herzogs veröffentlicht wurde, da ward die Rückkehr des Vertriebenen ganz unmöglich. Die erbaulichen Geständnisse dieser schönen Seele — wie Metternich seinen welfischen Liebling einmal nannte — gingen von Mund zu Mund, die kleinstädtische Klatscherei schwelgte in gräßlichen Erfindungen, und der leere knabenhafte Thor galt bei seinem ergrimmten Völkchen bald für einen Wütherich und Giftmischer. Sobald man des

Verhaßten ledig war, kehrte die Ordnung sogleich zurück. Die Bürgerwehr prunkte in den Straßen umher, jetzt nach Pariser Muster mit Flinten bewaffnet, unter der Führung des gefeierten Volksmannes Bankier Löbbecke, und je unschuldiger diese Philister an dem Schloßbrande waren, um so kühner prahlten sie mit ihrer Revolution. Paris, Brüssel und Braunschweig bildeten das Dreigestirn der neuen Völkerfreiheit, der Branntweinbrenner Götte, der den Herzog um die Wegführung der Pulvervorräthe gebeten hatte, hieß mindestens ein halber Lafa-Yette. General Herzberg wurde durch das Geschenk eines bürgerlichen Ehrensäbels darüber getröstet, daß die preußischen Kameraden ihn mit sehr zweifelhaften Blicken betrachteten; denn „der heutige Soldat — so versicherte eine Braunschweigische Flugschrift — ist nicht mehr der durch den Stock zum blinden Gehorsam dressirte Vagabunde des vorigen Jahrhunderts". Ein Bürgergardist drohte dem Herzoge in einem offenen Briefe: 200 000 Braunschweiger würden sich lieber unter dem Schutte ihrer Häuser begraben, als sich unter die Tyrannei eines zweiten Don Miguel begeben; ein anderer pries in einer Abhandlung „den freiwilligen Gehorsam" als den eigentlichen Vorzug der Bürgergarde vor dem Heere. Mit dem Soldatenspiele der Pariser Bourgeoisie drang auch die undeutsche Verachtung des ernsten Waffenhandwerks in das selbstgefällige Bürgerthum dieser Kleinstaaten ein; die wirkliche Volksbewaffnung, die in Preußen längst bestand, hieß „ein Werkzeug des Despotismus".

Die Regierung wußte sich nicht zu helfen. Von den verrufenen Räthen des Herzogs hatten mehrere das Weite gesucht, den zurückbleibenden fehlten Kraft und Ansehen. Um so rascher handelten die Landstände; einigen ihrer Führer kam der Schloßbrand offenbar nicht unerwartet. Schon am 9. September versammelte sich der Große Ausschuß und faßte noch am selben Tage drei entscheidende Beschlüsse. Er beschloß bis zur Einberufung des Landtages zusammenzubleiben, er bevollmächtigte die Grafen Werner Veltheim und Oberg, in Berlin und Hannover „vertrauliche Eröffnungen zu machen und für gewisse Fälle Rath zu erbitten"*); er richtete endlich an den Bruder des Herzogs, den letzten noch übrigen Sprossen des Fürstenhauses, eine von vielen Bürgern mitunterzeichnete Adresse, um ihn zu bitten, daß er „die Zügel der Regierung schleunigst übernehme".

Herzog Wilhelm von Braunschweig-Oels stand in Berlin bei den Garde-Dragonern und galt bei den Kameraden für einen Lebemann,

*) Veltheim an Bernstorff 17. Sept. 1830.

der ſein großes Vermögen gründlich zu genießen verſtehe; Talente hatte man an dem vierundzwanzigjährigen Prinzen bisher noch nicht bemerkt. Schon am Abend des 8. September brachte ihm der reitende Bote eines braunſchweigiſchen Hofbeamten die Nachricht von dem Aufruhr, und ſofort erbat er ſich durch ſeinen väterlichen Freund, den Fürſten Wittgenſtein, die Befehle des Königs. Auf Friedrich Wilhelm's dringenden Rath*) reiſte er dann eilends ab, um daheim vorläufig die Ordnung aufrechtzuhalten. Allen unerwartet, erſchien er am 10. im Schloſſe Richmond, vor den Thoren Braunſchweigs, während die Adreſſe des ſtändiſchen Ausſchuſſes noch nach Berlin unterwegs war. Wie frohlockten die friedfertigen Revolutionshelden, als ſie nun wieder hoffen durften von einem leibhaftigen Welfen beherrſcht zu werden. Im Triumphe wurde „Wilhelm der Geſegnete“ von der Bürgerwehr und jauchzenden Volkshaufen in die Stadt ſeiner Väter eingeholt. Nichts lag ihm ferner als ehrgeizige Anſchläge auf die Krone ſeines Bruders. Hart genug kam es ihm an, daß er die fröhlichen Gelage der Berliner Garde mit den Sorgen der Regierung und der Langeweile der kleinen Hauptſtadt vertauſchen mußte; auch blieb er ſein Lebelang den ſtrengen legitimiſtiſchen Grundſätzen ſeines Hauſes ergeben und konnte den ſtillen Aerger über die Meuterei ſeiner Braunſchweiger nie ganz verwinden. Nur die Macht der Verhältniſſe riß den Widerſtrebenden vorwärts, und kein Wunder, daß der wohlmeinende, aber unerfahrene, bildungsloſe und wenig ſcharfblickende Fürſt, überwältigt durch den ſeltſamen Anblick der aufgeregten Stadt, die Stärke dieſer kleinbürgerlichen Volksbewegung überſchätzte.

Der junge Welfe fühlte, daß er eines Rückhalts bedurfte, und blieb daher mit ſeinem Gönner Wittgenſtein in ununterbrochenem Briefwechſel. Auf des Herzogs Bitten ließ der König von Preußen zwei im Braunſchweigiſchen wohlbekannte Grundherren aus der Nachbarſchaft, v. Wulffen und v. Alvensleben, das Ländchen bereiſen. Beide berichteten der Wahrheit gemäß, daß der landflüchtige Fürſt von Allen aufgegeben ſei und Jedermann das Verbleiben des Herzogs Wilhelm wünſche**). Unterdeſſen war Graf Veltheim in Berlin eingetroffen. Er legte jenes ſchwarze Buch vor, worin Herzog Karl ſeine frevelhaften Regierungsgrundſätze aufgezeichnet hatte, und bat gradezu, der König möge den

*) Dieſer Thatſachen gedenkt das hannoverſche Miniſterium in ſeinem Berichte an König Wilhelm IV. vom 14. Sept., desgleichen Graf Münſter in einem Schreiben an Stralenheim vom 21. Nov. 1830.

**) H. Wilhelm v. Braunſchweig an Wittgenſtein, 11. 15. 19. 21. Sept. Wulffen's Bericht, 21. Sept. 1830.

jüngeren Bruder zur förmlichen Uebernahme der Statthalterschaft veranlassen. Bernstorff hörte den Grafen an; jedoch auf Verhandlungen mit dem landständischen Abgesandten, der noch dazu als persönlicher Feind des vertriebenen Herzogs bekannt war, wollte er sich nicht einlassen. Preußen, so berichtete er dem Könige, müsse „selbst den Schein der Nachsicht in der Beurtheilung eines Aufstandes vermeiden" und in so ernster Zeit den Nachbarn, insbesondere dem nächstbetheiligten hannoverschen Hofe keinen Anlaß zum Mißtrauen geben; dem Bunde allein gebühre die Entscheidung. Demnach wurde Nagler beauftragt, in Frankfurt die ungesäumte Absendung eines Bundescommissärs zu verlangen; dem jungen Herzog aber befahl Bernstorff im Namen des Königs: bis der Bund gesprochen habe, solle er in seiner „unbestimmten, aber sehr wohlthätigen Stellung" ausharren*). Der König wußte, daß die Rückkehr des Vertriebenen, bei der allgemeinen Aufregung im deutschen Norden, hochbedenklich, ja unmöglich war; doch so lange sich noch hoffen ließ, daß die Bundesversammlung ihre Pflicht erfüllen würde, wollte er den Boden des Bundesrechts nicht verlassen.

Fast noch vorsichtiger verfuhren die allezeit bedachtsamen hannoverschen Minister. Sie weigerten sich, mit dem Grafen Oberg, dem Bevollmächtigten der braunschweigischen Stände, amtliche Verhandlungen anzuknüpfen, baten den Berliner Hof um seinen Rath und legten zugleich in einer langen Denkschrift ihrem Könige die Frage vor, ob er nicht als Haupt des Braunschweigischen Hauses versuchen wolle, den flüchtigen Herzog zur Abdankung zu bewegen um also den schlimmen Handel in Frieden aus der Welt zu schaffen**). König Wilhelm IV. äußerte sich tief entrüstet über den Aufruhr und die dem welfischen Hause angethane Schmach. Der gutmüthige Herr theilte den Haß seines verstorbenen Bruders gegen Herzog Karl durchaus nicht, sondern empfing den Flüchtling wohlwollend, als dieser ihn wenige Tage nach der Landung im Pavillon zu Brighton aufsuchte. Aber wie groß war sein Befremden, da er nun den geckenhaften Uebermuth, die schamlose Verlogenheit seines Neffen kennen lernte. Karl hatte noch immer keine Ahnung von dem Ernst seiner Lage; er hoffte bestimmt, durch die großen Mächte, deren Hilfe er angerufen, alsbald wieder eingesetzt zu werden, und erzählte seinem Oheim lachend: nur aus Liebe, nur um ihn im Lande zu behalten und seine längst beabsichtigte englische Reise zu verhindern, hätten ihm die

*) Bernstorff, Bericht an den König 20. Sept., an Herzog Wilhelm 25. Sept., Weisung an Nagler, 27. Sept. 1830.

**) Minister v. Ompteda an Bernstorff, 14. Sept. Bericht des hannov. Ministeriums an K. Wilhelm IV., 14. Sept. 1830.

Braunſchweiger ſein Schloß angezündet*). Durch die engliſchen Miniſter ließ er ſich indeß bereden, ſeinem Bruder, der ihm über alles Geſchehene gewiſſenhaft Bericht erſtattete, mindeſtens eine widerrufliche Vollmacht zu ertheilen (21. Sept.): Herzog Wilhelm ſollte als Generalgouverneur vorläufig die Regierung führen, jedoch nur proviſoriſche Ernennungen vornehmen und an den organiſchen Geſetzen nichts ändern**).

Aber welch eine lächerliche Rolle ſpielte unterdeſſen der Bundestag. Die Abſtimmungen über den Bundesbeſchluß, welcher den Herzog Karl zur Anerkennung der neuen Verfaſſung nöthigen ſollte, waren noch immer nicht alle eingelaufen; da kam ſchon die Nachricht von der Vertreibung des Böſewichts. Unbeſchreiblich war der Schrecken. Alle fühlten, daß Karl's Sturz ſelbſtverſchuldet und unwiderruflich ſei. Doch ſo leichthin wollte Oeſterreich ſeinen Schützling nicht preisgeben. Die kleinen Höfe, zumal die weitverzweigte Verwandtſchaft des Braunſchweigiſchen Hauſes, zitterten vor der Zumuthung, daß ſie die Revolution anerkennen, das legitime Fürſtenrecht verleugnen ſollten. Wirr wogten die Meinungen durch einander, an raſches Handeln war gar nicht zu denken. Die rathloſe Verſammlung ermannte ſich vorerſt nur zu dem Beſchluſſe, einen Bericht der braunſchweigiſchen Regierung einzufordern.

Wie hätten die Braunſchweiger in ſolcher Lage nicht die Geduld verlieren ſollen? Das aufgeregte Land bedurfte durchaus einer endgiltigen Ordnung. Die Landſtände verſammelten ſich und überreichten dem Herzog Wilhelm am 27. September eine Adreſſe, worin ſie, nach einer grell gefärbten Darſtellung der Landesbeſchwerden, kühnlich ausſprachen, er müſſe die Regierung übernehmen, weil Herzog Karl „nach den Grundſätzen des allgemeinen Staatsrechts“ ſie unmöglich fortführen könne. Der junge Welfe war auch gern bereit, die Statthalterſchaft im Namen ſeines Bruders förmlich anzutreten, da deſſen Vollmacht mittlerweile aus London eingetroffen war. Aber die Miniſter, die Landſtände, die Stadträthe und viele andere ungebetene Rathgeber ſtellten ihm ernſt, faſt drohend vor, nimmermehr dürfe der Name des Vertriebenen erwähnt werden, ſonſt breche der Aufruhr von Neuem los. Am Abend ſtrömte wieder ein Volkshaufen auf dem Burgplatze zuſammen; ein Redner kletterte auf das alte Löwendenkmal hinauf und ließ die Verſammlung ein Pereat auf Karl, ein Hoch auf den neuen Herzog Wilhelm ausbringen.

*) Bülow's Berichte, London 16. 20. Sept. Münſter an das hannov. Miniſterium 5. Oct. 1830.

**) Vollmacht Herzog Karl's für H. Wilhelm, London 21. Sept. 1830.

Eingeſchüchtert durch dieſe Kundgebungen des Volkswillens verkündigte Wilhelm am 28. September, er habe ſich „veranlaßt gefunden, die Regierung bis auf Weiteres zu übernehmen"; von der Vollmacht ſeines Bruders ſagte er in ſeinem Patent kein Wort. Aus Furcht und jugendlicher Unerfahrenheit, keineswegs aus Ehrgeiz, that er alſo den erſten rechtswidrigen Schritt. Dem Könige von Preußen wagte er ſein Unrecht nicht einzugeſtehen, ſondern zeigte ihm nur an, daß er „in Uebereinſtimmung mit ſeinem Bruder" die Regierung vorläufig übernommen habe. Seinem engliſchen Oheim gegenüber ging er freier mit der Sprache heraus: er habe, ſo ſchrieb er ihm, die Vollmacht ſeines Bruders veröffentlichen wollen und viele Vertrauensmänner darüber befragt; aber „einmüthig ward es ausgeſprochen, daß eine ſolche Verkündigung den Zweck meiner proviſoriſchen Regierungs-Uebernahme gänzlich vereiteln, ja von Neuem eine allgemeine Gährung veranlaſſen und die gefährlichſten Folgen für das Wohl des Landes auch in Rückſicht meiner Perſon haben würde".*) Die Entſchuldigung war ſo ſchwächlich wie ſein ganzes Verfahren; denn fand er den Muth bei ſeinem erſten Entſchluſſe zu beharren, dann konnte er als unbeſtreitbar rechtmäßiger Statthalter mit Sicherheit auf die Waffenhilfe Preußens, Hannovers, ja ſelbſt des Deutſchen Bundes zählen, und gegen preußiſche Bataillone hätten die Heerſchaaren des Bürgerwehr-Majors Löbbecke ihren „freien Gehorſam" ſchwerlich bethätigt. Den Landſtänden erwiderte Herzog Wilhelm: er werde verſuchen ſeinen Bruder zur Abdankung zu bewegen; mißlinge dies, ſo wolle er ſie nicht hindern, ſich an den wohlwollenden König von England-Hannover zu wenden. Der Wink ward ſofort verſtanden. Noch am ſelben Tage riefen die Stände die Vermittlung Wilhelm's IV. an: wenn nur Karl erſt die Krone niedergelegt habe, dann ſei ſein Bruder rechtmäßiger Landesherr.**)

In Berlin wie in London mußte man ſich ſagen, daß Herzog Wilhelm's eigenmächtige That nicht mehr zurückgenommen werden konnte. Ohne ihn ließ ſich die Beruhigung des Ländchens nicht erreichen, und auch die trotzige Haltung der Braunſchweiger entſprang keineswegs allein dem überſpannten Selbſtgefühle des revolutionären Philiſterthums: eine widerrufliche Vollmacht bot, bei Karl's Charakter, in der That keine Gewähr für dauernden Frieden. Darum ſahen beide Höfe über den begangenen Formfehler ſchweigend hinweg und bemühten ſich während

*) H. Wilhelm an K. Friedrich Wilhelm 28. September, an K. Wilhelm IV. 29. Sept. 1830.

**) Herzog Wilhelm, Schreiben an die Landſchaft, 28. Sept. Eingabe der Landſchaft an König Wilhelm IV., 28. Sept. 1830.

der nächsten Wochen wetteifernd, den Flüchtling zu freiwilligem Verzicht zu bewegen. Der König von Preußen schrieb ihm selbst, noch nachdrücklicher Fürst Wittgenstein.*) König Wilhelm IV. aber unterhandelte, erst durch Wellington und Aberdeen, nachher persönlich mit seinem Neffen. Er verfuhr schonend und streng ehrenhaft; selbst Graf Münster, des Herzogs alter Feind, bekundete eine unerwartete Mäßigung. Man ließ dem Herzog die Wahl, ob er gänzlich abdanken oder seinem Bruder mit unbeschränkter und unwiderruflicher Vollmacht die lebenslängliche Statthalterschaft übertragen wolle. Auf jeden Fall — darüber waren die beiden Könige einig — sollte Karl's Nachkommen ihr Erbrecht vorbehalten bleiben.**)

Endlich begann der Herzog einzulenken und rückte mit seinen Bedingungen heraus. Er war bereit den Bruder zum General-Gouverneur auf Lebenszeit zu ernennen, verlangte aber für sich, außer dem Hofstaate und den Ehrenrechten eines Souveräns, eine jährliche Rente von 300 000 Thalern, ohne Abzug, lediglich für seine persönlichen Ausgaben — und dies von einem Ländchen, dessen gesammte Staatseinnahmen wenig mehr als eine Million betrugen. Außerdem sollte der Landtag das Recht erhalten, den Herzog jederzeit zur Selbstregierung zurückzurufen. Da nach englischen Anstandsbegriffen solche kaufmännische Künste nicht anstößig sind, so zeigten sich Wellington und Aberdeen geneigt, Karl's Vorschläge im Wesentlichen anzunehmen; was kümmerte diese Torys die Finanznoth eines deutschen Kleinstaats? Münster aber fand die Geldsumme viel zu hoch, den Vorbehalt einer Zurückberufung ganz unannehmbar.***) Noch peinlicher war der Berliner Hof überrascht. Tief empört schrieb Bernstorff nach Wien: daß Herzog Karl sich sträubt, ist nicht zu verwundern; „daß er aber einen so hohen Preis in Gelde dafür fordert, einen Preis, welchen das Land kaum erschwingen kann, giebt einen abermaligen Beweis von der Härte und dem grenzenlosen Egoismus seines Charakters".†)

König Friedrich Wilhelm war indessen längst zu der Erkenntniß gelangt, daß die zaudernden englischen Welfen eines Spornes bedurften. Er hatte den jungen Herzog zu der Reise nach Braunschweig bewogen und sich dann zurückgehalten, um dem Deutschen Bunde und dem wel-

*) König Friedrich Wilhelm an Herzog Karl, 16. October. Wittgenstein an Herzog Karl, 20. Oct. 1830.

**) Wellington an Münster, 4. Oct. Münster an Herzog Wilhelm von Braunschweig, 5. Oct. König Wilhelm IV. an Herzog Wilhelm, 8. 13. Oct. 1830.

***) Bülow's Berichte, 15. 22. Oct. Esterhazy's Bericht, London 19. Oct. Münster an Stralenheim, 2. Nov. König Wilhelm IV. an Herzog Wilhelm, 4. Nov. 1830.

†) Bernstorff an Maltzahn, 9. Nov. 1830.

fischen Hause nicht vorzugreifen. Aber die von Preußen früher beabsichtigte Absendung eines Bundescommissars war durch die Ereignisse längst überholt. Herzog Wilhelm's eigenmächtige Statthalterschaft wurde von den Revolutionären allerorten als ein Regiment der Volkssouveränität gepriesen, die unsicheren Zustände des Landes bedrohten die ganze Nachbarschaft. Es ward hohe Zeit, daß der Bund die Regentschaft anerkannte und ihr also einen festen Rechtsboden verschaffte. Der König ließ daher die preußische Ansicht in einer ausführlichen Denkschrift des Auswärtigen Amtes zusammenfassen (29. Oct.): Die Unruhen in Braunschweig seien nicht schlechthin anarchisch, sondern lediglich gegen den Herzog gerichtet gewesen, der Haß gegen ihn aber so glühend, daß die Deutschen bei seiner Rückkehr vielleicht selbst „das schauderhafte Beispiel" des Fürstenmordes erleben könnten. Verstehe er sich nicht zu einem Verzichte, so bleibe, da die Reichsgerichte nicht mehr bestünden, nur noch das eine Mittel übrig, daß die Agnaten des welfischen Hauses mit Genehmigung des Bundestags einen endgiltigen Rechtszustand herstellten. Noch deutlicher schrieb Bernstorff einige Wochen darauf nach London: scheitern die Verhandlungen mit Herzog Karl, dann dürfen sie nicht von Neuem aufgenommen werden, sondern die Agnaten müssen den Vertriebenen für regierungsunfähig erklären und diesen Beschluß durch den Bundestag gutheißen lassen.*) Die Denkschrift wurde nach London, Hannover und Frankfurt, erst später nach Wien gesendet. Eichhorn selbst hatte sie sorgfältig umgearbeitet und Alles klug darauf berechnet, die hannoversche Regierung vorwärts zu drängen, ohne doch den immer wachen Argwohn des Grafen Münster gegen Preußens hegemonische Gelüste aufzureizen. Der Streich gelang. Münster eignete sich die preußischen Ansichten vollständig an und wiederholte sie in einer Denkschrift für den hannoverschen Bundesgesandten, welche das gemeinsame Vorgehen der beiden Kronen in Frankfurt vorbereiten sollte.**) Herzog Wilhelm aber sprach, sichtlich erleichtert, dem Berliner Hofe seinen Dank aus, er erbat und erhielt die Erlaubniß, sich auf die preußische Denkschrift zu berufen, falls er in die Lage käme, sein Verbleiben in Braunschweig vor den deutschen Fürsten zu rechtfertigen.***)

Zunächst mußte der Bundestag die so schmählich verschleppte Beschwerde der Landstände gegen Herzog Karl endlich erledigen. Bis zum letzten Augenblicke versuchte Graf Münch unter allerhand Vorwänden diese

*) Denkschrift des Auswärtigen Amtes, die gegenwärtige Lage des Herzogthums Braunschweig betr., 29. Oct. Bernstorff, Weisung an Bülow, 17. Nov. 1830.

**) Bülow's Bericht, 20. Nov. Münster an Herzog Wilhelm, 16. Nov. 1830.

***) Herzog Wilhelm an Wittgenstein, 16. November. Bernstorff an Wittgenstein, 21. Nov. 1830.

Entſcheidung zu hintertreiben; grenzenlos war die Nachſicht des Hauſes Oeſterreich für den verächtlichſten der deutſchen Fürſten. Aber Nagler blieb ſtandhaft, und am 4. November — zwei Monate nach der Flucht des Welfen — beſchloß die Bundesverſammlung dem Herzog Karl zu eröffnen, daß er die Landſchaftsordnung von 1820 nur auf verfaſſungsmäßigem Wege abändern dürfe. Wie lächerlich auch dieſer Beſchluß in der gänzlich veränderten Lage klingen mochte, er war doch nothwendig, er ſicherte den unglücklichen Braunſchweigern mindeſtens ihre neue Verfaſſung. Preußens Triumph war vollſtändig, und ingrimmig nannte Metternich im vertrauten Kreiſe den einſt ſo hochgeſchätzten Nagler einen verkappten Jacobiner. Außer Oeſterreich hatten nur der unverbeſſerliche Kurfürſt von Heſſen und Münch's getreuer Trabant, der Stimmführer der ſechszehnten Curie Leonhardi gegen den Beſchluß geſtimmt.*) Nun erſt konnte man an die Frage des Augenblicks herantreten. An die Wiedereinſetzung des Herzogs Karl glaubte eigentlich Niemand mehr, nicht einmal der ſtrengſte aller Legitimiſten Czar Nikolaus. Der antwortete auf den Hilferuf des Flüchtigen: „Wenn ich die Ereigniſſe, von denen Sie mir ſprechen, beklage, ſo beklage ich doch nicht weniger die verhängnißvollen Verirrungen, welche ſie hervorgerufen haben, und die Täuſchungen, welche Ew. Durchlaucht noch über ihre unvermeidlichen Folgen zu hegen ſcheinen.“**) Auch Metternich hatte dem preußiſchen Geſandten wiederholt ausgeſprochen, daß Karl jetzt unmöglich ſei, und Kaiſer Franz ſogar einen freundlichen Brief an Herzog Wilhelm gerichtet. Aber wie zweideutig blieb bei Alledem Oeſterreichs Haltung. Als der neue k. k. Geſandte, Hruby, in Braunſchweig erſchien, brachte er ein Beglaubigungsſchreiben an Herzog Karl mit, und dies Schreiben ſollte er dem Bruder des Herzogs als deſſen Stellvertreter überreichen.***) Münch begann unterdeſſen wieder ſein altes Spiel gegen Nagler, und bei der ängſtlichen Zerfahrenheit der Verſammlung durfte er wohl hoffen die Entſcheidung abermals hinauszuzögern. Da wurde der Bundestag durch eine neue Thorheit des flüchtigen Welfen zum Handeln gezwungen.

Am 8. November hatte Karl die Verhandlungen mit den engliſchen Miniſtern plötzlich abgebrochen, am folgenden Tage war er aus England verſchwunden. Acht Tage ſpäter tauchte er in der Frankfurter Gegend wieder auf; der Jude Henrici, der ſoeben aus dem Londoner Schuld-

*) Nagler's Berichte, 26. 31. Oct. 6. Nov. 1830.

**) Kaiſer Nikolaus an Herzog Karl von Braunſchweig, 25. Nov. (a. St.) 1830.

***) Maltzahn's Bericht, 7. Oct. Kaiſer Franz an H. Wilhelm v. Braunſchweig, 17. Oct. 1830.

gefängniß entlaſſene vormalige bairiſche Lieutenant Bender v. Bienenthal und einige andere Abenteurer gleichen Schlages bildeten ſein Gefolge. Er kam mit gefüllten Taſchen und war entſchloſſen, ſich mit einer Freiſchaar die Krone zurückzuerobern. Da Herzog Wilhelm ſeiner Vollmacht nicht öffentlich erwähnt hatte, ſo betrachtete Karl ihn fortan als Feind, nahm am 16. November die Vollmacht förmlich zurück und forderte den Bruder auf, ſich zu einer Unterredung in Fulda einzufinden. Die Braunſchweiger aber wollten ihren Regenten nicht ziehen laſſen; ſie fürchteten im Ernſt — ſo ſtark hatten ſich die Gemüther erhitzt — Karl werde den Bruder vergiften. „Daß ich dergleichen Beſorgniſſe nicht hege, bedarf wohl weiter keiner Verſicherung" — ſchrieb Herzog Wilhelm an Wittgenſtein, indeß wagte er auch nicht der Einladung, die ja doch keinen Erfolg verhieß, zu entſprechen*). Wie fühlte er ſich wieder ſo unſicher und verlegen. Die Zurücknahme der Vollmacht zog ihm den Rechtsboden unter den Füßen hinweg; ſeine Statthalterſchaft war nunmehr nicht blos der Form ſondern auch der Sache nach eine rechtswidrige Uſurpation. Wieder wendete er ſich nach Berlin um Hilfe und geſtand ſeinem Wittgenſtein: Wenn ich nicht öffentlich erklären darf, daß die Könige von Preußen und Hannover mein Verbleiben wünſchen, ſo „werde ich wohl nicht umhin können mich von hier zu entfernen". Die preußiſche Antwort verſtand ſich von ſelbſt. Unmöglich durfte man dem vertriebenen Welfen geſtatten, durch einen launiſchen Einfall den mühſam hergeſtellten vorläufigen Rechtszuſtand wieder über den Haufen zu werfen. Der junge Herzog wurde aufgefordert, auch nach dem Erlöſchen der Vollmacht in ſeiner Stellung auszuharren**).

Noch bevor die Erwiderung aus Berlin eintraf, hatten ſich die Braunſchweiger ſelber geregt. Auf die Kunde von dem Herannahen des verabſcheuten kleinen Tyrannen gerieth das Land wieder in fieberiſche Unruhe. Die Bürgerwehr gelobte in einer ſtürmiſchen Verſammlung feierlich, nur dem Herzog Wilhelm zu gehorchen, und das Gleiche beſchloſſen — ein in Deutſchland unerhörter Fall — auch die Offiziere des kleinen Heeres. Das war der Fluch der Trägheit des Deutſchen Bundes. Faſt ein Vierteljahr lang hatte er das unglückliche Land ſich ſelber überlaſſen, und nun waren alle Rechtsbegriffe ſchon dermaßen verwirrt, daß ſelbſt der Fahneneid dieſer durch Muth und Treue gleich berühmten Truppe nicht mehr Stand hielt. Magiſtrat und Stadtverordnete der Hauptſtadt verſicherten dem jungen Herzog in einer pathe-

*) H. Wilhelm an Wittgenſtein, 21. Nov. 1830.

**) H. Wilhelm an Wittgenſtein 22. Nov. Bernſtorff's Bericht an den König, 30. Nov., und Antwort an H. Wilhelm, 30. Nov. 1830.

tiſchen Adreſſe: „Die Sündenſchaar wird ihr boshaftes Treiben ſo lange fortſetzen“ bis die dauernde Regierung unſeres neuen Landesherrn außer allem Zweifel ſteht. Und der wackere Bürgermeiſter Bode fügte in einem Begleitſchreiben hinzu: „Sollten Rückſchritte dem alten, über alle Beſchreibung drückenden und ſchaudervollen Zuſtande wieder näher führen, ſo will ich lieber nicht leben als an der Spitze einer nach und nach entwürdigten oder zur deſperaten Wuth gereizten Bürgerſchaft ſtehen“.*) Dem gefeierten Herzog war bei dieſen Huldigungen ſehr übel zu Muthe; das Betragen der Offiziere ſchmerzte ihn tief, und traurig bekannte er dem väterlichen Wittgenſtein: „Die Verhältniſſe nöthigen mich, alle dieſe Dinge ſtillſchweigend gut zu heißen.“**) Aber auch diesmal ließ er ſich von der Strömung treiben und geſtand in einer Proclamation vom 26. Nov.: er habe die Regierung „nicht ohne die Zuſtimmung“ ſeines Bruders übernommen; obgleich „dieſe Zuſtimmung zu ſeinem innigſten Bedauern jetzt aufgehört“ habe, ſo wolle er doch auf ſeiner Stelle bleiben, da Herzog Karl außer Stande ſei ſelbſt zu regieren. Und wieder entſchuldigte er ſich vor dem preußiſchen Hofe: der Schritt ſei durch die allgemeine Gährung geboten worden.***)

Herzog Karl war unterdeſſen in dem preußiſchen Städtchen Ellrich am ſüdlichen Abhange des Harzes eingetroffen. Dort warb er einen Haufen müſſigen Volkes, ließ das Geſindel tellergroße franzöſiſche Kokarden, die er aus Metz mitgebracht, auf die Mützen ſtecken, und führte ſeine Bande am 30. November gegen die nahe braunſchweigiſche Grenze. Er ſpielte jetzt ganz den internationalen Demagogen, verſprach ſeinem Volke in aberwitzigen Manifeſten Abſchaffung des Heeres, Ablöſung der Zehnten, Steuerfreiheit für die niederen Klaſſen, Schwurgerichte, gewählte Volksvertreter und Beamte. Auch einen gefälſchten Aufruf ſeines Bruders führte er in zahlreichen Abzügen mit ſich: darin mahnte Herzog Wilhelm die Unterthanen, „ihre Gemüther nur den Verheißungen und dem guten Willen Unſeres Bruders zu öffnen.“†) An der Grenze, bei Zorge ſtanden die ſchwarzen Jäger, die noch den Namenszug Karl's auf den Tſchackos trugen; doch weder die Offiziere noch die Mannſchaft wollten dem Kriegsherrn folgen, als dieſer halb berauſcht und weinend ſie zu überreden ſuchte. Sobald die Truppen ſich zum Feuern fertig machten, ergriff der

*) Adreſſe von Magiſtrat und Stadtverordneten Braunſchweigs, 23. November. Bode, Begleitſchreiben an einen Kammerherrn (vermuthlich v. Hohnhorſt), 24. November 1830.

**) H. Wilhelm an Wittgenſtein, 24. Nov. 1830.

***) H. Wilhelm an König Friedrich Wilhelm 26. Nov.; an Bernſtorff 26. Nov. 1830.

†) Proclamation Herzog Wilhelm's, 28. Nov. 1830, von Herzog Karl verfaßt.

Welfe zum dritten male die Flucht, ehe noch ein Schuß gefallen war; ſeine Bande ſtob auseinander, und die aufgefundenen blauweißrothen Kokarden wurden nachher den Depeſchen der Diplomatie beigelegt um die jacobiniſchen Pläne dieſes legitimen Fürſten handgreiflich zu erweiſen. Mit dem Stolze des Helden berichtete ſodann der Jägerhauptmann Berner von der unblutigen Schlacht, die ſich an „dieſem in der Geſchichte ewig denkwürdigen Platze“ abgeſpielt hatte*). Karl eilte weſtwärts, und als ſich unterwegs in Oſterode drohendes Volk vor ſeinem Gaſthauſe zuſammenrottete, ſuchte er zum vierten male ſein Heil in der Flucht, bis er endlich die Grenzen Frankreichs erreichte.

Dieſe widerlichen Narrenſtreiche ſtießen dem Faſſe doch den Boden aus. Daß ein ſolcher Menſch dem deutſchen hohen Adel nicht mehr angehören durfte, leuchtete ſchließlich Allen ein. Karl konnte ſich auf ſein unbeſtreitbares Fürſtenrecht berufen; nun hatte er ſelber den Pöbel aufgehetzt, den Landfrieden des preußiſchen Staates geſtört, und in Berlin war man ſchon entſchloſſen ihn aufheben zu laſſen. Jetzt erſt, nachdem Karl ſelber die gütlichen Verhandlungen abgebrochen, beantwortete der bedächtige König von England die Adreſſe des braunſchweigiſchen Ständeausſchuſſes vom September und verſicherte die Landſtände ſeines Schutzes. Selbſt Kaiſer Franz erklärte dem Herzog Wilhelm ſeine volle Zuſtimmung zu den unvermeidlichen Entſchlüſſen der letzten Tage**). Am Bundestage war Alles verwandelt; außer dem kurheſſiſchen Geſandten beſtritt Niemand mehr, daß Karl zum Regieren unfähig ſei. Münch's Zauberkünſte hörten auf, die Anſichten Preußens und Hannovers fanden raſch Anklang, und ſchon am 3. December einigte ſich der Bundestag über einen Beſchluß, dem nur einzelne Regierungen nach altem Bundesbrauche noch einen Vorbehalt anhingen. Herzog Wilhelm wurde erſucht „die Regierung bis auf Weiteres zu führen“, den Agnaten aber ward „anheimgegeben, die definitive Anordnung für die Zukunft zu bewirken“ und ſie dem Deutſchen Bunde zur Anerkennung mitzutheilen. Der junge Herzog athmete auf und beeilte ſich, den erſten Theil des Beſchluſſes ſeinem Lande mitzutheilen. Nun hatte er doch wieder einen Rückhalt: er regierte fortan im Auftrage des Deutſchen Bundes.

Freilich nur „bis auf Weiteres“. Und ſeine Stellung ward mit jedem Tage unhaltbarer. Karl verwahrte ſich ſogleich wider den Bundesbeſchluß; er erklärte dem Könige von Preußen: einem ſeiner „ſouveränen Mitfürſten“ wolle er wohl die Verwaltung des Landes anvertrauen, doch nimmermehr dieſem Bruder; und drei Wochen darauf bot er ſelber dem

*) Hauptmann Berner, Bericht an Oberſt v. Wachholz, 1. Dec. 1830.
**) K. Wilhelm IV. Antwort auf die Adreſſe des Landſtändiſchen Ausſchuſſes, 21. Nov.

Bruder an, ihn zum Mitregenten oder zum proviſoriſchen Regenten zu ernennen, aber immer mit dem Vorbehalte: „niemals werde ich auf meine Landeshoheits- und Regierungsrechte zu Gunſten eines Dritten verzichten“*). Als Herzog Wilhelm auf dieſe unklaren und ſchwerlich ehrlich gemeinten Vorſchläge nicht einging, wurde er von dem Flüchtling mit Schmähungen überſchüttet. Wie durfte man ihm zumuthen, auf die Dauer die Statthalterſchaft zu führen für einen Fürſten, der ihn ſoeben mit den Waffen anzugreifen verſucht hatte, der ihn öffentlich als Rebellen und Verräther brandmarkte? Das neue Miniſterium, das er ſich aus tüchtigen Männern gebildet und der gewandten Leitung des Frhrn. v. Schleinitz unterſtellt hatte, war ſchon längſt der Meinung, daß der Herzog die Regierung definitiv übernehmen müſſe**). Wie ein Mann forderte das ganze Land den Uebergang der Herzogskrone an den jüngeren Bruder. Und nun faßte ſich auch der Welfe ſelbſt ein Herz und erklärte dem hannoverſchen Miniſter Stralenheim in hellem Zorne: im Namen Karl's könne er nicht regieren; er wolle auch nicht in die Lage kommen, etwa für einen minderjährigen Sohn ſeines Bruders die Vormundſchaft zu führen, um dann vielleicht den gleichen Undank zu erleben wie einſt König Georg IV. und ſein Alter in Elend und Sorge zu verbringen***). Dieſe Sprache verfehlte in London ihre Wirkung nicht ganz. Legte der junge Welfe die Regentſchaft nieder, ſo mußte der König von Hannover als nächſter Agnat ſie übernehmen, und ſolche Ausſichten erſchienen ſeinen Räthen, nach den bitteren Erfahrungen früherer Jahre, ſehr unheimlich. Daher ſprach ſich Graf Münſter jetzt für Herzog Wilhelm's Anſicht aus: der junge Herr habe auch eine Stimme und könne zur Fortführung der Regentſchaft nicht gezwungen werden†). Nur König Wilhelm IV. wollte ſeine Rechtsbedenken nicht aufgeben; das ungeſtüme Drängen der Braunſchweiger verletzte ſeinen Welfenſtolz, und er ſchrieb dem Neffen: „Die Form, ob Sie in eigenem oder in Ihres Herrn Bruders Namen regieren würden, ſchien mir von weniger Wichtigkeit zu ſein, und ich geſtehe Euer Liebden unverhohlen, daß die daſigen Unterthanen ſich zu viel herausnehmen würden, wenn ſie ſich dem Gebrauche von Formen ſich zu widerſetzen das Anſehen geben würden, welche das Völker- und Fürſten-Recht geheiligt hat††).“

*) H. Karl an K. Friedrich Wilhelm, 1. Jan., an H. Wilhelm 25. 26. Jan. 1831.
**) Schreiben des braunſchweigiſchen Miniſteriums an den hannov. Miniſter v. Stralenheim, 4. 5. Dec. 1830.
***) Stralenheim an Münſter, Braunſchweig 5. December. Reden an Bernſtorff, 28. December 1830.
†) Münſter an Stralenheim 7. Dec., an Reden 17. Dec., an die Geſandtſchaften in Wien, Berlin, Frankfurt, 17. Dec. 1830.
††) König Wilhelm IV. an Herzog Wilhelm, 23. Dec. 1830.

Hinter allen diesen Bedenken stand als schwerstes die Frage der Erbfolge, die bei freiwilligem Verzichte des Herzogs Karl sich leicht lösen ließ, jetzt aber ganz unentwirrbar schien. Wurde dem jüngeren Bruder die Herzogskrone übertragen und dennoch den Nachkommen des älteren, nach der ursprünglichen Absicht aller Agnaten, das Erbfolgerecht vorbehalten, so war mit Sicherheit vorauszusehen, daß Karl, wie vormals Anton Ulrich von Meiningen, aus Bosheit sofort heirathete und eine furchtbare Schaar rechtmäßiger Erben erzeugte; eine ebenbürtige Gemahlin aus einem kleinen mediatisirten Hause hätte sich leicht gefunden. Sollte dann Herzog Wilhelm gehalten sein, die Krone zu Gunsten eines Neffen niederzulegen? Fast noch gefährlicher schien es, den Mannsstamm des jüngeren Bruders kurzweg zur Thronfolge zu berufen. Die Reichsacht alter Zeiten hatte zwar regelmäßig der ungeborenen Nachkommenschaft des Aechters ihre Erbansprüche genommen; aber wie durften die Agnaten eines souveränen Bundesfürsten sich eine solche Strafgewalt anmaßen? Bedenken also und Zweifel überall. Das Bundesrecht gab keine Antwort; ohne die Majestät von Kaiser und Reich war die Frage rechtlich nicht zu lösen. Die Welfen wußten sich wieder nicht zu helfen, und wieder mußte Preußen sie vorwärts treiben.

König Friedrich Wilhelm zeigte sich in diesem Handel überraschend fest und sicher. Wie tief er auch von der Heiligkeit des monarchischen Rechtes durchdrungen war, so sagte ihm doch sein ehrliches Gewissen, daß jedem menschlichen Rechte eine letzte Schranke gesetzt ist. Er hielt es für eine sittliche Pflicht, den deutschen Fürstenstand von einem Unwürdigen zu befreien, und für ein Gebot der Klugheit, der Nation in dieser Zeit der Gährung zu beweisen, daß mindestens das Uebermaß fürstlicher Willkür in Deutschland nicht geduldet werde. Kurz und kühl erwiderte er auf einen neuen Brief des Flüchtlings: die Agnaten und dann der Bund hätten noch einmal zu sprechen, die deutschen Fürsten würden Alles „aus dem Gesichtspunkt fürstlicher Ehre und Würde in sorgfältige Erwägung ziehen*)". Weder die legitimistischen Doctrinen seines Schwagers Karl von Mecklenburg noch die Bitten der braunschweigischen Verwandtschaft vermochten ihn umzustimmen. Als Karl's Großmutter, die greise, halb erblindete Markgräfin Amalie von Baden und deren Tochter, die Königin-Wittwe Karoline von Baiern ihm nach Frauenart vorstellten, der Verbannte werde durch „sein schreckliches Unglück" hoffentlich gebessert werden, da antwortete der König: „Zur

*) König Friedrich Wilhelm an Herzog Karl, 19. Jan. 1831.

Wiederherstellung der Ordnung im Herzogthum und zur Sicherung der Ruhe in den Nachbarlanden giebt es nur das eine Mittel: die Regierungsunfähigkeit, wovon Herzog Karl nur zu arge Proben gegeben hat, förmlich anzuerkennen und die Staatsgewalt in den Händen seines Bruders gesetzlich zu befestigen*)."

In diesem Sinne war auch die neue Denkschrift gehalten, welche das Auswärtige Amt am 9. Jan. 1831 dem hannoverschen Gesandten Reden für die Agnaten übergab. Sie führte aus: nachdem die Statthalterschaft durch Karl's letzte Schritte unmöglich geworden, sollten die Agnaten nicht als Richter auftreten, sondern lediglich die Thatsache der „absoluten Regierungsunfähigkeit" des Herzogs feststellen. „Eine in Ausübung der Regierungsgewalt bewiesene Bösartigkeit, welche gerade wegen der dabei vorhandenen völligen Zurechnungsfähigkeit die Gemüther seiner Unterthanen gegen ihn empört hat", macht ihn unfähig zu regieren, „weil der Eindruck seiner Handlungen nicht ausgelöscht zu werden vermag". Solche Pflichtverletzungen würden, von einem Privatmann begangen, nicht zur Entmündigung führen, sondern „ganz andere Folgen haben". Ist die Thatsache der Regierungsunfähigkeit Karl's durch die Agnaten förmlich anerkannt, so übernimmt Herzog Wilhelm, nicht durch Uebertragung, sondern kraft seines eigenen Rechtes als nächster Erbe ohne Weiteres die Krone. Die schwierige Frage des Erbfolgerechtes der Nachkommen wird für jetzt offen gelassen, da die herzoglichen Brüder beide noch unvermählt sind, und gegebenen Falles späterhin noch eine Entscheidung getroffen werden kann.

So Preußens Rath. In einer ergänzenden Denkschrift gestand Eichhorn nachher selber: diese Sätze „sind wirklich als ein Extrem zu betrachten, über welches ohne Verletzung des Legitimitätsprincips nicht hinausgegangen werden könnte**)". In Wahrheit enthielten Preußens Vorschläge schon einen offenbaren Bruch des legitimen Rechtes; denn sie verlangten, daß ein unverantwortlicher Souverän zur Strafe für seine Unthaten abgesetzt würde. Dies ließ sich rechtlich um so weniger begründen, da Herzog Karl nicht einmal förmlich gehört wurde, und der Rath der Agnaten nur aus den regierenden Herren der beiden welfischen Linien bestand, von denen der eine, Herzog Wilhelm, unzweifelhaft ein Usurpator wider Willen war. Aber nach Allem, was geschehen, war der Rechtsbruch unvermeidlich, an die Wiederherstellung

*) Markgr. Amalie an K. Karoline, 30. Nov. K. Karoline an K. Friedrich Wilhelm, 3. Dec. Antwort, 16. Dec. 1830.

**) Denkschriften des Auswärtigen Amtes: für die Agnaten 9. Januar, für den Wiener Hof 4. März 1831.

des Vertriebenen ließ sich gar nicht mehr denken, und entschloß man sich einmal anzuerkennen, daß Noth kein Gebot kennt, so blieb es immerhin noch der leidlichste Ausweg, wenn der jüngere Bruder kraft Geburtsrechts in die Stelle des Entthronten eintrat. Die Vertagung der Erbfolgefrage ergab sich von selbst aus der Verlegenheit, denn aus einem Rechtsbruche lassen sich Rechtsgrundsätze schlechterdings nicht ableiten. Man scheute sich die Rechtsverletzung weiter zu treiben, als es die Nothlage des Augenblicks verlangte, und die Nachkommenschaft Herzog Karl's ihrer Erbansprüche geradezu zu berauben; aber man wollte diese Rechte auch nicht ausdrücklich anerkennen, damit nicht Karl eine Ehe schlösse, welche die Verwirrung in dem Ländchen nur steigern konnte. Warum der Zukunft vorgreifen? War es nicht möglich, daß eine förmliche Entscheidung der Frage ganz überflüssig wurde? daß der ausschweifende Karl frühzeitig kinderlos starb und dann das Thronfolgerecht der Nachkommen Herzog Wilhelm's unanfechtbar dastand? Solche Erwägungen lagen nahe genug. Schon während der Verhandlungen der letzten Monate hatten beide welfische Höfe, zuerst Braunschweig, dann Hannover, die Meinung geäußert, man handle vielleicht am klügsten, wenn man die „allerdings delicate" Erbfolgefrage vorderhand unberührt lasse*).

Als nun die Vorschläge Preußens einliefen, ergriffen die Agnaten nochmals mit Freuden die dargebotene Hand. Der Herzog von Cambridge besprach sich im Januar persönlich mit Herzog Wilhelm; die beiden Höfe eigneten sich sogar den Wortlaut der preußischen Denkschrift großentheils an und ließen am 10. März im Bundestage erklären: nachdem sie die Ueberzeugung von der absoluten Regierungsunfähigkeit des Herzogs Karl gewonnen hätten, sei die Regierung des Herzogthums als erledigt anzusehen und nunmehr definitiv auf den nächsten Agnaten Herzogs Wilhelm übergegangen.

Welch ein Aufruhr am Bundestage, als diese Erklärung verlesen wurde! Schon auf die erste Andeutung, daß Herzog Wilhelm die Krone für sich verlange, hatte Metternich dem preußischen Gesandten in hellem Zorne zugerufen: „Ich kann und will es noch nicht glauben. Sollte dies aber wider Verhoffen die eigene Ansicht dieses jungen Fürsten sein, so würde ich darin nur mit Bedauern einen Beweis finden können, daß derselbe nicht würdig sei, die ihm anvertraute Stellung auszufüllen**)." Sein legitimistischer Feuereifer verwickelte den Staats-

*) Zuerst das braunschweigische Ministerium in seiner Denkschrift für Stralenheim vom 4. December 1830.

**) Maltzahn's Bericht, 7. Jan. 1831.

kanzler in die seltsamsten Widersprüche. Die absolute Regierungsunfähigkeit des Herzogs Karl gestand er ausdrücklich zu, und gleichwohl verlangte er in einer Denkschrift für den Hof von Hannover, daß Herzog Wilhelm nur die Statthalterschaft für seinen Bruder führen, die Braunschweiger ihm nicht huldigen, sondern nur einen Paritions-Eid leisten dürften. Diese Sophismen gefielen ihm selber so wohl, daß er sie auch nach Berlin sendete und mit gewohnter Anspruchslosigkeit dazu bemerkte: „Wir schmeicheln uns, diese Ausführung als streng correct bezeichnen zu dürfen*)." Und doch war eine gegen den ausgesprochenen Willen des legitimen Fürsten geführte Statthalterschaft um kein Haarbreit rechtmäßiger als eine usurpirte Herzogswürde. Darauf entspann sich ein sehr lebhafter Meinungsaustausch zwischen den beiden Großmächten. Metternich blieb hartnäckig bei seiner Behauptung, daß allein die illegitime Statthalterschaft der „Correctheit" entspreche; der kaiserliche Hof müsse freilich, um die Braunschweiger nicht aufzuregen, Alles geschehen lassen, was die Agnaten beschlössen; doch unmöglich könne er ihrer Erklärung zustimmen, die „auf eine so unnöthige sophistische und empörende Weise alle Grundsätze der Legitimität über den Haufen werfe"**). Das Alles klang so räthselhaft, daß man in Berlin anfangs an ein Mißverständniß glaubte. Da erfuhr man durch den österreichischen Gesandten Hruby in Hannover, daß Kaiser Franz selber und seine dem Braunschweiger nahe verwandte bairische Gemahlin hinter Metternich standen. Nun war keine Hoffnung mehr; am 24. März ließ Bernstorff nach Wien schreiben, er bedauere, daß eine Verständigung mit Oesterreich unmöglich sei***). Wenn die Großmächte sich nicht einigen konnten, so noch weit weniger die anderen Bundesstaaten. Ein kläglicher Anblick, wie die kleinen Ameisen in dem Sandhaufen des Bundesrechts ängstlich durch einander wimmelten, nachdem der Stecken der Revolution seine Furchen querdurch gezogen hatte. Wieder begann Graf Münch seine alten Künste, und wieder zog der Streit sich unabsehbar in die Länge.

Mittlerweile gestaltete sich die Lage des Herzogthums täglich unleidlicher. Die Braunschweiger nannten den jungen Welfen in Reden und Schriften „unseren rechtmäßigen, durch den Willen des Volkes erwählten Fürsten", sie waren mit ihrer revolutionären Rechtsweisheit längst im Reinen. Ihr Ober-Apellationsrath K. F. v. Strombeck, ein

*) Metternich, Promemoria an den hannov. Gesandten v. Bodenhausen 29. Jan., an Trauttmansdorff 4. Febr. 1831.
**) Maltzahn's Bericht, Wien 4. März 1831.
***) Graf Maltzan's Bericht, Hannover 6. März. Weisung an Frhrn. v. Maltzahn in Wien, 24. März 1831.

Bureaukrat aus der Schule des Königreichs Westphalen, hatte ihnen schon bald nach dem Schloßbrande in einer Flugschrift die Frage beantwortet: „Was ist Rechtens, wenn die oberste Staatsgewalt dem Zwecke des Staatsverbandes entgegenhandelt?“ Da wurden aus der alten, von der historischen Rechtsschule längst überwundenen, Staatsvertragslehre schnellfertig kecke Schlüsse gezogen, die der Halbbildung einleuchten mußten: wenn der Fürst seine Vertragspflichten verletzt, so sind die Unterthanen ihrerseits berechtigt ihm den Gehorsam aufzukündigen. Die neue Regierung fühlte selbst sehr lebhaft, daß solche Doctrinen das Wesen der Monarchie aufheben; sie hätte ihren unbequemen Vertheidiger gern bestraft, aber sie wagte es nicht, weil sie Unruhen besorgte*). Ihre Furcht stieg noch als im März ruchbar wurde, daß die Erklärung der Agnaten im Bundestage auf Widerspruch gestoßen sei. Länger wollte das Land die quälende Ungewißheit nicht mehr ertragen; mit wachsender Erbitterung besprach man die Lage, und schon ward die Frage laut, ob man nicht durch Selbsthilfe dem zaudernden Bundestage zuvorkommen solle. Am 25. April stand das Geburtsfest des Herzogs Wilhelm bevor, das ganze Ländchen rüstete sich den Tag festlich zu begehen. Wie nun, wenn alle Gemeinden dann gleichzeitig dem neuen Landesherrn freiwillig den Huldigungseid leisteten? Der Plan konnte sehr leicht gelingen, er entsprach den allgemeinen Wünschen und Herzog Wilhelm war nicht der Mann, ihn gewaltsam zu hintertreiben; gelang er aber, so erlebte Deutschland das für einen Fürstenbund hochgefährliche Beispiel einer demokratischen Fürstenwahl, und wer sollte dann die vollzogene Kundgebung der Volkssouveränität rückgängig machen?**)

Der junge Welfe war in Verzweiflung. Das stand ihm fest, daß er nur als Herzog, nicht als Statthalter seines erklärten Feindes regieren konnte; aber wenn die Bundesversammlung ihm die Thronbesteigung nicht gestatten wollte, dann war er schon halb entschlossen die Regierung niederzulegen und sofort abzureisen. Von Hannover hatte er rasches Eingreifen nicht zu erwarten; dort war der Bedenklichkeiten abermals kein Ende und nur der eine Rath zu erlangen, daß man „mit der äußersten Vorsicht verfahren“ müsse***). So blieb wieder nur Preußens Hilfe übrig. Am 7. April zeigte der Herzog seinem

*) Schreiben des braunschw. Ministeriums an den Bundesgesandten v. Marschall, 21. Nov. 1830.

**) Berichte des Grafen Maltzan, Hannover 29. März, 1. April. Graf Veltheim an Bernstorff, 11. April 1831.

***) Schleinitz an Stralenheim, 8. März, Antwort 14. März. Graf Bremer, Ministerialschreiben an das braunschw. Ministerium, Hannover 2. April 1831.

Freunde Wittgenstein an, daß er den Grafen Veltheim, den er inzwischen in sein Ministerium berufen hatte, abermals mit vertraulichen Aufträgen nach Berlin senden werde.

Noch ehe Veltheim eintraf, hatte der preußische Hof seinen Entschluß gefaßt. Als Schutzmacht des deutschen Nordens konnte Preußen es nicht verantworten, daß der unsichere Zustand in dem Herzogthume noch länger währte; die von den Braunschweigern geplante eigenmächtige Huldigung mußte auf jeden Fall verhindert werden. Darum sollte Herzog Wilhelm sofort als rechtmäßiger Erbe des durch die Agnaten für regierungsunfähig erklärten Herzogs die Krone übernehmen und noch vor seinem Geburtstage den Unterthanen die Eidesleistung anbefehlen. Eine richterliche Entscheidung über den Beschluß der Agnaten stand dem Bundestage nicht zu; er hatte nur das Recht den neuen Herzog als Mitglied des Deutschen Bundes anzuerkennen, und diese Anerkennung konnte er auch nachträglich, nach erfolgtem Regierungswechsel aussprechen. In solchem Sinne antwortete Bernstorff auf Veltheim's Frage, was nun zu thun sei; er bedauerte, daß die Uneinigkeit des Bundestags zu solchen Schritten nöthige, aber Preußen habe seine Ansicht nie verhehlt und werde den jungen Herzog auch jetzt nicht verlassen*). Bei den guten Rathschlägen blieb es nicht. Eichhorn selbst, der diesen Handel ebenso eifrig betrieb wie die Zollvereinssache, prüfte die von Veltheim vorgelegten Entwürfe für das Patent, das der Herzog vor seinem Regierungsantritt erlassen sollte, und da er sie alle ungenügend fand, so schrieb er eigenhändig ein neues Patent**). Mit einer Abschrift davon eilte Veltheim nach Braunschweig zurück. Also des preußischen Beistandes sicher schöpfte der junge Herzog frischen Muth; er nahm den Entwurf Eichhorn's Wort für Wort an und sendete gerührt seinen Dank: „Ohne den kräftigen Beistand, welchen der königliche Hof dieser für mich und das Land so hochwichtigen Angelegenheit hat angedeihen lassen, wäre sie wohl nie zu dem erwünschten Ziele gelangt***)."

Am 20. April überraschte er sein Land durch die Veröffentlichung des Patents. Eichhorn hatte die Worte so gewählt, daß der Bundestag an der vollendeten Thatsache nichts mehr ändern konnte; nachdem der Herzog seinen Regierungsantritt verkündigt und vor dem Lande gerechtfertigt hatte, schloß er einfach: mit der Ableistung des neuen Hul-

*) Eichhorn, Weisung an Graf Maltzan, 8. Apr. Bernstorff an Veltheim, 14. Apr. 1831.

**) Eichhorn, Entwurf für das Patent des Herzogs Wilhelm, o. D., am 16. April 1831 von Graf Veltheim zurückgeschickt.

***) Herzog Wilhelm an Wittgenstein, 16. 19. April 1831.

digungseides werde die definitive Anordnung, wozu der Bund die Agnaten eingeladen, „bewirkt sein", und die Bundesversammlung davon benachrichtigt werden. Die Braunschweiger frohlockten. Wie alle die freiheitsstolzen Bürger der constitutionellen Kleinstaaten waren sie gewohnt auf die preußische Knechtschaft tief herabzublicken; sie ließen sich's nicht träumen, daß das Patent ihres volksfreundlichen Wilhelm's im Berliner Auswärtigen Amte geschrieben war. Fünf Tage darauf konnten sie nun wirklich, wie sie gewünscht, den Geburtstag ihres neuen Landesherrn durch die allgemeine Huldigung feiern; aber die Eidesleistung erfolgte nunmehr auf Befehl des Herzogs, nicht durch Volksbeschlüsse. In schwungvoller Rede feierte Bürgermeister Bode „den Fürsten, der wie auf Windesflügeln in seine furchtbar bewegte Stadt eilte". Der junge Welfe dankte dem Grafen Bernstorff nochmals vertraulich für seine „bleibenden Verdienste" um Braunschweig und schrieb an Wittgenstein: „Auch für mich war es ein Tag der Freude, welche vollkommen gewesen sein würde, hätte ich des betrübenden Gedankens an meinen Bruder dabei mich erwehren können"*).

Dergestalt war die Frage ohne den Bundestag entschieden, und in dieser unglücklichen Versammlung ward das Zerwürfniß täglich größer. Zu den unbestreitbaren schweren Rechtsbedenken gesellten sich jetzt noch das Gefühl beleidigter Würde und der allezeit wache Argwohn gegen Preußen. Schon als die Agnaten ihre Erklärung einreichten, gelangte die in Frankfurt blühende Klatscherei bald auf die rechte Fährte, und Nagler meldete: „Wahrscheinlich hat Hannover das Geheimniß wenig bewahrt, daß die von ihm aufgestellten Ansichten und Maximen größtentheils von Preußen ihm suppeditirt seien." Nach dem letzten Schritte Herzog Wilhelm's ließ Bernstorff überall, selbst in Wien, offen aussprechen, daß der preußische Hof dazu gerathen habe. Ueber den Verfasser des Patents sagte er allerdings nichts; diese Enthüllung hätten die Nerven der deutschen Souveräne schwerlich vertragen**).

So war denn Oesterreichs Ränken Thür und Thor geöffnet. Während Metternich treuherzig versicherte, er verhalte sich ganz leidend***), warben seine Leute in Frankfurt Tag für Tag Stimmen gegen Preußen, die gewohnte Parteistellung verschob sich gänzlich. Neben Münch und seinem Schatten Leonhardi standen nicht nur der unwandelbare Kurhesse und der eifrigste Reaktionär der Versammlung, der Holsteiner Pechlin, sondern auch der Oldenburger Both, weil sein braver Großherzog sich

*) Herzog Wilhelm an Bernstorff, 26. April, an Wittgenstein, 26. April 1831.
**) Nagler's Bericht, 7. März. Weisung an Maltzahn in Wien, 12. Mai 1831.
***) Maltzahn's Bericht, 25. April 1831.

nicht entschließen konnte, die Folgen eines Aufruhrs anzuerkennen. Andere Souveräne betrachteten die Frage einfach als Familiensache. In Darmstadt neigte sich du Thil der preußischen Ansicht zu, aber Prinz Emil setzte durch, daß man den Vetter Karl nicht im Stiche ließ. Ebenso dachte der Dresdner Hof, der sogar im Voraus verlangte, daß Karl's künftige Kinder nicht von ihrem revolutionären Oheim, sondern vom Könige von Hannover erzogen werden sollten. Selbst der König von Württemberg ließ sich, gegen den Rath seiner Minister, durch dynastische Rücksichten bestimmen. Nicht einmal auf ihren eigenen Gesandten, den Nassauer Marschall konnte sich die braunschweigische Regierung unbedingt verlassen. Dieser Vertraute Metternich's erweckte allgemeinen Argwohn durch seine fast übermenschliche Unparteilichkeit, er hatte noch Vollmacht von Herzog Karl und empfing zugleich die Weisungen Herzog Wilhelm's; abwechselnd Revolutionär und Legitimist überreichte er dem Bundestage bald die Erklärungen des jüngeren bald die des älteren Bruders und sagte sich selber die gröbsten Beleidigungen ins Gesicht. Dagegen ging Preußens alter Feind Blittersdorff diesmal mit Nagler zusammen, desgleichen Mecklenburg, die Ernestiner, die Hansestädte. Bei König Ludwig von Baiern hatten die flehentlichen Bitten seiner Stiefschwestern und der Königin Wittwe nichts ausgerichtet; nach einigem Zögern entschied er sich für die Erklärung der beiden Welfenhöfe: von Nebenbestimmungen müsse man absehen, da sie „theils der Beurtheilung der hohen Agnaten zustehen, theils auf Voraussetzungen zielen, welche noch nicht eingetreten sind“ *).

Am 11. Mai, zwei volle Monate nach dem Antrage der Agnaten, erwartete man endlich den Schluß der Verhandlung. Die Stimmen standen, acht gegen acht. Mit Spannung sahen Alle der Abstimmung Luxemburgs entgegen; sie allein fehlte noch und mußte den Ausschlag geben. Die Instruction aus dem Haag war noch immer nicht eingetroffen. Der luxemburgische Gesandte aber, Graf Grünne, stammte aus einem Geschlechte, das im österreichischen Dienste emporgekommen war; er zählte zu Münch's Vertrauten und bot willig seine Hand zu einem jener Ueberraschungsscherze, welche die k. k. Bundespolitik mit Hilfe der dehnbaren Präsidialrechte so meisterhaft aufzuführen verstand. Münch war, wie Metternich dem preußischen Gesandten selbst gestand, durch die Hofburg angewiesen, „die ferneren Bundesbeschlüsse an die neuesten faktischen Vorgänge anzuknüpfen“ **), und diesem Befehle gemäß kartete er sein Spiel mit dem Luxemburger ab. Statt einfach anzuzeigen, daß

*) K. Ludwig v. Baiern, Weisung an Lerchenfeld, 2. Mai 1831.
**) Maltzahn's Bericht, Wien 2. Mai 1831.

er noch keine Weiſung habe und mithin die Schlußziehung noch vertagt werden müſſe, bemerkte Graf Grünne gemüthlich: durch Herzog Wilhelm's Regierungsantritt habe ſich der Stand der Sache verändert, und es ſcheine vor Allem erforderlich zu vernehmen, wie die Bundesregierungen „dieſen unerwarteten Vorſchritt" beurtheilten. Die Erklärung wurde nicht nur ganz eigenmächtig abgegeben, ſie verſtieß auch offenbar gegen die Geſchäftsordnung, da lediglich der Antrag der Agnaten zur Abſtimmung ſtand.

Gleichwohl ging der pflichtgetreue Präſidialgeſandte ſofort darauf ein und hielt einen langen, unverkennbar wohlvorbereiteten Vortrag über die Thronbeſteigung des jungen Welfen. Er verdammte dieſe „höchſt bedauernswerthe Thatſache" mit ſcharfen, gradezu beleidigenden Worten; er behauptete, das Anſehen des Bundes ſei verletzt durch die vorgreifende, keineswegs gerechtfertigte Handlungsweiſe des Herzogs, und ſchloß mit dem Antrage: der Bundestag möge den Vorgang in ſein Protokoll verzeichnen, den Regierungen alles Weitere anheimſtellen, aber zugleich ausſprechen, daß „dieſe, ohne Zuthun des Bundes vollzogene Anordnung" die Rechte der Nachkommen Herzog Karl's nicht beeinträchtigen könne. Alsbald erhob ſich Nagler um Verwahrung einzulegen wider einen Antrag, der, ohne die Regierungen auch nur zu befragen, im Voraus eine Rüge gegen das Verfahren des Herzogs ausſprechen wolle; ein ſolcher aus dem Stegreif gefaßter Beſchluß ſei null und nichtig*). Aber die öſterreichiſche Partei hielt bei ihrem Führer aus; nur zwei Stimmen vertauſchten ihre Stelle, Mecklenburg ging zu Oeſterreich, Württemberg zu Preußen über. Die k. k. Ueberrumpelung gelang vollkommen. Da über dieſen unvermutheten Vorſchlag Niemand inſtruirt war, ſo ſtimmte auch Graf Grünne wohlgemuth mit, und Dank dem Luxemburger wurde Münch's Antrag mit einer Stimme Mehrheit angenommen. Welch ein Ergebniß! Nach zwei Monaten hatte der Bundestag über die Erklärung der Agnaten noch immer nichts entſchieden, wohl aber durch einen rechtlich anfechtbaren und praktiſch unwirkſamen Beſchluß ſeinen Aerger bekundet wegen der Huldigung der Braunſchweiger.

Kaiſer Franz ſtand nicht an, dem jungen Herzoge ſelber auszuſprechen, daß er dieſen Bundesbeſchluß billige: „Ich bin es den Grundſätzen, welche mir während einer neununddreißigjährigen Regierung der mir von der Vorſehung anvertrauten Staaten zur Richtſchnur dienten, ſchuldig, Ew. Liebden frei und offen zu bekennen, wie ſehr ich Ihren ſo bedenklichen Schritt bedauere"**). Preußen aber ſetzte alle Hebel ein um endlich die

*) Nagler's Berichte, 11. 21. 25. Mai 1831.
**) K. Franz an H. Wilhelm 30. März 1831.

Anerkennung des Beschlusses der Agnaten zu erwirken. Zunächst galt es, die luxemburgische Stimme, die allein noch ausstand, für Preußen zu gewinnen. Dies gelang dem Gesandten im Haag, dem Grafen Truchseß, ohne besondere Mühe, weil der König der Niederlande alle deutschen Angelegenheiten mit vollkommener Gleichgiltigkeit betrachtete und wegen der belgischen Wirren auf Preußens Freundschaft rechnen mußte*). Am 30. Juni erklärte Graf Grünne zum allgemeinen Erstaunen, er sei jetzt angewiesen, sich den Anträgen der Agnaten anzuschließen. Damit war also endlich die Mehrheit für Preußen gesichert, und wenn der Präsidialgesandte seiner Pflicht gemäß nunmehr einen Beschluß fassen ließ, so wurde die Regierung des Herzogs Wilhelm von Bundeswegen anerkannt. Oesterreich aber wollte seine Niederlage nicht eingestehen, Münch verzögerte den Beschluß unter nichtigen Vorwänden von Woche zu Woche. Und währenddem begannen Preußens Parteigenossen selber unsicher zu werden. König Ludwig von Baiern schrieb seinem Bundesgesandten: eine Schlußziehung scheine nicht mehr nöthig: genug wenn alle Regierungen einzeln den neuen Herzog anerkennten. Selbst der hannoversche Hof fiel wieder in seine gewohnte Bedachtsamkeit zurück. Minister v. Ompteda in London gestand dem preußischen Gesandten, seine Regierung wolle mit Oesterreich nicht brechen und darum für jetzt nichts weiter thun**). So ward denn wieder zweifelhaft, ob die mühsam gewonnene Mehrheit bei der Schlußziehung noch zusammenhalten werde. Zu Alledem kam ein schweres Rechtsbedenken, das schon früher von Preußen ausgesprochen, aber nicht beachtet worden war. Die Frage betraf offenbar jura singulorum, nach strenger Auslegung des Bundesrechts konnte sie nur durch einstimmigen Beschluß des Bundestags entschieden werden, und dies war undenkbar.

Angesichts dieser Unmöglichkeit begannen beide Großmächte allmählich zu fühlen, daß sie den unlösbaren und zwecklosen Streit in der Stille beilegen mußten; sie bedurften einander in der deutschen wie in der europäischen Politik. Preußen hatte in der Sache seinen Willen durchgesetzt. Herzog Wilhelm's Regierung bestand, alle deutschen Höfe unterhielten mit ihr amtlichen Verkehr, außer dem entthronten Fürsten wagte Niemand mehr ihre Berechtigung offen anzufechten. Wenn es noch gelang, ihr auf einem neuen Wege mindestens die mittelbare Anerkennung des Bundestags zu verschaffen, so war sie rechtlich gesichert und Alles erlangt was sich nach einem Rechtsbruche überhaupt erreichen ließ.

*) Waldburg-Truchseß's Bericht, 9. Juni. Grünne an Nagler, 29. Mai 1831.
**) K. Ludwig von Baiern, Weisung an Lerchenfeld, 2. Aug. Bülow's Bericht, London 17. Sept. Verbalnote der hannov. Gesandtschaft an Bernstorff, 31. Oct. 1831.

Eben diesen Versöhnungsantrag brachte Metternich nach langen Verhandlungen im April 1832 dem preußischen Hofe entgegen. Oesterreich schlug vor, der braunschweigische Gesandte solle beim Bundestage eine neue Vollmacht einbringen und diese dann mit einer kurzen Erklärung, wofür zwei verschiedene Formeln beilagen, amtlich entgegengenommen werden. Preußen ging auf den Vorschlag ein und wählte die ihm zusagende Formel; auch die welfischen Höfe erklärten sich einverstanden*). Demnach legitimirte sich Marschall am 12. Juli 1832 zur Fortführung der braunschweigischen Stimme, indem er eine Vollmacht des Herzogs Wilhelm vorlegte. Der Bundestag aber beschloß sofort einstimmig, diese Vollmacht anzunehmen, „da nach den vorangegangenen Verhandlungen Se. Durchlaucht als stimmführendes Bundesglied in der Bundesversammlung zu betrachten ist".

Mit diesem Possenspiele fanden die Bundesverhandlungen über die braunschweigische Frage ihren würdigen Abschluß. Der hochconservative Marschall nahm sich als Gesandter eines illegitimen Fürsten ganz ebenso seltsam aus wie die hohe Versammlung insgesammt, da sie einen Beschluß faßte, der einer Selbstverhöhnung gleichkam. Sie hatte am 2. December 1830 den Herzog Wilhelm gebeten, die Regierung „bis auf Weiteres" zu führen, und sodann am 11. Mai 1831 ihm ihren Unwillen über seine eigenmächtige Thronbesteigung sehr unhöflich ausgesprochen; über alles Andere war sie nicht einig geworden, und gleichwohl behauptete sie jetzt, daß der Herzog nach den vorangegangenen Verhandlungen als Bundesglied zu betrachten sei! Zu solchen Widersprüchen führte der legitimistische Trotz, der die vollendeten Thatsachen wohl verwünschen, doch nicht streichen konnte. War es zu verwundern, wenn die Liberalen mehr und mehr in das Fahrwasser des Partikularismus hinübertrieben? Von dieser Centralgewalt hatte die Nation selbst in dringender Nothlage nichts zu erwarten.

Die anhaltende Feindseligkeit des vertriebenen Herzogs zwang die welfischen Höfe unterdessen neue Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen. Am 24. October 1831 vereinbarten sie ein Hausgesetz, kraft dessen fortan für alle Ehen der Welfen die Einwilligung des regierenden Herrn der Linie nachgesucht werden mußte. Alle englischen Prinzen unterzeichneten das Gesetz, der hannoversche Thronfolger Ernst August von Cumberland freilich erst nach langem Sträuben. Dieser fanatische Legitimist wollte von dem Aufstande der Braunschweiger und allen seinen Folgen nichts hören; erst nach Jahren versöhnte er sich mit dem Usurpator Wilhelm, und sein

*) Metternich, Weisung an Trauttmansdorff, 25. April. Weisung an Nagler, 7. Mai. Münchhausen an Bernstorff, 26. Mai 1832.

Leben lang hielt er fest an der Meinung, daß den Nachkommen des älteren Bruders die Thronfolge gebühre*). Karl's Unterschrift fehlte natürlich, und da er zudem sich selber für den regierenden Herrn seiner Linie ansah, so blieb die braunschweigische Erbfolgefrage auch jetzt noch unentschieden. Durch seine Rüstungen nöthigte er sodann die Agnaten sein Vermögen unter Curatel zu stellen — ein hartes Verfahren, das zu widerwärtigen Processen führte und von den französischen Gerichten nicht als rechtsgiltig anerkannt wurde. Dabei stellte sich heraus, daß er nahezu 350000 Thaler dem Lande entwendet hatte — 118000 Thlr. englische Subsidien, das Uebrige durch widerrechtlichen Verkauf von Kammergütern — immerhin weit weniger als sein erbittertes Völkchen glaubte. Auch das herrliche Mantuanische Onyxgefäß und andere Kleinodien des Hauses Bevern hatte er ins Ausland mitgenommen.

Da die Agnaten aus Rathlosigkeit die Frage der Thronfolge offen gelassen hatten, so ergab sich als nothwendige, aber keineswegs beabsichtigte Folge, daß keiner der beiden feindlichen Brüder sich vermählen konnte. Als stolzer Welfe wünschte Herzog Wilhelm eine Gemahlin aus großem Hause, doch alle seine geheimen Bemühungen blieben vergeblich; die vornehmeren Höfe trugen allesammt Bedenken, die Nachkommenschaft ihrer Töchter einer ungewissen Zukunft preiszugeben**). Die Braunschweiger wußten wenig von diesen Mißerfolgen ihres Herzogs; sie beschworen ihn wieder und wieder, daß er den alten Heldenstamm nicht aussterben lasse, die Städte Braunschweig und Wolfenbüttel baten einmal sogar in einer feierlichen Adresse um eine Landesmutter***). Alles umsonst. Nach und nach ward das Volk mißtrauisch. Seltsame Gerüchte liefen um, und der vertriebene Landesherr nährte sie geflissentlich durch seine Brandschriften. Die böse Welt fragte nach ihrer Gewohnheit: wem bringt das Aussterben der braunschweigischen Linie Vortheil? — und da die Antwort nur lauten konnte: dem Hause Hannover — so bildete sich bald ein kunstvolles Lügengewebe, das unzerstörbar fest erschien, weil alle seine Fäden eng verknotet waren. Man glaubte allgemein, die hannoverschen Welfen hätten Erbschleicherei getrieben und dem Herzog Wilhelm gegen das Versprechen der Ehelosigkeit zur Krone verholfen, Preußen aber sei Hannovers ergebener Schildknappe gewesen. Es war das genaue Gegentheil der Wahrheit. Die treibenden Kräfte

*) Canitz's Bericht, Hannover 10. Jan. 1838.

**) Diese auch durch andere Zeugnisse beglaubigte Thatsache wird als allen Höfen wohlbekannt und als abschreckendes Beispiel angeführt von Herzog Karl von Mecklenburg (in seiner Denkschrift über die Heirath des Herzogs von Orleans 1837).

***) Canitz's Bericht, Hannover 28. April 1839.

bei dem Handel waren einerſeits das braunſchweigiſche Volk, das ſeinen böſen Herzog für alle Zukunft beſeitigen, andererſeits die Krone Preußen, die den anarchiſchen Zuſtand an ihrer Grenze raſch und endgiltig ordnen wollte. Die Welfen wurden allein durch die Macht der Verhältniſſe gedrängt: Herzog Wilhelm etwas ſchneller, weil ihm die Noth auf den Nägeln brannte, König Wilhelm langſamer und ganz wider Willen. Vom Anfang bis zum Ende zeigten die Hannoveraner eine ſchwerfällige, aber ehrenwerthe Gewiſſenhaftigkeit; nur den Uneingeweihten erſchienen ſie fälſchlich als die Führer, weil Preußen ſie abſichtlich am Bundestage ſtets voraugehen ließ.

Zweiundvierzig Jahre lang hat Herzog Karl dann noch im Auslande gelebt, eine Schande des deutſchen Namens. Die gute Geſellſchaft zog ſich in London wie in Paris bald von ihm zurück; nur einzelne überſpannte Radicale, wie der ehrliche Thomas Duncombe, ſchenkten ſeinen demokratiſchen Kraftworten Glauben. Halb Geizhals halb Verſchwender vermehrte er den geretteten, ſehr anſehnlichen Theil ſeines Vermögens durch glückliches Börſenſpiel und legte ſich die ſchönſte Juwelenſammlung der Erde an; dann praßte er wieder mit einem Geſindel von Dirnen und Glücksrittern. Die Engländer fanden übrigens den Vollbart des „Diamantenherzogs“ noch weit anſtößiger als ſeinen ſittlichen Wandel. Unabläſſig arbeitete er für ſeine Rückkehr, obgleich er daheim gar keinen Boden mehr hatte und nur ein einzigesmal eine ganz unbedeutende karliſtiſche Verſchwörung in Braunſchweig entdeckt wurde. Er plante mit einer franzöſiſchen Freiſchaar in Deutſchland zu landen. Da die Regierung Ludwig Philipp's dieſe Anſchläge vereitelte, ließ er ſeine Leute wieder den gewohnten demagogiſchen Federkrieg beginnen und ſchilderte ſelber ſeine Erlebniſſe nicht ohne ſchriftſtelleriſches Geſchick, aber mit ſchamloſer Verlogenheit, in den Denkwürdigkeiten Karl's von Eſte. In London lernte er einen anderen Prätendenten kennen, von reicherem Kopfe und ärmerem Beutel, den Prinzen Ludwig Napoleon. Die Beiden fanden ſich zuſammen und verpflichteten ſich durch einen förmlichen Vertrag, einander durch Geld und Waffen zu ihren Rechten zu verhelfen; Karl verſprach außerdem, „womöglich aus dem ganzen Deutſchland eine einige Nation zu machen und ihm eine dem Fortſchritt des Zeitalters angemeſſene Verfaſſung zu geben“*). Als aber ſein Bundesgenoſſe den Staatsſtreich des zweiten Decembers wagte, da floh der Welfe wieder vor dem Donner der Kanonen; zurückgekehrt fand er bei dem neuen Kaiſer nur laue Unterſtützung, weil er

*) Abgedruckt in T. H. Duncombe, the life and correspondence of T. S. Duncombe. II. 10.

ihm ſelber von ſeinem Reichthum wenig abgegeben hatte. Und als nachher die Heere des geeinten Deutſchlands gegen Paris zogen, da flüchtete er ſich nochmals vor ſeinen Landsleuten und eilte nach Genf. Dieſer Stadt vermachte er ſein ganzes Vermögen, denn ſeinem Vaterlande gönnte er nichts, und um ſein verlorenes Leben noch mit einer höhniſchen Bosheit abzuſchließen legte der kleine deutſche Despot den Schweizer Republikanern die Verpflichtung auf, ihm ein prächtiges Denkmal, gleich den Gräbern der Scaliger, zu errichten.

Dem Braunſchweigiſchen Lande gereichte der Thronwechſel zum Segen. Das Herzogthum blieb unter dem Miniſterium Schleinitz zwei Jahrzehnte lang einer der beſtverwalteten Kleinſtaaten; ſein Landtag beſaß an dem liberalen Juriſten Karl Steinacker einen begabten Redner und behauptete unter den kleinen deutſchen Parlamenten ein gutes Anſehen. Im Jahre 1832 wurde eine neue Verfaſſung vereinbart; ſie gab den Bürgern und Bauern eine ſtärkere Vertretung und bewies durch die That, daß der Umſchwung keineswegs, wie der flüchtige Herzog behauptete, blos durch den Adel bewirkt worden war. Eine verſtändige Agrargeſetzgebung arbeitete dann weiter an der Befreiung des Landvolks. Die deutſchen Fürſten aber wollten ſich noch lange nicht darein finden, daß ſie jetzt in ihren Reihen einen Souverän dulden mußten, der nur gleich dem Bürgerkönige mit dem zweifelhaften Titel der Quaſi-Legitimität beehrt werden konnte. Herzog Wilhelm beſtellte ſich bei dem Heidelberger Juriſten H. Zöpfl eine Schutzſchrift über „die Eröffnung der legitimen Thronfolge"; doch der ſtrebſame junge Mann, der wie Karl Salomo Zachariä ſeine Rechtsgutachten jedem Kunden auf den Leib zuſchnitt, fiel leider in die alte Vertragslehre zurück und gelangte zu dem lächerlichen Schluſſe: wenn der Fürſt abdanken könne, ſo dürfe auch das Volk ihm den Gehorſam verweigern. Noch unheimlicher ward dem jungen Welfen zu Muthe, als ein radicaler Poet, Walter Berg in einem Schauſpiele „Der Bürger" ihn ſelber ſagen ließ:

Wir ſelbſt ſind erſter Bürger unter Euch,
Der Bürger iſt des Staates Zucht entwachſen!

Es ließ ſich doch nicht bemänteln, die Geſchichte des Deutſchen Bundes hatte zum erſten male eine kleine Revolution aufzuweiſen. Aber wie verſchieden zeigte ſich dabei der Charakter der beiden Nachbarvölker. Wie leicht ſprangen die Franzoſen, ohne zwingenden Grund, über ihr hiſtoriſches Recht hinweg, und wie ſchwer vollendete ſich in Deutſchland ein Rechtsbruch, den die unerbittliche Noth erzwang! —

Heinrich von Treitſchke.

Die ökonomiſche Situation und die Währungsfrage.

Von

Dr. **William Scharling,**
Profeſſor in Kopenhagen.

First, Second and Final Report (with Appendix) of the Royal Commission appointed to inquire into the recent changes in the relative values of the precious metals.

II.

(Schluß.)

Giebt es etwas, was die wirthſchaftliche Entwicklung der letzten fünfzehn Jahre gelehrt hat, ſo iſt es das Poſtulat eines Geldſyſtems, welches hinlänglich beweglich und elaſtiſch iſt, um mit der ſowohl durch techniſche Fortſchritte als auch durch erleichterten Zutritt zu neuen Produktionsgebieten hervorgerufenen Vermehrung des Waarenangebotes auf dem Weltmarkt Schritt zu halten, und ſo trotz eintretender Veränderungen auf demſelben das gegebene Preisniveau im Großen und Ganzen ſtabil zu bewahren. Denn nach dem übereinſtimmenden Zeugniß Aller haben in dieſen fünfzehn Jahren, welche für die weſtliche Kulturwelt eine ununterbrochene Friedensperiode geweſen iſt, ſo bedeutende Fortſchritte auf den meiſten Produktionsgebieten ſtattgefunden, wie kaum ein früherer gleich langer Zeitraum etwas Aehnliches aufzuweiſen hat; alle Hilfsmittel der Arbeit ſind in hohem Grade entwickelt und verbeſſert worden, neue Produktionsmethoden und Arbeit ſparende Maſchinen haben die Produktivität der Arbeit um ein Bedeutendes vermehrt, die großartige Entwicklung der Communikationsmittel hat die fruchtbaren Ländereien ferner Länder in bequeme Verbindung mit den europäiſchen Ländern geſetzt und ihre Produkte in ſchnell ſich vermehrender Menge auf ihre Märkte gebracht, die Aufhäufung von Kapital iſt ſo enorm geweſen, daß es nie an Kapital — und in den ſpäteren Jahren billigem Kapital — zur Durchführung von neuen Unternehmungen gefehlt hat: kurz, es ſind alle Bedingungen vorhanden geweſen, um überall Wohl-

stand und Wohlfahrt zu stiften und um sowohl die Produkte der Erde sowie industrielle Fabrikate, Lebensbedürfnisse als auch Genußartikel in reicherem Maße der menschlichen Gesellschaft und somit auch dem Einzelnen zur Disposition zu stellen, als dies je der Fall gewesen ist. Und zum Trotz für alles dies sind in diesem ganzen Zeitraum — nur mit Ausnahme des Anfanges der 80er Jahre — von allen Seiten mit seltener Einstimmigkeit die bittersten Klagen über „die schlechten Zeiten" laut geworden, und zwar haben sich nicht nur einzelne Erwerbzweige gedrückt gefühlt, sondern Ackerbau und Seefahrt, Handel, Bergwerke und Fabriken haben nur darum gestritten, wer am gedrücktesten sei und am meisten der Hilfe und des Schutzes des Staates bedürfe.

Worin ist die Erklärung für diesen im ersten Augenblick so überraschenden Widerspruch zu finden? Unzweifelhaft in dem einfachen und von Allen anerkannten Faktum, daß mit jener reichen Entwicklung auf den meisten Gebieten der Produktion ein steter und gleichmäßiger Rückgang in den Preisen Hand in Hand gegangen ist, welcher jede einzelne Produktion wenig lohnend machte und beinahe jeden Spekulationsaufkauf in ein Verlust bringendes Unternehmen verwandelt hat. Das stetig herabgehende Preisniveau ist eine andauernde Quelle für Enttäuschungen gewesen, hat die besten und verständigsten Berechnungen zu Schanden gemacht, einen stets wachsenden Druck auf die Producenten gelegt, welche mit geborgten Kapitalien arbeiten, besonders mit solchen, welche für längere Zeit fest sind und eine Reihe von Vermögensverschiebungen veranlaßt, welche allerdings an und für sich nur individuelle Veränderungen, in ihrer Gesammtheit aber doch ein sociales Unglück zu nennen sind. Denn selbst wenn man die oben genannten Klagen für übertrieben erklären will, selbst wenn man der Ansicht ist, daß doch innerhalb jedes Erwerbszweiges auf Verschiedene hingewiesen werden kann, welche im Stande gewesen sind ganz gute Geschäfte zu machen oder sich in eine günstigere Stellung zu bringen, und daß sich besonders die Lage der Arbeiter dadurch verbessert hat, daß der Markt reichlicher und leichter mit Verbrauchartikeln verschiedener Art versehen werden kann, so muß andererseits berücksichtigt werden, daß das Glück Jener in vielen Fällen auf den Ruin Anderer gebaut wurde, daß viele Besitzthümer und Geschäfte sich erst halten konnten, nachdem sie in Anderer Hände übergegangen waren, welche sie zu niedrigen Preisen erworben haben und von den Verpflichtungen befreit waren, welchen nachzukommen sie außer Stande waren, und daß der thatsächlich höhere Lohn der Arbeit von einer Unregelmäßigkeit in der Arbeit und einer Arbeitslosigkeit für Viele begleitet worden ist, die es äußerst zweifelhaft

erscheinen lassen, ob die Arbeiterklasse in ihrer Gesammtheit durch die Verhältnisse, welche für viele Geschäftsleute schicksalsschwanger gewesen sind und vielen Besitzern von Grundstücken den Untergang gebracht haben, wirklich etwas gewonnen hat. Und so muß man auch ganz sicher sagen, daß zwar in den in Frage stehenden fünfzehn Jahren so gut wie alle Bedingungen für eine selten reiche wirthschaftliche Entwicklung vorhanden waren, eins jedoch fehlte: ein festes und stabiles Preisniveau, auf welchem zwar im Einzelnen das Steigen und Fallen der Preise einander ablösen kann, ebenso wie gute Jahre mit schlechten abwechseln, wo der Durchschnitt aber doch den Ertrag bringt, welcher berechnet wurde und berechnet werden mußte, und deshalb den Producenten eine feste und sichere Grundlage für ihre Berechnungen bietet, nicht eine schräge Fläche, von welcher sie langsam und gewiß in einen Abgrund gleiten. Und der Mangel an dieser einen Bedingung ist hinreichend gewesen alle anderen zu lähmen und eine Periode, welche andernfalls reich und glückbringend wie wenige frühere hätte sein können, in eine Zeit der Besorgniß zu verwandeln, aus welcher nur eine Rettung möglich scheint: steigende Preise oder doch wenigstens ein Stillstand im Niedergang der Preise.

Die Wichtigkeit eines im Ganzen stabilen Preisniveaus scheint sich instinktmäßig durch die Wahl der edlen Metalle als allgemeines Cirkulationsmittel geltend gemacht zu haben. Als ein Hauptfaktor, der es dazu gebracht hat, daß die edlen Metalle alle die Gegenstände, die in den verschiedenen Volkswirthschaften ursprünglich als Cirkulationsmittel benutzt wurden, in dieser Eigenschaft verdrängt haben, wird in allen volkswirthschaftlichen Lehrbüchern folgender Umstand hervorgehoben: Die edlen Metalle sind den Werthschwankungen, welche in kurzen Zeitabschnitten die meisten anderen Waaren treffen, viel weniger unterworfen, weil das Angebot der edlen Metalle von der jährlichen Produktion nur wenig berührt wird, da dieselbe nur ein relativ kleiner Zuschuß zu dem immer vorhandenen Vorrath beträgt. Dieser Umstand aber, welcher bedeutendere Werthschwankungen innerhalb eines kurzen Zeitraumes verhindert, ist vielleicht in anderer Hinsicht von noch größerer Bedeutung. Er ist es nämlich, welcher dieses Cirkulationsmittel für eine stetig fortschreitende Gesellschaft mit gleichmäßig wachsender Bevölkerung und zunehmendem Wohlstande geeignet macht, indem er die Möglichkeit schafft, daß das Preisniveau einigermaßen stabil bleibt trotz der steten Vermehrung der Verkehrsobjekte und der Erweiterung des Waarenmarktes, welche ein solches Fortschreiten mit sich bringt. Wenn diese Eigenschaft nicht genügend berücksichtigt worden ist, liegt der Grund natürlich darin,

daß früher lange Zeiten hindurch eine ſo geringe volkswirthſchaftliche Entwicklung, ja gradezu Stillſtand, ſtattgefunden hat, daß die ſtete jährliche Vermehrung der Geldmenge ſogar zu groß im Verhältniß zur Entwicklung geweſen, und deshalb der Werth des Geldes überwiegend geſunken iſt. Ab und zu hat es jedoch auch früher Perioden gegeben, in denen der Zuwachs an Geld kaum mit der übrigen Entwicklung Schritt halten konnte, ſo daß während einer längeren Periode, z. B. 1810—1840 ein Rückgang in den Preiſen auf dem Waarenmarkte ſtattgefunden hat. Während es aber für den Umſatz auf dieſem genügt, daß die edlen Metalle eine kürzere Zeit hindurch ihren Werth unverändert bewahren, da die meiſten Käufe und Wiederverkäufe ſich über eine Zeit von höchſtens einigen Monaten erſtrecken, iſt es für alle die Verhältniſſe, in welchen dauernde Geldverpflichtungen auf Perſonen und Beſitzthümern laſten, von großer Wichtigkeit für dieſe, daß ſolche Verpflichtungen nicht durch einen Jahr für Jahr fortgeſetzten Rückgang in den Preiſen für die Produkte, womit ſie eigentlich ihre Verpflichtungen decken ſollten, ſtets ſchwerer und drückender werden.

Die Richtigkeit der hier angeſtellten Betrachtungen wird in Wirklichkeit von dem vorliegenden Komiſſionsbericht anerkannt, in ſo fern es immer wieder hervorgehoben wird, welche großen Beſchwerden ein andauernder Rückgang in dem Goldpreiſe der Waaren mit ſich bringt. Während aber außerdem zu wiederholten Maien geltend gemacht wird, daß eine weſentliche Bedingung eines guten Cirkulationsmittels (standard) die iſt, daß es möglichſt ſtabil iſt, ſcheint man weſentlich nur daran gedacht zu haben, daß die Verhältniſſe, welche ſich an das Metall ſelbſt, bezüglich der Produktion und des Angebotes, knüpfen, ſo unverändert als möglich bleiben ſollten: Wie bei den meiſten Schriftſtellern, welche den Goldmangel und die „Appreciation of Gold“ leugnen, leuchtet durch den Bericht die Auffaſſung hindurch, daß ein ſolcher nur da anerkannt werden kann, wo die Urſache von einem veränderten Werthverhältniß zwiſchen Gold und Waaren (veränderten Preiſen) Veränderungen in den Produktions- und Angebotsverhältniſſen des Goldes zuzuſchreiben iſt. Und aus dieſer Auffaſſung folgt denn ganz natürlich die Anſchauung, daß, wenn dies nicht der Fall iſt, ſich nichts in der Sache thun läßt, ja, daß es vielleicht ſogar unrichtig von der Staatsgewalt iſt, ſich dareinzumiſchen und durch willkürliche Veranſtaltungen in ein Verhältniß einzugreifen, deſſen Ordnung am beſten den Naturverhältniſſen und dem Bedürfniß des Umſatzes ſelbſt überlaſſen bleibt. Es iſt ja nie die Rede davon geweſen, daß der Staat zu den Zeiten eingreifen ſollte, wenn eine außergewöhnlich große Vermehrung der edlen

Metalle den Werth derselben verminderte, oder in ruhigeren Zeiten, wenn der wirthschaftliche Stillstand einer längeren Zeit bewirkte, daß die regelmäßige, allmähliche Vermehrung der Münzenmenge die Erfordernisse des Verkehrs überstieg und ein allgemeines Steigen der Preise hervorrief.

Obschon wir festhalten müssen, daß das, worauf es ankommt, wenn man von einem stabilen Standard sprechen will, nicht dessen eigne Unveränderlichkeit an und für sich ist, sondern vielmehr die Unveränderlichkeit von dessen Werthverhältniß zu den Verkehrsobjekten, und obschon mit Recht geltend gemacht werden kann, daß ein gleichmäßiger Rückgang in den Preisen eine weit bedenklichere Sache für die Gesellschaft ist als ein gleichmäßiges Steigen der Preise, muß erkannt werden, daß die angeführte Anschauung ihre volle Berechtigung haben würde, wenn die Staatsgewalt es immer den natürlichen Verhältnissen überlassen hätte, sich selbst zu reguliren. Aber das hat sie keineswegs gethan. Bald hat man das eine, bald das andre Metall als Standard gewählt, bald hat man das Gold durch das Silber ersetzen lassen, zuweilen auch umgekehrt, und man hat durch eine willkürliche Bestimmung, ohne Rücksicht auf ihre eigne natürliche Werthbewegung, ein bestimmtes Werthverhältniß zwischen denselben festsetzen wollen — und dann wieder diese Bestimmung und damit jede Regulirung des Werthverhältnisses aufgegeben. Noch weit größere Bedeutung hat es jedoch, daß man es nicht den natürlichen Produktionsverhältnissen und den Bedürfnissen des Verkehrs überlassen hat, die Geldmenge zu bestimmen, sondern sie theils durch uneinlösbares, vom Staate selbst emittirtes Papiergeld, theils durch ungedeckte Banknoten, für deren Emission und Menge die Staaten mehr oder minder willkürliche Bestimmungen gegeben haben, vergrößert hat. Vielleicht kann man sich in England mit einigem Recht darauf berufen, daß sich der Staat in den letzten 40 Jahren — seit dem Erlaß von Peels Bankakte — jeder Einmischung in diese Verhältnisse enthalten hat; aber von einem mehr internationalen Gesichtspunkte aus muß man anerkennen, daß der eine Staat auf diesem Gebiet nicht von den Willkürlichkeiten der andern Staaten unbeeinflußt bleiben kann, und daß es grade zuerst die Emission von 450 Mill. Dollars in „greenbacks“ und von über 2000 Mill. Frcs. in uneinlösbaren französischen Zetteln ist, welche wesentlich dazu beigetragen haben, ein Preisniveau zu schaffen, welches bedeutend über dem natürlichen und normalen lag, und darnach wieder das Einziehen dieser Zettel, welches jedenfalls einen großen Antheil an dem während der letzten fünfzehn Jahre stattfindenden Rückgang von dem also geschaffenen Preisniveau hat. Unter solchen

Umständen dürften sich doch nicht allein diese beiden Mächte, sondern die Großmächte überhaupt, aufgefordert fühlen, zu überlegen, ob nicht ein Grund und eine Möglichkeit vorhanden sein könnte, jedenfalls in der Zukunft festere und sicherere Zustände auf dem Weltmarkt zu erzielen*).

Stellt man nun die Frage, was zu thun sei, um den eingetretenen Unannehmlichkeiten abzuhelfen, so wird es gleich klar werden, daß die beiden Haupturſachen für ihr Eintreten sich nicht entfernen lassen. In so fern in dem Vorhergehenden auf Frankreichs, Italiens und Amerikas Einziehen der früher unter außergewöhnlich ungünstigen Verhältnissen emittirten Masse von Papiergeld und deren Ersatz durch eine wirkliche Münzcirkulation als eine wesentlich mitwirkende Ursache zu dem bedeutenden Preisniedergang hingewiesen worden ist, wird es einleuchtend sein, daß nicht die Rede davon sein kann, daß diese Länder gutwillig den hierdurch für sie erlangten großen Vortheil aufgeben sollten. Es ist möglich, daß unvorhergesehene Kriegsverhältnisse ein oder mehrere Länder wieder dazu zwingen können, ihre Zuflucht zu uneinlösbarem Papiergeld zu nehmen; aber dies ist jedenfalls kein Faktor, mit dem man rechnen kann. Dagegen kann man wohl sagen, daß dieses ganze Zurücknehmen eines einmal zur Disposition gestellten Cirkulationsmittels nun überstanden ist und daß dieses Moment sich fernerhin nicht mehr geltend machen wird. Wenn also der Preisniedergang allein diesem Faktor zuzuschreiben wäre, könnte man nun einem Stillstande und einem andauernden Wiedereintreten eines festen Preisniveaus entgegensehen.

Natürlich hat das Entfernen jenes störenden Faktors seine große Bedeutung gehabt. Die Reaktion nach den so überaus schnell herauf-

*) Wenn Dr. Soetbeer einen Artikel über „Geld-Vorrath und -Umlauf in Deutschland 1869 und 1889“ (Münchener Neueste Nachrichten für 12.—13. März d. J.) mit den Worten schließt, daß „in Deutschland das neu geordnete Geldwesen seit 1873 sich mehr und mehr befestigt hat und mit aller Ruhe den ferneren Verlauf der Silberfrage abzuwarten gestattet“, und dabei die Worte des Staatssecretairs des Reichsschatzamts am 7. Febr. d. J. im Reichstage hervorhebt, „daß in den deutschen Münzverhältnissen absolut kein Grund vorhanden ist, unser jetziges Währungswesen zu ändern“, können wir uns zwar diesen Aussprüchen anschließen und anerkennen, daß das jetzige deutsche Münzsystem als solches sehr gut ist und an und für sich allen berechtigten Forderungen entspricht, müssen aber doch dabei festhalten, daß es als Glied des europäischen Geldsystemes sich eben so wie dies außer Stande erwiesen hat, einen stetigen Preisniedergang seit 1873 zu verhindern. — Den positiven Daten des genannten Artikels gegenüber muß der Leser sich erinnern, daß dort 1889 mit 1869, hier aber mit 1873 zusammen gestellt ist. Es liegt aller Grund vor anzunehmen, daß die Geldmenge pro Kopf der Bevölkerung schon am Ende von 1873 ungefähr dieselbe Größe hatte wie jetzt, und daß somit die Geldmenge pro Kopf jetzt einer größeren Waarenmenge und einem größeren Umsatz gegenübersteht als 1873. Sonst wäre der Preisfall ganz unerklärlich.

geschraubten Preisen im Anfang der 70er Jahre ist hiermit beendet. Aber es hat sich zugleich gezeigt, daß der Preisniedergang noch weiter gegangen ist als eine solche Reaktion, und die Wirkung eines solchen Momentes darf nicht übertrieben werden. Denn es war nur ein mitwirkendes Moment, nicht die eigentliche Hauptursache zu dem Preisniedergang der späteren Jahre.

Es ist im Gegentheil im Vorhergehenden anerkannt worden, daß diese in der außerordentlichen Entwicklung der Kommunikationsmittel in Verbindung mit der vermehrten Produktivität, welche auf vielen Gebieten erreicht worden, zu suchen ist. Niemand könnte dies ungeschehen wünschen, wenn man auch die sonderbare Erscheinung wahrnimmt, daß dieselben Potenzen, welche ungeheure Opfer an Kapital und Arbeit gebracht und hunderte von Millionen dazu verwandt haben, die verschiedenen Länder und Erdtheile durch großartige Eisenbahnanlagen, Durchstechen von Landzungen und Herbeischaffen von immer schneller segelnden Dampfschiffen in möglichst leichte Verbindung mit einander zu bringen, nun durch „Zollschutz" darnach streben, diese selben Länder und Erdtheile soviel als möglich von einander zu isoliren und die Produkte auszusperren, für deren leichten und schnellen Transport so enorme Opfer gebracht worden sind. In dem Bestreben, durch Zollsätze dem einen und dem andern — am liebsten, wenn es sich thun ließe, allen — Producenten höhere Preise für ihre Produkte zu sichern, liegt ein Zeugniß von dem großen Bedürfniß, den durch den Preisniedergang verursachten Beschwerden abzuhelfen, und die Frage stellt sich deshalb ganz natürlich, ob es nicht andere und wirksamere Mittel giebt, dasselbe Ziel zu erreichen. Denn es steht zu erwarten — und zu hoffen —, daß die Produktivität auch zukünftig steigen wird und damit die Menge von Verbrauchsgegenständen per Individuum, was die Bedingung für eine allgemeine Verbesserung der ökonomischen Lage ist, was aber auch wieder ein wachsendes Bedürfniß nach Cirkulationsmitteln mit sich bringen wird, wenn das Preisniveau bewahrt bleiben soll. Der Entwicklung und dem Umfang der Produktion auf dem gegenwärtigen Punkte Einhalt zu thun, davon kann nicht die Rede sein — und noch weniger davon, sie auf einen überwundenen Standpunkt zurückzuschrauben.

Gehen wir nun davon aus, daß normal die Bevölkerung von Jahr zu Jahr und die Produktion verhältnißmäßig sogar stärker wachsen wird, so erhebt sich ganz natürlich die Frage, ob das Gold in der Zukunft besser als in der jüngsten Vergangenheit den Erfordernissen des vermehrten Verkehrs gegenüber zureichen wird, — und es ist also ganz erklärlich, daß die Frage des Bimetallismus in letzter

Zeit ſtark in den Vordergrund getreten und von verſchiedenen Seiten ſogar zum Schlachtruf als der Ausdruck für die einzige Ausſicht auf beſſere Zuſtände erhoben worden iſt. So bildet denn auch dieſe Frage den Mittelpunkt in dem engliſchen Kommiſſions-Bericht. Es muß jedoch gleich bemerkt werden, daß die Kommiſſion auf einem ganz andern Wege zur Erörterung dieſer Frage kommt. Für ſie ſteht die Frage, Mittel gegen die verhängnißvollen Wirkungen der herunter gehenden Geldpreiſe zu finden, nach der ihr geſtellten Aufgabe erſt in zweiter Linie; für ſie mußte es die Hauptſache ſein, die Veränderungen, welche in dem Werthverhältniß zwiſchen Gold und Silber eingetreten ſind und die daraus entſtehenden Folgen zu unterſuchen. Für uns hat dieſe Seite der Sache eine mehr untergeordnete Bedeutung, und wenn es ſich nur darum handelte, den Beſchwerden, welche der herabgehende Preis des Silbers und die Schwankungen im Werthverhältniß zwiſchen Gold und Silber mit ſich bringen, zu entgehen, würden wir hierin vielleicht kaum einen hinlänglichen Beweggrund finden, um zu einem internationalen Bimetallismus mit all' den Schwierigkeiten, welchen ein ſolcher unſtreitbar darbietet, überzugehen. Beſonders iſt es uns höchſt zweifelhaft, ob dieſe Seite der Sache ebenſo großes Intereſſe für andre Länder wie für England hat. Dagegen verſteht es ſich von ſelbſt, daß, wenn man ſagen müßte, daß der Bimetallismus ein zweckmäßiges, um nicht zu ſagen das einzige, Mittel gegen einen andernfalls längere Zeit andauernden, unvermeidlichen Preisniedergang wäre, der vorher erwähnte Umſtand auch für die übrige Welt ſtark ins Gewicht fällt; denn der legale Bimetallismus iſt wohl das einzige Mittel, den ſtörenden Schwankungen im Werthverhältniß zwiſchen Gold und Silber zu entgehen oder ſie doch auf ein Minimum zu beſchränken, und dieſe Schwankungen und beſonders das fortgeſetzte Schwinden im Werthe des Silbers ſind ſchon an und für ſich recht fühlbare Unbequemlichkeiten, welche man jedoch, wie geſagt, in England am meiſten empfindet.

Ueber die Bedeutung und die Tragweite dieſer Mißſtände, welche ausführlich in dem „Final Report“ der engliſchen Kommiſſion unterſucht und beleuchtet werden, ſind die Meinungen ſowohl unter den verhörten Zeugen wie unter den Mitgliedern der Kommiſſion ſelbſt ziemlich getheilt geweſen; aber über ihr Vorhandenſein waren dieſe Letzten Alle einig, und ihre Darſtellung geht beſonders darauf hinaus, folgende Punkte hervorzuheben:

Was zuerſt die Werthſchwankungen zwiſchen den beiden Metallen betrifft, werden die Schwierigkeiten hervorgehoben, welche aus den häu-

sigen und bedeutenden Schwankungen in den Wechselkursen zwischen Ländern mit Goldwährung und mit Silberwährung entstehen. Diese Schwierigkeit ist zwar von geringerer Bedeutung, wo eine gleichförmige und regelmäßige Strömung in der Handelsbewegung zwischen zwei Ländern stattfindet, wie z. B. zwischen England und Indien, weil die Dazwischenkunft der Wechselbanken und die Benutzung telegraphischer Anweisungen (cabel transfers) sie auf ein wenig empfindliches Minimum begrenzen; aber wo die einander entgegen gehenden Strömungen des Verkehrs weniger konstant und regelmäßig sind, wie im Handel zwischen England und China, sind die erwachsenden Schwierigkeiten von Zeit zu Zeit sehr empfindlich.

So wird z. B. von Repräsentanten für Lancashire behauptet, daß diese Schwankungen nicht allein dazu beigetragen haben, den Absatz der Baumwollwaaren zu vermindern, sondern zu Zeiten sogar einen vollständigen Stillstand darin verursacht haben, und als Erläuterung für diesen Umstand wird auf die notorischen Verluste hingewiesen, welche der Handel mit Ländern, die uneinlösbares Papiergeld mit wechselnden Kursen haben, wie z. B. Chili, mit sich führt. Die Aussagen darüber, welche Bedeutung diesem Mißstande beizulegen ist, sind jedoch sehr verschieden von einander; aber selbst die Hälfte von den Mitgliedern der Kommission, welche „nicht der Ansicht sind, daß der Handel zwischen England und Ländern mit Silberwährung durch diesen Umstand bisher ernstlich beeinträchtigt oder erschwert worden ist", finden doch, daß er „unstreitbar ein Uebel ist, welchem man so viel als möglich aus dem Wege gehen oder es entfernen muß", während die andere Hälfte der Kommission, indem sie sich diesem Ausspruche anschließt, hinzufügt, daß die Bedeutung dieses Uebels sehr von ihren Collegen unterschätzt worden ist.

Darnach wird die schädliche Wirkung hervorgehoben, welche diese Schwankungen für Goldwährungs-Länder gehabt haben, indem sie den Umsatz zwischen Silberwährungs-Ländern untereinander begünstigen und ihre Handelsverbindungen mit einander auf Kosten der Goldwährungs-Länder entwickeln, so wie sie auch diese letzteren davon abschrecken, Kapitalien in Silberwährungs-Ländern anzubringen, wodurch außerdem die Entwicklung dieser im Ganzen leidet. Auch über die Ausdehnung hiervon sind die Meinungen getheilt; die ganze Kommission erkennt jedoch die Richtigkeit dieser Betrachtungen an und für sich an. Gleichfalls sind Alle darüber einig, daß bedeutendere Schwankungen im Werthverhältniß zwischen Gold und Silber und dadurch in den Wechselkursen zwischen den Ländern mit Gold- und denen mit Silberwährung der

indiſchen Regierung ernſtliche Verlegenheiten bereiten und es ihr unmöglich machen ein ſicheres Finanzbudget auszuarbeiten, indem allein die Kursſchwankungen hinreichen, um ein Deficit hervorzubringen, wo man mit Recht einen Ueberſchuß erwartet hat. Es iſt zum Gegenſtande eines ſorgſamen und ausführlichen Nachweiſes gemacht worden, daß dieſe Schwierigkeiten für die indiſche Regierung dadurch noch bedeutend vermehrt worden ſind, daß der Werth des Silbers nicht allein ſtarken Schwankungen unterworfen geweſen iſt, ſondern außerdem andauernd bedeutend abgenommen hat, was es ſehr ſchwierig macht, die Renten für die in Gold eingegangenen Schulden zu bezahlen, während alle Steuern in Silber auferlegt und eingezogen werden; es wird jedoch hinzugefügt, daß die indiſche Regierung ſelbſt wenigſtens ebenſo großes Gewicht auf die Wiederherſtellung eines feſteren Werthverhältniſſes zwiſchen Gold und Silber legt, als auf die Wiedererlangung des früheren hohen Werthes des Silbers, und ſelbſt die Hälfte der Kommiſſion, welche geneigt iſt, die hier berührten Mißſtände auf das kleinſte Minimum zu reduciren, oder jedenfalls fürchten, ihnen allzu große Bedeutung beizulegen, ſprechen ſich dahin aus, daß „keine Meinungsverſchiedenheit über die ſehr ernſtliche Wirkung, welche der andauernde Rückgang im Goldpreiſe des Silbers auf die finanzielle Stellung der indiſchen Regierung geübt hat, obwalten kann", während die andre Hälfte der Kommiſſion außerdem noch ſchärfer die entſprechenden ernſtlichen Wirkungen betont, welche dieſer Rückgang für die Privatperſonen in Indien gehabt hat, welche verpflichtet ſind beſtimmte Beträge an Gold in England zu bezahlen.

Dagegen ſind die Meinungen getheilter über die Wirkung, welche der ſtete Rückgang im Werthe des Silbers auf die Waarenpreiſe in Indien geübt hat, und damit einerſeits auf die Fähigkeit Indiens ſeine Produkte zu einem niedrigeren Goldpreiſe zu exportiren und dadurch den europäiſchen Producenten derſelben Artikel, beſonders von Weizen und Baumwollen-Waaren, empfindliche Conkurrenz zu machen, andrerſeits auf ſeinen Mangel an Fähigkeit, dieſelben Preiſe wie früher für die europäiſchen Produkte, welche in Indien eingeführt werden, zu bezahlen. Es ergiebt ſich von ſelbſt, daß in beiden Richtungen der Rückgang im Werthe des Silbers, welcher ungefähr dem Rückgange in dem Durchſchnittspreiſe der Waaren im Allgemeinen entſprechen und ſo das indiſche Preisniveau ziemlich unverändert bewahrt hat, die europäiſchen Producenten in eine ungünſtige Lage ſetzt, und ferner, daß das hier über das Verhältniß zwiſchen Indien und England Angeführte in größerer Allgemeinheit von dem Verhältniß zwiſchen den Silberwäh-

rungs-Ländern und den Goldwährungs-Ländern überhaupt gilt. Dagegen unterliegt der Umfang dieser Wirkungen und des den Goldwährungs-Ländern dadurch zugefügten Druckes ziemlich bedeutendem Zweifel, weil gleichzeitig viele andre Momente ihren Einfluß nach derselben Richtung geltend gemacht haben.

Wie große oder wie geringe Bedeutung man nun auch den hier hervorgehobenen Mißständen beilegen will, so scheint doch soviel klar, daß sie jedenfalls vorhanden sind und sich in größerem oder geringerem Umfang geltend gemacht haben, und daß sie nur durch das Zustandebringen eines festeren Werthverhältnisses zwischen den beiden Metallen gehoben werden können. In dieser Beziehung hat es also große Bedeutung, daß die ganze Kommission darüber einig ist, daß das Aufheben des gesetzlichen Bimetallismus des lateinischen Münzvereins unzweifelhaft wesentlich dazu beigetragen hat, sowohl das Werthverhältniß unsicher und schwankend zu machen, als auch den Werth des Silbers so herab zu drücken, als es geschehen ist.

In dem von der Kommission in ihrer Gesammtheit unterschriebenen ersten Abschnitt des Berichtes (Final Report, Part I, 178—99) wird gesagt, daß „es unmöglich scheint zu dem Schluß zu kommen, daß die Umstände, welche sich an das Angebot (supply) der edlen Metalle knüpfen, hinlänglich die Veränderungen, welche seit 1873 in dem Werthverhältniß des Goldes und Silbers zu einander eingetreten sind, zu erklären". Die jährliche Silberproduktion ist nämlich nach 1870 zwar um das Doppelte gestiegen (von 1.339 Mill. Kilogr. in 1866—70 auf 2.861 Mill. Kilogr. in 1881—85), während die jährliche Goldproduktion in derselben Zeit um ungefähr 25 pCt. abgenommen hat (von ca. 195,000 Kilogr. auf ca. 149,000 Kil.); aber der Unterschied im Verhältniß zwischen der jährlichen Produktion der beiden Metalle (in entgegengesetzter Richtung) war in dem Zeitraum von 1831—55 größer, und doch veränderte sich das Werthverhältniß zu einander in dieser Periode nur von 1 : 15.75 auf 1 : 15.41, während es in dem Decennium 1871—80 eine Veränderung von 1 : 15.97 auf 1 : 17.81 erlitt. Und noch frappanter ist es, daß die Veränderung im Produktionsverhältniß, welche von 1871—1886 vor sich ging, schon ganz in derselben Richtung, wenn auch in etwas geringerem Umfange (ein Rückgang in der Goldproduktion um ca. 12.5 pCt. und eine Vergrößerung der Silberproduktion um gegen 53 pCt.) von 1861—1872 vor sich gegangen war, und doch fiel der durchschnittliche Jahrespreis des Silbers nur von $60^{13}/_{16}$ d. auf $60^{5}/_{16}$ d., während der Silberpreis später bis auf ? d. in 1886 (Jahres-Durchschnitt: $45^{3}/_{8}$ d.) gefallen ist. Und gleich-

zeitig mit diesem außerordentlichen Rückgange im Werthe des Silbers seit 1872 hat ein stetes Schwanken des Silberpreises von einem Monat zum andern, oder sogar in wenigen Tagen stattgefunden, wie man Aehnliches in früheren Zeiten nie erlebt hat (so war z. B. noch 1872 die größte Schwankung in einem einzelnen Monat $^5/_8$ d. — ca. 1 pCt. —, während sie 1886 $2^{7}/_{16}$ d. oder ca. $5^{3}/_{4}$ pCt. betrug) und sich durchaus nicht durch die eingetretene Veränderung in den Produktionsverhältnissen erklären läßt, besonders wenn man erinnert, daß es doch nicht auf die jährliche Vermehrung an und für sich, sondern vielmehr auf deren Verhältniß zu der schon bestehenden Menge ankommt. Die Veränderungen, welche in der Nachfrage eingetreten sind, geben an und für sich auch keine genügende Erklärung, weshalb diese Schwankungen oder das bedeutende Sinken im Werthe des Silbers sich nun viel mehr als früher geltend gemacht haben, indem besonders zu erinnern ist, daß — wie schon oben berührt — Nordamerika in dem letzten Decennium so viel Silber gemünzt hat, daß der gesammte monetäre Silbervorrath sämmtlicher Kulturländer (trotz der Einführung der Goldwährung in mehreren Ländern) nach 1873 gewachsen ist. Die scharfe Grenze zwischen den Verhältnissen vor und nach 1873 deutet bestimmt darauf hin, daß grade in diesem Jahre etwas vorgegangen sein muß, welches veranlaßt hat, daß die Wirkung veränderter Produktionsverhältnisse sich nun viel mehr geltend gemacht hat und weit fühlbarer geworden ist, als in den letzten 40 Jahren vor 1873. Dies kann nur die faktische Aufhebung des gesetzlichen Bimetallismus in der lateinischen Münzunion sein. „Der Umstand, daß die Besitzer von Silber immer den letzten Ausweg hatten, das Silber in die Münzstätten jener zu bringen und es dort in Münze umwandeln zu lassen, für welche man Waaren nach dem Verhältniß von $15^{1}/_{2}$ Pfd. Silber gleich 1 Pfd. Gold kaufen konnte, würde nach unserer Ansicht ... den Verkäufer in Stand setzen, einen Preis festzuhalten, der diesem gesetzlichen Verhältniß nahe käme, und darauf hinwirken würde, den Markt dauernd auf ungefähr diesem Punkt zu erhalten." In wie weit die lateinische Münzunion sich auf die Länge kräftig genug erwiesen hätte, auch ferner, um das gesetzliche Werthverhältniß von $15^{1}/_{2} : 1$ aufrecht erhalten zu können, freies Münzen von Silber zu gestatten, kann vielleicht zweifelhaft sein; aber selbst wenn es sich für sie hätte unmöglich erweisen sollen, beweist dies nach der Ansicht der Kommission nicht, daß die im Vorhergehenden dargestellte Anschauung, daß es bis zu 1873 wesentlich dieser Bimetallismus ist, welcher absolutes Fallen und bedeutendere Schwankungen des Silberpreises verhütet hat, unrichtig sei. Und diese Auf-

faſſung von den Wirkungen des geſetzlichen Bimetallismus werden durch den Umſtand bekräftigt, daß, als im Anfang der 50er Jahre der Werth des Goldes den Waaren gegenüber ſtieg, damals nicht eine entſprechende Zunahme im Werthe des Silbers hervorgerufen wurde, was eben ſo natürlich geweſen wäre, als die in den letzten fünfzehn Jahren ſtattgefundene Abnahme.

Es ſcheint uns unzweifelhaft, daß die Kommiſſion Recht in dieſer Auffaſſung hat, in welcher denn auch, wie ſchon erwähnt, ſämmtliche Mitglieder übereinſtimmten. Es kommt uns unbeſtreitbar vor, daß ein feſtes Werthverhältniß zwiſchen Gold und Silber, ſo lange der hieran geknüpfte freie Zutritt zur Ausmünzung beider Metalle ſich aufrecht halten läßt — und von den Bedingungen hierfür wird ſpäter die Rede ſein —, ein effektives Mittel zur Verhinderung von Schwankungen von einiger Bedeutung ſowie einer andauernden Veränderung in dem faktiſchen Marktwerth dieſer Metalle zu einander — und zugleich das einzige Mittel hierfür iſt. Dagegen betrachten wir es, wie oben erwähnt, für höchſt zweifelhaft, ob die Intereſſen, welche ſich nur an eine Verhinderung der Schwankungen im Werthverhältniß knüpfen, bedeutend genug ſind — in jedem Fall für andere Länder als England (wegen ſeines Verhältniſſes zu Indien) — um die Durchführung einer Veranſtaltung zu motiviren, welche auf den erſten Blick wie ein willkürlicher Eingriff in die natürlichen Regeln für die Bildung des Werthes erſcheint und deshalb auch ſtets von verſchiedenen Seiten angegriffen werden wird.

Anders ſtellt es ſich für uns, wenn man ſagen muß, daß dieſe Veranſtaltung zugleich ein effektives Mittel zur Verhinderung eines ſonſt unvermeidlichen ſteten Rückganges in dem Preisniveau iſt, und ganz beſonders, wenn es ſich zeigen ſollte, daß es das einzige Mittel hierfür iſt. In Beziehung auf Letzteres müſſen wir zuerſt die Frage unterſuchen, ob ein fortgeſetzter Rückgang im Preisniveau wahrſcheinlich iſt, beſonders nach der von uns verfochtenen Anſchauung, wonach der bisher ſtattgefundene Rückgang weſentlich einer Bewegung in der Menge des Papiergeldes zuzuſchreiben iſt, in welcher gegenwärtig ein Stillſtand eingetreten iſt, ſo daß der dadurch verurſachte Druck auf die Waarenpreiſe nun aufgehört hat. Der Stillſtand, welcher ſeit 1888 in dem Sinken der Waarenpreiſe ſtattgefunden hat und ſogar theilweiſe zu einem unbedeutenden Steigen übergegangen iſt, ſcheint nämlich darauf hinzudeuten, daß die gegenwärtige Geldmenge, obgleich ſie ſich nicht als hinlänglich erwieſen haben würde, um das höhere Preisniveau einer früheren Zeit aufrecht zu erhalten, doch gegenüber dem jetzigen niedrigen

Niveau zureichen wird, so daß zu hoffen steht, daß jedenfalls in der nächsten Zukunft die jährliche Goldproduktion ein hinlängliches Münzmaterial liefern wird, welches der zunehmenden Erweiterung der Waarenproduktion das Gleichgewicht halten und das jetzige Preisniveau in jedem Fall gegen weiteres Sinken schützen wird.

Beide Erwartungen knüpfen sich indessen an eine ziemlich problematische Voraussetzung, nämlich die, daß die beiden großen europäischen Staaten, welche noch immer eine Cirkulation von uneinlösbarem Papiergelde haben, diese auch ferner bewahren werden. Nachdem man aber gesehen hat, daß Italien im Stande war ziemlich unerwartet und mit überraschender Schnelligkeit dieses für eine gesunde wirthschaftliche Entwicklung drückende Joch abzuwerfen, ist es schwer zu sagen, ob nicht Oesterreich-Ungarn und Rußland in nächster Zukunft diesem Beispiele folgen und wenigstens energisch auf dies Ziel zu arbeiten werden, einerseits durch Einschränkung der allzu reichlichen Papiermenge, andererseits durch Aufhäufung eines Goldvorrathes, um die endliche Durchführung des Ueberganges zu einer Münzcirkulation vorzubereiten und zu erleichtern, — Etwas, wozu in Rußland schon Tendenzen vorhanden zu sein scheinen und was durch die jetzige Handelsbilanz und die stattfindenden Konvertirungen der Staatsschulden, welche die jährlichen Zahlungen in das Ausland vermindern werden, begünstigt wird —, um sie darauf vielleicht mit Hilfe einer großen Goldanleihe, welche auf einmal den anderen europäischen Ländern eine bedeutende Goldmenge entzieht, einzuführen. Denn, daß in diesem Falle nur von Goldwährung, nicht von Silberwährung, die Rede sein würde, kann wohl als selbstverständlich betrachtet werden, um so mehr, da wenigstens Oesterreich-Ungarn längst im Stande gewesen wäre sein Papiergeld in Silber zu konvertiren, es aber nicht für der Mühe werth gehalten hat. Wenn aber auch nur eins dieser Länder Ernst damit macht, eine wirkliche Goldcirkulation einzuführen, können wir einen neuen und zwar recht bedeutenden Druck auf die Preise und damit auf die Umsatzverhältnisse im Ganzen entgegensehen.

Und dies sind nicht die einzigen Eventualitäten, die die augenblicklich herrschende Balance zu stören drohen. Sollte z. B. die amerikanische Bland-Bill aufgehoben werden und damit die bisher so bedeutende Ausmünzung von Silber aufhören, würde nicht nur ein bedeutender Rückgang im Preise des Silbers die unmittelbare Folge davon sein, sondern es würde ohne Zweifel auch dazu führen, daß von Amerika aus noch mehr als früher Beschlag auf den Ertrag der jährlichen Goldproduktion gelegt werden würde. Und auch die Eventualität, wenn

scheinbar nur fern liegend, ist doch nicht undenkbar, daß die immer wachsenden Schwierigkeiten der indischen Regierung in Verbindung mit den anderen Mißständen, welche sich durch die Nichtübereinstimmung der Währung Englands und Indiens fühlbar gemacht haben, zu Indiens Uebergang zur Goldwährung führen könnten. Welchen Einfluß eine solche Veränderung auf Europas Goldvorrath und Preisverhältnisse üben würde, läßt sich im Voraus nicht bemessen, kaum denken. Aber schon jetzt wird berichtet, daß die indischen Fürsten anfangen ihren von früheren Zeiten her angesammelten Silbervorrath gegen Gold einzutauschen, und von einem Einzelnen wird z. B. gesagt, daß er im Laufe einiger Jahre Gold für 40—50 000 Rupien monatlich aufkaufen ließ.

Selbst abgesehen von den hier erwähnten besonders bedeutenden Ländern, steht zu erwarten, daß mehrere auch der kleineren Länder zur Goldwährung übergehen werden, grade weil es als ein Fortschritt in der Entwicklung betrachtet wird und in mehreren Beziehungen es ja auch ist*); und selbst wenn jedes einzelne derselben nur auf eine verhältnißmäßig kleine Goldmenge Beschlag legt, wird doch das Areal, über welches die vorhandene sowohl als die jährlich producirte Menge Gold vertheilt werden muß, stets größer werden. Und sogar abgesehen hiervon, wird die verhältnißmäßig stark zunehmende Bevölkerung in den Goldwährungsländern eine wachsende Menge Goldmünzen erfordern, gleichzeitig damit, daß der zunehmende Wohlstand auf immer mehr Gold zu industriellen Zwecken Beschlag legt, und das sogar außerhalb der Goldwährungsländer. In Bezug darauf ist es werth zu bemerken, daß zufolge Dr. Soetbeer's Berechnungen der Verbrauch von Gold im Dienste der Industrie in 1871—1880 dreimal so groß war als in 1851—60, und daß er, während er in 1861—70 nur auf ca. 30 pCt. des jährlichen Goldertrages Beschlag legte, in 1871—80 gegen 50 und in 1881—84 sogar gegen 60 pCt. davon in Anspruch nahm.

Andererseits läßt sich die Möglichkeit natürlich nicht abläugnen, daß die jährliche Goldproduktion, anstatt wie bisher abzunehmen, in der Zukunft wieder zunehmen kann, so wie ja immer die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß plötzlich neue, reichhaltige Goldminen entdeckt werden können. Dies sind jedoch nur Möglichkeiten, mit welchen man den eben hervorgehobenen Wahrscheinlichkeiten gegenüber kaum rechnen darf, und Alles in Allem scheint die Aussicht überwiegend zu

*) Ein Telegramm vom 12. März hat schon gemeldet, daß der Finanzminister Rumäniens der Kammer einen Gesetzentwurf vorgelegt hat, betreffend die Aenderung des Organisationsgesetzes der Nationalbank, wonach der Silbervorrath durch Goldvorrath ersetzt und zugleich eine Aenderung des Münzsystems behufs Einführung der Goldwährung vorgenommen werden soll.

sein, daß die jährliche Goldproduktion nicht zureichen wird, um nicht blos die oben genannten steigenden Ansprüche zu befriedigen, sondern außerdem die Vermehrung der Goldmenge zu beschaffen, welche eine beständig fortgesetzte Erweiterung der allgemeinen Produktion und des Umsatzes erfordern wird, wenn das bestehende Preisniveau bewahrt bleiben soll. Können also andere Mittel zur Abhilfe eines auf diese Weise vermehrten Mißverhältnisses zwischen Geldangebot und Waarenangebot mit daraus folgendem erneuten Preisniedergang vorgeschlagen werden?

Hierauf werden viele Volkswirthe mit einem unbedingten Ja antworten, indem sie namentlich geltend machen werden, theils daß — wie schon im Vorigen berührt — eine größere Umlaufsschnelligkeit des Geldes die mangelnde Vermehrung seiner Menge ersetzen können wird, theils, und namentlich, daß Kreditmittel ganz und gar die nothwendige Ergänzung der Geldmenge werden leisten können, welche der wachsende Umsatz erfordert. Ganz im Allgemeinen erkennen wir die Richtigkeit dieser Behauptungen — ganz abstrakt genommen — an. Sie *können* es ohne Zweifel thun, aber die Frage ist, ob es wahrscheinlich ist, daß sie es thun werden. Und in dieser Hinsicht scheint es uns, daß sowohl die Erfahrung als auch eine mehr konkrete Betrachtung der Verhältnisse dagegen spricht. Was z. B. zuerst eine schnellere Geldcirkulation betrifft, so ist es sicher genug, daß eine solche dadurch erreicht wird, daß ein Aufbewahren des Geldes weniger und weniger gewöhnlich wird, je nachdem die Benutzung von Spaarkassen und Banken zunimmt. Dieser Umstand hat sich ja aber auch, nach der Ansicht Einiger sogar in hohem Grade, in den letzten fünfzehn Jahren geltend gemacht; und die Frage ist daher die, ob er sich in der Zukunft *noch mehr* geltend machen wird. Aber grade nach den großen Fortschritten, welche in dieser Richtung gemacht worden sind, ist es wenig wahrscheinlich, daß dieser Umstand zukünftig in *höherem* Grade als bisher darauf hinwirken wird, eine Vermehrung der Geldmenge überflüssig zu machen. Und was die Cirkulation des Geldes selbst von Hand zu Hand betrifft, so kann man gleichfalls einsehen, daß diese in wirthschaftlich bewegten Zeiten mit raschem Umsatz und gutem Verdienst lebhafter und schneller wird; die Frage ist ja aber grade, ob es nicht dieses letzte Moment selbst ist, welches die Geldcirkulation geschwinder macht, und dessen Eintreten als Folge eines lebhafteren Cirkulirens des Geldes zu erwarten dürfte deshalb zu einem vergeblichen Warten führen. Steigende Preise, „in die Höhe gehende Konjunkturen", machen die Cirkulation des Geldes lebhaft — nicht umgekehrt.

Ebenso verhält es sich mit den Kreditmitteln, in so fern man nicht Banknoten darunter versteht, welche nach der Weise, in welcher sie fungiren, zu der eigentlichen Geldmenge gerechnet werden müssen. Auch hier gilt es, daß Wechsel, Checks, Giro-Verkehr u. dergl. ihrer Natur nach bestimmt zu sein scheinen, an Stelle des Geldes zu treten, so daß sie grade in Zeiten, wo die Menge dieses verhältnißmäßig geringer wird, die Lücken ausfüllen und die Preise also auf dem früheren Niveau halten könnten. Die Erfahrung zeigt aber, daß dies nicht der Fall ist; sie sind im Gegentheil geneigt, sich zusammenzuziehen, wenn eine relative — und noch mehr eine absolute — Verringerung der Geldmenge die Preise sinken läßt, so wie sie andererseits eine starke Tendenz haben, sich auszudehnen, wenn eine Vermehrung der Geldmenge die Preise zum Steigen bringt. Man braucht nur einen Blick auf die Bewegung der verschiedenen Arten der Kreditmittel im Zeitraume von 1870—1885 zu thun, um zu sehen, daß sie beinahe ganz mit den Bewegungen theils in den Waarenpreisen, theils in der Menge von Papiergeld (Staatsgeld und ungedeckte Banknoten) zusammenfallen, so wie diese z. B. von Neumann-Spallart für die europäischen Großmächte und Nordamerika zusammen angegeben ist*). Und dies ist erklärlich genug; steigende Preise, welche Aussicht auf guten Verdienst für Fabrikanten und andre Producenten geben und welche es wahrscheinlich machen, daß die Händler eine gute Avance auf die gemachten Aufkäufe bekommen werden, geben natürlich denen, welche beiden Parteien Kredit geben sollen, ein vermehrtes Zutrauen und dadurch eine größere Bereitwilligkeit, ihnen den gewünschten Kredit zu gewähren. Selbst ein Volkswirth, wie Mac-

*) Unter Hinweisung auf seine „Uebersichten der Weltwirthschaft" führen wir hier nur folgende Zahlen an, welche das Maximum oder Minimum in den wechselnden Bewegungen angeben:

Preisbewegung (nach Soetbeer)	Papiergeld (n. Neum.-Sp.)	davon Frankreich	Wechselportefeuille d. Zettelbanken (Neum.-Sp. S. 456)	Clearing-Houses in London u. New-York (Neum.-Sp. S. 489)
	Mill. M.	Mill. M.	Mill. M.	Mill. M.
1870: 123	1870: 6245	156	1868[1]): 4187	1870: 3914
1873: 138	1873: 7914	1676	1873: 7062	1873: 6070
1879: 117	1880: 4772	61	1878: 5625	1879: 4885
1883: 122	1882: 5574	808	1883: 8122	1882: 6221
1885: 109	1885: 4148	540	1885: 7924	1885: 5511

Man wird sehen, daß die Bewegung ganz übereinstimmend ist, nur daß auf einem Gebiete das Maximum oder Minimum ein Jahr früher oder später eintreten kann als auf einem anderen.

[1]) Für die Jahre 1869—71 liegt keine Angabe vor.

leod, welcher der Kommiſſion gegenüber behauptet, daß „Kreditmittel dieſelbe Wirkung auf die Preiſe haben wie Gold“ (7312), ja ſogar, daß „Kredit in höherem Grade Kaufkraft iſt, als Gold“ (7206), erkennt ſpäter, daß „je größer der Vorrath an Metallgeld iſt, deſto größer iſt der Betrag an Kredit, welcher darauf baſirt werden kann, vorausgeſetzt daß die Bankorganiſation (banking facilities) unverändert verbleibt“, welches in ſich ſchließt, daß eine Verringerung des Vorrathes an Metallgeld eine Beſchränkung im Kredit, welcher darauf gebaut werden kann, mit ſich bringt. Dieſelbe Auffaſſung des Verhältniſſes zwiſchen wirklichem Geld und Kreditmitteln finden wir, wie Sir Louis Mallet in ſeinem Separatvotum erinnert, bei Jevons (Investigations in currency and finance): „Preiſe können zeitweilig, unabhängig von der Menge Gold, welche ſich im Lande befindet, ſteigen oder fallen, aber mit der Zeit müſſen ſie davon beherrſcht werden. Kredit gewährt einen gewiſſen Spielraum, ohne in letzter Inſtanz (ultimately) die Preiſe unabhängig von der Goldmenge zu machen.“ Wir könnten uns in ſo fern gern der z. B. von Dr. Fr. Kral (l. c. S. 67) ausgeſprochenen Anſicht anſchließen, daß „mit der Einſchränkung des Kredits verloren die ſchwindelhaften Preiſe (vom Anfang der 70er Jahre) den Boden unter den Füßen, und dieſer Moment inaugurirte den bis heute andauernden Preisrückgang“, wenn man uns nur erklären wollte, warum dieſe Einſchränkung des Kredits fortgedauert hat, auch nachdem man von den „heraufgeſchraubten“ Preiſen auf ein mehr normales Niveau herabgekommen war, und warum es für den Kredit unmöglich geweſen iſt, wieder ein Steigen der Preiſe zu Stande zu bringen — ausgenommen in den Jahren (1880—83), in welchen die Menge des Papiergeldes, beſonders die ungedeckten Zettel der Banque de France, wieder bedeutend vermehrt wurde.

Es iſt alſo weit entfernt davon ſich ſo zu verhalten, daß der Kredit die Bewegung in der Geldmenge neutraliſirt und Uebereinſtimmung mit den Forderungen des Verkehrs ſchafft, indem er ſich ausdehnt, wenn die Geldmenge — abſolut oder relativ — kleiner wird, und umgekehrt ſich zuſammenzieht, wenn eine Vermehrung der Geldmenge ihn weniger nothwendig macht, daß man im Gegentheil ſagen muß, daß er den Bewegungen der Geldmenge nach beiden Richtungen folgt und ſie verſtärkt. Wenn daher die Bedingungen zu einem Rückgang in den Preiſen vorhanden ſind, kann man nicht erwarten, daß eine ausgedehntere Benutzung des Kredits denſelben abwehren wird. Unſerer Anſicht nach giebt es nur einen Weg, auf welchem eine ausgedehnte Anwendung von Kreditmitteln eine ſonſt durch ein ver-

mehrtes Waarenangebot nothwendig gemachte Vermehrung der Geldmenge entbehrlich machen kann, nämlich eine Erweiterung der Geſellſchaftsklaſſen ſelbſt, welche Kreditmittel — Wechſel, Checks ꝛc. — brauchen, um ihre perſönlichen Verbrauchsgegenſtände damit zu bezahlen. Noch iſt dieſe Benutzung — wenigſtens außerhalb Englands — auf ſo gut als den Kreis der Kaufleute und der größeren Induſtrietreibenden, welche von ihrer Geſchäftsthätigkeit mit dieſen Kreditmitteln vertraut ſind, beſchränkt. Im ſelben Grade als es glücken wird, andre Geſellſchaftskreiſe daran zu gewöhnen, ihre täglichen Einkäufe und übrigen Ausgaben (Dienſtbotenlohn, Miethe u. dergl.) mit Wechſeln und Checks zu bezahlen, werden die Gelegenheiten, bei welchen mit baarem Gelde bezahlt wird, und damit das Bedürfniß nach dieſem Gelde vermindert werden. Eine ſolche Entwicklung geht ganz beſtimmt vor ſich, aber ſehr langſam, und es liegt kein Grund vor zu glauben, daß der Fortſchritt in dieſer Hinſicht in den nächſten fünfzehn Jahren weſentlich größer werden wird, als er in den vergangenen geweſen iſt. Das einzige „Kreditmittel" in des Wortes weiterer Bedeutung, welches das große Publikum bisher bereitwillig geweſen iſt anzunehmen und zu benutzen, und welches deshalb auch ganz ebenſo wie Geld fungirt, ſind ungedeckte Banknoten, weshalb wir ſie auch durchgehend dem vom Staate emittirten Papiergeld gleich geſtellt haben. Dies iſt alſo der einzige Punkt, in welchem ſich in Wirklichkeit eine Möglichkeit zeigt einen Erſatz für einen im Verhältniß zu einem ſtets zunehmenden Waarenangebot unzulänglichen Goldvorrath zu ſchaffen; und wir glauben deshalb auch, daß der Aufſchwung in den Waarenpreiſen und damit im Geſchäftsleben, welcher vorläufig eingetreten iſt, kaum von Dauer ſein wird, wenn nicht wie in 1880—83 eine recht bedeutende Vermehrurg der ungedeckten Zettelmenge der Banken ſtattfindet. Ohne dieſe wird weder „Kredit" noch „Spekulation" kaum im Stande ſein, die Bewegung aufrecht zu erhalten. Hier gilt es aber auch wieder, daß eine bedeutende Vermehrung der ungedeckten Zettelmenge — welche noch dazu eigentlich nur die Banque de France in größerem Umfange vorzunehmen im Stande iſt — kaum ſtattfinden wird, wenn ſie nicht wieder durch eine Vergrößerung des Metallvorrathes unterſtützt wird. Und auf dieſe Weiſe wird man wieder zu einer ausgedehnteren Anwendung des Silbers als der zunächſt liegenden Möglichkeit, ein feſteres Preisniveau zu ſichern oder doch wenigſtens eine Veränderung in herabgehender Richtung zu verhindern, zurückgeführt.

Ohne behaupten zu wollen, daß eine ſolche Anwendung nothwendigerweiſe einen internationalen Bimetallismus bedingt, muß gewiß

anerkannt werden, sowohl daß dieser in weitestem Umfang die Benutzung des Silbers zu Münzzwecken sichern wird, als auch, daß es kaum ohne die eine oder die andre internationale Uebereinkunft in wesentlich größerer Ausdehnung als jetzt angewandt werden wird. Hier wirft sich nun zuerst die Frage auf, ob ein gesetzlicher Bimetallismus an und für sich möglich ist und sich aufrecht erhalten lassen kann; und darnach, welche Wirkungen ein solcher auf das gegenwärtig bestehende und in Zukunft wahrscheinliche Preisniveau üben würde.

Von einem abstrakt volkswirthschaftlichen Standpunkt kann man natürlicherweise mit Recht geltend machen, daß es sich nicht thun läßt durch ein willkürliches Machtgebot ein bestimmtes und unveränderliches Werthverhältniß zwischen zwei Waaren vorzuschreiben, und wenn auch eingeräumt wird, daß Silber und Gold in dieser Hinsicht sich wesentlich von allen anderen Waaren dadurch unterscheiden, daß nicht die Produktion des einzelnen Jahres ihren Werth bestimmt, sondern diese sogar nur einen verhältnißmäßig geringen Einfluß auf das Totalangebot ausübt, sowie auch, daß die Anwendung beider zum selben Zweck sie enger mit einander verbindet als die meisten andern Waaren, stehen sie doch keineswegs außerhalb des allgemeinen volkswirthschaftlichen Werthgesetzes. Aber selbst wenn man dies Alles einräumt, muß man doch geltend machen, daß ein solches Feststellen eines bestimmten Werthverhältnisses sehr wohl möglich ist, wenn und so lange man dafür sorgt, daß es immer wenigstens *einen* Markt giebt, wo dies Werthverhältniß thatsächlich gilt, und dies ist der Fall, so lange *ein* Ort da ist, wo beide Metalle stets zum Ausmünzen in dem festgesetzten Verhältniß angenommen werden, so daß man dort zu jeder Zeit entweder ein Pfund Gold für die bestimmte Anzahl Pfund Silber erhält, oder umgekehrt. Die Transportkosten von und nach entfernteren Orten, sowie die Rücksicht auf die Zeit, welche durch die Bewerkstelligung des Tausches verloren geht, besonders wenn eine faktische Ausmünzung des gelieferten Metalls stattfindet, können eine Abweichung zwischen dem gesetzlichen Werthverhältniß und dem thatsächlichen Marktwerthe bewirken; so lange aber jene Hauptbedingung aufrecht erhalten wird, kann diese Abweichung, die Prämie für das eine oder das andere Metall, nur ganz unbedeutend sein. Die Erfahrungen aus dem Zeitraume 1803—73 beweisen dies; wenn ab und zu eine etwas größere Prämie für das eine oder andere Metall eingetreten war, also eine thatsächliche Abweichung von dem gesetzlichen Werthverhältniß, ist dies immer dem Umstand zuzuschreiben, daß der angeführten Bedingung nicht voll und ganz nachgekommen worden ist, sondern es thatsächlich mit Schwierigkeiten verbunden war

oder etwas längere Zeit beanſpruchte, einen Tauſch zu bewerkſtelligen.

Es wird alſo ſchon genügen, daß ein einzelnes Land ein geſetzliches Werthverhältniß zwiſchen Gold und Silber etablirt, um dies zum wirklichen Marktpreis zu machen, — vorausgeſetzt, daß es im Stande iſt die genannten Bedingungen zu erfüllen und zu jeder Zeit das Metall, welches angeboten wird, anzunehmen, und gegen das andere Metall nach dem feſtgeſetzten Werthverhältniß einzutauſchen. Es unterliegt auch kaum einem Zweifel, daß das in allem Weſentlichen ſtabile Werthverhältniß zwiſchen Gold und Silber in den erſten 70 Jahren dieſes Jahrhunderts zunächſt Frankreichs geſetzlichem Bimetallismus zu verdanken iſt; die anderen Länder in der 1865 gebildeten lateiniſchen Münzunion haben erſt von dieſem genannten Jahre an in dieſer Beziehung Bedeutung gehabt, und zwar keine große, da Italien in 1865—83 eine Papierzirkulation beſaß. Gleichzeitig muß man aber erkennen, daß zufällige Verhältniſſe es Frankreich ermöglicht haben, den Bimetallismus ſo lange aufrecht zu erhalten. Wenn 1848—50 neue, reichhaltige Silberminen entdeckt worden wären, wäre Frankreich ganz außer Stande geweſen, das Werthverhältniß aufrecht zu erhalten; denn ihm fehlte zu der Zeit der Goldvorrath, deſſen es in dem Falle bedurft hätte, damit das Land hätte neue Silbermaſſen aufnehmen und Gold dafür geben können. Und gleichfalls iſt es zweifelhaft, ob die lateiniſche Münzunion lange nach 1873 unter der ſtarken Vermehrung der jährlichen Silberproduktion den Bimetallismus hätte beibehalten können, da Frankreich durch den Krieg und ſeine Folgen einen Theil des ſeit 1850 angeſammelten Goldvorrathes eingebüßt hatte. Denn die freie Ausmünzung beider Metalle und die dadurch gegebene Möglichkeit eines Umtauſch derſelben nach den veränderten Conjunkturen iſt dadurch bedingt, daß ſich in dem betreffenden Lande eine bedeutende Maſſe beider Metalle befindet. Im entgegengeſetzten Falle wird die Bewegung nur in der einen, aber nicht je nach den Umſtänden nach jeder beliebigen Richtung gehen können.

Während aber alſo ein reiches und großes Land mit einem bedeutenden Vorrath an Münze und Barren beider Metalle unzweifelhaft im Stande ſein wird nicht ganz kurze Zeit hindurch ein beſtimmtes Werthverhältniß zwiſchen denſelben zu bewahren, indem es nach den Umſtänden abwechſelnd bedeutende Mengen bald von dem einen, bald von dem anderen Metall fortſtrömen läßt, ſo iſt nicht zu läugnen, daß dieſe für die ganze übrige Weltwirthſchaft bedeutungsvolle und Nutzen bringende Operation dem betreffenden Lande eine nicht

geringe und ziemlich kostbare Bürde auferlegt. Denn da immer das durch das gesetzliche Werthverhältniß unterschätzte Metall fortströmt, trennt sich dieses Land abwechselnd von dem werthvolleren Metall, um das weniger werthvolle dafür zu bekommen — und zwar zu einem höheren Preise, als man anderer Orten dafür geben würde. Da Frankreich auf diese Weise 1850—64 eine Goldcirkulation anstatt der früheren Silberzirkulation bekam, war dieses Opfer weniger fühlbar, weil das Land hierdurch ein bequemeres und besseres Verkehrsmittel erhielt; da aber die Bewegung anfing in entgegengesetzter Richtung zu gehen, wurden ihm bald die Augen dafür geöffnet, daß es sich nicht lohne, das Silber über seinen natürlichen Marktwerth zu bezahlen, um für die erlangte Goldcirkulation eine Silbercirkulation eintreten zu lassen. Daß auch Amerika in dem letzten Decennium in Folge der „Bland-bill" den Silberinteressen ein ganz bedeutendes Opfer gebracht hat, läßt sich kaum bestreiten; aber die bestimmte Begrenzung der Ausmünzung, welche die Münze nicht dazu zwingt einen beliebigen Betrag an Silber zur Ausmünzung anzunehmen, sondern gestattet den Betrag, welcher gebraucht werden soll, zu dem wirklichen Marktwerth aufzukaufen, vermindert den Verlust wesentlich, sowie sie auch Operationen verhindert hat, welche darauf ausgingen, Gold mit Avance aufzukaufen und auszuführen. Dessen ungeachtet hat die „Bland-bill" der amerikanischen Staatskasse so große Unbequemlichkeiten zugezogen, daß es in Frage steht, ob sie sich in der Länge halten kann.

Daß ein einzelnes Land künftig die Lasten und das Risiko auf sich nehmen sollte, isolirt einen wirklich effectiven gesetzlichen Bimetallismus durchzuführen, ist höchst unwahrscheinlich, um so mehr, da es äußerst zweifelhaft sein würde, wie lange es sich in Stand sehen würde, ihn aufrecht zu erhalten. Ganz anders aber stellt es sich, wenn die Rede von einem Währungsverein ist zur Erreichung desselben Zieles. Was ein einzelnes Land nicht im Stande wäre auszurichten, das würde einer Anzahl von Ländern möglich sein, indem jedes Land, welches dazu käme, die Durchführung um so mehr erleichtern würde, als es einerseits den Goldvorrath, von welchem eventuell Gold zum Umtausch gegen Silber genommen werden könnte, vermehrte, andrerseits das Gebiet, wohin das Gold möglicherweise abfließen könnte, verminderte. Und daß es das Gold ist, von welchem man sich unter den jetzigen Verhältnissen ungern trennen will, ist klar. Die Furcht, daß die Theilnahme an einem bimetallischen Währungsverein die nun erworbene Goldcirkulation eines Landes gefährden und zu einer Münzcirkulation zurück treiben könnte, welche überwiegend aus dem unbequemeren Sil-

ber beſtände, iſt wohl, wenn man die Sache recht beſieht, das, was am meiſten dazu beiträgt, Oppoſition gegen den Gedanken an ein bimetalliſches Syſtem zu erheben.

Dieſe Furcht würde ſich indeſſen ganz gewiß vollſtändig unbegründet erweiſen, wenn die Rede von einem internationalen Bimetallismus iſt, welcher alle die wichtigeren Goldwährungsländer umfaßt. Daß ein ſolcher Währungsverband Macht genug beſitzen würde, um ein feſtes Werthverhältniß zwiſchen Gold und Silber durchzuführen und aufrecht zu erhalten d. h. im Stande ſein würde, ſich zur freien Ausmünzung von beiden Metallen zu erbieten, liegt durchaus kein Grund vor zu bezweifeln, und daß keins von den Ländern ein beſonderes Riſiko liefe, ſeine beſtehende Münzcirkulation weſentlich verringert zu ſehen, iſt einleuchtend. Denn innerhalb des Gebietes des Vereins ſelbſt wäre keine Möglichkeit vorhanden, Operationen vorzunehmen, welche zum Zweck hätten durch den Aufkauf des einen Metalles durch das andere eine Avance zu gewinnen, da alle Beide überall gleichen Werth hätten. Und daß außerhalb des Währungsvereins ein thatſächlicher Marktwerth für die beiden Metalle, verſchieden von dem vom Verein feſtgeſetzten geſetzlichen Werthverhältniſſe, auftreten könnte, — welches eine Bedingung dafür wäre, daß ſolche Operationen von einem Lande außerhalb des Vereins ausgeübt werden können, — iſt außerordentlich wenig wahrſcheinlich. Denn wie überhaupt heutzutage die Nachfrage nach den edlen Metallen zum Zwecke des Ausmünzens (oder zur Deckung von Banknoten) ohne Zweifel ſo dominirend iſt, daß ſie in bei Weitem höheren Grade als die Nachfrage zu induſtriellen Zwecken den Werth der Metalle zu einander regulirt — was grade die Ereigniſſe nach 1873 darthun dürften —, ſo würde die geſammte Nachfrage nach und der Verbrauch von ſowohl Gold als Silber ſämmtlicher Goldwährungsländer unter erwähnter Vorausſetzung (Bimetallismus) von ſo überwiegender Bedeutung werden, daß er auch beſtimmend für den allgemeinen Marktwerth beider Metalle ſein würde. Aber wenn man ſich auch denken könnte, daß dies nicht geſchehen würde, und alſo außerhalb des Vereins dem Golde ein höherer Werth als dem Silber beigelegt würde, würde dies doch nur vorübergehend ſein, indem man ja außerhalb der Goldwährungsländer nur zu induſtriellen Zwecken oder zum Zwecke des Aufbewahrens Gold verlangen würde. Dieſe Nachfrage, welche an und für ſich im Vergleich mit dem Verbrauche der Goldwährungsländer zur Ausmünzung und zu induſtriellen Zwecken verhältnißmäßig gering ſein würde, würde, ſo lange die Silberwährungsländer ihre Silbercirkulation aufrecht er-

halten wollen, in keinem nennenswerthen Umfange durch Aufkauf von Gold gegen Bezahlung mit Silber effektuirt werden können, müßte aber durch Bezahlung mit Waaren effektuirt werden. Es ist aber wenig wahrscheinlich, daß die Silberwährungsländer eine so große Mehrausfuhr von Waaren über ihre Waareneinfuhr aus den Goldwährungsländern und die Genugthuung ihrer Zinsen- und anderer Verpflichtungen diesen Ländern gegenüber haben würden, daß sie im Stande sein sollten in auch nur einigermaßen bedeutendem Umfange Gold von den Vorräthen dieser an sich zu ziehen; und sollten sie wirklich im Stande dazu sein und Verlangen darnach tragen, — so könnten sie es ebensogut unter den jetzt bestehenden Umständen als unter einem internationalen Bimetallismus thun.

Die Richtigkeit der hier dargelegten Auffassung dürfte dadurch genügende Bekräftigung finden, daß sie von der Hälfte der englischen Kommission, welche gegen den Bimetallismus ist, gut geheißen wird. „Wir glauben", heißt es in dem Final Report Part II, 107, „daß unter allen Umständen, welche mit Wahrscheinlichkeit für die Zukunft vorausgesetzt werden können, insofern wir uns dieselbe nach den Erfahrungen der Vergangenheit vorstellen können, würde ein festes Werthverhältniß aufrecht erhalten bleiben, wenn die Nationen, auf welche wir hingedeutet haben (Großbritannien, Deutschland, die vereinigten Staaten von Nordamerika und die lateinische Münzunion), den Bimetallismus mit dem hier vorausgesetzten Werthverhältniß annehmen und streng daran festhalten wollten" (ein Werthverhältniß, welches sich dem jetzigen Marktverhältniß näherte). „Wir glauben, daß wenn Gold und Silber in allen diesen Ländern frei ausgemünzt werden könnte und auf diese Weise nach dem festgesetzten Verhältniß tauschfähig gegen Waaren werden, würde der Marktwerth des Silbers in Gold mit diesem Verhältniß übereinstimmen und in keinem wesentlichen Grade variiren", und sie fügen hinzu, daß diese Anschauung sich „sowohl auf ein aprioriſches Raisonnement als auf die Erfahrungen der letzten fünfzig Jahre" stützt. Es wird deshalb anerkannt, nicht nur, daß die Durchführung und Aufrechterhaltung eines internationalen Bimetallismus vollständig möglich sei, sondern auch, daß seine Wirkungen die sein würden, den Schwankungen in dem Werthverhältniß des Goldes und Silbers zu einander ein Ende zu machen und den bisherigen steten Preisrückgang aufzuhalten, und jedenfalls einen eventuellen zukünftigen Rückgang in den Preisen der Waaren sehr zu vermindern, wenn auch demselben nicht ganz vorzubeugen, sowie ferner noch die Meinung ausgesprochen wird, daß das ganze System der Kreditmittel eine sichere und festere Basis

erhalten würde, als es gegenwärtig hat, da es ausschließlich auf das Gold gebaut ist. Und endlich wird erkannt, daß der Bimetallismus in hohem Grade den Uebergang Rußlands und Oesterreich-Ungarns zu einer wirklichen Münzeneirkulation erleichtern würde, wodurch die Mißstände, welche eine uneinlösbare Papiereirkulation mit immerwährend wechselnden Kursen nicht blos den betreffenden Ländern selbst verursacht, sondern auch denen, welche im Verkehr mit denselben stehen, fortfallen würden.

So großen und bedeutungsvollen Vortheilen gegenüber, welche sogar Gegner des Bimetallismus demselben beilegen, sollte man meinen, daß es in einer Zeit, welche die Bildung eines Weltpostvereins und die Etablirung eines internationalen Bureaus für Maße und Gewichte gesehen hat, nicht mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden wäre, einen internationalen Währungsverein zu stiften, dessen Mitglieder, mit Beibehaltung ihrer eigenen Münzsysteme, sich Alle verpflichteten, ihre Münzen zur freien Ausmünzung von Gold und Silber zu öffnen. Handelte es sich nur darum, so dürfte wohl Aussicht vorhanden sein, innerhalb eines nicht allzu großen Zeitraumes einen solchen internationalen Bimetallismus proklamirt zu sehen. Die Hauptschwierigkeit liegt aber unzweifelhaft darin, daß natürlicher Weise Einigkeit über das zu bestimmende Werthverhältniß herrschen muß. Und hier stehen nicht nur entgegengesetzte Anschauungen, sondern, was stärker wirkt, entgegengesetzte Interessen einander gegenüber. Die eifrigsten Vertheidiger des Bimetallismus sind die Silberproducenten und andere, die über Vorräthe von Silber zu verfügen haben, und für diese genügt es durchaus nicht, daß der Bimetallismus so durchgeführt wird, daß er gegen ein zukünftiges Sinken des Werthes des Silbers garantirt und vielleicht ein etwas günstigeres Werthverhältniß als das im Augenblick herrschende schafft; sie wollen das alte Werthverhältniß retablirt sehen, um dadurch einen Vortheil zu gewinnen, der die Verluste der letzten fünfzehn Jahre wieder aufwiegt. Und eine ähnliche Anschauung finden wir bei Vielen von denen, welche auf den Bimetallismus sehen als auf ein Mittel, dem steigenden Werthe des Goldes entgegen zu wirken und einem fortgesetzten Preisrückgang vorzubeugen; sie sind nicht zufrieden hiermit, sondern wollen die früheren hohen Preise vom Anfang der 70er Jahre zurück haben, weil sie meinen, daß hierdurch denen, welche große Verluste durch den steten Preisrückgang erlitten haben, Genugthuung und Ersatz gegeben würde.

Was den von diesem Standpunkt gestellten Forderungen eine nicht geringe Bedeutung giebt, ist der Umstand, daß die in früheren Zeiten

feſtgeſetzten, von einander allerdings etwas abweichenden, geſetzlichen Werthverhältniſſe von 1 : 15½ und 1 : 16 ſich ſo zu ſagen in Frankreich und Amerika thatſächlich immer noch geltend machen. Der kraft der Bland-Bill emittirte bedeutende Betrag von ca. 300 Mill. Standard silver Dollars iſt — und wird noch ferner — ausgemünzt nach dem Verhältniß 1 : 16, und ungefähr ⅘ hiervon befinden ſich in der Staatskaſſe, welche alſo, falls das gegenwärtig geltende Werthverhältniß fixirt würde, einen Verluſt von 25 bis 30 pCt. oder von 250—300 Mill. Mark erleiden würde. Und im ſelben Verhältniß — noch etwas ſtärker — würde die ganze bedeutende Cirkulation von Silber-5Francs-Stücken reducirt werden, wobei allein die Banque de France an ihrem Silbervorrath von über 1200 Millionen Francs einen Verluſt von 3—400 Mill. Francs erleiden würde. Es iſt deshalb vorauszuſetzen, daß dieſe beiden Mächte, die wohl am eifrigſten für einen internationalen Bimetallismus ſtimmen und am meiſten intereſſirt darin ſind, beſtimmt auf ein Werthverhältniß von wenigſtens 1 : 16 halten werden. Und hierzu kommt noch, daß die indiſche Regierung durch eine Fixirung des gegenwärtigen Marktwerthes die auf ihr laſtenden, durch das Werthverhältniß des Silbers nun ſo drückenden Verpflichtungen für alle Zeiten in demſelben läſtigen Umfange als jetzt fixirt ſehen würde.

Von einem Standpunkt aus, der weder in der einen noch andern Richtung von Privatintereſſen beeinflußt oder berührt iſt, muß man indeſſen geltend machen, daß nicht allein kein gültiger Grund vorliegt, ein Werthverhältniß aufzuſtellen, welches in dem Maße von den wirklichen Verhältniſſen im Augenblicke abweicht, ſondern daß es ſogar bedenklich ſein dürfte, es zu thun. Die Aufgabe ſoll und kann durchaus nicht ſein, durch künſtliche Mittel das 1873 herrſchende Preisniveau zurückzuführen. Ganz abgeſehen davon, daß dies im Laufe von 2—3 Jahren durch beſondere Umſtände zu einer außerordentlichen Höhe emporgeſchraubt war, welche aufrecht erhalten zu ſehen Niemand einen Anſpruch gehabt hat, würde ein Zurückkehren dazu nur in den ſeltenſten Fällen denen, welche durch den Preisrückgang Verluſt erlitten, einen Erſatz geben. In vielen Fällen würde es ein ganz unmotivirtes Geſchenk an Leute ſein, welche auf Grund des Preisrückganges Beſitzthümer zu einem Preiſe, welcher den niedrigeren Preiſen der Produkte derſelben entſpricht, gekauft haben. Ein Bimetallismus aber mit dem älteren geſetzlichen Werthverhältniß würde vielleicht ein ähnliches, wenn auch an Umfang gewiß unbedeutenderes, ſchnelles und plötzliches Steigen der Preiſe als in 1871—73 bewirken, indem der dem Silber im Falle der Ausmünzung plötzlich beigelegte hohe Werth bedeutende Mengen des ſchon

vorhandenen Silbervorrathes und ſilberner Gegenſtände in die Münzen bringen und eine ſchnelle und ſtarke Vermehrung der cirkulirenden Geldmenge verurſachen könnte. Eine ſolche Preisrevolution iſt immer eine mißliche und gefährliche Sache, um ſo mehr, als dadurch eine Ueberſpekulation und Ueberanſpannung des Kredits, welche gewöhnlich mit einer mehr oder minder heftigen Kriſis endigt, hervorgerufen wird. Die Aufgabe iſt dagegen die, der Geldmenge einen regelmäßigen Zuwachs zu verſchaffen, der ſie befähigt, den Erforderniſſen eines ſtetig wachſenden Verkehrs Genüge zu leiſten, — eine Aufgabe, welche das Gold allein in der letzten Zeit nicht zu löſen im Stande geweſen iſt, und nach dem vorher Angeführten auch kaum löſen können wird, welche aber, wie zu erwarten ſteht, von einem Münzſyſtem gelöſt werden kann, welches beide Metalle in ſeinen Dienſt nimmt und alſo in Zukunft von beiden als jährliche Zuſchüſſe empfangen wird, was der induſtrielle Verbrauch nicht erheiſcht. Daß, was das Silber betrifft, in den letzten fünfzehn Jahren ein Betrag vorhanden geweſen iſt, welcher zur Dispoſition der Ausmünzung hätte geſtellt werden können, aber nothgedrungen eine andre Anwendung geſucht hat, geht daraus hervor, daß es nur zu einem immer geringeren Preiſe angebracht werden konnte, trotzdem gleichzeitig die Silberwährungsländer gewiß ein größeres Quantum zur Ausmünzung empfingen, als ſie, ſtreng genommen, brauchten. Daß ein Bimetallismus mit einem den Marktverhältniſſen der Zeit einigermaßen entſprechendem Werthverhältniß die europäiſchen Münzen auf einmal mit Silber überſchwemmen ſollte, iſt gar kein Grund vorhanden anzunehmen; dagegen wird ein ſolcher ihnen in Zukunft einen paſſenden Antheil der jährlichen Produktion zuführen, wodurch das gegenwärtige Preisniveau wahrſcheinlich bewahrt bleiben wird. Sollte auch der jährliche Zuwachs der Geldmenge hierdurch möglicherweiſe etwas größer als nothwendig werden und dadurch ein regelmäßiges und langſames Steigen der Preiſe veranlaſſen, würde hierin bei Weitem kein ſo großes Unglück liegen, als in einem permanenten Preisrückgang; denn jener wirkt, wenn er nicht zu ſchnell und unregelmäßig vor ſich geht, eher ſtimulirend auf die ganze wirthſchaftliche Entwicklung. Von einem ſolchen Steigen der Preiſe iſt eine durch eine plötzliche Vergrößerung der Geldmenge hervorgerufene Preisrevolution — wie z. B. in 1871 bis 1873 — eben ſo verſchieden wie eine durch einen Dammbruch veranlaßte Ueberſchwemmung von einer gut geleiteten Ueberrieſelung der Wieſen.

Ein geſetzliches Werthverhältniß, welches ſich im Weſentlichen nicht von dem nun thatſächlich beſtehenden entfernt, wird deshalb unſerer

Ansicht nach das richtige sein*). Daß es etwas höher als das im Augenblick geltende festgestellt werden muß — z. B. auf 1 : 20 — ist etwas Andres; denn es steht zu erwarten, daß schon die Aussicht auf einen neuen Abfluß für die jährliche Silberproduktion sofort beitragen wird, seinen Marktwerth etwas über den niedrigen Stand, wozu es im Augenblicke niedergedrückt ist, zu heben. Daß ein Werthverhältniß wie das genannte ein Unrecht gegen die Minenbesitzer, oder eine wirkliche Kränkung der Interessen des amerikanischen, französischen oder indischen Staates enthalten sollte, können wir auf keine Weise einräumen. Silberminenbesitzer haben nicht mehr als alle anderen Producenten Anspruch auf die Bewahrung eines bestimmten Goldpreises für ihr Produkt, ohne Rücksicht auf den Wachsthum der Produktion, und in Wirklichkeit können sie schon froh sein, die drohende Gefahr eines fortgesetzten Rückganges im Werthe des Silbers abgewendet zu sehen. Etwas Aehnliches gilt der indischen Regierung gegenüber. Die Chance, welche sie hat, ihre Lasten durch ein Steigen des Silberwerthes erleichtert zu sehen, ist im Augenblicke so unsicher, daß eine Garantie gegen eine Vermehrung derselben, hervorgerufen durch einen fortschreitenden Rückgang im Goldpreise des Silbers, wohl vortheilhaft sein müßte. Daß die französischen und amerikanischen Silbermünzen durch eine gesetzliche Fixirung der jetzigen thatsächlichen Werthverhältnisse eine Verminderung an Werth erleiden sollten, ist gleichfalls eine vollständige Fiktion: der Verlust, welcher hierdurch verursacht würde, und welchem die amerikanische Schatzkammer und die französische Bank ausgesetzt wären, ist in Wirklichkeit schon erlitten und wird nur definitiv constatirt. Faktisch sind die Standard-silver-Dollars und die Silber-Fünffrank-Stücke nur Scheidemünzen, welchen durch den Machtspruch des Staates ein größerer Werth beigelegt worden ist, als wozu ihr Silberinhalt sie berechtigt.

Trotz dessen ist es nicht unwahrscheinlich, daß es sich schwierig erweisen wird, den Widerstand gegen ein neues gesetzliches Werthverhält-

*) Ich möchte es nicht unterlassen zum Ausdruck zu bringen, daß ich in diesem Punkt persönlich anderer Ansicht bin. Der brach liegende — auch nicht als Notendeckung dienende — Silbervorrath kann nicht so sehr groß sein. Von 1876—85 sind nach dem Bericht der englischen Commission (eingeschlossen die Umprägungen) noch für 4,210,992,000 Mark nominal Silbermünzen geprägt und die Bimetallisten weisen mit Recht darauf hin, daß jede garnicht sehr große Ausmünzung spanischer Piaster sofort der Silberpreis in die Höhe getrieben hat. Wer läßt auch auf eine ganz unsichere Preissteigerung hin Metall brach liegen und erleidet den jährlichen Zinsverlust? Auf der anderen Seite zählen die Silberdollars und 5 Francs-Stücke heute noch für voll; wird die Relation definitiv auf 1 : 20 herabgesetzt, so wirkt das wie eine Verringerung des Geldumlaufs um 500—600 Millionen. Delbrück.

niß, welches niedriger ist als das früher geltende, zu besiegen, und es wird uns nicht überraschen, wenn der Plan zu einem internationalen Bimetallismus vorläufig an dieser Klippe scheitert. Die Aussicht hierfür ist um so größer, als der augenblicklich eingetretene Stillstand im Preisrückgange unzweifelhaft Viele von denen, welche sonst geneigt sein könnten sich dem Gedanken anzuschließen, den andauernden Preisrückgang durch einen internationalen Bimetallismus aufzuhalten, gleichgültiger hierfür machen und sie dazu bringen wird, ein solches Mittel für überflüssig anzusehen. Sollte es sich zeigen, daß schon das Aufhören der während längerer Zeit durchgeführten Einziehung der früher unter außergewöhnlichen Verhältnissen geschaffenen Masse von Papiergeld genügt, um Europa ein festes Preisniveau wieder zu geben, — besonders, wenn die Goldproduktion wieder etwas größer werden sollte, — muß erkannt werden, daß vorläufig auch wirklich kein Bedürfniß nach Bimetallismus vorhanden ist. Aber wir gestehen, daß wir hieran nicht recht glauben.

Dagegen wollen wir hinzufügen, daß, während der Bimetallismus das einzige Mittel zur Verhinderung bedeutender Schwankungen im Preise des Silbers zu sein scheint, ist er unserer Meinung nach nicht das einzige, wenn auch vielleicht das sicherste Mittel, der Goldmenge einen den Bedürfnissen einer stetig wachsenden wirthschaftlichen Entwickelung entsprechenden jährlichen Zuwachs zu geben. Daß dasselbe Ziel erreicht werden könnte durch eine stete Beschränkung der Gebiete, wo der Umsatz durch baare Bezahlung vollzogen wird, und daß eine immer allgemeinere Anwendung von Kreditmitteln, wie Bankanweisungen u. dergl., in derselben Richtung wirken könnte, haben wir schon eingeräumt; aber es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß diese Entwickelung nur sehr langsam fortschreitet, und wir glauben nicht, daß durch positive Veranstaltungen von Seiten des Staates irgend etwas gethan werden kann, um sie zu beschleunigen. Das Gebiet, auf welchem sich unserer Meinung nach etwas thun lassen kann, sind die ungedeckten Banknoten. Die jetzt geltenden Bestimmungen, die Emission derselben betreffend, sind höchst mangelhaft und bedürfen unzweifelhaft einer Reform. Die einzige größere Bank, welche die Freiheit besitzt, ihre Zettelmenge mit den steigenden Erfordernissen der Entwicklung wachsen zu lassen, ist die Banque de France; aber die vollständig regellose und scheinbar höchst willkürliche Weise, auf welche dies Recht in dem letzten Decennium ausgeübt worden ist, hat sicher mehr störend als regulirend auf das europäische Preisniveau gewirkt. Wenn hunderte von Millionen auf den Markt geworfen werden, um darnach wieder eingezogen zu

werden*), ohne daß, wie es scheint, Bewegungen in der wirthschaftlichen Entwicklung nachgewiesen werden können, welche ein solches Verfahren motiviren, so ist dies gewiß weit entfernt davon, dazu beizutragen, ein festes Preisniveau zu bewahren. Andererseits ist der absolute Stillstand, welcher Peels Bankact zufolge die Zettelmission der Bank of England charakterisirt, ebenso schädlich. Daß die Zettelmenge, welche vor 45 Jahren für die damalige Volkszahl und die Verkehrsverhältnisse Englands paßte, immer noch passen sollte, wird wohl Niemand behaupten, und das Mißverhältniß wird dadurch noch auffallender, daß die Bank selbst nun eine doppelt so große Bankreserve als damals für nöthig hält. Der Zettelemission der deutschen Reichsbank ist wohl eine etwas größere Elasticität eingeräumt, indem es ihr nicht abgeschnitten ist, unter gewissen Bedingungen die normale Grenze für die ungedeckte Zettelmenge zu überschreiten. Hierbei ist jedoch zunächst nur an ganz zeitweilige, vorübergehende Ueberschreitungen unter besonders kritischen Verhältnissen gedacht worden. Das Natürliche wäre indessen, daß die ungedeckte Zettelmenge eines Landes (darunter Staatspapiergeld) in einem gewissen Verhältniß zur Größe der Bevölkerung stände, und sie sollte eher auf eine gewisse Summe pr. Individuum als auf eine absolut bestimmte Zahl normirt werden. Es wäre gewiß sehr wünschenswerth, wenn diese Verhältnisse zum Gegenstande erneuter Erwägungen gemacht würden, mit den Erfahrungen vor Augen, welche besonders das letzte Decennium gebracht hat.

In der Mitte zwischen der Einführung des Bimetallismus und der Vergrößerung der ganz ungedeckten Zettelcirkulation steht endlich die Anwendung des Silbers als Basis für die Zettelemission. Eine solche Anwendung findet ja thatsächlich schon in recht bedeutendem Umfange statt, und die Bedeutung davon wird namentlich klar werden, wenn man bedenkt, wie sowohl der Preis des Silbers sowie im Ganzen das allgemeine Preisniveau gedrückt worden wäre, wenn nicht auf Basis der, nach der Blandbill geprägten, in der Schatzkammer aufbewahrten, Silberdollars Silber-Certificate hätten emittirt werden können, und wenn nicht die Banque de France ungefähr die Hälfte ihres Metallvorrathes hätte aus Silber bestehen lassen. Indessen könnte sicher selbst mit Beibehaltung der Goldwährung eine ausgedehntere Anwendung des Silbers als Basis für Banknoten in den meisten Ländern stattfinden,

*) Man vergleiche nur folgende Zahlen, die ungedeckte Zettelmenge mit dem entsprechenden Metallvorrath betreffend:

	Oktober 1879	December 1881	December 1883	Oktober 1886
Zetteln	39 Mill. Fr.	951 Mill. Fr.	998 Mill. Fr.	247 Mill. Fr.
Metall	2098 „ „	1801 „ „	1948 „ „	2479 „ „

und es könnte alſo auch auf dieſem Wege manches gethan werden, um einem ſonſt eintretenden fortgeſetzten Preisrückgang entgegenzuarbeiten. Der jetzige Augenblick iſt vielleicht nicht beſonders günſtig für die Erörterung dieſes oder anderer Pläne, eine beſtimmtere Regulirung des Geldſyſtems der Goldwährungsländer betreffend, indem der jetzt eingetretene Stillſtand im Preisrückgange Viele gewiß weniger geneigt macht, als ſie es ſonſt vielleicht wären, auf Vorſchläge und Erwägungen in dieſer Richtung einzugehen. Andererſeits iſt nicht zu vergeſſen, daß man gerade in einer ſolchen Pauſe mit größerer Ruhe und mehr unbefangen dieſe Verhältniſſe erwägen kann, und der Bericht der engliſchen Kommiſſion giebt ſowohl beſondere Veranlaſſung hierzu als auch reiches Material, welches jedoch wegen der Spaltung der Kommiſſion in zwei Hälften mit ganz verſchiedenen Conkluſionen vorläufig nur als Grundlage für weitere Prüfungen und Erwägungen dienen kann.

Ein Gang durch die neue Kaiserliche Wohnung im Berliner Schlosse.

Von

Paul Seidel.

Kaiser Wilhelm II. hat zu seiner Residenz in Berlin das Schloß gewählt und zwar das erste Stockwerk der Südfassade, nach dem Schloßplatz zu belegen. Der Kaiser ist damit der Tradition seines Hauses gefolgt, denn außer Friedrich Wilhelm III. und Kaiser Wilhelm I. haben sämmtliche Hohenzollern, Kurfürsten und Könige im Berliner Stadtschlosse residirt. Die lange Regierungszeit Kaiser Wilhelms I. und die außerordentliche Anziehungskraft, welche der Gründer des neuen deutschen Reiches seinem bescheidenen Hause unter den Linden gab, hat es die heutige Generation fast vergessen lassen, daß die Räume des Berliner Schlosses auch andern als Repräsentationszwecken dienen könnten. Unser Kaiser hat schon als Prinz Wilhelm dort residirt, in der sogenannten Hohenzollern-Wohnung nach der Schloßfreiheit zu belegen, und wenn der hohe Herr auch den Wunsch nach einem abgeschlossenen ruhigen Heim gehabt haben mag, so ist doch augenblicklich kein Palais vorhanden, welches im Stande und würdig genug wäre zur Residenz des deutschen Kaisers und Königs von Preußen zu dienen. Ueber kurz oder lang aber wird doch die Nothwendigkeit eines Baues unabweisbar sein, welcher allen Anforderungen der Neuzeit auf Komfort und Ausstattung Genüge leistet. Vorläufig aber ist hiervon ganz abgesehen und die neue Wohnung des Kaisers wird nicht als ein bloßes Provisorium betrachtet und demgemäß behandelt, sondern die ersten Kräfte des Berliner Kunst- und Gewerbe-Lebens haben sich vereinigt, dem deutschen Kaiser und seiner Familie in kürzester Frist eine würdige Wohnstätte zu bereiten und Kaiser und Kaiserin haben selber eifrigen Antheil an der Einrichtung genommen.

Es ist gewiß von allgemeinem Interesse einen Blick auf die Baugeschichte der in Frage kommenden Räume zu werfen, welche abgesehen von der Ecke nach der Kurfürstenbrücke zu das ganze nach dem Schloßplatz zu belegene erste Stockwerk einnehmen. Dieser Flügel vereinigt einen der ältesten theilweise erhaltenen und den zuletzt fertig gewordenen Theil des Schlosses in sich, indem wir von der von Friedrich Wilhelm IV. erbauten Kapelle über dem Portal nach der Schloßfreiheit zu absehen. Von der alten Hohenzollernburg sind ja wie bekannt nur einige wenige Bruchstücke auf der Spreeseite erhalten, zu denen besonders der sogenannte „grüne Hut" zu rechnen ist. Der erste und wichtigste Renaissance-Bau aber war das Haus, welches Joachim II. im Jahre 1538 von seinem Baumeister Kaspar Theiß beginnen ließ und das sich von der Ecke an der Kurfürstenbrücke bis etwa zum Portal II gegenüber der Breiten Straße erstreckte. Dieser Bau hatte drei Geschosse, 13 Fenster Front und war an beiden Seiten durch Erker-Thürme flankirt, welche aus dem ersten Stock vorsprangen, während das Dach mit abwechselnd großen und kleinen Giebeln geziert wurde. Als Schlüter im Jahre 1697 den Schloßbau übernahm, wurde dieser Flügel nicht eingerissen, sondern ganz umbaut, so daß die äußere Erscheinung einer gründlichen Umwandlung unterzogen wurde, wie sie uns ja Allen bekannt ist. Ebenso erfuhr auch das Innere eine zweckmäßigere Eintheilung. Den Eckthurm nach der Brücke zu führte Schlüter bis auf den Boden herab, aber das Erdgeschoß ist nur eine Umhüllung der Kragsteine des alten Thurmes, vermittelst derer er aus dem ersten Stock des alten Schlosses erkerartig heraussprang. Im dritten Stockwerk hat sich noch eine andere Erinnerung an den alten Bau Joachims erhalten; das Eckzimmer in den Elisabethkammern öffnet sich nämlich nach dem Thurmzimmer mit einem reich verzierten Bogen aus Sandstein, in dessen Dekoration namentlich die Medaillonbildnisse Joachims II. und seiner Gemahlin merkwürdig sind. Der zweite Eckthurm mußte bei der Verlängerung dieses Flügels nach der Schloßfreiheit zu fallen. König Friedrich I. erlebte die Vollendung des Baues nicht mehr. Bei seinem Tode im Jahre 1713 war der Theil des Schlosses von Portal II ab bis zur Freiheit eben bis zum ersten Stock gediehen und dem Baumeister Friedrich Wilhelms I. Martin Heinrich Böhme fiel die Vollendung des Baues zu, wobei er sich ausschließlich an das oben von Schlüter gegebene Vorbild hielt und nicht an das weit einfachere und daher billigere Eosanders von Göthe, des Nachfolgers Schlüters. Wir erblicken darin ein Zeichen, daß sich dem König die außerordentlichen künstlerischen Vorzüge der Schlüterschen Architektur gegen-

über der Eosanderschen in dem Maaße aufgedrängt haben müssen, daß er seine grade in den ersten Jahren seiner Regierung so Ausschlag gebende Sparsamkeit außer Augen ließ. Mit dem Jahre 1716 hat das Aeußere des Gebäudes nach dem Schloßplatz zu die Erscheinung gewonnen wie sie sich uns noch heute darbietet. Im Innern dagegen sind mancherlei Veränderungen in der Dekoration vorgegangen, denn in diesen Räumen eine Treppe hoch lagen nach und neben einander die Wohnungen Friedrichs des Großen, Friedrich Wilhelms II. als Prinz von Preußen, dessen Gemahlin als Königin und Friedrich Wilhelms IV.

Die Wohnung des Großen Königs erstreckte sich von der alten Erasmuskapelle an der Wasserseite des Schlosses um die Ecke herum bis zu dem Saal der über dem Portal II gegenüber der Breiten Straße liegt, während sich über diesen Räumen im zweiten Stockwerke die Wohnung seiner Gemahlin, der Königin Elisabeth Christine befand. Friedrich der Große ließ diese Wohnung im Berliner Schlosse im Jahre 1746 theilweise neu einrichten, natürlich wie bei allen seinen Bauten, im Rokokogeschmack. Von dieser Einrichtung hat sich außer der Decke im jetzigen Salon des Kaisers, von dem weiterhin die Rede sein wird, nur in einem kleinen runden Raume nach der Spree zu mit gekuppelter Decke die wandfeste Dekoration ganz erhalten. Es war das Schreibzimmer des Königs und es ist interessant zu verfolgen wie treu Friedrich seinen Rheinsberger Erinnerungen blieb. Sein dort in einem runden Thurme belegenes Arbeitszimmer wird in ähnlicher Gestaltung im Berliner Schlosse und in Schloß Sanssouci wiederholt. Die blaßgrünen Wände sind mit vergoldeten Zierrathen überdeckt, welche von der Hand des Bildhauers Hoppenhaupt d. Ä. herrühren, der auch an der Dekoration von Charlottenburg und Sanssouci bedeutenden Antheil genommen hat. Die Tische und Trumeaux waren vergoldet, Stühle, Kaminschirm und spanische Wand mit rothem Damast überzogen. Die übrigen Zimmer des Großen Königs sind leider durch Kronprinz Friedrich Wilhelm (IV.), welcher dieselben Räume bewohnte in den Jahren 1825 und 1826 gänzlich verändert und durch den nüchternen farblosen Classicismus Schinkels ersetzt, welcher für Innendekoration Alles weniger als anheimelnd ist. Charakteristisch für Schinkel und in seiner Art vollkommen ist der Raum neben dem Eckzimmer nach dem Schloßplatz zu, der in seiner feinen Durchführung und reichem bildnerischen Marmorschmuck die Ideale des großen Baumeisters und seines fürstlichen Gönners nach dieser Richtung hin am besten versinnbildlicht. Dieser Raum war das Concertzimmer Friedrich des Großen und wurde auch zuweilen als Speisezimmer benutzt; die Wände waren reich mit Gemälden ge-

schmückt, unter denen 4 Bildnisse von Jugendfreunden Friedrichs unser besonderes Interesse erregen, da wir ihnen weiterhin wieder begegnen werden.

Neben diesem Zimmer beginnen nun die Räume der neuen Kaiserlichen Wohnung und erstrecken sich bis zur Ecke nach der Schloßfreiheit. Bei dem Gange, welchen wir mit unseren Lesern durch die wichtigsten dieser Zimmer machen wollen, ist es weniger unsere Absicht, eine detaillirte Schilderung von Möbeln, Stoffen und den modernen Künstlerarbeiten zu geben, wie es die Tageszeitungen ja schon zur Genüge gethan haben. Vielmehr wollen wir kurzen Hinweisen auf die Geschichte der Einzelräume der Kaiserlichen Wohnung einige historische Reminiscenzen hinzuzufügen, wie sie sich dem Besucher, namentlich bei Betrachtung der Ausschmückung mit Gemälden und anderen Kunstwerken aufdrängen.

Ueber dem Portal I, dem Haupteingang zur Wohnung des Kaisers, liegt ein großer Saal, nach seiner Decke gewöhnlich der Sternsaal genannt, der wesentlich den Charakter Schinkels trägt und von seiner früheren Dekoration unter Friedrich dem Großen nichts mehr erkennen läßt. Friedrich pflegte in diesem Saale große Tafel zu halten; die Wände waren weiß getäfelt mit goldenen Zierrathen und mit 4 Gobelins nach Entwürfen Le Bruns geschmückt, deren Motive der Geschichte Christi entstammten. Diese Gobelins gelangten mit drei anderen in dem großen Saal der Königin auf merkwürdige Weise in den Besitz König Friedrich Wilhelms I. Ludwig XIV. von Frankreich hatte dem König Wandtapeten mit Schlachtendarstellungen verehren wollen, wie es ja den bekannten Neigungen des Soldatenkönigs ganz entsprechend war; die hier in Frage kommenden Gobelins mit geistlichen Darstellungen aber waren für den Kurfürsten von Mainz bestimmt. Beim Einpacken geschieht aber eine Verwechslung, der König von Preußen erhält die geistlichen Bilder, der fromme Bischof die Schlachtendarstellungen.

Bisher gewährte dieser Saal mit seinen polirten Wänden von weißem Stuckmarmor, seinen goldenen Thüren und seiner gestirnten Decke jedenfalls einen kalten Eindruck und sehnsüchtig gedachte man des ehemaligen Gobelinsschmuckes in seiner Rokokoeinrahmung. Durch die Bespannung mit rother Seide, von der sich drei große Marinebilder von Saltzmann mit ihren durchsichtigen blauen Wasserwogen leuchtend abheben, hat der Saal zwar seinen einheitlichen Charakter verloren, aber an Behaglichkeit und eigenthümlichen Reiz unendlich gewonnen. Seine jetzige Bestimmung ist die eines Vorsaales zur Wohnung des

Kaisers und außerdem sind die Fahnen und Standarten der Berliner Garnison hier aufbewahrt, welche zugleich mit den auf Tischen aufgestellten großen Modellen der Kriegsschiffe „Irene", „Oldenburg" und „Greif" darthun, daß wir uns in den Wohnräumen des obersten Kriegsherrn befinden. Am östlichen Ende des Saales liegt das Adjutantenzimmer, welches, nachdem es durch Schinkel die blauen mit Silber verzierten Tapeten und die weiß und silberne Vertäfelung aus König Friedrichs Zeit verloren hat, jetzt mit rothen Seidentapeten dekorirt ist, und als Aufenthaltsort für die dienstthuenden Adjutanten dient. Friedrich der Große liebte bekanntlich die vertraulichen kleinen Diners im engsten Kreise; so stand auch hier wie im Potsdamer Stadtschlosse eine sogenannte Konfidenztafel, welche vermittelst einer Maschinerie im Fußboden verschwand um aus dem Erdgeschoß wieder mit neuen Speisen bedeckt emporzutauchen. Die Wände sind heute dem Charakter der Bewohner entsprechend mit Schlachtendarstellungen geschmückt.

Am anderen Ende des Sternsaales aber beginnen die eigentlichen Gemächer des Kaisers. In dem ersten zweifenstrigen Zimmer, welches wir betreten, ist die Erinnerung an den Großen König pietätvoll bewahrt, indem die aus seiner Zeit erhaltene reizvolle weiß und goldene Rokokodecke mit ihrem graziösen Ornament wieder zu altem Glanze erweckt ist. Unter Friedrich dem Großen war es das Audienzzimmer und mit großer Pracht ausgestattet. Die Wände waren über dem weißen goldverzierten niedrigen Getäfel mit blauem Sammet überzogen, ebenso die Stühle und der außerdem mit Goldstickerei von Heinitschek nach Meils Zeichnung überdeckte Thronsessel; eine leider zu empfindliche Pracht, als daß etwas davon die Energie der Schinkelschen Bauperiode überstanden hätte. Jetzt sind die Wände mit zarten apfelgrünen Seidenstoff bekleidet und die dort aufgehängten Bildnisse sind der Erinnerung an den Großen König und seine Jugendfreunde gewidmet. Bei der Betrachtnng dieser Bildnisse gewinnt die Vorstellung, welche wir aus der Literatur von dem Leben des Kronprinzen Fritz mit seinen Freunden gewinnen, Leben und Gestaltung. Das Profilbildniß des Kronprinzen von der Hand seines Architekten und Freundes G. W. von Knobelsdorff in Rheinsberg gemalt, zeigt uns die Züge welche uns, alt geworden, so vertraut sind, noch jugendlich und weich mit einem liebenswürdigem feinem Zug um Mund und Nase. Vielleicht ist dieses Bildniß eine Wiederholung des Bildes welches Knobelsdorff für Voltaire malen mußte und welches Cäsarion, Graf Keyserling, dem Lieblingsdichter des Prinzen überbrachte. Eine Wiederholung schenkte Friedrich seinem Freunde Fouqué; sie ist jetzt in dem Besitz des Herrn von Pfuel in

Jansfelde. An einer anderen Wand hängt das Bildniß Knobelsdorffs selber, in ungepudertem Haar und rothem Koller von seines Freundes Pesne Hand 1737 in Rheinsberg meisterhaft gemalt. Aus diesem Bildniß tritt uns die äußere Erscheinung und der Charakter dieses großen Künstlers klar entgegen und wenn wir uns die Charakteristik Bielfelds*) in die Erinnerung zurückrufen, erkennen wir wie gut es dem Maler gelungen ist, uns sein Bild zu überliefern: „Herr von Knobelsdorff ist ein Mann von etwas rauhem Ausdruck und Haltung, aber von außerordentlichen Verdiensten. Sein Aeußeres hat nichts Feines und gekünsteltes, aber er ist darum nicht weniger schätzenswerth. Ich vergleiche ihn in seiner Erscheinung mit einer sehr schönen Eiche und wir sind uns einig darüber, daß nicht alle Bäume eines Gartens verschnitten sein müssen wie die Laubengänge von Marly. Knobelsdorff ist der personificirte Verstand."

Außer den Bildnissen der Mutter Friedrichs, Sophie Dorothea und seiner Gemahlin, der auf diesem Bilde äußerst schalkhaft dreinschauenden Elisabeth Christine, beide ebenfalls hervorragende Bildnisse von Pesne, ziehen uns ganz besonders vier zusammengehörende Bildnisse der intimsten Freunde des Kronprinzen und jungen Königs an: Keyserling (Cäsarion), Jordan (Hephästion), Chasot und Fouqué, die Bildnisse sind dadurch doppelt interessant, daß wir hier nicht steife Paradebilder vor uns haben, sondern Bilder, deren ausdrückliches und glücklich gelöstes Bestreben wie bei Knobelsdorffs Bildniß es ist, den Charakter der Dargestellten zum Ausdruck zu bringen.

Dietrich Freiherr von Keyserling, der Liebling Friedrichs, steht da in blauem elegauten Gesellschaftsrock, der offen stehend das feingestickte Hemd sehen läßt; im Arm lehnt eine Flinte und vergnügt schmunzelnd schenkt er sich ein Glas Wein aus einer Korbflasche ein. Zu seinen Füßen ruht die Jagdbeute, ein Paar Enten und im Hintergrunde erblickt man das Schloß von Rheinsberg. Dieses Bildniß „Cäsarions" entspricht ganz der Schilderung, welche Bielfeld von seiner ersten Begegnung in Rheinsberg mit ihm macht: „Graf Keyserling trat plötzlich ins Zimmer und wirbelte geräuschvoll in demselben herum wie Boreas in dem Rosenballet. Er war gerade von der Jagd heimgekehrt und ich war sehr überrascht, ihn mit einem Gewehr auf der Schulter im Gesellschaftsanzuge zu sehen..... Seine Erscheinung ist nicht sehr elegant; er hat eine kurze und gedrungene Gestalt, kleine Augen, eine große Nase und einen gewöhnlichen Mund, die Gesichtsfarbe ist gelb

*) Bielfeld schildert uns in seinen Lettres familières et autres, Haag 1763, das Leben am kronprinzlichen Hofe in Rheinsberg aus eigener Anschauung.

und gebräunt. Er hat ein offenes Gesicht, hält sich gut und besitzt vollkommen den Ton und die Manieren eines vornehmen Mannes." Aus diesen beiden Beispielen von der Uebereinstimmung zwischen Bildniß und Schilderung kann man auch für andere Fälle Schlüsse auf die Zuverlässigkeit Pesnes als des bedeutendsten Portraitmalers seiner Zeit in Berlin machen.

An einer anderen Wand hängt das Bildniß eines anderen Freundes Friedrichs des Großen, seines literarischen Vertrauten, Charles Etienne Jordan. Treffender könnte der Gegensatz zwischen dem lebensfrohen die Lust des Lebens in vollen Zügen schlürfenden Kavalier, wie er in Keyserling eben geschildert ist und dem melancholischen geistvollen Gelehrten, wie er den Blick nachdenklich ins Weite gerichtet, an seinem Schreibtisch sitzt, malerisch nicht zur Darstellung gebracht werden. Für die Schilderung seiner äußeren Erscheinung brauchen wir nur wieder die Worte Bielfelds hierher zu setzen: „Jordan ist von kleiner Figur, aber gut gewachsen. Er hat einen angenehmen Ausdruck und außerordentlich lebendige Augen. Seine Hautfarbe ist dunkel und die Augenbrauen schwarz wie der Bart." Sein Kostüm zeigt übrigens, daß Jordan trotz seiner Gelehrsamkeit ein sehr eleganter Mann war und nach dieser Richtung hin den Ansprüchen des Hofes vollauf zu genügen wußte. Friedrich der Große hat den Gegensatz zwischen diesen beiden Freunden vortrefflich mit folgendem Verse charakterisirt:

„Der gute Jordan liebt nächtlich gelehrtes Wachen;
Cäsarion zieht vor die Flasche leer zu machen."

Daneben hängt ein anderes Paar von Freunden, Heinrich August de la Motte-Fouqué und der Normanne Franz Isaac de Chasot, beide wieder in charakteristischer Form dargestelit. Fouqué der älteste von des Kronprinzen Freunden, der Großmeister der Ritter ohne Furcht und Tadel vom Rheinsberger Bayardorden, steht hier vor uns im Ritterharnisch, und sein offenes männliches Gesicht läßt die große Achtung und Verehrung verstehen, welche der junge König diesem Freunde gegenüber stets bewies. Fouqué ist einer der ersten Ritter des Ordens Pour le mérite, welcher ihn auf diesem Bildniß ziert; er erhielt ihn am 23. Juni 1740 nachdem das erste Exemplar am 16. Juni vom jungen König an seinen Generaladjutanten, den Oberst Freiherr von Hake verliehen war. Beide gaben dafür den Orden de la Générosité zurück, welchen Fouqué schon 1728 erhalten hatte. Da Fouqué sich mit seinem Chef, dem alten Dessauer nicht hatte stellen können, mußte er Preußen verlassen und war in die Dienste des Königs von Dänemark getreten, aus denen ihn aber Friedrich gleich nach seiner Thronbesteigung zurückberief.

Der vierte der Freunde, Chasot, ist seinem unruhigen Charakter gemäß im Domino und mit einer Maske in der Hand dargestellt. Dabei nahm man aber in jener Zeit keinen Anstoß daran, daß er trotz dieses Kostümes ebenfalls mit dem Orden Pour le mérite geschmückt ist, welchen der König ihm 1742 eigenhändig nach der Schlacht bei Czaslau überreicht hatte.

Während die beiden ersten Bildnisse noch in Rheinsberg entstanden, sind die beiden letzteren schon in Berlin gemalt; alle vier hingen aber in dem Konzertzimmer des Königs im Berliner Schlosse, dem oben erwähnten, später von Schinkel für Friedrich Wilhelm IV. umgebauten Raume. Mit der Zeit war das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit verloren gegangen und die Bilder waren an drei verschiedenen Stellen untergebracht. Jetzt feiern sie nach Jahrzehnte langer Trennung ihre Wiedervereinigung mit einander, unter den Augen wenigstens des Bildes ihres angebeteten jungen Königs. Dem Kunstfreunde, dem eine Wiedervereinigung derartiger von einander losgerissener Bilder glückt, hat ein ähnliches Gefühl für sie wie eine Heirathsstifterin, welche ein liebendes Paar glücklich zusammen gebracht hat und nun für sie immer eine besondere Zärtlichkeit behält. Außerdem geben diese Bildnisse mit mehreren der vorher erwähnten eine gute Vorstellung davon, was der hervorragendste Maler des 18. Jahrhunderts in Berlin, Antoine Pesne zu leisten im Stande war und wie ihm auch in der 27jährigen Soldaten-Regierung Friedrich Wilhelms I. der malerische Sinn und die große Auffassung nicht verloren gegangen ist.

Aus diesem lichten graziösen Raume treten wir in das Arbeitszimmer des Kaisers, welches mit seiner von kräftigen Ornamenten bedeckten farbigen Ledertapete, seiner im Jahre 1704 von Augustin Terwesten gemalten und sehr nachgedunkelten Decke mit einer olympischen Darstellung dem vorhergehenden Raume gegenüber einen ernsten mächtigen Eindruck macht. Dieser Eindruck wird durch die auf den Tischen ausgebreiteten Bücher und Schriften, die an den Wänden befestigten Karten noch erhöht. Der einheitliche Charakter des Raumes wird durch die niederländischen Gemälde, welche alle in schwarze Rahmen gefaßt sind, weiter ausgebildet; wir glauben in ein Zimmer des 17. Jahrhunderts zu treten. Unter den Bildern beansprucht ein besonderes Interesse die Darstellung der Kurbrandenburgischen Marine des Großen Kurfürsten, gemalt von Lieve Verschuur. Von den Masten weht der rothe Adler im weißen Felde und vor unser sinnendes Auge tritt die Gestalt des Großen Hohenzollern, welcher schon vor mehr als 200 Jahren weitschauenden Blickes dasselbe Ziel auf dem Gebiet der Kolonialpolitik an-

strebte, welches heute auch dem Nachkommen und seinem Volke so sehr am Herzen liegt. Die Schöpfung des Großen Kurfürsten ging unter seinem Nachfolger wieder verloren, das Interesse an so weit aussehenden Dingen mangelte, und es blieb nur der Sinn für die Annehmlichkeiten eines Lustschiffes auf der Spree, wie wir es auf einem daneben hängenden Bilde dargestellt sehen. Dieses reich geschmückte „Friedrich" genannte Lustschiff ließ König Friedrich I. in Holland von Michiel Maddersteg bauen, welcher es im Jahre 1704 selber nach Berlin brachte. Hier hatte es für gewöhnlich seinen Platz an der Kurfürstenbrücke und wurde auch gelegentlich vom König dazu benutzt, Gastmahle darauf zu geben. Maddersteg ist auch der Maler des Bildes, das beste von seinen zahlreichen Gemälden, welche sich im Königlichen Besitze befinden. Friedrich Wilhelm I. verschenkte das Lustschiff und eine ebenfalls von Maddersteg erbaute Jacht an Peter den Großen, welcher dafür „lange Kerle" liefern mußte; er verkaufte auch die letzten Ansprüche an die Afrikanischen Besitzungen und nur die Neger-Pfeifer und -Trommler seiner blauen Jungens in Potsdam erinnerten noch Jahre lang an das Unternehmen seines Großvaters. Dem Charakter des Raumes entsprechen auch die übrigen Gemälde an den Wänden. Von Willem van Honthorst, dem Bildnißmaler des Großen Kurfürsten, sehen wir hier die vorzüglichen Bildnisse der Brandenburgischen Obersten von Schönaich und Potthausen mit den schwarzweißen Feldbinden um den Arm und des Grafen Willem von Holland-Brederode, ferner noch eine Lagerscene von Philips Wouvermans, ein kleines holländisches Marine-Bildchen und ein größeres Reitertreffen von Hughtenburg. Unter den zahlreichen kleinen Statuetten erregt unser besonderes Interesse eine trotz ihrer Kleinheit sehr charakteristische zeitgenössische Darstellung Friedrich Wilhelms I. aus Silber. Leider ist der Modelleur dieser für Berlin außergewöhnlich guten Arbeit nicht nachzuweisen; die Silberarbeit ist vielleicht von dem Goldschmied Lieberkühn in Berlin, welcher besonders für Friedrich Wilhelms I. thätig war. Die Statuette stammt aus dem Nachlaß der Königin Elisabeth und soll nach einer unkontrolirbaren Inventarnotiz im Tabacks-Kollegium Friedrich Wilhelms I. als Tafelschmuck gedient haben.

Aus diesem den intimen Arbeiten des Kaisers bestimmten Zimmer treten wir in einen großen dreifenstrigen Raum, welcher als Vortrags- und Berathungs-Zimmer dient. Die Dekoration der Decke und der Wände ist durchweg neu im Schlüterschen Style gehalten, nur die Wände der Fensterischen sind noch mit der alten Malerei aus der Zeit Friedrich Wilhelm I. geziert. Unter den Möbeln erregen beson-

deres Interesse zwei reich mit Bronze geschmückte Schränke aus Cedernholz. Sie gehören zu den vier Schränken, in denen Friedrich der Große im Jahre 1770 in einem Kabinet des Antiken Tempels bei Schloß Friedrichskron seine Münzsammlung aufstellen ließ. Ueber den Verfertiger wissen wir nur, daß sie von dem „englischen Tischler Tüllmann" hergestellt sind, und sie befanden sich noch bis vor Kurzem im Münzkabinet der Königlichen Museen, aus dem sie erst auf den Wunsch des Kaisers Friedrich in die Königlichen Schlösser übernommen wurden. Einer dieser Schränke ist mit den nothwendigen Veränderungen und Verbesserungen kopirt und war dazu bestimmt, die Autographensammlung Kaiser Friedrichs aufzunehmen. Ueber diesen Schränken hängen zwei lebensgroße Bildnisse, der Markgraf Wilhelm Friedrich von Ansbach von einem unbekannten Maler und August III. von Sachsen und Polen von Louis de Silvestre, jenem Franzosen, der am Dresdener Hofe eine Zeitlang die Rolle spielt wie Antoine Pesne am Berliner. Beide Bildnisse stellen hervorragend schöne Personen in der ersten Mannesblüthe dar, der Markgraf ist dabei durch den Ausdruck schlichter vornehmer Schönheit noch anziehender als der mit allen Hilfsmitteln der Technik als Typus eines eleganten Fürsten des 18. Jahrhunderts dargestellte Polenkönig, von dessen Bild sich die Skizze in dem Schlosse von Pillnitz befindet. Die beiden schönen Bildnisse hatten zu wiederholten Malen in dem Maler-Atelier des Königlichen Schlosses, wo sie bisher untergebracht waren, das lebhafte Interesse des Kaisers errregt, als er dort von Angeli portraitirt wurde; bei Einrichtung der Kaiserlichen Wohnung wurden sie dann in neuen geschnitzten Rahmen in diesem Raume zur Aufstellung gebracht.

Hinter den zuletzt genannten drei Zimmern befinden sich an der Hofseite noch einige kleinere Räume, von denen zwei als Schlaf- und Toiletten-Zimmer des Kaisers eingerichtet sind. Sie sind mit kleineren modernen Bildern, Aquarellen und Reproduktionen geschmückt, zum Theil Erinnerungen an die Reisen und Jagden des Kaisers.

Aus dem oben geschilderten Berathungszimmer treten wir in den über Portal II liegenden sogenannten Pfeilersaal, welcher seine Dekoration und ovale Form dem Baudirektor Langhans verdankt. Langhans wurde im Jahre 1792 von König Friedrich Wilhelm II. mit der Einrichtung der Wohnung der Königin betraut, während Erdmannsdorf aus Denau berufen war, um die Wohnung des Königs in der Lustgartenseite des Schlosses einzurichten und künstlerisch zu gestalten. Unter Friedrich dem Großen diente dieser Saal als Vorsaal für seine Gemächer und bei Anwesenheit des Königs befand sich dort eine Wache

der Garde du Corps. Heute wird der Saal namentlich bei kleineren Festlichkeiten benutzt, wozu er besonders geeignet ist, da er das Verbindungsglied bildet zwischen den Gemächern des Kaisers und denen der Kaiserin, welche sich von hier bis zur Ecke an der Schloßfreiheit erstreckte. Friedrich Wilhelm II. bewohnte als Prinz von Preußen die Vorderräume, während seine Gemahlin die Zimmer nach dem Hofe zu inne hatte. Im Jahre 1792 aber trat die oben erwähnte Verlegung der Wohnräume des Königs ein und seine Gemahlin erhielt jetzt die sämmtlichen Räume zu ihrer Verfügung.

Zunächst gelangen wir durch einen Durchgang in den Salon der Kaiserin, dessen neue Dekoration ebenfalls an die Arbeiten Schlüters im Schlosse anknüpft. Hier sind einige der größten Schätze aus dem Kunstbesitze des Kaisers vereinigt: drei große Gemälde von Watteau, wie sie einzig in ihrer Art sind. Es giebt wohl keine ansprechendere vornehmere Dekoration für einen Salon, als die graziösen von poetisch durchgeistigter Genußfreude erfüllten Bilder dieses liebenswürdigsten aller Maler. In seinen Gestalten lebt im besten Sinne des Wortes und ohne schlechten Beigeschmack die verfeinerte Genußfähigkeit des 18. Jahrhunderts. Diese nervigen eleganten Männer, diese graziösen schalkhaften Erscheinungen der Frauen, welche alle Künste reizender Koketterie spielen lassen, das Ganze in goldigen Duft getaucht und poetisch verklärt geben uns ohne jeden Mißton die Idee eines traumhaft schönen Lebens, losgelöst von irdischer Sorge und Qual, nur der Freude des Daseins und dem reinen Genusse des Verkehrs zwischen den beiden Geschlechtern gewidmet. Dieses Grundmotiv vieler Bilder Watteaus kommt ganz besonders in einem seiner berühmtesten Werke, welches den Ehrenplatz in diesem Raume einnimmt, voll zum Ausdruck. Im „L'embarquement pour l'isle de Cythère" ist eine Scene aus einer zu Watteaus Zeit sehr beliebten Oper „L'isle de Cythère" dargestellt und der Aufbruch einer Gesellschaft von Damen und Herren zur Einschiffung nach dem Lande der Glückseligkeit geschildert. Ein Theil der Gesellschaft hat schon das auf der schimmernden Meeresfläche und von Rosen streuenden Genien umschwebte Schiff bestiegen, ein anderer Theil ist grade auf dem Wege dahin oder im Aufbruch begriffen und ihre farbenreichen Gewänder und anmuthigen Gestalten heben sich malerisch von dem dunkeln Hintergrunde des Parkes ab. Vorne aber widersteht noch eine Dame verschämt den glühenden Bitten eines vor ihr knieenden Kavaliers, aber wir sehen schon, daß sie nicht lange mehr sich sträuben wird und die steinerne Göttin der Liebe sieht lächelnd auf ihr Söhnchen Amor herab, das ungeduldig

die Spröde am Kleide zieht. Alles athmet Leben, Luſt und Wonne des Daſeins.

Dieſe und ähnliche Darſtellungen waren die Lieblingsbilder Friedrich des Großen in ſeiner Kronprinzzeit und in den erſten Jahren ſeiner Regierung. Nicht daß er in dieſem Traumleben, wie es in derartigen Darſtellungen zum Ausdruck kommt, das Ideal für ſein Leben ſah, ſondern ſeine fein geſtimmte Natur bedurfte der Anſchauung, des Sich Verſenken in dieſe ideale Welt als Erholung von der Brutalität des Lebens; es war der tiefe poetiſche Gehalt dieſer Kunſt, welcher den jungen König derartig feſſelte, daß er über zwanzig Bilder Watteaus und faſt doppelt ſo viele von deſſen Schülern Laucret und Pater in ſeinen Beſitz brachte, welche heute den hervorragendſten Kunſtbeſitz des Kaiſers bilden. Erſt in ſpätern Jahren ſtellte ſich bei Friedrich dem Großen eine gewiſſe Sättigung an Erzeugniſſen dieſes Kunſtkreiſes ein und er wandte ſein Intereſſe mehr den Bildern eines Rubens, van Dyck und den Italienern zu, mit denen er beſonders die Gemälde-Gallerie bei Sanscouci und das Neue Palais ſchmückte. Aber in frühern Jahren konnte er noch in einem Gedicht dem Maler Pesne, welcher einige kirchliche Darſtellungen gemalt hatte, ſpöttiſch warnend zurufen:

„Die Heiligen gieb auf, die trüb' ihr Schein umkränzt,
Und übe Deinen Stift an dem, was lacht und glänzt:
Er mag den heitern Tanz der Amaryllis zeigen,
Die Grazien hochgeſchürzt, der Waldesnymphen Reigen;
Und immer ſei gedenk! dem Liebesgott allein
Dankt Deine holde Kunſt ihr Weſen und ihr Sein."

Intereſſant iſt auch der Vergleich der Preiſe von damals und heute. Friedrich iſt in einem Briefe an den Grafen Rottenburg in Paris empört über die Zumuthung, daß er für zwei Pendants von Watteau 8000 Franken bezahlen ſoll und belobt ſeinen Geſandten ausdrücklich, daß er auf eine ſolche „exorbitante" Forderung nicht eingegangen ſei. Heute würde l'embarquement pour l'isle de Cythère allein vielleicht 300 000 Mark werth ſein.

Zwei andere für Watteau umfangreiche Gemälde ſchmücken noch den Salon der Kaiſerin, ſie ſind in der Kunſtgeſchichte unter dem Namen: Firmenſchild des Kunſthändlers Gerſaint bekannt. Urſprünglich bildeten dieſe beiden Gemälde ein einziges, und erſt kunſthändleriſche Spekulation hat es, nicht zu ſeinem Nachtheil, in zwei Theile zerſchnitten. Watteau malte dieſes Bild für ſeinen Freund den Kunſthändler Gerſaint innerhalb 8 Tagen aus Dankbarkeit für freundliche Aufnahme und Pflege in ſeinem letzten Lebensjahre (1721) und trotz der natür-

licherweise sehr flüchtigen Behandlung sind die beiden Bilder von außerordentlichem Reiz. Man erblickt das Innere eines Kunsthändler-Ladens; Gemälde und Kunstgegenstände werden ein- und ausgepackt und elegante Damen und Herren sind mit der Musterung der reichen Schätze beschäftigt. Ein malerisches Meisterstück ist dabei der Hintergrund der Bilder, wo wir auf der Wand Gemälde von Rubens, van Dyck u. A. aufgehängt sehen. Die Behandlung der Beleuchtung und der Luft-Perspektive ist wohl mit das Beste, was Watteau in dieser Beziehung gemalt hat.

Vervollständigt wird die Dekoration dieses Raumes durch einige kleinere Gemälde von Lancret und Pater, den Schülern Watteaus und zwei Idealportraits von Pesne. Es ließe sich wohl schwerlich ein Salon nachweisen, welcher einen gleichen nicht nur vornehmen sondern auch ansprechenden Schmuck aufzuweisen hätte.

Im anstoßenden Zimmer, dem Wohnzimmer der Kaiserin, zeigt sich der Berliner Akademie-Direktor vom Ende des vorigen Jahrhunderts, Bernhard Rohde, in den erhaltenen Deckengemälden und Superporten mit spielenden Kinderfiguren von seiner liebenswürdigsten Seite. Rohde war ein Schüler Antoine Pesne's und trotz der Flüchtigkeiten in der Zeichnung und der mehr als genialen Leichtigkeit der Behandlung ist in seinen Deckengemälden noch viel Geschmack der alten Tradition und namentlich weise Mäßigung in der Wahl seiner Mittel erhalten, wie man sie bei modernen ihm in anderer Beziehung weit überlegenen Künstlern vielfach vergeblich suchen muß. Den Ehrenplatz an der Wand nimmt ein lebensgroßes Bildniß der Königin Luise als Kronprinzessin, 1796 von Tischbein gemalt, ein, in ähnlicher Auffassung wie sie auch später Gustav Richter in seinem bekannten Bilde dargestellt hat. Vor diesem fein empfundenen Bilde gelangt man zum Bewußtsein davon, wie das Volksgefühl zu der Empfindung kommen konnte, unserer Kaiserin eine Aehnlichkeit mit der Königin Luise zuzuschreiben.

Unter den anderen Gemälden in diesem Raume erregen unser besonderes Interesse noch ein Brustbild Kaiser Friedrichs in jungen Jahren und ein sehr schönes Bildniß der Königin Elisabeth Christine, der Wittwe des Großen Königs im Alter gemalt von Graff. Es ist dies dasjenige Bildniß, dem man in zahlreichen Kopien mannigfachster Art begegnet. Ein besonderes Interesse beanspruchen aber noch einige Skulpturen in diesem Raume, ein sitzendes junges Mädchen von dem Altmeister der Berliner Bildhauerschule, Johann Gottfried Schadow und die Büste einer Victoria mit streng klassischen Zügen von Rauch. Letztere ist aus einem der ersten Blöcke gearbeitet, welchen die neu er-

schlossenen Marmorbrüche des Pentelikon geliefert hatten und dem Künstler von König Otto von Griechenland zum Geschenk gemacht wurde. Ende 1839 gelangt der Block in Rauchs Werkstatt welcher die Bearbeitungsfähigkeit des feinkörnigen leicht gelb getönten Marmors sehr zu loben weiß: „dieser Marmor scheint mir anderen Lebenssaft in sich zu haben, als der den man in Carrara bricht." Im Jahre 1843 bringt der Bildhauer die fertige Büste dem Könige Friedrich Wilhelm IV., nachdem er sie auf der Rückseite folgendermaßen bezeichnet hatte: „Gebrochen am Pentelikon. C. R. fec. 1843."

Aus dem Wohnzimmer der Kaiserin treten wir in das sogenannte Schreibkabinet, welches unter Benutzung der von Langhans herrührenden Dekoration zu einem reizenden stimmungsvollen Boudoir eingerichtet ist. An den Wänden unter der einfach gemalten Decke befinden sich 4 Basreliefs mit mythologischen Darstellungen auf blauem Grunde nach Entwürfen von Johann Gottfried Schadow 1792 geschaffen und in den 6 Wandnischen stehen Marmorfiguren, darunter zwei ältere von Tassaert, und Vasen mit Bronzeblumen, aus denen elektrische Glühlichter hervorleuchten. Die Wände sind mit älteren Pastellen von Bildnissen der Königlichen Familie geschmückt, zu denen sich Brustbilder des Kaisers und der drei ältesten Prinzen gesellen.

Diesen drei Räumen der Kaiserin gemeinsam ist der reiche Blumenschmuck in kostbaren alten chinesischen Kübeln und Vasen, darunter auch einige hervorragend schöne Delfter Blumengefäße. An derartigen Vasen und Gefäßen sind die Königlichen Schlösser namentlich Charlottenburg sehr reich, Ueberreste der kolossalen Sammlungen wie sie der Große Kurfürst und König Friedrich I. anlegten, wobei ihnen die engen Beziehungen zu den Niederlanden und auch direkte Verbindungen, namentlich in Batavia sehr zu Statten kamen. An diese Räume schließen sich die Schlaf- und Toiletten-Zimmer des Kaiserpaares an, welche ausschließlich mit modernen Kunstwerken und persönlichen Andenken geschmückt sind, darunter einige von der Kaiserin Friedrich und unserm Kaiser gemalte Bilder und die Aquarelle, welche Berliner Künstler dem Prinzenpaar zur Hochzeit geschenkt haben. Hinter den drei Wohnzimmern der Kaiserin befinden sich nach der Hofseite die Bibliothek, von deren dunklen Bücherschränken sich die darauf stehenden chinesischen Porzellane vorzüglich abheben, während die in die Vertäfelung eingelassenen Bildnisse hervorragender Herrscher: der Große Kurfürst, Friedrich Wilhelm I., Friedrich der Große, Gustav Adolph, Peter der Große und Maria Theresia dem Raume sein geistiges Gepräge geben. Zum Schlusse durchschreiten wir das im Schlüterschen Style außerordentlich

reich dekorirte Speisezimmer mit prachtvollen alten Gobelins nach Boucher.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal was wir in diesen wenigen Räumen geschaut haben und welche Erinnerungen in uns wachgerufen sind, so ziehen an unserm Geiste die hervorragendsten Erscheinungen des Hohenzollernstammes aus den letzten Jahrhunderten vorüber: der Große Kurfürst, welcher mit seinen weitschauenden Kolonialplänen unserer Zeit die Wege zeigte, Friedrich der erste König von Preußen der Erbauer des Schlosses in seiner jetzigen Gestalt mit seiner Neigung zum Luxus und zu pomphafter Prachtentwicklung, Friedrich Wilhelm I. der Soldatenkönig und große Oekonom und vor Allem Friedrich der Einzige, welcher es verstand, zugleich der erste Feldherr und ein hervorragender Schriftsteller zu sein, welchem die hingebende aufopferungsvolle Arbeit für das wirthschaftliche Wohl seiner Staaten noch die Zeit ließ die Kunst in wahrhaft großem Maaßstabe zu pflegen und seinen Nachkommen auf diesem Gebiete Schätze zu hinterlassen, welche wirklich einzig in ihrer Art sind.

Viel ist und wird geleistet in umfangreichen Sammelwerken und erschöpfenden Einzelbiographien für die politische und Verwaltungs-Geschichte der Hohenzollern, aber sehr vernachlässigt ist in allen diesen Publikationen das engere Gebiet ihres Verhältnisses zur bildenden Kunst. Und doch ist es von unendlichem Reize diesen Helden der vaterländischen Geschichte auch auf den stillen Seitenpfaden der Kunst nachzugehen, wo sie von der großen Arbeit des Tages ausruhen und auch in Zeiten der schlimmsten Kämpfe die nothwendige Erfrischung des Geistes und damit das Gleichgewicht der Seele zu erlangen suchen. Wenn diese Führung durch die neue Kaiserliche Wohnung auch in weitern Kreisen das Gefühl erweckt hat, daß dieses Nachforschen der Mühe werth ist, so ist der Zweck dieser Zeilen erfüllt.

Entwürfe und Ausführung des zweiten Theiles des Fauſt.

Von

Otto Harnack.

Der zweite Theil des Fauſt leidet bekanntlich unter dem Ruf der Unverſtändlichkeit und daher auch der Unerquicklichkeit; alles, was in den letzten Jahrzehnten durch Commentare wie durch Aufführungen im Intereſſe weiterer Kreiſe für ihn geleiſtet worden, hat ihn nicht annähernd die Popularität des Erſten Theiles gewinnen laſſen. Ueberſchaut man dagegen die Urtheile, welche gründliche Kenner des Werkes gefällt haben, ſo möchte man weit eher den erſten Theil für den ſchwerer verſtändlichen erklären; denn es herrſcht thatſächlich über die Bedeutung der Hauptſcenen des zweiten Theiles weit größere Uebereinſtimmung als hinſichtlich des erſten. Meinungsverſchiedenheiten von ſolcher Tragweite wie über das Verhältniß Mephiſto's zum Erdgeiſte, über den eigentlichen Inhalt des Paktes und der Wette hat die Erklärung des zweiten Theiles nicht entſtehen laſſen, — und mit gutem Grund. Denn wenn unſtreitig an dem zweiten Theil, welcher die durch den erſten übernommenen Verpflichtungen abtragen mußte, der berechnende Verſtand eifriger thätig geweſen iſt als an dem erſten, der unmittelbarer aus Phantaſie und Empfindung entſprungen, ſo iſt klar, daß der Verſtand ſich auch leichter mit jenem wird auseinanderſetzen können. Goethe ſelbſt ſagt von dem erſten Theil, er ſei faſt ganz ſubjectiv, aus einem befangenern, leidenſchaftlichern Individuum hervorgegangen, im zweiten aber erſcheine eine höhere, breitere, hellere, leidenſchaftloſere Welt. Loeper hat den Gegenſatz ähnlich entwickelt: „Dem Erguſſe, dem lyriſchen Ausſtrömen des erſten Theiles folgt im zweiten ein ruhiges Konſtruiren, eine mehr kunſtgerechte Entwickelung des Gegenſtandes."

Und was ſich etwa an ſchwer verſtändlichen Einzelheiten im zweiten Theile findet, kann in keinen Vergleich treten mit den immer neuen,

nicht zu erschöpfenden Problemen, welche die Monologe und Dialoge in Faust's Studirzimmer darbieten. Wenn der Leser hier weniger nach Commentaren verlangt, als etwa in der „Classischen Walpurgisnacht", so nur deshalb, weil Probleme dieser Art für den, der sie findet, durch keine Commentare zu lösen sind. Ein wenig Eifer und Mühe dagegen führt über die Schwierigkeiten hinweg, welche der zweite Theil zunächst dem Leser entgegenzustellen pflegt, — und diesen Aufwand werden gewiß wenige um des größten deutschen Dichterwerkes willen scheuen.

Woher aber trotzdem die geringe Anziehungskraft, welche ein Werk so reichen Gedankeninhaltes und so glänzender poetischer Form ausübt? Der Grund liegt unzweifelhaft in dem Uebergewicht, welches an vielen Stellen Nebendinge über die Haupthandlung gewonnen haben, und zugleich in der bis auf's Aeußerste getriebenen Knappheit, durch die mehrmals die wichtigsten Verbindungsglieder der Handlung der Wahrnehmung des Lesers fast entzogen werden. Der eigenthümliche Proceß, der während der Ausführung des Stückes vor sich ging, dieses Ueberwuchern des verbindenden Pfades durch die bunteste, üppigste Blumenpracht, die ihn stellenweise sogar ganz verdeckt, war schon früher in einzelnen Theilen kenntlich; er ist jetzt durch die neuen Funde im Goethe-Archiv uns noch weit mehr enthüllt*); die folgenden Blätter mögen ihn im Einzelnen darzulegen und danach zu erklären suchen.

Der erste Act zeigt uns bekanntlich im Eingange eine „anmuthige Gegend, Faust auf blumigem Rasen gebettet, ermüdet, unruhig, schlafsuchend"; um ihn Geistergestalten, schwebend bewegt. Nach dem ursprünglichen Plane sollten diese Geister nicht nur in Gesängen, sondern auch in sichtlichen Symbolen die Freuden der Ehre, des Ruhms, der Macht und Herrschaft vorspiegeln (XV, 2, 173). Hierdurch wäre der Wechsel vom ersten zum zweiten Theile scharf betont, der Leser darauf vorbereitet worden, jetzt in die Sphäre des öffentlichen, thätigen Lebens hinüberzuschreiten. In der Ausführung treten diese Gedanken gänzlich zurück; die Geister suchen nur Faust's inneren Streit zu besänftigen, indem sie ihn in erquickenden Schlaf senken; sie schildern mit bezauberndem Reiz die vier Zeiten der Nacht; aber eine Mahnung zur That schließen nur die letzten Verszeilen in sich, und auch in diesen ist sie nicht so gewichtig ausgesprochen, daß sie auf eine völlig neue Lebensepoche zu deuten scheint; von den „sichtlichen Symbolen" hat der Dichter ganz abgesehen. Und dem entspricht auch die Wirkung dieser Scene auf Faust. Wenn er nach dem Entwurfe erwachen sollte, gestärkt, ge-

*) Man vergleiche: Goethe's Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen 15. Band.

löst von Sinnlichkeit und Leidenschaft, den Geist gereinigt und frisch, nach dem Höchsten strebend —, so ist diese Absicht des Dichters nur nach ihrer negativen Seite hin verwirklicht worden; gereinigt und leidenschaftlos finden wir Faust in seinem sonnenbegeisterten Monologe; aber nicht nach dem Höchsten strebend, sondern viel mehr von dem Bewußtsein nothwendiger Resignation durchdrungen. Gerade die Momente der Scene, welche sie zu einer unmittelbaren Einleitung des Folgenden gestalten sollten, sind weggefallen.

Wir gelangen aus dem geisterbelebten ländlichen Schauplatz unmittelbar an den Hof des Kaisers; wir sehen Mephistopheles in der Tracht des Narren auftreten und seine goldspendenden Dienste anbieten. Was ihn und Faust hierhergeführt, erfahren wir nicht. In den Entwürfen aber finden wir eine Scene projectirt, in welcher er Faust zum Besuche des Reichstages beredet und ihm mittheilt, der Kaiser selbst habe gewünscht, ihn einmal zu sehen. Dieser Dialog ist ganz ausgefallen, und ebenso was sich ihm anschließen sollte: Faust macht die Bedingung, in Gegenwart des Kaisers dürfe nichts von Gaukelei und Verblendung vorkommen. In dieser Bedingung wäre schon ein Hinweis auf Faust's späteres Verlangen (im 5. Act) enthalten gewesen, sich von der Magie loszusagen und nur auf eigner Manneskraft zu stehn.

Wie das Drama jetzt vorliegt, tritt uns Faust am Hofe zuerst in der Verkappung des Mummenschanzes entgegen. Die so kunstvoll ausgeführte und ausgesponnene Scene hat im Zusammenhang der Handlung nur durch einen Punkt Bedeutung; der Kaiser — in der Maske des „Großen Pan" — unterzeichnet den Befehl, welcher das Papiergeld creirt. Um so mehr muß es uns auffallen, daß gerade dieser Punkt in der Darstellung selbst übergangen ist, daß wir über ihn erst nachträglich in der folgenden Scene durch Mephisto's Erzählung unterrichtet werden. Die bunten und wechselnden Bilder des Maskenspiels pflegen fremdartig auf den Leser zu wirken, da ihm während ihrer Dauer kein Leitstern die Richtung zeigt, in der sie sich bewegen.

Die nun folgenden drei Scenen — die Beschwörung der Helena vorbereitend und vollendend — stehen in einem lückenlosen Zusammenhange; der erste Act schließt mit ihnen dramatisch und effektvoll ab. Ein ganz verändertes Bild empfängt uns im zweiten. Im ehemaligen Studirzimmer sehen wir Faust, noch von der Ohnmacht befangen, in die ihn sein tollkühnes Berühren der Geistererscheinung versenkt hatte. Wir müssen annehmen, daß die Scene unmittelbar sich dem ersten Acte anschließe, daß der Zaubermantel die Genossen eiligst hierher geführt habe. Mephistopheles ist von Anfang an überzeugt, Sehnsucht nach

Helena werde Faust unbezwinglich beherrschen. Auch hier enthalten die Entwürfe Verbindung und Motivirung. „Faust aus einer schweren, langen Schlafsucht ... ins Leben zurückgerufen, tritt exaltirt hervor und fordert von dem höchsten Anschaun ganz durchdrungen den Besitz heftig von Mephistopheles. Dieser, der nicht bekennen mag, daß er im klassischen Hades nichts zu sagen habe, auch dort nicht einmal gern gesehen sei, bediente sich seines früheren Mittels, seinen Gebieter nach allen Seiten hin und her zu sprengen. Hier gelangen wir zu gar vielen Aufmerksamkeit fordernden Mannigfaltigkeiten und zuletzt noch die wachsende Ungeduld des Herrn zu beschwichtigen beredet er ihn, gleichsam im Vorbeigehen auf dem Weg zum Ziele .... Wagner zu besuchen." (XV, 2, 200.) Ein anderes Fragment faßt die Sache tiefer: „Faust niedergelegt an einer Kirchhofsmauer. Träume. Darauf großer Monolog zwischen der Wahnerscheinung von Gretchen und Helena. Faust's Leidenschaft zu Helena bleibt unbezwinglich. Mephistopheles sucht ihn durch mancherlei Zerstreuungen zu beschwichtigen." (Ebenda S. 187.) Von dem gewaltigen Gedanken, den Kampf zweier Leidenschaften sich in Faust bewußt und offenkundig vollziehen zu lassen, ist jetzt nur noch ein matter Abglanz in dem Anfangsmonolog des vierten Acts zu erkennen. Die ganze Scenengruppe ist überhaupt ausgefallen; Faust erwacht von seiner Ohnmacht erst auf klassischem Boden, den pharsalischen Gefilden. In den zwischenliegenden Scenen werden nur seine Träume uns gezeigt. Die Handlung wird erst durch den Homunculus in der Hauptsache fortgeführt. Er ist es, der ganz unvermittelt von der klassischen Walpurgisnacht Kenntniß zeigt und sich erbietet, Faust zu seiner Heilung dorthin den Weg zu weisen. Man hat viel Erfindungsgabe darauf verwandt, zu erklären, weshalb grade er die Bahn zur Antike eröffnen müsse; die Entwürfe geben auch hiefür den Grund an, freilich in ziemlich äußerlicher Weise. „Es zeigt sich, daß in ihm ein allgemeiner historischer Weltkalender enthalten sei; er wisse nämlich in jedem Augenblick anzugeben, was seit Adam's Bildung bei gleicher Sonn-, Mond-, Erd- und Planetenstellung unter Menschen vorgegangen sei. Wie er denn auch zur Probe sogleich verkündet, daß die gegenwärtige Nacht gerade mit der Stunde zusammentreffe, wo die pharsalische Schlacht vorbereitet worden, ... daß zu gleicher Zeit das Fest der klassischen Walpurgisnacht hereintrete, das seit Anbeginn der mythischen Welt immer in Thessalien gehalten worden und, nach dem gründlichen durch Epochen bestimmten Gang der Weltgeschichte, eigentlich Ursach an jenem Unglück gewesen."

Die klassische Walpurgisnacht hat eine vollständigere Bearbeitung

gefunden und stellt die Erlebnisse Faust's, Mephisto's und des Homunculus in abgerundeter Form dar. Faust verläßt bekanntlich das phantastische Treiben, indem er mit der Sibylle Manto in die Unterwelt hinabsteigt, um die Rückkehr Helena's in das irdische Leben von Persephone zu erbitten. Hier indeß zwischen dem zweiten und dritten Act zeigt unser jetziger Faust die klaffendste Lücke; im Anfang des dritten Actes erscheint Helena in Sparta, ohne daß wir erfahren, auf welche Weise und unter welchen Bedingungen Faust diesen Erfolg erlangt hat. Welchen Scharfsinn und welche Kraft der Phantasie Wilhelm Scherer auf die Ausfüllung dieser Lücke verwandt, ist bekannt genug. Jetzt ist auch diese Frage gelöst durch mehrere Schemata einer Scene, die Goethe bald an das Ende des zweiten, bald an den Anfang des dritten Actes zu stellen gedacht hat*). Manto sollte die Bitte Faust's der Königin des Hades vortragen, die dadurch zu Thränen gerührt in Erinnerung an ein früheres Emporsteigen Helena's durch die drei Richter ihre Gewährung ertheilt haben würde. Noch jetzt ist im dritten Acte eine Erwähnung dieser ehemaligen Wiederbelebung Helena's zu finden, durch welche sie sich auf der Insel Leuke mit Achilles zu flüchtigem Bunde vereinigt hatte; wie damals auf die Insel, sollte jetzt auf Sparta ihr neues Erdenleben beschränkt sein. In der Bedingung, daß alle Beziehungen Faust's zu ihr rein menschliche, also nicht magische sein müßten, wäre auch hier schon Faust's eigner Wunsch, „die Zaubersprüche zu verlernen" erfüllt worden.

Ein weiterer zur Vervollständigung der „Phantasmagorie" dienender Zug dieser Entwürfe ist endlich auch der, daß wie Faust später Helena die Reimform der romantischen Dichtung lehrt, so hier Manto ihn den antiken Trimeter**) gebrauchen lehrt, der seine Rede erst der göttlich-heroischen Umgebungen würdig macht (XV, 2, 190, 210—213, 224—226).

Der dritte Act, wie er uns jetzt vorliegt, ist zuerst als selbstständiges Drama „Helena" veröffentlicht worden; schon hieraus geht hervor, daß er zu innerer Geschlossenheit und äußerer Abrundung geführt

*) In den ältesten Entwürfen war die Handlung noch anders gedacht; nach ihnen sollte Mephistopheles Faust den Besitz der Helena vermitteln. (XV, 2, 176.)

**) Hier bei Erwähnung des Trimeters möchte ich die Beobachtung nicht zurückhalten, daß in dem älteren aus dem Jahre 1800 stammenden, jetzt erst veröffentlichten Bruchstück des Helena-Actes die Trimeter streng die jambische Form zeigen. In der späteren Umarbeitung sind dann erst systematisch die kurzen Silben eingeschoben worden, durch welche vielfache Anapästen entstehen, — und zwar nach der Vorschrift der griechischen Metrik im ersten, dritten oder fünften Fuße. Für unser deutsches Ohr sind die Trimeter übrigens nicht leichter und beweglicher geworden, sondern härter, da wir an die Unterbrechung des jambischen Rhythmus nicht gewöhnt sind.

war. Was auf spartanischem Boden die wiederbelebte Helena erfährt, ist wunderbar, aber doch den seltsamen Voraussetzungen entsprechend; erst ihre Rückkehr nach dem Orkus muß uns wieder überraschen; denn sie geschieht freiwillig, obgleich Helena während dieses Actes das Bewußtsein ihrer Zugehörigkeit zum Hades völlig verloren hatte. Wird dies Bewußtsein ihr plötzlich wieder wach, als der sterbende Sohn ihr zuruft: „Laß mich im düstren Reich, Mutter, mich nicht allein", — oder ist es nur die Liebe der Mutter, welche sie dem vorangegangenen Kinde nachzieht? Auch auf diese Frage giebt ein älterer Plan die Antwort. Durch einen magischen Ring ist Helena die Körperlichkeit wieder gegeben worden; indem sie in Verzweifelung über den Tod Euphorion's die Hände ringt, streift sie ihn ab und verschwindet sogleich.

Mit dem vierten Act tritt Faust wieder in das reale Leben zurück, und zugleich beginnt für ihn eine neue Phase, die der praktischen Thätigkeit; man dürfte den vierten und fünften Act wohl den dritten Theil des Faust nennen. Wie der geistige Zusammenhang zwischen diesem und der Helena-Tragödie zu construiren, wie aus dem Gewinne, dem Besitz, dem Verlust Helena's der Trieb nach politischem, nach socialem Wirken abzuleiten sei, hat sich die Kritik nachzuweisen oftmals bemüht, doch noch nicht mit entschiedenem Erfolge. Der Umstand, daß Faust das Gewand der Helena in seinem Besitz behalten, und von ihm getragen wieder in die nordische Welt zurückkehrt, ist in jener Beziehung schwer zu deuten; der Monolog, mit dem Faust jetzt den vierten Act eröffnet, enthält nur einen Rückblick auf Helena's, auf Gretchen's Liebe*), deutet nicht in die Zukunft. Jetzt indeß sind Bruchstücke eines anderen Monologes zu Tage gekommen, welcher wohl bestimmt war, diese Lücke auszufüllen (XV, 2, 185):

„So hab' ich denn auf immerdar verloren,
Was mir das Herz zum letztenmal erquickt. . . ."
„Ein irdischer Verlust ist zu bejammern
Ein geistiger treibt zur Verzweiflung hin. . . ."
„Ich lernte diese Welt verachten
Nun bin ich erst sie zu erobern werth. . . ."
„Der leichte, hohe Geist riß mich aus dieser Enge,
Die Schönheit aus der Barbarei. . . ."
„Und wenn das Leben allen Reiz verloren.
Ist der Besitz noch immer etwas werth."

*) Für Goethe's Bestreben, die Beziehungen nicht zu deutlich hervortreten zu lassen, sondern vielmehr zu verschleiern ist es charakteristisch, daß jetzt im Monologe von „Aurorens Liebe" als dem „jugendersten, höchsten Gut" die Rede ist, während im Entwurf Gretchen ausdrücklich genannt ist.

Jetzt ist, wie Scherer schon bemerkt hat, von dieser Gedankenreihe nichts übrig geblieben als die kurze Andeutung Mephisto's:

„Man merkt's, Du kommst von Heroinen."

Im weiteren Verlauf des vierten Acts ist es von jeher als Lücke empfunden worden, daß die Erfüllung von Faust's treibendem Wunsche, der Gewinn des Meeresstrandes nicht uns durch Handlung vorgeführt, sondern nur flüchtig und beiläufig erwähnt wird in den Worten des Erzbischofs:

„Verzeih, o Herr! es ward dem sehr verruf'nen Mann
Des Reiches Strand verlieh'n."

Auch hier beabsichtigte der Entwurf eine eigene Scene einzufügen (XV, 2, 237); ein Bruchstück derselben liegt wohl in den Versen vor, welche Faust die Ritterwürde ertheilen (XV, 1, 342).

Und endlich im fünften Acte: hier, wo zuletzt sich die Räthsel lösen, die Probleme, die der erste Theil aufgestellt, sich enthüllen sollen, — hier ist wohl die Scene, welche die Wette zwischen Faust und Mephistopheles zur Entscheidung bringt, scharf und deutlich ausgeführt worden, aber nicht die letzte abschließende, welche dem Prolog im Himmel entspricht. Zwei Momente sind hier bei Seite gelassen, in denen die Grundidee des ganzen Werkes zur vollsten Klarheit gelangt wäre: Die Appellation Mephisto's gegen die ihn bethörenden Engel, und das göttliche Gericht über Faust. Beides findet sich in den Entwürfen vorgezeichnet; Christus selbst sollte dem Satan wie dem Menschen als höchster Richter entgegentreten (XV, 2, 243. 44. 187). Jetzt tritt bekanntlich Faust in der letzten Scene nicht mehr bewußt auf; nur sein „Unsterbliches" wird getragen; was er etwa reden könnte, ist dem Doctor Marianus in den Mund gelegt. Und an die Stelle des Herrn ist die Himmelskönigin getreten; aber auch sie zeigt uns noch nicht, wie es im Prologe des Ersten Theils geschieht, den Himmel selber, sondern wir bewegen uns in einem irdisch-himmlischen Zwischenreich, um einen Berg, der gleich dem Olymp in der Erde wurzelt, aber seinen Gipfel unnahbar in den Himmel erhebt. Das Ergebniß der an den Anfang des ganzen Werkes gestellten Wette zwischen dem Herrn und dem Satan wird nicht ausdrücklich festgestellt, sondern dem Leser und Hörer es selbst sich auszubilden überlassen.

Die vorstehende Uebersicht wird zur Genüge gezeigt haben, wie sehr die Ausarbeitung des Werkes dazu geführt hat, sowohl Höhepunkte der Handlung als auch Verbindungsglieder zu verschleiern, ja selbst auszuschließen. Es ist unmöglich hierin ein absichtsvolles Handeln des Dichters zu verkennen; mag auch an einer einzelnen Stelle ein Versehen

der Redaction vorliegen, — die Masse der Fälle von Auslassung, noch mehr von Umbildung kann nicht auf diese Weise erklärt werden. Erinnern wir uns dagegen der nächst Faust umfangreichsten Composition Goethe's, des Wilhelm Meister, so erkennen wir ein ganz ähnliches Verfahren des Dichters. Schiller hat es bekämpft, Goethe hat in selbstlosester Weise die Berechtigung seiner Vorwürfe eingeräumt, schließlich aber doch seinen Standpunkt festgehalten. Schiller hatte gewünscht, die Hauptidee des Romans möchte deutlicher ausgedrückt werden; Goethe erwidert darauf (9. Juli 1796): „Der Fehler, den Sie mit Recht bemerken, kommt aus meiner innersten Natur, aus einem gewissen realistischen Tic, durch den ich meine Existenz, meine Handlungen, meine Schriften den Menschen aus den Augen zu rücken behaglich finde..... Ohne ihren Antrieb und Anstoß, hätte ich wider besser Wissen und Gewissen mir auch diese Eigenheit bei diesem Roman hingehen lassen, welches denn doch bei dem ungeheuern Aufwand, der darauf gemacht ist, unverzeihlich gewesen wäre." Obgleich nun Goethe demgemäß einiges dem Romane noch hinzugefügt hat, so fand Schiller doch später, daß seine „Grille mit etwas deutlicherer Pronunciation der Hauptidee" nicht befriedigt worden sei; nach Goethe's Natur konnte es auch nicht anders sein. Er war sich zu allen Zeiten bewußt, daß jede Dichtung, möge ihr Inhalt noch so sehr für einen Proceß des sittlichen oder geistigen Lebens typisch sein, dennoch als Kunstwerk nur durch sinnliche Mittel wirken und nur indirekt eine sittliche oder intellectuelle Wirkung hervorbringen dürfe; es lag ihm daher fern, sein Kunstwerk in reflectirender Weise die eigene Idee aussprechen zu lassen. Noch bestärkt wurde er hierin durch die Beurtheilungen, welche der erste Theil des Faust erfuhr. Das beständige Interesse für die „Idee" des Gedichts statt für das Gedicht selbst stieß ihn ab. In dem bekannten Gespräche mit Eckermann (6. Mai 1827) wies er diese Urtheilsweise entschieden zurück; eine „einzige durchgehende Idee" nannte er eine magere Schnur; in dem „Faust" sei mehr, — ein reiches, buntes, mannichfaltiges Leben. Diesen Charakter des Werks immer mehr hervorzuheben, die „Idee" immer mehr zu verbergen war der ächt poetische Grundsatz, der ihn bei der Ausführung des zweiten Theiles leitete. Monologe, in denen Faust seine Empfindungen nach der letzten Trennung von Gretchen und bei Beginn eines neuen Lebens ausgesprochen oder in denen er die Bedeutung der Helena-Episode für seine Geistesentwickelung auseinandergesetzt, mag der Commentator schmerzlich vermissen, Goethe verzichtete gewiß mit Recht auf sie. Der Commentator mag vielleicht auch bedauern, daß nicht am Schlusse Gottvater oder Christus mit juristischer Schärfe

die Motive darlegen, welche sie berechtigen ihre Wette mit Mephistopheles für gewonnen zu halten; der Dichtung gereicht es gewiß nur zum Vortheil, daß sie sich auf die Handlung beschränkt und der Selbstthätigkeit des Hörers die Reflexion überlassen hat.

Indessen ist hiermit freilich nur ein Theil der Auslassungen erklärt, die wir oben aufgezählt; eine Reihe anderer bezieht sich nur auf Momente der äußeren Handlung, die weggefallen sind; kann auch hier der „realistische Tic" zur Erklärung dienen? es scheint, als hätte er gerade die Ausführung dieser Stellen fordern müssen; aber es *scheint* doch nur so. Denn in der That sind jene Punkte des Entwurfs — mit einziger Ausnahme vielleicht der Belehnung — solche, die nur Werth haben für den reflectirenden Leser, und seine Versuche stets das Ganze des Werkes in einem mechanischen Causalnexus sich deutlich zu machen. Dieser Versuch aber muß scheitern bei einem Drama, welches den Verlauf eines ganzen Menschenlebens umfaßt und das gar nicht anders kann als in einzelnen Bildern, die aus verschiedenen Lebensperioden herausgegriffen werden. Zwischen diesen einzelnen mit äußerstem Reichthum und buntester Pracht ausgeführten Bildern dünne verbindende Fäden gezogen sehen zu wollen, ist eine philiströse, keine poetische Forderung. Goethe wollte, wie aus vielen Stellen bei Eckermann hervorgeht, den zweiten Theil als eine Reihe derartiger, für die Anschauung berechneter Bilder aus Faust's Leben betrachtet und beurtheilt wissen. Wenn nun etwa in der Maskenscene der Kaiser als Gott Pan jene Staatsakte unterschrieben hätte, so würde das nur störend und ernüchternd gewirkt haben; wenn Homunculus uns auseinandergesetzt hätte, woher er von der klassischen Walpurgisnacht wisse, so hätte er uns nur ermüdet; auf welche Weise Manto die Persephone zu bereden weiß, Helena die Freiheit zu geben, ist uns ebenfalls gleichgültig; denn nur *Faust's* Streben nach Helena interessirt uns*); ob Helena durch den Verlust eines Ringes oder ein anderes magisches Mittel zur Unterwelt zurückgetrieben wird, danach fragen wir nicht; denn wir empfinden ohne Weiteres, daß mit dem Tode des Euphorion die Katastrophe ihres Verhältnisses zu Faust eingetreten.

Nach alledem können wir nur zu dem Schlußurtheil gelangen, daß Goethe durch jene Streichungen in den ursprünglichen Entwürfen den unbefangenen Genuß des Werkes nur erleichtert hat. Die Schwierig-

*) Nach Eckermann's Bericht mußten wir bisher annehmen, daß Faust selbst Persephone beschwören und überreden sollte; mit Recht hätte man eine solche Scene gerne ausgeführt gesehen; jetzt aber, da wir wissen, daß diese Aufgabe Manto zugetheilt war, ist es völlig begreiflich, daß Goethe schließlich die Scene für überflüssig hielt.

keiten, die der Leser zu finden meint, sind zum großen Theil selbstgeschaffene, sie entspringen daraus, daß er fragt und zergliedert, wo er schauen und hören soll. Wenn erfreulicher Weise die einst allgemeine, allegorische Auffassung des Gedichtes jetzt gänzlich zurückgedrängt ist, so liegt der weitere Fortschritt im Uebergange von der reflectirenden zu einer naiveren Auffassung. Dazu können mehr als Commentare, die dem reflectirenden Leser, wie wir gezeigt, vor Allem Zusätze bringen müßten, die theatralischen Aufführungen wirksam sein (s. Loeper, Faust V. XVII). In dieser Hinsicht ist im letzten Jahrzehnte schon viel geleistet worden und wird zweifellos noch mehr geleistet werden. Der Dichter hat ein Recht darauf, daß sein Werk vor Allem als eine sinnenfällige Schöpfung der Phantasie geschätzt werde.

Politiſche Correſpondenz.

Der ſerbiſche Thronwechſel. — Rußland. — Oeſterreich. — Frankreich. — Italien. — England.

Berlin, Ende März 1889.

Welcher Reichthum an Bewegungserſcheinungen, wie ein Phyſiker ſagen würde, bietet ſich 100 Jahr nach der franzöſiſchen Revolution dem Beobachter der Menſchheit dar! Jenes Ereigniß, das für Frankreich ſo unfruchtbar geblieben iſt, daß dieſes Volk faſt auf demſelben Fleck zu ſtehen ſcheint, hat an der gewaltigen Belebung der Welt ſeinen großen Antheil. Allein hat es ſie allerdings nicht hervorgebracht.

Doch, wir wollen nicht philoſophiren. Die Aeußerung kam uns nur in die Feder, weil uns diesmal obliegt, einen Winkel zu beleuchten, an dem wir bisher mit unſerer Fackel vorübergegangen waren. Leben, Bewegung und nicht ſelten bedeutende Kraft, gehemmt oder ungehemmt arbeitend, iſt heute faſt überall, und von jeder Stelle wirken die Kämpfe, deren Schauplatz ſie iſt, auf das Ganze der Weltbewegung zurück. Das iſt die Eigenthümlichkeit unſerer Zeit. So müſſen wir denn heute in den freilich nicht abgelegenen, aber, wie man glauben konnte, abgeſchloſſenen Winkel Serbiens hineinleuchten. Denn was in der letzten Zeit dort geſchehen, fängt an, in die Bewegung der großen Planeten hineinzuwirken.

In derſelben Zeit, als die Völker Europas von der korſiſchen Geißel heimgeſucht wurden, erhob ſich das ſerbiſche Volk in einem heldenmüthigen Aufſtand gegen die türkiſche Herrſchaft. Der Held der erſten Periode dieſes Kampfes war Georg Czerny, genannt Kara Georg, der ſchwarze Georg. In der zweiten Periode ward Miloſch Obrenowitſch zum erfolgreichen Führer, und ihn wählte das Volk zum Fürſten, als Serbien endlich die Stellung eines ſich ſelbſt regierenden Vaſallenfürſtenthums erlangt hatte. Miloſch aber wurde ein willkürlicher Regent und ſah ſich endlich genöthigt, vor ſeinen Gegnern, die, weil er antiruſſiſch war, die Unterſtützung Rußlands genoſſen, zu weichen. Am 13. Juni 1839 dankte er zu Gunſten ſeines älteſten Sohnes Milan ab. Als dieſer ſogleich ſtarb, erſetzte ihn der jüngere Bruder, Michael. Dieſer, noch ſehr jung, erwies jedoch ſich als ein zügelloſer Lüderian und brachte es ſoweit, daß am

14. September 1842 die Familie Obrenowitſch des Thrones für verluſtig und Alexander Karageorgiewitſch, ein Sohn des Georg Czerny zum Fürſten gewählt wurde. Rußland, welches der jetzt mächtig gewordenen Partei, obgleich es ſie anfangs unterſtützt hatte, mißtraute, that Einſpruch, begnügte ſich aber mit einer zweiten ſogenannten geſetzlichen Wahl Alexanders, nachdem ſich dieſer zu geheimen Abmachungen mit Rußland bequemt hatte.

Es ging unter deſſen Regierung Jahre lang ganz gut. Der wahre Ruheſtörer in Serbien war Rußland. Dieſes hatte immerfort das Ziel im Auge, die Balkanhalbinſel zu inſurgiren, um zum Sturz des türkiſchen Reiches und zum Beſitz Conſtantinopels zu gelangen. Aber die Neigung des ſerbiſchen Volkes, ſich zum Werkzeug ſolcher Pläne zu machen, war gar nicht ſo groß. Weder der alte Miloſch noch die Gegner, die ihn ſtürzten, zeigten ſich dazu willig. Erſt als im Jahr 1848 die magyariſche Revolution den Zwieſpalt der Magyaren und Südſlaven hauptſächlich dadurch anfachte, daß die Magyaren rückſichtslos die Südſlaven in ihre Nationalität hineinziehen wollten, wurden die ſerbiſchen Sympathien für Rußland ſtärker. Es trat nun der großmagyariſchen Idee die großſerbiſche gegenüber. Alexander aber hatte der Wiener Regierung gegen die Magyaren Hülfstruppen geſchickt und war in ein ſehr gutes Verhältniß zu Wien gekommen. Dies vertrug ſich wohl mit dem Gegenſatz zu den Magyaren, aber nicht mit der großſerbiſchen Idee, deren Vorkämpfer Theile des öſterreichiſchen Gebietes beanſpruchten. Als der Krimkrieg ausbrach, verſuchte Rußland alles, die Serben zur Theilnahme an dem Kampfe gegen die Pforte aufzuwiegeln. Allein die Mühe war vergeblich, einerſeits infolge der drohenden Haltung Oeſterreichs, ebenſo aber durch die Beſonnenheit des Fürſten Alexander. Der Pariſer Friede von 1856 machte dem ruſſiſchen Protektorat über Serbien, welches Rußland durch den Frieden von Adrianopel erlangt hatte, ein Ende und ſetzte an ſeine Stelle das Schutzrecht der europäiſchen Mächte. Nun aber war die großſerbiſche Partei, mit der Rußland die engſte Fühlung genommen hatte, im Lande mächtig geworden und ſie brachte es dahin, daß im Dezember 1858 eine Skupſchtina den Fürſten Alexander abſetzte und den alten Miloſch wieder auf den Thron berief. Dieſer kam, aber die Pforte und Oeſterreich zögerten natürlich, ihn anzuerkennen. Allein Rußland ſetzte die Anerkennung durch, weil nach dem Pariſer Frieden Napoleon III. mehrere Jahre krampfhaft die Freundſchaft Rußlands ſuchte und die Gelegenheit ergriff, in dieſer Frage Rußland gefällig zu ſein. Bald jedoch, ſchon 1860 ſtarb der alte Miloſch und hinterließ keinen andern Sohn als den liederlichen Michael, der gleich ſeinem Vater ſchon einmal vom ſerbiſchen Thron geſtoßen worden. Bei der Nachricht von Alexanders Entſetzung legte der Kiadderadatſch dieſem Michael, der ſich damals in Paris aufhielt, die Worte in den Mund:

„Alex fort, Alex fort, Miloſch iſt in Serbien;
Freu ich mich, freu ich mich, kann ich doch was erbigen.“

Unerwarteterweiſe zeigte ſich, daß Michael einigermaßen vernünftig geworden war. Unter ſeiner Regierung machte Serbien mit Unterſtützung der Groß-

mächte erhebliche Fortschritte in der Emanzipation vom türkischen Regiment. Aber nach achtjähriger Regierung wurde er am 10. Juni 1868 im Park zu Toptschider bei Belgrad ermordet. Die That wurde sogleich von aller Welt dem vertriebenen Fürsten Alexander auf den Kopf Schuld gegeben. Allein gerade darum dachte niemand an seine Rückberufung. Michael, der kinderlos war, hatte den Enkel eines Bruders des alten Miloſch adoptirt und ließ den Knaben in Paris erziehen. Der junge Milan, so war sein Name, war 14 Jahr alt, als ihn die Kunde traf, daß er auf den serbischen Thron berufen worden. Damit beginnt die Laufbahn unseres heutigen Helden.

Während der Minderjährigkeit des Königs wurde eine Regentschaft eingesetzt, bestehend aus dem Kriegminister Blasnavatz, der für die schnelle Thronbesteigung Milans das meiste gethan hatte, ferner aus Jovan Ristitsch, der sich im auswärtigen Dienst ausgezeichnet hatte, und aus dem Senator Gavrilowitsch. Die neue Regierung stand ganz und gar unter dem Zeichen der großserbischen Idee und folgtich unter dem russischen Einfluß. Dies durfte um so weniger Wunder nehmen, als ungefähr gleichzeitig mit Milans Thronbesteigung der österreich-ungarische Ausgteich, mit anderen Worten die dualistische Verfassung des Kaiserstaates zustande kam. Eine der ersten und wichtigsten Handlungen der Regentschaft war die Einberufung einer Skupschtina behufs Einführung einer Verfassung. Bisher hatte die Regierung Serbiens auf einem unter russischen Einfluß ausgearbeiteten, durch einen großherrlichen Hattischerif 1838 eingeführten Staatsgrundgesetz beruht, welches gar keine Wahlkammer, wohl aber einen aus vornehmen Männern gebildeten Senat kannte. Dreißig Jahr später wurde vorwiegend unter Ristitsch Einfluß ein neues Gesetz über die Bitdung einer gesetzgebenden Versammlung zunächst durch Sachverständige berathen und im nächsten Jahr der großen Skuptschina vorgelegt und von dieser angenommen. Das neue Gesetz gab dem Fürsten mehr Rechte, ats das von 1838, denn er hatte einen großen Theit der Deputirten zu ernennen. Dafür ging nun aber der größere Theil dieser sogenannten kleinen Skupschtina aus Volkswahlen hervor. An seinem 18. Geburtstag, am 22. August 1872 wurde Milan für großjährig erklärt und teistete danach den Eid auf die neue Verfassung.

Der 18jährige Fürst hatte von Jugend auf Beweise einer ungewöhnlichen intellectuellen Begabung gegeben und machte sogleich den Versuch, allein zu regieren. Denn nachdem Btasnavatz, der des Königs Mentor gewesen, 1873 gestorben, berief der König zwar Ristitsch an die Spitze des Ministeriums, ertrug aber dessen Leitung nicht und entließ ihn bereits im November. Er fand leicht andere Ministerien, von denen aber keines festen Fuß fassen wollte. Unterdeß hatte der König Natalie Keschko, die Tochter eines russischen Obersten, kennen gelernt, eine blühende slavische Schönheit. Nachdem im September 1875 zu Wien die Verlobung stattgefunden, erfolgte die Vermählung am 17. Oktober in Belgrad. Am 31. August hatte der Fürst wieder Ristitsch in das Ministerium aufgenommen, denn der Aufstand in der Herzegowina hatte begonnen und die großserbische Idee, deren tatentvollster Verfechter Ristitsch war,

ſchien der Verwirklichung zu nahen. Die Berufung war um ein halbes Jahr zu früh erfolgt, denn das ganz ungerüſtete Serbien konnte nicht losſchlagen. Auf kurze Zeit mußte Riſtitſch wieder abtreten, aber nur um bereits am 6. Mai 1876 abermals in die Regierung zu treten. Die Panſlaviſten ſchickten ihren damaligen Hauptführer und Erzſchwindler, den General Tſchernajew nach Serbien, der alsbald behauptete, die Armee organiſirt zu haben, ſo daß am 30. Juni 1876 Milan den Krieg an den Sultan erklärte. Wie es nicht anders ſein konnte, wurde die ſerbiſche Armee überall geſchlagen, und am 28. Februar 1877 mußte Milan einen Frieden ſchließen, der unter Rußlands mächtiger Befürwortung dem ſerbiſchen Volk und Fürſtenthum wenigſtens die bisherigen Rechte wieder zuſicherte. Am 24. April 1877 aber trat Rußland ſelbſt auf den Kampfplatz. Als Rußland den Feldzug gewonnen und den Präliminarfrieden von San Stefano abgeſchloſſen, rief dieſer bei ſeinem Bekanntwerden große Erbitterung in Serbien hervor. Denn unter den ſelbſtändigen Balkanſtaaten, welche dieſer Friede ſchaffen wollte, war Bulgarien ungleich mehr begünſtigt, als Serbien. Man ſah, daß erſteres Rußlands Lieblingsſchöpfung war und offenbar ſein Hauptwerkzeug zur Beherrſchung der Balkanhalbinſel bis zu deren definitiver Beſitznahme werden ſollte. Allein das Bulgarien des Vertrags von San Stefano war es auch, das auf dem Berliner Kongreß am meiſten beſchnitten wurde. Nicht nur wurde der Umfang des Fürſtenthums Bulgarien auf die nördlich vom Balkan gelegene, von Bulgaren bewohnte Landſchaft eingeſchränkt, das Fürſtenthum Bulgarien blieb auch ein Vaſallenſtaat der Pforte, während das erheblich vergrößerte Serbien ein ſelbſtändiges Fürſtenthum wurde. Dieſe Fortſchritte verdankte Serbien aber nicht der ruſſiſchen Fürſprache, ſondern der öſterreichiſchen, und außerdem der Klugheit ſeines Bevollmächtigten auf dem Kongreß, der kein anderer war als Jovan Riſtitſch. Von dieſer Zeit an hörte Riſtitſch auf, ruſſiſcher Parteigänger zu ſein, und ebenſo begriff er, daß die großſerbiſche Idee, obwohl ſie bei weitem nicht ihr ganzes Ziel erreicht, vorläufig nicht weiter verfolgt werden dürfe. Als Entgelt für die großen Vortheile, die es Serbien verſchafft, hatte Oeſterreich nur ein Abkommen verlangt, welches Serbien zum Bau von Eiſenbahnen verpflichtete, welche die Verbindung zwiſchen der öſterreichiſchen Monarchie und den türkiſchen Provinzen, genauer zwiſchen der öſterreichiſchen Monarchie und dem ägäiſchen Meer einerſeits, zwiſchen der öſterreichiſchen Monarchie und Conſtantinopel andererſeits herſtellen ſollten. Riſtitſch ging dieſes Abkommen ein. Niemand begriff die neue Lage beſſer als Milan, über deſſen wahrhaft glänzende Fähigkeiten jetzt auf allen Seiten Uebereinſtimmung herrſchte.

Aber nun begannen für das durch den Berliner Frieden ſo wohl bedachte Serbien ungemeine Schwierigkeiten. Das Land war arm, ungebildet, entbehrte aller Verkehrsmittel. Den Bauern und Schweinezüchtern hatten panſlaviſtiſche Agenten eingeredet, mit dem großſerbiſchen Reich werde eine Periode des Reichthums und Wohllebens beginnen. Nun waren ſie arm, wie zuvor, und ſollten noch mehr Steuern zahlen. Die panſlaviſtiſchen Agenten

redeten ihnen ein, das komme daher, weil Serbien nicht groß genug geworden ſei, und das komme wieder daher, weil Serbien von Rußland abgefallen und ſich in Oeſterreichs Arme geworfen habe. So entſtand im Lande eine zahlreiche Partei, die zugleich radikal und ruſſiſch war. Radikal war ſie, weil die Bauern ſich ſelbſt regieren und vor allem keine Steuern zahlen wollten. Ruſſiſch war ſie, weil die Bauern glaubten, die Ruſſen würden ihnen den bekannten verſtorbenen Großherzog verſchaffen, hier einen König von Großſerbien, der ſie mit Wohlleben überſchütten und dafür gar nichts verlangen würde.

Riſtitſch ſuchte ſich den Oeſterreich gegenüber übernommenen Verpflichtungen zum Eiſenbahnbau möglichſt lange zu entziehen. Er hatte den Oeſterreichern auch einen Handelsvertrag verſprochen und wußte den Beginn der Verhandlungen ebenfalls hinauszuſchieben. Unterdeß erwachte gerade in der gebildeten Klaſſe Serbiens, nachdem hier die großſerbiſche Idee verflogen, ein Bedürfniß, das Land ſchnell aus ſeiner Armuth und Verkehrloſigkeit zu reißen, überdies war man zu dem Verſuch eigentlich verpflichtet. Riſtitſch aber zögerte immer noch, weil er vor allem die Unordnung der Finanzen fürchtete. Da verbanden ſich gegen ihn die Radikalen und eine neue Partei, welche ſich Fortſchrittspartei nannte, und ſtürzte ihn im Oktober 1880. Die Fortſchrittspartei kam zur Regierung. Ihr Erſtes war, mit der Union générale zu Paris, an deren Spitze der Schwindler Bontoux ſtand, einen Vertrag zum Bau der ſerbiſchen Eiſenbahnen abzuſchließen. Bontoux kontrahirte neue Anleihen, für welche Serbien Bürgſchaft leiſten mußte, und machte ſchleunigſt Bankerott. In ihrer Verlegenheit wandte ſich die ſerbiſche Regierung an das Comptoir d'escompte, damit es die Schulden der Union générale, ſoweit ſie von Serbien verbürgt waren, decke und außerdem den Eiſenbahnbau übernehme. Der Bankerott des Herrn Bontoux allein ſoll dem ſerbiſchen Staat 12 000 000 Francs Schulden eingetragen haben, denn das Comptoir d'escompte wird auch für ſeinen Gewinn geſorgt haben. Indeß die Eiſenbahnen wurden nun wenigſtens gebaut, und am 6. März 1882 bat die Skupſchtina den Fürſten Milan, die Königskrone anzunehmen. Der Zuſtimmung der Mächte hatte man ſich ſchon vorher verſichert. Das Comptoir d'escompte hatte die ſerbiſchen Schuldtitel größtentheils an die öſterreichiſche Länderbank in Wien verkauft. Um die Zinſenlaſt zu beſtreiten, mußten neue Steuern aufgelegt werden, die Unzufriedenheit im Lande wuchs.

An der Spitze der Unzufriedenen ſtand die Königin Natalie. Sie war unzufrieden mit dem Anſchluß ihres Gemahls und ſeiner Miniſter an Oeſterreich, der ſeit Riſtitſch Rücktritt noch enger geworden war. Die Königin lieh ihren Schutz den panſlaviſtiſchen Schürern des Radikalismus. Die Dame muß man ſich als das vollkommene Exemplar eines durch Turgenieffs Meiſterſchilderungen wohlbekannten Typus der ruſſiſchen Frauenwelt vorſtellen. Eine ſinnlich phlegmatiſche Schönheit mit wenig beweglichem Geiſt, der aber einer gewiſſen Schärfe nicht entbehrt, mit unbeugſamem Hochmuth und unerſchütterlichem Feſthalten an irgend einer fixen Idee. Die fixe Idee der ruſſiſchen Oberſten-

tochter war die großrussische oder panslavistische. Ohne im geringsten die Lage ihres Gemahls und seines Landes zu bedenken, forderte Natalie, Milan solle auf die konfusen Ideen der radikalen Partei eingehen. Ungefähr so fordert eine Nihilistin, die einen hohen Beamten geheirathet, von ihrem Mann, er solle Rußland zur Republik machen oder etwas ähnliches. Nichts ist begreiflicher, als daß diese Ehe zerrüttet werden mußte. Wer einige Seelenkunde besitzt, kann sich in die Lage eines geistreichen Mannes denken, der von einer beschränkten, hochmüthigen, übrigens energischen Person immerfort als Schwächling mit Verachtung behandelt wird, weil er ihre unsinnigen Träume nicht ausführt. Es ist kein Wunder, daß diese schöne Person dem jungen und geistreichen König bald zum widerwärtigsten Anblick auf Erden wurde. Als der König einige Gesandte zum Mittagessen geladen hatte und von seiner Pariser Erziehung sprach, soll ihm Natalie vor den Gästen gesagt haben: Davon merkt man wenig.

Bald kam der unglücklichste Mißgriff, den Milan begehen konnte; doch trifft ihn auch hierbei, wie bei dem Türkenkrieg von 1876, nur wenig eigene Verantwortung. Am 18. September 1885 war der Aufstand in Philippopel ausgebrochen, welcher Ostrumelien mit Bulgarien, bis jetzt allerdings nur faktisch, vereinigt hat. An Stelle des ersten Fortschrittsministeriums Pirotschanatz war im Februar 1884 ein anderes unter der Führung von Garaschanin getreten. Dieser ergriff zur Unterdrückung der radikalen Partei strenge und gewaltthätige Maßregeln. Als nun die bulgarische Erhebung kam, hielt er diese für ein Werk Rußlands und wurde in dieser verkehrten Auffassung von Wien aus, wo man über alle Maßen schlecht unterrichtet und urtheilslos gewesen sein muß, bestärkt. So faßte er den tollen Plan, gegen Bulgarien kriegerisch vorzugehen. Milan stellte sich an die Spitze der Armee, die aber immer noch war, was sie unter dem famosen Tschernajew geblieben, ein elendes Milizheer, das von den Bulgaren unter der nach der besten militärischen Schule gehandhabten Führung Alexanders von Battenberg kläglich geschlagen wurde.

Ganz gebrochen kehrte Milan aus dem unglücklichen Feldzug zurück. Er sah ein, daß man ihn beides hatte begehen lassen: eine politische Kurzsichtigkeit und eine militärische Unvorsichtigkeit sondergleichen. Allein er sah auch ein, daß er als König und höchst entscheidender Wille sich der Verantwortlichkeit nicht entschlagen könne. Er glaubte sein moralisches Ansehen vernichtet und wollte abdanken. Natalie fand diesen Gedanken vortrefflich und zeigte sich begierig, Regentin zu werden, um dann mit fliegenden Fahnen Serbien, das eben erst von Oesterreich gerettet worden war, in das russische Lager zu führen. Milan erkannte den Wahnwitz dieses Gedankens und beschloß zu bleiben, um ihn zu verhindern. Die Ehe hatte den letzten Stoß bekommen, der König dachte zunächst an nichts, als an Ehescheidung. Wir wollen nicht die Phasen verfolgen, welcher dieser mit großer Mühe durchgesetzte Plan durchlaufen hat. Im Oktober 1888 hatte Milan die Ehescheidung erzwungen und seinen Sohn, den ihm Natalie gleichsam entführt, durch die Beihülfe der deutschen Regierung

wieder in seinem Lande. Sogleich wandte er sich andern höchst dringenden Plänen zu. Serbien konnte schon längst nicht mehr nach der Methode Garaschanins regiert werden. Mehrmals schon war der Königg das Ziel von Mordversuchen gewesen. Die Frau des Oberlieutenants Markowitsch, der wegen eines solches Versuches erschossen worden, wiederholte den Versuch, und Milan begnadigte sie. Gegen die Gewaltherrschaft Garaschanins hatte sich außerhalb der radikalen Partei eine neue Partei gebildet, die sich die liberale nannte. Diese strebte ein parlamentarisches Regiment an, das auf die gebildeten Klassen gestützt werden sollte. Milan machte den Versuch mit einem Ministerium dieser Partei, als es sich aber nicht behaupten konnte, stellte er Christitsch, einen Mann von anerkannter Rechtlichkeit, aber absolutistischen Grundsätzen, an die Spitze der Geschäfte.

Von allen serbischen Staatsmännern war es nur der eine Ristitsch, der Milan bei der Ehescheidung unterstützte. Ristitsch war eben ganz antirussisch geworden, und weitblickend genug, um zu sehen, daß die russischen Intriguen nicht aufhören könnten, solange sie an der Königin einen Stützpunkt hätten. Milan seinerseits aber erkannte ganz deutlich, daß er ein absolutistisches Regiment nicht fortsetzen konnte. Dies geht nur, wenn man ein zufriedenes Volk schaffen kann. Dies aber vermag kein König, der ein armes Volk zu regieren hat, auf dem eine erdrückende Schulden- und Steuerlast ruht, und das zudem noch von phantastischen Vergrößerungsgelüsten, die man ihm künstlich eingeflößt, geplagt wird. Milan beschloß also, die Forderung der liberalen Partei zu verwirklichen und arbeitete eine Verfassung aus, die zum parlamentarischen Regiment führen konnte, sofern eine konstante Parteibildung möglich war. Er legte die Verfassung einer großen Skupschtina vor und operirte so klug, daß die Annahme ohne Diskussion einstimmig erfolgte. Aber er hat es sehen müssen, daß bei den Wahlen zur großen Skupschtina und ebenso bei den Wahlen zu der nach der neuen Verfassung gebildeten kleinen Skupschtina die radikale Partei im Lande vorwaltete. Dem parlamentarischen Regiment der radikalen Partei konnte er sich nicht unterwerfen. Da that er einen Schritt, den man für eine Fahnenflucht ausgegeben hat, der in Wahrheit ein Akt scharfblickender Ueberlegung und entschlossener Kühnheit war. Er übertrug die Königskrone auf seinen minderjährigen Sohn und setzte eine Regentschaft der liberalen, aber antirussischen Partei ein mit Ristitsch an der Spitze. Die Regentschaft mußte nach parlamentarischen Grundsätzen sogleich ein radikales Ministerium berufen. Allein zum Widerstand gegen den Radikalismus ist die Sachlage mit einem Schlag viel günstiger geworden. Die Radikalen sitzen in der Regierung, damit tragen sie eine wirkliche Verantwortung, sind genöthigt sich die Dinge anzusehen und die Folgen ihrer Schritte zu überlegen. Sie haben ein Mittel, dem Steuerdruck abzuhelfen, wenn sie das Heer abschaffen. Hätte Milan das gethan, so hätte man ihn des Verraths an der nationalen Idee bezichtigt, und hätte er es selbst mit radikalen Ministern gethan, so hätte man diese für verführt von seinem Einfluß ausgegeben. Wenn aber die Führer des Radikalismus auf

eigene Verantwortung dies thun, ſo legen ſie die Hand an die Wurzel der großſerbiſchen Idee, die man dann wenigſtens nicht mehr zum Hebel gegen jede beſonnene Regierung machen kann. Die Regentſchaft iſt ſo zuſammengeſetzt, daß ſie allzugroßen Thorheiten radikaler Miniſter gegenüber wachſame Entſchloſſenheit und wirkſame Kontrole niemals wird vermiſſen laſſen. Milans Anſehen iſt ſeit der Thronentſagung merkwürdig geſtiegen. Wo man den König mit Mißtrauen empfangen hätte, hört man den klugen Rathgeber mit Aufmerkſamkeit.

So beſchaffen iſt heute das Königreich Serbien. Die Panſlaviſten haben einige Fühler ausgeſandt und gemerkt, daß die Lage ganz und gar nicht dazu angethan iſt, die Königin Natalie nach Serbien zurückkehren zu laſſen, weder auf eigene Hand, noch durch eine von den Radikalen ins Werk zu ſetzende Zurückberufung. Die Panſlaviſten werden nun eine große Wühlarbeit beginnen. Zunächſt gegen die Regenten, aber bald auch gegen die radikalen Führer und jetzigen Miniſter. Ob mit Erfolg, das ſteht dahin. Wahrſcheinlich genug aber iſt, daß die Königin Natalie, wenn ſie nach Serbien zurückkehren ſollte, gleich ihrer aus dem kleinen Adel auf einen Thron erhobenen Schweſter Eugenie Montijo das Signal zu einem großen Kriege geben würde.

* * *

Rußland iſt immer noch mit ſeiner großen Seeſchlange, nämlich mit der Semſtwovorlage des Grafen Tolſtoi beſchäftigt. Die neueſte Verſion darüber lautet, daß das veränderte Geſetz über die Verwaltung der Kreiſe und Gouvernements zunächſt nur in zwei bis drei Gouvernements probeweiſe zur Einführung gelangen ſolle. Die Entwicklung dieſer Seeſchlange verdient namentlich darum Aufmerkſamkeit, weil der Widerſtand gegen die Reform in dem höheren Beamtenthum ſo allgemein und nachhaltig iſt. Man ſieht, daß ſelbſt der autokratiſche Wille gegen dieſen Widerſtand nur ſchrittweis vorzugehen für rathſam hält. Unter den hohen Würdenträgern ſind einige notoriſche Panſlaviſten Gegner der Vorlage. Selbſt unter dieſer Partei ſind Männer, welche nicht für zweckmäßig halten, vor dem großen Kampf, in den ſie das ruſſiſche Reich ſtürzen wollen, den ruſſiſchen Bauer aufs äußerſte zu bringen. Andere Häupter der Partei freilich ſehen in den unter Alexander II. erlaſſenen Geſetzen über die Landesverwaltung die Antaſtung der Autokratie, für welche ſie als eine Nationalinſtitution ſchwärmen, unter der der Adel am beſten ſein altruſſiſches Weſen weiter treiben kann.

Am 4. März hat der Kaiſer den Ukas an den Finanzminiſter erlaſſen, durch welchen die Konverſion der 5% Obligationen conſolidirter Eiſenbahnanlehen ruſſiſcher Emiſſion von 1870, 1872, 1873, 1884 anbefohlen wird. Am 23. März hat der Finanzminiſter die betreffende Bekanntmachung für das Publikum erlaſſen. Gleichzeitig wird die Anleihe von 1871 zur Rückzahlung gekündigt. Die große Anleihe, von der lange Zeit die Rede war, iſt alſo zuſtande gekommen. An der Spitze ſteht die Pariſer Rothſchildgruppe mit den Bankhäuſern, namentlich in Deutſchland, die ihr anverwandt und zugethan ſind.

Eine genaue Angabe über den Umfang des Geschäfts ist aber nirgend gemacht worden. Jedenfalls gewinnt der russische Finanzminister eine große Zinsenersparniß, wenn er nicht über den Bedarf der nicht durch die Konversion gedeckten Rückzahlungen noch baares Geld in die Hände bekommt. Schon wird gemeldet, daß die Anmeldungen zum Umtausch den dafür reservirten Betrag erheblich übersteigen.

Es ist überflüssig zu wiederholen, wie klug die deutschen Besitzer der jetzt zur Konversion gelangenden Obligationen thäten, wenn sie, anstatt ein Papier mit reduzirtem Zinsertrag anzunehmen, sich das Kapital zurückzahlen ließen. Allein die russischen Papiere stehen ja sehr hoch, das wissen die großen Bankhäuser angesichts einer Konversion, zu der sie das Geld vorstrecken, jederzeit zu machen. Da hat der Kapitalist natürlich nicht den Verstand, ein Papier mit vermindertem Zinsertrag abzuweisen, das gleichwohl so hoch steht.

So ist es, aber es ist schlimm. Wenn nur wenigstens der Wunsch in Erfüllung gehen könnte, daß die neuen, im Zins herabgesetzten Obligationen nicht zumeist wieder auf dem deutschen Markt hängen bleiben. Der sogenannte offiziöse Feldzug gegen die russischen Papiere hatte keinen andern Zweck. Leider muß man befürchten, daß der erhoffte Erfolg des Feldzugs ausgeblieben ist. Bei Konversion der Anleihe von 1877 im vorigen Sommer schien ein gewisser Erfolg erreicht. Es schien, als hätten die deutschen Besitzer die Konversion zurückgewiesen und dafür das Kapital genommen, so daß die damaligen neuen Obligationen auf den französischen Markt wanderten, wo sie jedoch überwiegend in den Beständen der großen Bankhäuser blieben. Nun versichern Börsenbeobachter, das Comptoir d'escompte in Paris habe bei seiner kürzlichen Krisis die Bestände an russischen Papieren auf den deutschen Markt verkauft. Es wäre allerdings der übelste Erfolg, den der sogenannte offiziöse Feldzug haben könnte, wenn er nur dazu führen sollte, daß französische Bankhäuser anstatt deutscher den Vortheil erhalten, russische Obligationen zu vertreiben, während der deutsche Markt der Hauptkäufer bliebe. Die Blätter, welche für die deutschen Bankiers schreiben, überbieten sich denn auch in Anklagen, daß der offiziöse Feldzug nur die Wirkung gehabt habe, deutsche Kapitalisten, die den Warnungen folgten, durch übereilte Verkäufe um ihr Geld zu bringen.

Wer trüge denn aber die Schuld an der unabsehbaren Kalamität der Ueberfüllung des deutschen Marktes mit russischen Papieren, die noch dazu bei dem durch die Kurstreiberei bewirkten hohen Einkaufspreis schlechte Zinsen bringen? Doch nur die unverbesserliche Dummheit des Publikums und die eigennützige Fälschung der Auffassung der Lage durch die Bankierpresse. Bankiers und Publikum wollen nicht begreifen, daß die russischen Papiere ein gefährlicher und unzweckmäßiger Besitz sind, auch wenn es sicher ist, daß wir morgen noch nicht mit Rußland in Krieg kommen. Wenn nun vollends ein Theil der offiziösen Presse wiederum in das bekannte Wettkriechen vor Rußland verfällt, wenn die Herzlichkeit der Beziehungen mit dem russischen Hof trotz der unaufhörlichen und beispiellosen Ungezogenheit der russischen Presse immerfort

gepriesen wird, dann hat es freilich mit dem Verstand des Publikums ganz und gar ein Ende, und nichts kann die Calamität abwenden, daß Deutschland unter immer schlechteren Bedingungen der einzige Gläubiger Rußlands bleibt.

Die deutsche Politik dieser Lage gegenüber ist für manchen denkenden Kopf ein Räthsel, doch sollten diese guten Köpfe nicht unterlassen, sich die Frage vorzulegen, was sie thun würden. Es ist wahr, Deutschland hätte sehr viel Grund, eine Mobilmachung anzuordnen, und dann könnte man in einigen Wochen Krieg haben. Wer hat den meisten Vortheil von der äußersten Hinausschiebung des vielleicht unvermeidlichen Kampfes? Daß ist die große Frage, die nur ein Staatsmann beantworten kann, dem die Gabe des zweiten Gesichtes, des Anblicks der Dinge, die hinter der Oberfläche der Erscheinungen liegen, eigen ist. Diesem Staatsmann sollte man auch die Antwort überlassen, wie man es ja auch, allerdings mit großem Zweifel thut. Das aber aus der freundlichen Miene, welche die deutsche Politik krampfhaft beibehält, das deutsche Publikum den Schluß zieht, Rußland sei wirklich unser allerbester Freund — das ist aus dem bekannten Grunde sehr erklärlich, aber im vorliegenden Fall auch äußerst traurig.

Am 23. März starb Graf Peter Schuwaloff, vielleicht der feinste Kopf unter der Generation der russischen Staatsmänner, die in den letzten Jahrzehnten wirksam gewesen ist. Peter Schuwaloff war russischer Botschafter am englischen Hofe während des russisch-türkischen Krieges vom April 1877 bis zum März 1878. Als General Ignatieff der Pforte seinen wunderbaren Vertrag von San Stefano abgepreßt hatte und dann, mit diesem Vertrag in der Tasche, an den europäischen Höfen herumreiste, da bemerkte Graf Schuwaloff die Entschlossenheit des Kabinets d'Israeli, den von Rußland mit jenem Vertrag hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen. Er bemerkte auch, daß das kühne Auftreten der englischen Regierung auf der Gewißheit beruhte, Oesterreich zum Kampfgenossen zu erhalten. Der einsichtige Staatsmann, der die Leistungsfähigkeit Rußlands genau zu würdigen wußte, erkannte, daß seinem Vaterland bei der Annahme dieses Kampfes die sichere Niederlage drohte. Er verständigte sich daher mit den englischen Staatsmännern über die Grundlage eines möglichen Friedens und brachte diese Grundlage auch in Petersburg zur Annahme, wohin er sich persönlich von London begab. Auf der Rückreise von Petersburg kehrte er in Friedrichsruh ein und bewog den deutschen Kanzler, die Einladungen zum Friedenskongreß in Berlin ergehen zu lassen. Die Friedensgrundlage, welche Graf Schuwaloff ermittelt, vermittelte Fürst Bismarck vor dem in Berlin versammelten europäischen Areopag und leistete damit Rußland den allergrößten Dienst. Denn es konnte ohne Schaden an seiner Ehre die Früchte seines aus Zaghaftigkeit im entscheidenden Moment nicht verfolgten Sieges sich von ganz Europa schmälern lassen, während es vor einigen Mächten allein nur mit starker Minderung seines Ansehens hätte zurückweichen können. In Wahrheit beugte es sich zum Schein vor Europa, nachdem es im geheimen sich vor England und Oesterreich gebeugt. Das war der eine Dienst, den

Fürſt Bismarck der ungeſchickten ruſſiſchen Politik leiſtete, ein Dienſt, den ſie wahrlich um ihn nicht verdient hatte. Er leiſtete ihr aber den noch größeren Dienſt, auf dem Kongreß mehr für Rußland durchzuſetzen, als es für ſich ſelbſt in dem geheimen Abkommen durchgeſetzt hatte. Der alte eitle Fürſt Gortſchakoff war ebenfalls in Berlin erſchienen und ſtellte ſich, als geſchehe dies alles über ſeinen Kopf hinweg. Nach der Unterzeichnung des Friedens hetzte er mit den Panſlaviſten um die Wette die ruſſiſche Geſellſchaft gegen Deutſchland auf. Graf Peter Schuwaloff aber fiel in Ungnade und trat ins Privatleben. Er befürwortete bis an ſein Lebensende eine der panſlaviſtiſchen entgegengeſetzte Politik und blieb der Freund des Fürſten Bismarck, deſſen Rußland geleiſtete Dienſte klar vor ſeinem, durch keine gewöhnliche Leidenſchaft getrübten Auge ſtanden.

* * *

Aus der vorigen Korreſpondenz erinnern unſere Leſer ſich der Bewandtniß, welche es hat mit dem viel umſtrittenen § 25 des ungariſchen Wehrgeſetzes. Dieſer Paragraph enthält die Beſtimmungen über den einjährig-freiwilligen Militärdienſt, darunter die folgende:

„Am Schluſſe des Präſenzjahres haben die Einjährig-Freiwilligen durch Ablegung einer Prüfung die Befähigung für die Ernennung zum Reſerveoffizier in theoretiſcher und praktiſcher Beziehung nachzuweiſen. Das Maß der bei dieſer Prüfung zu ſtellenden Anforderungen und der hierbei einzuhaltende Vorgang werden durch die von Seiner Majeſtät ſanktionirten Vorſchriften feſtgeſetzt.

. . . . . Jene Einjährig-Freiwilligen, welche bei dieſer Prüfung nicht entſprechen, haben ein zweites Jahr bei den Unterabtheilungen ihrer Truppe präſent zu dienen."

Wir haben nun bereits in der vorigen Korreſpondenz ausgeführt, daß der Widerſtand gegen den § 25, welchen die Minderheit des ungariſchen Abgeordnetenhauſes aufführt, nur zum Schein ſich richtet gegen den Abſatz: „Das Maß der bei dieſer Prüfung zu ſtellenden Anforderungen und der hierbei einzuhaltende Vorgang werden durch die von Seiner Majeſtät ſanktionirten Vorſchriften feſtgeſetzt." Die Oppoſition verlangte zum Schein an dieſer Stelle die Aufnahme einer geſetzlichen Beſtimmung, daß die Prüfung zum Reſerveoffizier in magyariſcher Sprache dürfe abgelegt werden. Das wahre Ziel des Widerſtandes richtete ſich aber gegen das zweite Dienſtjahr der bei der Prüfung Durchgefallenen. Man wollte das indeß nicht ſagen. Man hoffte, durch den Spektakel um die magyariſche Sprache das ganze Wehrgeſetz ſammt dem Miniſterium zu Falle zu bringen, und hoffte zu verhindern, daß das zweite Dienſtjahr der einmal als Einjährig-Freiwillige Angenommenen in eine neue Wehrgeſetzvorlage wieder Aufnahme fände. Die als Ziel des Angriffs nicht eingeſtandene Beſtimmung verſchaffte der mit Straßenkrawallen operirenden Oppoſition den Beiſtand der Studenten. Das Hauptziel der Oppoſition war aber die Einnahme der Miniſterſitze. Unſere vorige Korreſpondenz hat gezeigt, welche

Magnaten und weshalb sie um jeden Preis Tisza stürzen und an seine Stelle treten wollten.

Indeß war keine Aussicht vorhanden, daß die Majorität des Abgeordnetenhauses eine Gesetzbestimmung wegen Zulässigkeit der magyarischen Sprache bei der Offizierprüfung annehmen würde. Eine solche Gesetzbestimmung hätte das in dem Fundamentalgesetz des Ausgleichs unanfechtbar definirte Recht des Kriegsherrn verletzt, alle organisatorischen Bestimmungen für das Heer zu treffen. Die Opposition schlug also, um die Annahme des § 25 zu hindern, genauer um durch die Vereitelung des Wehrgesetzes das Ministerium zu stürzen, den Weg der Obstruktion durch endloses Reden und ungeheures Lärmen ein. Endlich aber erschöpfte sich dieses Mittel. Am 26. März sind die §§ 24 und 25 des Wehrgesetzes in unveränderter Fassung mit 253 gegen 144 Stimmen angenommen worden. Die Majorität fügte nur die Resolution hinzu: der König möchte den Honved-Minister ermächtigen, in einzelnen Fällen nach Befinden die Ablegung der Offizier-Prüfung in magyarischer Sprache zu gestatten.

Mit dieser Abstimmung ist nun wohl das Zustandekommen des Wehrgesetzes gesichert. Es bleibt die Frage, ob der unmäßige Ansturm der Opposition gegen das Ministerium Tisza das Ministerium erschüttert hat. Tisza scheint dieser Meinung zu sein, denn er nimmt eine Umbildung des Ministeriums vor, durch welche er an die Spitze verschiedener Ministerien Männer von größerer parlamentarischer Bedeutung, als die bisherigen Vorstände waren, bringen will. Zum Kandidaten für das Justizministerium hat er einen Mann ausersehen, der am 26. März bei der Lebensfrage des Ministeriums gegen die Regierung gestimmt hat. Es sind dies Verhältnisse, die man sich zurechtlegen, aber doch eigentlich aus der Ferne nicht verstehen kann. Glücklicherweise können wir das Verständniß entbehren.

* * *

Die große Bucht zwischen Afrika und Asien, die man das rothe Meer nennt, bildet bei ihrem Ausgang zum indischen Ocean ein Knie, von welchem an sie sich zum Golf erweitert. An dem Knie liegt auf der asiatisch-arabischen Seite Aden und davor die kleine Insel Perim, beide in englischem Besitz, gegenüber auf der afrikanischen Küste liegt ein kleiner Strich Obok, von den Franzosen in Besitz genommen, damit Eingang und Ausgang zum rothen Meer nicht von den Engländern allein beherrscht werde. Der kleine Küstenstrich Obok ist südlich durch eine kleine Bucht des rothen Meeres begrenzt, welche den Namen der Tadjurah-Bai führt. An der Küste dieser Bai liegt der Flecken Sagallo und unmittelbar dabei ein kleines verlassenes Fort. Hier landete im Februar ein russischer Abenteurer, der sich den Namen beilegt: Aschinoff, der freie Kosak. Ob er Kosak von Geburt ist, weiß man nicht, und was das Prädikat „frei" bedeuten soll, auch nicht. Jedenfalls ist er ein Schwindler auf eigene Hand, der jedoch gewußt hat, der panslavistischen Nebenregierung in Petersburg sich zu empfehlen. Unter dem Vorwand, mit der orthodoxen Kirche in Abessynien, die gar nicht orthodox im russisch-griechischen Sinne ist, Fühlung

zu nehmen, erbot ſich Aſchinoff, nach Abeſſynien zu gehen. Die Panſlaviſten hofften durch ihn, wenn die Sache ausführbar ſein ſollte, an Abeſſynien eine ruſſiſche Klientel in Afrika zu gewinnen. Sie hofften daneben, die Feindſchaft der abeſſyniſchen Stämme und ihrer Häupter gegen das den Panſlaviſten ſo verhaßte Italien ſchüren zu können, indem ſie die Abeſſynier aufhetzen ließen, die Italiener in Maſſauah immer wieder zu beunruhigen. Aſchinoff erhielt von Pobedonoszeff, dem Prokurator der heiligen Synode, Geld und Empfehlungen. Als er nun, umgeben von einer gräßlichen Bande, die er ſich geworben, auf Obok gelandet war, zeigte er gar keine Luſt, ſogleich nach Abeſſynien zu ziehen, ſondern niſtete ſich in dem alten Fort bei Sagallo ein, wahrſcheinlich, um Raubzüge von da aus zu unternehmen; denn wovon ſollte er ſonſt dort leben? Der Gouverneur von Obok berichtete natürlich nach Paris, wo noch das Miniſterium Fioquet im Amte war. Der Miniſter des Auswärtigen, Gobiet, fragte bei der offiziellen Regierung in Petersburg an, ob ſie Aſchinoff ausgeſandt habe, was dieſe natürlich verneinte. Nun erhielt der Gouverneur von Obok Auftrag, die Koſaken zur Auslieferung der Waffen an die franzöſiſche Behörde aufzufordern. Aber Aſchinoff betrachtete ſich als Herrn in ſeinem Fort und verweigerte die Auslieferung der Waffen. Nun wandte ſich der Gouverneur an den Admiral, welcher die in der Tadjurah-Bai ſtationirenden franzöſiſchen Schiffe befehligt. Dieſer beauftragte einen Kreuzer, Aſchinoff nochmals zur Niederlegung der Waffen aufzufordern und im Weigerungsfall das Fort zu beſchießen. So geſchah es und dabei wurden einige Koſaken und Koſakenfrauen getödtet, die Uebrigen kapituliirten, wurden entwaffnet und in Gewahrſam genommen. Man iſt jetzt dabei, Aſchinoff nach Rußland zu transportiren.

Als dieſer Vorfall in Paris bekannt wurde, war eben das Miniſterium Fioquet abgetreten. Die Patrioteniiga aber, der im Dienſt Boulangers, ihres Meiſters, den ſie ſich erkoren, alles daran liegt, jede republikaniſche Regierung zu diskreditiren, überhäufte das Miniſterium Tirard mit den ärgſten Schmähungen, weil es zugelaſſen, daß einige Söhne des geliebten heiligen Rußland durch franzöſiſche Kugeln umgekommen. Déroulède ſandte ein Telegramm an Aſchinoff voll wüthigen Bedauerns, und erließ einen Aufruf zu Geldſammlungen für Aſchinoff, ebenfalls mit wüthigen Ausfällen gegen das Miniſterium. Da geſchah nun das Unerwartete, daß ein republikaniſches Miniſterium ſich zur Energie gegen den Boulangismus aufraffte. Déroulède wurde verhaftet und bei ihm, wie bei andern Häuptern der Patrioteniiga Hausſuchung gehalten. Déroulède wurde zwar bald wieder auf freien Fuß geſetzt, aber über ihn und die Patrioteniiga die gerichtliche Unterſuchung verhängt. Da von den andern Häuptern der Liga drei, nämlich Laguerre, Laiſant und Turquet, Deputirte ſind, und eines, nämlich Naquet, Senator, ſo mußte das Miniſterium die Genehmigung zur gerichtlichen Unterſuchung gegen dieſe Mitglieder von den betreffenden parlamentariſchen Körpern erbitten. Die Genehmigung wurde an beiden Orten mit großer Mehrheit ertheilt. Aber vor dem Unterſuchungsrichter verweigerten Déroulède und die Seinen jede Auskunft. Sie werden alſo dem-

nächſt vor dem Pariſer Zuchtpolizeigericht zu erſcheinen haben, und je nach dem Belaſtungsmaterial mit oder ohne ihre Ausſage verurtheilt werden.

Das Miniſterium glaubt, durch die Hausſuchungen Beweiſe erhalten zu haben, daß durch den Boulangismus die Patriotenliga in einen Geheimbund zum gewaltſamen Sturz der Republik verwandelt worden ſei. Von vielen Seiten wird aber die ausreichende Kraft des Beweismaterials bezweifelt. So viel leuchtet ein, daß von dem Ausgang dieſes Prozeſſes für das Miniſterium ſehr viel, wenn nicht alles abhängt. Es hat den Kampf gegen den Boulangismus muthig aufgenommen, nun handelt es ſich darum, zu ſiegen. Unſeres Erachtens wäre der Sieg erreichbar, auch wenn die Patriotenliga nicht der Verſchwörung überführt werden könnte. Man müßte nur dem Cäſar ſelbſt zu Leibe gehen, doch das iſt der Franzoſen Sache.

Um zu zeigen, daß der gegen ſeine Liga geführte Schlag nicht getroffen, hatte Boulanger am 17. März ſich zu Ehren in Tours ein großes Zweckeſſen veranſtalten laſſen. Dabei hat er die bedeutendſte Programmrede gehalten, die er bis jetzt zum beſten gegeben. Er will die Republik bewahren, aber nicht die parlamentariſche Republik. Die Monarchiſten ſollen ſich ihm anſchließen, weil die Herſtellung der Monarchie das Land zu ſehr erſchüttern würde. Er verſpricht, in ſeiner Republik alle Freiheiten, vor allem die des Gewiſſens, d. h. die katholiſche Kirche zu achten.

Vielleicht mögen einige Radikalen ob dieſes Programms im ſtillen eine Fauſt machen; diejenigen Radikalen, die ſich unter Boulangers Fahne geſtellt, werden ſie darum nicht verlaſſen. Im übrigen aber hat Boulanger durch dieſes Programm die Unterſtützung des Klerus gewonnen und die Hoffnungen aller derer auf ſich gelenkt, die nichts verlangen, als eine parteiloſe, Ordnung und Gerechtigkeit aufrechthaltende Regierung.

Die Republikaner ſind außer dem Einſchreiten gegen die Patriotenliga noch auf andere Kampfmittel bedacht geweſen. Sie haben den Herzog von Aumale zur Rückkehr nach Frankreich aufgefordert, welche dieſer in der taktvollſten Weiſe bewirkt hat. Aumale hat immer die Meinung vertreten, daß die Orleaniſten ſich den konſervativen Republikanern anſchließen müßten. Er hat das Verfahren des Grafen von Paris, welcher die Seinigen zur Unterſtützung Boulangers ermuntert, unzweideutig gemißbilligt. Vielleicht gelänge es Aumale, einen Theil der Orleaniſten im Lager der Republik feſtzuhalten, wenn nur die Republik ſich ſelbſt gut zu rathen wüßte. Aber das weiß ſie nicht, auch unter dem jetzigen Miniſterium nicht. Oder war es ein kluger Rath, der dem Miniſterium eingab, den Thierarzt in Metz, Herrn Antoine, zu veranlaſſen, daß er ſein Mandat zum deutſchen Reichstag niederlegte und die Wiederaufnahme in den franzöſiſchen Staatsverband begehrte, die ihm mit Jubel bewilligt worden iſt? Herr Antoine ſoll die Chauviniſten überzeugen, daß das Miniſterium Tirard ebenſo chauviniſtiſch iſt als Boulanger, den es bekämpft. Mit andern Worten: die Republikaner fürchten, daß ihnen Boulanger als Chauviniſt und Revanchard den Rang ablaufen könne, darum laſſen ſie ſich

Antoine kommen, um ſich zu legitimiren. Möge es gelingen. Wir haben längſt jede Hoffnung aufgegeben, daß eine vernünftige Meinung ſich unter den Franzoſen geltend machen könne, um ſie zu lehren, ſich in der neuen Lage Europas zurechtzufinden.

Es iſt noch mancherlei aus dieſem Monat von Frankreich zu berichten: der Zuſammenbruch des Kupferringes, die Gefahr des Comptoir d'escompte, die Intervention der Bank von Frankreich und ſchließlich der Hülferuf des Finanzminiſters an die übrigen Banken und Bankhäuſer. Nothwendig muß dieſer Vorfall den Blick auf das Verhältniß der großen Finanzmächte zum franzöſiſchen Staat und allen ſeinen Regierungen lenken. Wir können aber heute dieſes ebenſo ſchwierige als anziehende Kapitel nicht erörtern. Alles geht nicht auf einmal. Die Gelegenheit zur Beſprechung wird wiederkehren.

* * *

Francesco Crispi, den italieniſchen Staatsmann, verließen wir, nachdem er am 28. Februar der Deputirtenkammer das Entlaſſungsgeſuch des Miniſteriums mitgetheilt hatte. Wir ſprachen die Meinung aus, Crispi werde ſein Kabinet durch Elemente der Rechten, natürlich der hiſtoriſchen Rechten, welche für jetzt in die miniſterielle Majorität aufgegangen, zu ergänzen ſuchen. Wir nahmen dies an, weil der Tag des 8. Februar mit ſeinen Arbeiterunruhen, denen man leicht hätte vorbeugen können, unleugbar eine gewiſſe gouvernementale Schwäche des Miniſteriums gezeigt hatte. Während der Neubildung des Miniſteriums jedoch herrſchte in Rom die Annahme vor, Crispi werde ſein neues Miniſterium ganz aus der hiſtoriſchen Linken zuſammenſetzen. Dieſe Annahme wurde beſonders durch den Umſtand genährt, daß man Crispi lebhaft mit Baccarini, dem ehemaligen Pentarchen, verhandeln ſah. Baccarini ſoll die Bedingung geſtellt haben, das Defizit im Budget nicht durch neue Steuern, ſondern lediglich durch Erſparniſſe und hauptſächlich durch eine Verminderung des Heeres wie der Flotte zu beſeitigen. Darauf konnte und wollte Crispi nicht eingehen. So unterzeichnete denn am 9. März der König Humbert die Dekrete, durch welche die Entlaſſung der Miniſter Grimaldi (Finanzen), Perazzi (Schatz), Saracco (öffentliche Arbeiten) angenommen wurde. An ihre Stelle traten für die Finanzen Seismit Doda, für den Schatz Giolitti, für die öffentlichen Arbeiten der Senator Finali. Einige Tage ſpäter wurde ein neues Miniſterium für Poſt und Telegraphen geſchaffen und an die Spitze deſſelben der Deputirte La Cava geſtellt. Der Charakter des Miniſteriums iſt alſo unverändert geblieben als der einer Zuſammenſetzung aus Elementen der hiſtoriſchen Rechten und Linken. Der neue Finanzminiſter ſoll für ſeinen Eintritt die Bedingung geſtellt haben, daß die Verhandlungen über den Handelsvertrag mit Frankreich wieder aufgenommen werden. Außerdem hat er bis jetzt den Entwurf ſeines Vorgängers über die Aufhebung der Gebäudeſteuer zurückgezogen mit der Anzeige, ihn umgearbeitet wieder vorlegen zu wollen.

Die Schwierigkeiten Italiens entſpringen zur Zeit lediglich aus der Finanzlage und dieſe Finanzlage entſpringt lediglich aus der europäiſchen Lage. In

tiefer Friedenszeit, bei mäßigen Ausgaben für Heer und Flotte wäre es für Italien ein Leichtes, seine Finanzen zu ordnen. Kein Wunder, daß eine kleine Partei in Italien, die Franzosenfreunde, mit der Behauptung auftritt, Italien verdanke seine Finanzlast lediglich dem Dreibund und der Politik Crispis. Indeß finden diese Propheten keine Gläubigen. Die große Mehrzahl der Italiener begreift, daß Italien nur die Wahl hat, sich für lange Zeit mit der Rolle einer Macht zweiten Ranges zu begnügen, oder aber die heutige Politik fortzusetzen. Die Franzosenfreunde empfehlen eine andere Großmachtpolitik, nämlich die Bildung eines Dreibundes mit Rußland und Frankreich. Diese Politik wäre aber zehn Mal so kostspielig und zehn Mal so gefährlich, als die jetzige.

* * *

Man kann nicht sehen, ob die Niederlage, welche das Ministerium Salisbury mittelbar durch die Parnelluntersuchung erlitten, seine Stellung erschüttert hat, denn einige Siege der Gladstonianer bei Nachwahlen beweisen noch nichts. Schlimmer ist, daß die nach der neuen Lokalgovernment-Akte vollzogenen Wahlen für den Gemeinderath von London ganz radikal ausgefallen sind. Das ist freilich die Folge des neuen Gesetzes und nicht des Parnell-Prozesses. Aber der neue Gemeinderath wird wahrscheinlich die Parlamentswahlen beherrschen und London wird nicht, wie lange Jahre hindurch, konservative Mitglieder in das Unterhaus senden. Die Regierung hat 12 000 000 Pfund zur Vergrößerung der Flotte verlangt. Das giebt viel zu reden über die Leistungen der Admiralität und die herkömmlichen Mißbräuche der Verwaltung, die weder in Amerika, noch in Rußland, noch in der Türkei ihresgleichen haben. Man sieht noch nicht, daß daß Ministerium die Hand an diesen Augiasstall legen will. Ohne die freilich sehr schwere Reinigung desselben wird es aber das Geld kaum bekommen.

Graf Herbert Bismarck stattet einen Besuch in England ab. Das giebt viel zu reden und zu denken. Immer wieder taucht der Gedanke auf, daß England den europäischen Dreibund zum Vierbund vervollständigen müsse, um seiner eigenen Zukunft und Sicherheit willen. Die altenglische Bequemlichkeit, andere sich für England schlagen zu lassen und sich für andere möglichst wenig anzustrengen, setzt jenem Gedanken sich heftig entgegen. Soweit aber in England politische Intelligenz vorhanden, dämmert es, daß bei dem großen russischen Kampf gegen Deutschland, wie er auch ausgehe, England durch Neutralität nichts gewinnen, möglicherweise aber sich in eine Lage bringen kann, die alle Schwächen seiner Stellung, welche durch den Antagonismus der andern Mächte verdeckt werden, offen legen würde. Warten wir den langsamen Prozeß dieser Gedankenarbeit ab. Schwerlich bringt Graf Herbert von seinem Besuch die englische Allianz mit. Wohl aber kann er Vorschläge überbringen, wie der für den Sommer bevorstehende Besuch des deutschen Kaisers in England ins Werk gesetzt werden soll. ω.

Nachtrag

zu der „Erklärung“ über die sog. „Sprachreinigung“ im letzten Heft.

In der Reihe der Unterzeichner fehlt durch ein Versehen der Name:

Gustav Schmoller.

Ferner sind nachträglich noch folgende Unterschriften eingelaufen:

J. v. Döllinger; Rudolf von Gneist; Rochus Freiherr von Liliencron, Schleswig; Theodor Mommsen; Robert Vischer, Aachen.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaction zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Arndt. Katholische u. protestantische Mission von Dr. Theod. Arndt. Berlin, Haack.

Die französische Armee im Jahre 1813. Ein Beitrag zur Geschichte der Befreiungskriege. Berlin, Richard Wilhelmi.

Beheim. Die Mäuseturmsage von Popiel und Hatto. Von Max Beheim-Schwarzbach. Posen, Jolowicz.

Binding. Die Gründung des Norddeutschen Bundes. Ein Beitrag zur Lehre von der Staatenschöpfung von Karl Binding. — Sonderabdruck aus der Leipziger Festgabe für B. Windscheid. Leipzig, Duncker u. Humblot.

Buchwald. Der evangelische Bund im Lichte der ultramontanen Presse. Von Lic. Dr. Georg Buchwald. Barmen, Hugo Klein.

Dragomirow. Leitfaden f. d. Vorbereitung der russ. Truppen zum Kampf. Von Dragomirow, übers. v. Frh. v. Tettau. 1. Theil. Vorbereitung der Kompagnie. Hannover, Helving.

Fränkel. Ein neuer Weg zur sittlichen und geistigen Hebung des Volkes. Von Dr. Heinr. Fränkel. 3. Aufl. Berlin, L. Simion.

Goldschmidt. Krit. Erörterungen zum Entwurf eines Bürgerl. Gesetzbuches f. d. deutsche Reich. Von Ludwig Goldschmidt. Leipzig, Duncker u. Humblot.

Goethes Gespräche. Her. v. W. Frh. v. Biedermann. 1. Lief. Leipzig, F. W. v. Biedermann.

Harnack. Das Neue Testament um das Jahr 200. Theodor Zahns Geschichte des Neutestamentlichen Kanons. (Erster Band, erste Hälfte.) Geprüft von Dr. Adolf Harnack, Professor d. Kirchengeschichte an der Universität Berlin. Freiburg, J. C. B. Mohr.

Hartogensis. Von der Monarchie, ihre Notwendigkeit und Gefahr. Von Dr. Victor Hartogensis. Berlin, Stilke.

Heil. Resultate der Einschätzungen zur Einkommensteuer in Hessen, Sachsen und Hamburg. Von Dr. Adolf Heil. Jena, Fischer.

Internationale Revue über die ges. Armeen und Flotten. Herausg. von Ferd. v. Witzleben-Wendelstein. 7. Jahrg. 1. H. Rathenow, Babenzien.

Keßler. Das Wesen der Poesie. Von L. Keßler. Leipzig, Baebeker.

Koldewey. Die Jesuiten und das Herzogtum Braunschweig. Ein Vortrag von Prof. Friedr. Koldewey. Braunschweig, Schwetschke.

Kunz. Die Schlachten und Treffen des Krimkrieges. Von H. Kunz, Major a. D. Mit vier Schlacht-Skizzen. Berlin, Richard Wilhelmi.

Maspero. Aegyptische Kunstgeschichte von G. Maspero, deutsch von Steindorff. Leipzig, Engelmann.

Mayet. Landwirthschaftliche Versicherung in organischer Verbindung mit Sparanstalten, Bodencredit u. Schuldenablösung. Vorschläge zur Besserung der Lage des Japan. Landmanns von P. Mayet. Tokyo, Kokubunsha u. Prager, Berlin.

— Japanische Bevölkerungsstatistik, historisch mit Hinblick auf China, und kritisch betrachtet von P. Mayet. Vortrag vor der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. Berlin, R. W. R. L. Prager.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Link-Straße 42.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Franz Grillparzer als Dramatiker.

Von

Hermann Conrad.

Der bescheidene, stille, in tiefster Zurückgezogenheit lebende Mann, als welchen wir uns den Menschen Grillparzer vorzustellen haben, hat kein glückliches Leben geführt: auf seine zarte, überfeinfühlige Natur konnte eine, wie es scheint, harte Erziehung nicht kräftigend wirken; des Lebens Mai ging ihm unter Frost und rauhen Winden dahin, die genußkräftige Zeit der Jugend, in der andere, unbekümmert um seine ernsteren Seiten, sich ganz der Freude des Lebens hingeben und einen Schatz von Erinnerungen sammeln, die ihnen die kälteren, entbehrungsreichen Tage des Alters erfrischen und erwärmen sollen, verbrachte er in ärmlichen, sorgenvollen Verhältnissen; in seiner Beamten-Laufbahn stieg er sehr allmählich zu einer immer nur bescheidenen Stelle empor; und wenn ihm die Liebe auch mehr als einmal gelächelt hat, so hat ihm das Glück der Ehe, der Selbstverjüngung in eigenen Kindern doch nicht geblüht. Als Dichter aber ist er glücklicher gewesen als manche seiner nicht weniger verdienten Genossen: er hat die Früchte seiner Arbeiten geerntet, und in seinem einsamen Alter — wenigstens in seinem engeren Vaterlande Deutsch-Oesterreich — eine Anerkennung genossen, wie sie größer und schöner nicht zu wünschen war. Das fünfte Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, als er nach einem eklatanten Mißerfolge, den ihm sein Lustspiel „Weh dem, der lügt“ (1838) auf dem Wiener Burgtheater zugezogen hatte, sich zürnend von dem Verkehr mit dem Publikum zurückzog, auf jede weitere Veröffentlichung dauernd verzichtete und seine Dramen von der Wiener Bühne verschwanden, war eine schwere Krise für seine Zukunftshoffnungen. Sie ging glücklich vorüber mit Hilfe seines Freundes Laube, der in den Fünfzigern als Leiter des Burgtheaters es sich angelegen sein ließ, die Dramen Grillparzers wieder zu Ehren zu bringen.

Anders ſtand es mit der Anerkennung des Dichters in dem übrigen Deutſchland. Die Mehrzahl ſeiner Dramen wurden auf außeröſterreichiſchen Bühnen nicht aufgeführt, und die wenigen, welche es wurden, „Medea", „Sappho", „Des Meeres und der Liebe Wellen" und „Die Ahnfrau", ſchienen, nach der Seltenheit ihres Erſcheinens zu urtheilen, ſich nicht einbürgern zu können. Dementſprechend verhält ſich denn auch noch jetzt die Kenntniß und Beurtheilung Grillparzers bei der Allgemeinheit der Gebildeten: man hat eins oder das andere jener Dramen, die ja freilich ſeine beſten Schöpfungen ſind, aufführen ſehen, man hält ſie — auch die „Medea" — eben nur für ganz tüchtige Leiſtungen, und wenn man die dem Dichter gebührende Stelle auf dem Parnaß bezeichnen ſollte, ſo würde man ihn vielleicht neben Halm, oder Grabbe, oder Werner ſtellen. Grillparzer hat Beſſeres verdient, und es iſt kein Zweifel, daß man auch bei uns in Norddeutſchland mit der wachſenden Nähe der Bekanntſchaft ſeinem Verdienſt eine gerechtere Würdigung zu theil werden laſſen wird. Grillparzer iſt nach Schiller und Kleiſt der größte Dramatiker, den Deutſchland hervorgebracht hat.

Der Boden für dieſe Anerkennung iſt ſeit dem Tode des Dichters (1872) fort und fort bereitet worden auf dem Gebiete der äſthetiſchen Kritik und auch auf dem fruchtbringenderen der Bühne. Schon das Todesjahr brachte bemerkenswerthe Aeußerungen der norddeutſchen Kritik: Guſtav Freytags kurzen, aber warmen Artikel in der Zeitſchrift „Im Neuen Reich" und einen längeren von Gottſchall in „Unſere Zeit", dem ein zweiter im nächſten Jahre über den dramatiſchen Nachlaß Grillparzers folgte. Von den ſüddeutſchen Stimmen*) aus dieſer Zeit muß eine erwähnt werden, die in dem letzten Jahrzehnt auch bei uns von nicht geringem Gewicht geworden iſt: es iſt die Scherers, der noch in Wien 1874 einen umfangreichen Artikel veröffentlichte, in welchem neben einigen auffallenden Urtheilen**) dem Schaffen ſeines Landsmannes volle Gerechtigkeit zu theil wird. Ein anderer berühmter Litterarhiſtoriker, Gödeke, ging ſogar in der Fülle des Lobes, das er Grillparzer in dem 1881 veröffentlichten dritten Bande ſeiner Geſchichte der deutſchen Dichtung ſpendete, zu weit. In dieſem Jahrzehnt (1884) erſchienen weitere biographiſche Arbeiten: von Frankl, der in einem kleinen

*) Kuh lieferte 1872 ein ziemlich umfangreiches Leben Grillparzers, das, obgleich feuilletoniſtiſch gehalten, eine Anzahl geſunder Urtheile enthält; Foglar ſchilderte in denſelben Jahre Grillparzers Anſichten über Litteratur; Betty Paoli ſchrieb 1875 eine kleine und wenig belangreiche Biographie.

**) So ſpricht er gleich im Beginne ſeine antipathiſche Empfindung gegen den Dichter aus und erklärt, daß ihn außer der Novelle „Der arme Spielmann" und dem dramatiſchen Fragment „Eſther" ſämmtliche Schöpfungen ganz kalt gelaſſen hätten.

Büchlein nur einzelne Seiten von Grillparzers Leben beleuchtet; von Laube, eine flüchtige Arbeit von geringer kritischer Fähigkeit, die aber aus bisher verschlossenen Quellen eine Menge interessanter Aufschlüsse brachte; und von Fäulhammer, ohne Zweifel die beste Biographie Grillparzers. Nicht wenig mußte auch die schöne Laubesche Gesammt-Ausgabe*) in zehn Bänden, welche unter anderen nachgelassenen Schriften auch diejenigen dramatischen Dichtungen umfaßte, die der grollende Dichter bei seinen Lebzeiten dem Publikum vorenthalten hatte, das Bekanntwerden Grillparzers fördern. Und neuerdings ist eine noch umfangreichere kritische Ausgabe von Sauer erschienen, die, wie es scheint**), den Nachlaß vervollständigt und zum ersten Male die vor der „Ahnfrau" liegenden jugendlichen Dichtungen veröffentlicht.

Von den größeren Bühnen Deutschlands machten sich besonders das Kasseler und das Meininger Hoftheater durch häufige Vorführung seiner besten Dramen um den Dichter verdient; wer einmal die „Ahnfrau" in der vollendeten Verkörperung der Meininger gesehen hat, wird sie immer als eine hervorragende dramatische Leistung im Gedächtniß behalten. Und neuerdings sucht das Deutsche Theater in Berlin in edlem Wetteifer auch die weniger bekannten Dichtungen, wie „Die Jüdin von Toledo" und das Lustspiel „Weh dem, der lügt", der Vergessenheit zu entreißen.

Die Veranlassung zu dem vorliegenden Aufsatze ist ein im vorigen Jahre (1888) erschienenes Buch von Johannes Volkelt***): „Franz Grillparzer als Dichter des Tragischen", das nach meinem Dafürhalten, obgleich ich mich zu allen einzelnen Urtheilen des Verfassers nicht bekennen kann, das Tiefste enthält, was über die eigentliche Natur des Grillparzerschen Dichtens bisher gesagt ist und wohl auch gesagt werden kann; die litterarhistorische Seite der Dramen ist von Scherer, die dichterische von Volkelt am besten behandelt worden. Es verlohnt sich daher, den Schöpfungen unseres großen Dramatikers an der Hand dieses Buches eine erneute Betrachtung zu widmen.

1. „Die Ahnfrau."

„Eine Schicksaltragödie" ist die natürliche Assoziation, die der Titel erweckt für jeden, der das Drama von den Litteraturgeschichten

*) 1878/79 bereits in 2. Auflage erschienen.

**) Die Ausgabe hat mir nicht vorgelegen. Ich habe darüber nur in einem Artikel Sauers („Zu Grillparzers dramatischen Fragmenten") in der Seufferlschen Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte (1. Bd. 3./4. Heft. Weimar 1888) gelesen.

***) Professor der Philosophie an der Universität zu Basel. Das Buch ist in Nördlingen bei C. H. Beck erschienen.

in einem Athemzuge mit Müllners „Schuld" und Werners „Vierundzwanzigstem Februar" hat nennen hören oder der es — was freilich ausschlaggebender ist — auf der Bühne hat vorführen sehen — „eine grausige Schicksaltragödie!" — Und doch hat der Dichter mit nervöser Aufregung sich dagegen gewehrt, mit Müllner und Werner auf eine Stufe gestellt zu werden, und der gesammten deutschen Kritik um eines so falschen Urtheils willen seine Verachtung ausgesprochen. — Seltsam! sollte es so schwer sein für den Kritiker oder auch nur für den gebildeten Leser zu erkennen, ob die Handlung eines Dramas sich einem vorher existirenden Fatum, einer Schicksalsbestimmung gemäß vollzieht oder nicht? Hat irgend jemand jemals den „König Oedipus" nicht für eine Schicksaltragödie gehalten?

Die Entscheidung, welche Volkelt dieser Frage giebt, ist eine sehr verständige. Aber verlassen wir uns nicht auf ihn, gehen wir auf die Quellen zurück. Was bringt Grillparzer vor, um den Vorwurf, eine mechanische Fatum-Tragödie geschaffen zu haben, abzuwehren? — Zunächst sagt er, daß diejenige Stelle, aus welcher man die Schicksals-Idee fälschlicherweise abgeleitet habe, gar nicht im Original-Manuskript gestanden, sondern von ihm nur auf Wunsch seines Freundes Schreyvogel hinzugefügt sei. Dieser habe folgende Forderung gestellt*): „Die Einwirkung der Ahnfrau auf das Schicksal ihrer Familie muß tiefer begründet werden. Dieses geschieht, wenn ihre Nachkommen (ohne es zu wissen) die Kinder ihrer Sünde sind, deren Schuld und Leiden mitanzusehen sie verurtheilt ist, bis das sündige Geschlecht ausgerottet, der ungerechte Besitz verlassen und die geheime Unthat enthüllt und vollkommen bestraft ist." Die Stelle, welche auf diese Veranlassung in die 6 Auflagen der von Grillparzer selbst besorgten Buchausgabe hineingekommen ist, liegt zwischen den Worten: „Ab es wenden kann sie nicht" und „Vater, Du siehst bleich" des ersten Aktes**) und besteht aus 64 Versen. Sie enthält die Feststellung von seiten des alten Dieners Günther, daß der Stamm der jetzt lebenden Borotin durch die eheliche Untreue der Ahnfrau ein unechter ist, und erzählt, was

Der Sage heil'ger Mund
Aus der Väter fernen Tagen
In die Enkelwelt getragen —

nämlich:

Darum muß sie klagend wallen
Durch die weiten, öden Hallen,

*) Grillparzers sämmtliche Werke in 10 Bänden. 2. (Laubesche) Ausgabe. Stuttgart. Cotta. 1878 79 Bd. II S. 136. (Nachbemerkung Laubes zur „Ahnfrau".)

**) In Auftritte — Scenenwechsel giebt es innerhalb der Akte nicht — sind die Akte nicht eingetheilt.

Die die Sünde einer Nacht
Auf ein fremd Geschlecht gebracht .....
Also harret sie seit Jahren,
Wird noch harren Jahre lang
Auf des Hauses Untergang;
Und ob der sie gleich befreiet,
Hütet sie doch jeden Streich,
Der dem Haupt der Lieben dräuet,
Den sie wünscht und scheut zugleich.

In dieser Stelle finden sich zweifellos zwei Schicksalsbestimmungen: erstens, daß die Ahnfrau erst nach dem Untergange des von ihr verfälschten Stammes Ruhe finden wird; zweitens, eingeschlossen in diese Bestimmung, nicht wann oder wie, aber daß dieser Stamm untergehen wird. Da uns ferner mitgetheilt wird, daß das Gespenst der Ahnfrau immer nur erscheint, sobald dem Hause Borotin ein Unglück droht, so knüpft sich an das Erscheinen der Ahnfrau im ersten Akte für den Zuschauer die Wahrscheinlichkeit, daß der Untergang jetzt erfolgen soll. Wenn nun der Dichter erklärt, daß diese Stelle nicht von ihm, sondern von Schreyvogel ausgeht, so können wir dieser nach mehr als einer Seite merkwürdigen Entschuldigung gegenüber nur erklären, daß sie an dem Eindruck, den das Stück auf der Bühne und bei der Lektüre dem nun einmal vorhandenen Wortlaut gemäß macht, nichts ändert; dann hat er sich eben verleiten lassen, aus einem Drama, das keine Schicksaltragödie werden sollte, durch dieses Einschiebsel eine solche zu machen.

Hat er sich verleiten lassen? — Wie, wenn nun außer diesem durch Verführung entstandenen Einschiebsel sich in dem Original-Manuskript noch andere Stellen fänden, die von einer Schicksalsbestimmung sprächen? — Was sagt denn Günther wenige Verse vor dem Punkte, bevor der Schreyvogelsche Passus beginnt?

Ruhe ward ihr nie vergönnet,
Wandeln muß sie ohne Rast,
Bis das Haus ist ausgestorben,
Dessen Mutter sie gewesen,
Bis weit auf der Erde hin
Sich kein einz'ger Zweig mehr findet
Von dem Stamm, den sie gegründet,
Von dem Stamm der Borotin.

Das ist doch wohl dieselbe Weissagung, dieselbe Schicksalsbestimmung, die in den eingeschobenen Versen nur noch weiter ausgeführt wird. — Aber alle, nicht bloß Günther, sind durchdrungen von dem Bewußtsein, daß das Schicksal ihr Verderben beschlossen hat.

In der ersten langen Rede, gleich im Beginne des Stückes, sagt der alte Graf:

Es geht eine alte Sage,
Fortgepflanzt von Mund zu Mund,
Daß die Ahnfrau unsers Hauses,
Ob begangner schwerer Thaten
Wandeln müsse ohne Ruh,
Bis der letzte Zweig des Stammes,
Den sie selber hat gegründet,
Ausgerottet von der Erde.

Und in derselben Rede spricht er wenige Verse später seinen Schicksalsglauben aus:

Welche Klugheit, welche Macht,
Mag das Opfer wohl erhalten,
Das die finsteren Gewalten
Ziehen wollen in die Nacht?

Zu Jaromir im 2. Akt sagt er, nachdem er die ewige Angst ihres Daseins geschildert hat:

Sieh, mein Sohn, so leben die,
Die das Schicksal hat gezeichenet!

Und im dritten Akte ruft Bertha aus:

Warum, du gerechtes Wesen,
Noch mit des Gewissens Fluch

(d. h. mit dem von der Ahnfrau ererbten Hange zu Frevelthaten)

Deinen harten Fluch verschärfen?

Von überzeugender Kraft hinsichtlich der Tendenz des Stückes ist der gewaltige Monolog des Räubers Jaromir, nachdem er erfahren, daß er, ohne es zu ahnen, seinen eigenen Vater erschlagen habe:

Hab' ich's gethan?
Kann die That die Schuld beweisen,
Muß der Thäter Mörder sein?
Weil die Hand, das blut'ge Eisen,
Ist drum das Verbrechen mein?
Ja, ich that's, fürwahr! ich that's.
Aber zwischen Stoß und Wunde,
Zwischen Mord und seinem Dolch,
Zwischen Handlung und Erfolg
Dehnt sich eine weite Kluft,
Die des Menschen grübelnd Sinnen,
Seiner Willensmacht Beginnen ....
Auszufüllen nicht vermag;
Eine Kluft, in deren Schooß
Tiefverhüllte, finstre Mächte
Würfeln mit dem schwarzen Loos
Ueber kommende Geschlechte.

Ja, der Wille ist der meine,
Doch die That ist dem Geschick,
Wie ich ringe, wie ich weine,
Seinen Arm hält nichts zurück ....
Dunkle Macht, und du kannst's wagen,
Rufst mir: Vatermörder zu?
Ich schlug den, der mich geschlagen,
Meinen Vater schlugest du!

Das spricht Jaromir, der von dem Fluche, der auf dem Hause Borotin ruht, keine Kentniß hat, also nur die Ansicht des Dichters aussprechen kann über den Charakter des hier Geschehenden. Was Grillparzer uns hier klar macht, ist genau der Fall des Königs Oedipus*).

Und so schließt denn auch das Stück ganz in Uebereinstimmung mit dem, was wir in seinem Verlaufe erfahren haben, mit folgenden Worten der Ahnfrau:

Nun, wohlan! es ist vollbracht!
Durch der Schlüffe Schauernacht,
Sei gepriesen, ew'ge Macht!
Oeffne dich, du stille Klause,
Denn die Ahnfrau kehrt nach Hause.

Es ist klar, in diesem Drama handeln die Menschen nicht nach ihrem Willen, nicht aus ihrer Gesinnung, ihrem Charakter heraus, sondern nach dem Willen einer über ihnen stehenden Macht, ohne zu wissen, was sie thun: so liebt der Räuber Jaromir seine Schwester Bertha und wird von ihr geliebt; so ersticht er seinen eigenen Vater; als dem zarten Mädchen ein Licht über diesen furchtbaren Verhältnissen aufgeht, sinkt sie in Verzweiflung und vergiftet sich; Jaromir stirbt in der Umarmung der Ahnfrau, die er für seine Bertha hält. Das Geschlecht der Borotin ist untergegangen, das Schicksal erfüllt: nun kann die Ahnfrau in ihre stille Klause zurückkehren.

Und das soll keine Schicksaltragödie sein? — Grillparzer hat es als eine Art von Beleidigung aufgefaßt, daß man ihn den Verfasser einer Schicksaltragödie genannt hat; zweimal, in der Vorrede zur ersten Ausgabe des Stückes und in seiner Selbstbiographie, hat er den Vorwurf entrüstet zurückgewiesen. Wir wählen die letztere Stelle, in der er sich rücksichtsloser ausspricht:

*) Diesen inneren Beweisen der Dichtung gegenüber ist Gödekes Standpunkt, der es dem Dichter verargt, daß er sich überhaupt gegen einen so ungerechtfertigten Vorwurf vertheidigt habe, nicht haltbar. Nur darin, meint er, hätte das Drama eine entfernte äußere Aehnlichkeit mit den Wernerschen Schicksaltragödien, daß der Grund aller Schuld, der Schwesterliebe, des Vatermordes, in einem bloßen Zufalle, dem Raube des Knaben Jaromir liege. (Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, Bd. 3 (1881) S. 386.)

In der ersten langen Rede, gleich im Beg
der alte Graf:

Es geht eine alte Sage,
Fortgepflanzt von Mund zu Mu
Daß die Ahnfrau unsers Hauses
Ob begangner schwerer Thaten
Wandeln müsse ohne Ruh,
Bis der letzte Zweig des S
Den sie selber hat gegründet,
Ausgerottet von der Erde.

Und in derselben Rede spricht er wenige V
falsglauben aus:

Welche Klugheit, welche Macht,
Mag das Opfer wohl erhalten
Das die finsteren Gewalten
Ziehen wollen in die Nach

Zu Jaromir im 2. Akt sagt er, nachdem
Daseins geschildert hat:

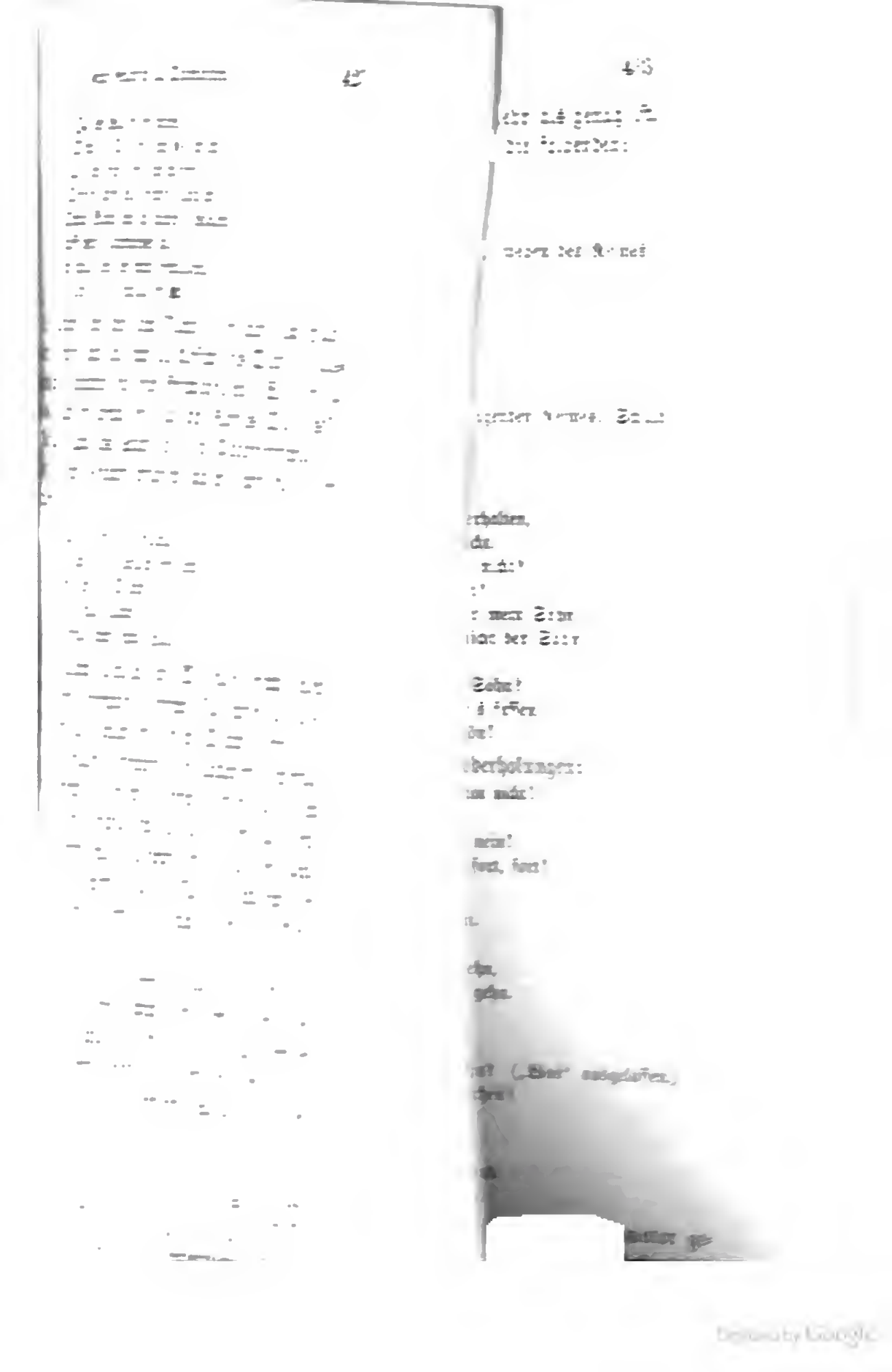
Sieh, mein Sohn, so leben die
Die das Schicksal hat geze

Und im dritten Akte ruft Bertha aus:

Warum, du gerechtes Wesen,
Noch mit des Gewissens Fluch
(d. h. mit dem von der Ahnfrau ererbten Ha
Deinen harten Fluch verfe

Von überzeugender Kraft hinsichtlich de
der gewaltige Monolog des Räubers Jarom
daß er, ohne es zu ahnen, seinen eigenen V

Hab' ich's
Kann die That die Schuld de
Muß der Thater Mörder sein
Weil die Hand, das blut ge
Ist drum das Verbrechen me
Ja, ich that's, fürwahr! ich t
Aber zwischen Stoß und Wu
Zwischen Mord und seinem T
Zwischen Handlung und Erf
Dehnt sich eine weite Kluft,
Die des Menschen grübelnd
Seiner Willensmacht Beginn
Auszufüllen nicht vermag;
Eine Kluft, in deren Schoß
Tiefverhüllte finstre Mächte
Kurven mit dem schwarzen
Ueber kommende Geschlechte.



„Die Urtheile (der Preſſe nach dem Erſcheinen des Stückes) waren zufolge der unvertilgbaren Nationalität*) beinahe ſo albern, als was man in den heutigen Journalen, Kunſtphiloſophien und Litteraturgeſchichten zu leſen bekommt. Da war nun von nichts die Rede als von Schickſal, daß Verbrechen durch Verbrechen geſühnt würden, und ſo weiter. — Genau genommen befindet ſich die Schickſals-Idee gar nicht in der Ahnfrau. Wenn der Richterſpruch gegen dieſes geiſtige Weſen lautete, daß ſie zu wandeln habe, bis ihr Haus durch Verbrechen ausſtürbe, ſo hätten dieſe Verbrechen allerdings eine Nothwendigkeit; da aber das Ende ihrer Strafe nur bis zum Ausſterben ihres Hauſes, gleichviel wann und wie, beſtimmt iſt, ſo iſt der Zeitpunkt, und daß es durch Verbrechen geſchieht, zufällig. Daß die Perſonen, zufolge einer dunklen Sage eines früheren Verſchuldens, ſich einem Verhängniß verfallen glauben, bildet ſo wenig ein faktiſches Schickſal, als Einer darum unſchuldig, weil er ſich für unſchuldig ausgiebt. — Damit will ich nicht gegen das Schickſal eifern, ſondern gegen ſein krudes Vorkommen in der Ahnfrau. Die Poeſie kann des Hereinſpielens eines Ueberſinnlichen in das Menſchliche nie entbehren .... Die Alten hatten die grandioſe Geſtalt des Schickſals .... Dieſe großartige Geſtalt iſt allerdings durch die neueren Religionen zerſtört worden, aber die Trümmer davon leben unvertilgbar als Vorbedeutung, als Geſpenſter- und Hexenglauben fort.“ — Schließlich fordert uns Grillparzer auf, „bei der Ahnfrau an den bibliſchen Spruch von der Strafe des Verbrechens an den Kindern des Verbrechers bis ins ſiebente Glied zu denken“, dann hätten wir „einen Akt geheimnißvoller Gerechtigkeit vor uns, ſtatt eines Schickſals“.

Dieſe Sätze, welche auf zwei Seiten**) harmlos neben einander ſtehen, zeigen die vollkommene Unklarheit des Schreibers. Er leugnet die Herrſchaft des Schickſals, erkennt aber den Vollzug eines höheren „Richterſpruches“ in dem Drama an. Ferner: wenn ein Dichter die Herrſchaft des antiken Schickſals darſtellen will, ſo hat er zweierlei zu thun: die Perſonen der Dichtung müſſen einen beſtimmten Schickſalsſpruch kennen und an ihn glauben; der Schickſalsſpruch muß in Erfüllung gehen. Beides geſchieht in der „Ahnfrau“. Wollte der Dichter nur den Glauben gewiſſer Perſonen des Stückes an ein Verhängniß; wollte er nicht ſich ſelbſt als Schickſalsgläubigen hinſtellen und die Zuſchauer von der Richtigkeit dieſes Glaubens überzeugen: dann durfte er den

*) Daß Grillparzer ſich unter Larven für die einzige fühlende Bruſt, unter einer Nation von Dummköpfen für den einzigen Geſcheidten hält, bekommen wir von dem verbitterten Dichter öfters zu hören.

**) Werke, Bd. X S. 70 f.

Schicksalsspruch nicht in Erfüllung gehen lassen. Dann war aber auch die Darstellung jenes Aberglaubens im Stücke kompositionell zwecklos, verwerflich.

Wenn Grillparzer ferner sagt, daß der Urtheilsspruch nicht gelautet hätte, das Haus Borotin solle durch Verbrechen untergehen, so sagt er damit weiter nichts, als daß eine unbestimmter lautende Schicksalsbestimmung vorhanden war. Und er giebt den „Eintagsfliegen der Kritik und Litteraturgeschichte" recht, wenn er auseinandersetzt, daß das grandiose antike Schicksal heute zur Ruine geworden und nur noch in fragwürdiger Gestalt erscheint, z. B. als Gespenst einer Ahnfrau. Und die strafende Gerechtigkeit Jehovas, die sich bis ins siebente Glied erstrecken soll, oder der ererbte Antrieb zum Bösen, der die Willensfreiheit nicht aufhebe*), sind verschlossene Hinterthüren, die ihm keine Rettung gewähren; denn jede Art der Prädestination ist dem antiken Schicksal gleichzusetzen und, wie dieses, gleich unbrauchbar als bewegende Macht für die moderne Tragödie.

Mit vollem Recht stellt daher Volkelt den Dichter vor die Alternative, daß in seinem Drama entweder das Schicksal oder der blöde Zufall herrsche, welcher letztere erst recht unfähig zur Erzeugung tragischer Wirkung ist. „Der moderne Mensch", sagt Volkelt, „ist zu sehr von der Ueberzeugung durchdrungen, daß er nur das aus seinem Bewußtsein Hervorgegangene und von seinem Bewußtsein Gebilligte anzuerkennen habe, als daß er das ihm vom Schicksal wider sein Wissen und Wollen Aufgezwungene sich als das Seinige gefallen ließe. . . . So ist denn die moderne Schicksaltragödie ein Rückschritt hinter das moderne Bewußtsein. Dieses fühlt sich durch sie in einer seiner einfachsten Grundvoraussetzungen verletzt."

Volkelt erklärt übrigens diesen seltsamen Fall, daß ein Dichter eine Tendenz in sein Werk legt, die er doch nicht hineinlegen will, also unbewußt, instinktiv bei seinem Werke thätig ist, sehr hübsch aus der Kunst- und Weltanschauung, in seinem letzten Grunde aber aus dem Charakter des Dichters. Grillparzer sagt in seinen „Aesthetischen Studien", in dem Abschnitte „Zur Dramaturgie"**): „Im Trauerspiele wird entweder der Freiheit über die Nothwendigkeit der Sieg verschafft, oder umgekehrt. Die Neueren halten das Erstere für das allein Zulässige, worüber ich ganz der entgegengesetzten Ansicht bin." Diese entgegengesetzte Ansicht kann sich offenbar nur auf die Schuld-Tragödie beziehen, wenn sie nicht die antike Schicksaltragödie als solche rechtfertigen soll, was ja Grill-

*) Grillparzers Vorrede. Werke, Bd. II S. 133.
**) Werke, Bd. IX S. 134.

parzer eben nicht will; er sah also in dem Verschulden des Helden nicht eine freie That, sondern ein Unterliegen unter einer sei es in oder außer ihm befindlichen Macht, die eine unwiderstehliche Herrschaft über ihn ausübte und ihn zwang zu thun, was er that; daher ihm denn oben der Begriff der Vererbung als ein schicksalsmäßiger nicht klar wird. „In der Form des Tragischen als Schicksalsfluches aber ist die Besiegung der Freiheit durch die Nothwendigkeit offenbar am allerstärksten ausgeprägt*)." Diese Auffassung des Tragischen geht nun aus der Unfreiheit und Enge seines eigenen Wesens hervor, das dem Leben gegenüber Scheu und Unsicherheit zeigte; „die Wirklichkeit erschien ihm übergewaltig bedrückend, unheimlich; er fühlte sich ihr gegenüber ohnmächtig und gebunden". — In seinem Leben änderte sich diese Anschauung nie; in der Kunst aber hat ihn später meist sein Geschmack und seine Einsicht getrieben, den modernen Begriff des Tragischen zur Geltung zu bringen.

Mit den vorstehenden Bemerkungen ist indessen nur über die Tragödie der Stab gebrochen, nicht über das Drama, und noch weniger über die Dichtung. Sehen wir von jener unangenehm sich vordrängenden, unkünstlerischen Tendenz ab, so haben wir hinsichtlich der Komposition ein vortreffliches Drama vor uns. Die Handlung ist eine energisch geschlossene: sie vollzieht sich etwa im Laufe von sechs Stunden; kein Glied ist entbehrlich, kein unentbehrliches fehlt. Der erste Akt enthält die Exposition — eine durch das erste Erscheinen der Ahnfrau furchtbar eindrucksvolle Exposition — und zugleich den Beginn einer Handlung, die uns von vornherein in Aufregung versetzt. Die Aufregung — Spannung sagt zu wenig — steigert sich bis zum Erkennen Jaromirs im dritten Akt, und die Handlung fällt unter den großartigen Effekten der Sterbescene des Grafen (4. Akt), in der sich ein Vatermord und die unbewußt verbrecherische Liebe zwischen Jaromir und Bertha enthüllt, und des Stelldicheins zwischen Jaromir und der Ahnfrau, die jener wegen der täuschenden Aehnlichkeit für seine geliebte Bertha hält. Das Drama packt uns von Anfang an mit den furchtbaren Krallen des Entsetzens und läßt uns bis zum Schlusse nicht los; denn Entsetzen, nicht Furcht und Mitleid, ist die Wirkung dieses Stückes. Daß der beste dramatische Bau diese Wirkung nicht zu Wege bringen könnte ohne tiefe dichterische Empfindung und eine schrankenlose Fähigkeit, ihr in herrlichen Worten und Versen Gestalt zu geben, ist selbstverständlich. Wir haben in der „Ahnfrau" ein Erst-

*) Volkelt S. 170 f.

lingserzeugniß vor uns, das ebenſo zweifellos wie Schillers „Räuber“ oder Kleiſts „Schroffenſteiner“ uns die machtvolle dramatiſche Begabung des Dichters enthüllt, den Fehlern jugendlicher Mache zum Trotz.

Der Hauptfehler iſt die Schwäche der Charakteriſtik. Da finden wir zunächſt jene allgemeine Unfertigkeit dramatiſcher Anfänger, die Shakeſpeare wie Schiller aufweiſen, und von der ſich nur Kleiſt auch in ſeinen früheſten Produktionen frei gehalten hat: den unmotivirten Wechſel der Empfindungen, die plötzliche Veränderung der Willensrichtung der Handelnden.

In der bekannten Scene, in der Jaromir von Bertha als Räuber erkannt wird, ſchildert er ſich zuerſt als Räuber und Mörder von Profeſſion in den grellſten Farben, um dann in Thränen auszubrechen über ſein Schickſal, zum Beweiſe, daß auch „Räuber menſchlich fühlen“; er ruft die Gnade des gerechten Gottes an und iſt im Begriff, ſich dem Henker zu überantworten, als ein „Jaromir!“ aus dem Munde Berthas ihn alle innere Qual und den ernſten Todesentſchluß vergeſſen läßt:

Was hör' ich?
Das iſt meiner Bertha Blick!
Ihre Stimme tönt mir wieder,
Und auf goldenem Gefieder
Kehrt das Leben mir zurück.

Bei einem weniger jugendlichen Dichter, den man ernſt zu nehmen gewohnt iſt, würde dieſes Gebahren Jaromirs den Eindruck machen, als ſchauſpielerte er vor dem leicht bewegten, unſchuldigen Kinde. — Aber hier bleibt er nicht ſtehen; das eine „Jaromir!“ hat ihn durch und durch verändert, ſubjektiv:

Als ein neues, reines Weſen,
Wie aus meines Schöpfers Hand,
Lieg' ich hier zu deinen Füßen ...

und objektiv:

Meine Schuld iſt ausgeſtrichen,
Jubelnd bin ich mir's bewußt.

Nun ſoll Bertha mit ihm fliehen, fern hin an den Rhein, wo er ein Gut beſitzt. Sie denkt an ihren Vater, bedenkt ſich — da ſteht ſein Entſchluß wieder feſt, ſich dem Henker auszuliefern, und ſo furchtbar weiß er das ihm jetzt von Bertha bereitete Todeslos zu ſchildern, daß ſie ihm „(halb ohnmächtig) Ich will!“ zuruft. In derſelben Scene, in der er geſchildert hat, wie er nur ſchwer und mit innerſtem Grauen ſich an ſein Handwerk gewöhnt hat, wo wir ihn jubelnd daſſelbe aufgeben ſahen, weckt ein an der Wand hängender Dolch ſeine Mordluſt. Er verbirgt ſich in dem verfallenen Theil des Schloſſes, auf dem Wege

dahin hat er den Grafen Borotin erstochen, und nun ist der Blutdurst in ihm erwacht. Er hört Schritte nahen — „Thor!“ ruft er,

den Rückweg findst du nimmer,
Ich muß fallen, oder du.
Denn, wenn Einmal nur der Tiger
Erst gesättigt seine Wuth,
Bleibt die Gierde ewig Sieger,
Und sein Innres schreit nach Blut.

Und als die Ahnfrau, die er für Bertha hält, nicht in seine Arme kommen will, droht er ihr sogar mit dem Tode:

Weib,
Schweig und reiz mich länger nicht!
Du hast mich nur mild gesehn,
Aber wenn die finstre Macht
In der tiefen Brust erwacht
Und erschallen läßt die Stimme,
Ist ein Leu in seinem Grimme
Nur ein Schooßhund gegen mich; (!)
Blut schreit's dann in meinem Innern!
Und der Nächste meinem Herzen
Ist der Nächste meinem Dolch.

Kinder können diese Worte gruselig machen, Erwachsene lächeln; denn das Räubermäßige ist diesem Jaromir nur äußerlich aufgeschminkt und steht in komischem Kontrast zu seinem eigentlichen Wesen, das nicht bloß einen Gefühlsmenschen, sondern einen Gefühlsschwelger zeigt.

Auch Graf Borotin verräth eine für seine Jahre geringe Willensfestigkeit: er widerräth höchst eindringlich Jaromir, als Schwiegersohn in sein fluchbeladenes Haus einzutreten, nachdem er ihn in der vorhergehenden Scene als Retter und Bräutigam seiner Bertha mit Thränen des Dankes an sein Herz geschlossen hat; giebt ihm aber ohne ferneres Bedenken den „Vaterkuß“, als Jaromir in zwei Worten erklärt hat, daß er sich nicht abschrecken lasse — um dann gleich darauf zu bedauern, daß sich kein höher stehender Mann für seine Tochter gefunden hat.

Ein viel schlimmerer Fehler als diese innere Haltlosigkeit seiner Charaktere ist ihre übergroße Aehnlichkeit. Von Shakespeares oder Goethes oder Kleists individualisirender Kunst, die Grillparzer in späteren Dramen zu üben bestrebt ist, merken wir hier nichts. Die untergeordneten Figuren sprechen in demselben gehobenen Stile wie die Haupthandelnden; die Reden des alten Recken Borotin, des Räubers Jaromir, ja, auch die des Dieners Günther, des Hauptmannes und des Soldaten sind ebenso voll von schönen und tiefen Empfindungen,

ihre innere Welt ist ebenso ausschließlich Gefühlswelt wie die Berthas und Grillparzers selbst. Man hat Bertha in den sonst durchweg zutreffenden Tadel der Charakterlosigkeit mit einbegriffen und sie mit Schillers Amalia gleichgestellt. Dieser Vergleich paßt nur insofern, als aus Bertha ebenso sehr Grillparzer spricht, wie aus Amalia Schiller. Die Gestalten selbst sind sehr verschieden, und Bertha ist um ebenso viel naturwahrer, wie Grillparzers Natur dem weiblichen Wesen verwandter war als die Schillers. Bertha ist zwar auch kein bestimmt charakterisirtes Weib, sondern nur ein schöner weiblicher Typus; aber jedenfalls die einzig glaubwürdige Gestalt in der „Ahnfrau".

Müssen wir nun wohl auf die sinnliche und intellektuelle Freude, welche lebensvoll distinkte Charakteristik uns bereitet, verzichten, so weiß der Dichter uns doch für seine Personen zu erwärmen durch die lebendigen Empfindungen, die er ihnen leiht, und durch die poetisch wundervolle Form, in der sie dieselben aussprechen. Es herrscht vom Anfange bis zum Ende dieses Stückes ein wahrhaft hinreißender Zauber der Sprache, der poetischen Diktion, wie wir ihn gerade bei den großen Dramatikern vergeblich suchen. Das Denken ist in diesem Stücke Nebensache, das Fühlen alles; somit ist ein Vergleich mit „Tasso" oder „Iphigenie" unangemessen. Die glückliche Prägnanz der Ausdrücke, die unerschöpfliche Fülle, die schlagende Sinnenfälligkeit der Bilder, der ganze herrliche Körper dieser sinnlichen, wenig durchgeistigten Sprache erinnert an Shakespeares „Romeo und Julia", an Kleist „Penthesilea", am meisten an Shakespeares „Venus und Adonis" (selbstverständlich nicht im Gegenstande, sondern nur in der Form der geschilderten Gefühle). Wir könnten hier eine Blumenlese von Stellen geben, bei denen jeder Kenner, falls ihm der Verfasser unbekannt wäre, ausrufen würde: „Das kann nur ein großer Dichter geschrieben haben!" — Eine für viele. — Bertha schildert in der ersten Scene — ein Anfangsakkord — die schauerlich großartige Einöde der umgebenden Natur:

Eine graufe Nacht, mein Vater!
Kalt und dunkel wie das Grab.
Losgerißne Winde wimmern
Durch die Luft, gleich Nachtgespenstern;
Schnee, so weit das Auge trägt,
Auf den Hügeln, auf den Bergen,
Auf den Bäumen, auf den Feldern;
Wie ein Todter liegt die Erde
In des Winters Leichentuch;
Und der Himmel, sternelos,

Starrt aus leeren Augenhöhlen
In das ungeheure Grab
Schwarz herab!*)

Der trotz der Athemlosigkeit des Geschehens lyrische Charakter des Stückes zeigt sich auch in der Wahl des Verses; es ist der vierfüßige Trochäus, den Grillparzer in seinem geliebten Lope de Vega kennen gelernt, dann auch in Müllners „Schuld" gefunden hatte und der „seinem erwachten Musikgefühl wohlthat"**). Die Unzuträglichkeiten, die sich aus dieser Form für das Drama ergeben, sind bekannt. Ein Vers ist zu kurz, um einen Gedanken von irgend welchem Gewicht darin auszusprechen; zwei sind oft zu lang, und da man, ohne den Charakter des Verses zu verwischen, nicht wohl häufig Cäsuren in der Mitte eintreten lassen kann, so füllt er sich mit schmückenden, plastischen Beiwörtern, die dem forteilenden Charakter des Dramas widersprechen; man sucht in zwei Versen durch Parallelsätze auszudrücken, was man sonst in einen Satz zusammenziehen würde — wiederum eine Zeitverschwendung gegenüber dem eigentlichen Zwecke des Dramas; schließlich sucht man einerseits Füllung durch Wortwiederholungen auch an Stellen, wo sie keinem emphatischen Zwecke dienen können, andererseits Verkürzung durch störende Auslassungen — beides durchaus unpoetische Mittel. Beispiele für die beiden ersteren Fälle finden sich zahlreich auf jeder Seite. Ausgelassen wird nicht nur, mehr als angenehm zu hören, das Verbum „sein", sondern auch „haben", selbst da, wo es nicht Hilfsverbum ist. Oder: „Vater, du siehst bleich" mit Auslassung von „aus". Noch störender aber sind die Wiederholungen.

Jaromir! — Du weichst zurück?
Weichst vor mir zurück? — O, bleib!

So, noch diesen Händedruck,
So, noch diesen Segenskuß,
So, mein Sohn, jetzt geh zur Ruh!

Solche und viele ähnliche Stellen mögen noch hingehen; z. B. auch die bekannte Rede Jaromirs, die beginnt

Ja, ich bin's, du Unglückselige,

und endet

Bin der Räuber Jaromir.

*) „Sieben, und schon dunkle Nacht?" sagt bald danach Graf Borotin. Dies ist eines der wenigen Beispiele homerischen Schlafes bei Grillparzer, da wir nach der oben geschilderten Jahreszeit annehmen müssen, daß es nicht erst um Sieben, sondern bereits um Fünf dunkle Nacht ist.

**) Selbstbiographie. Bd. X S. 65.

obgleich die neunmalige Wiederholung von „bin's" mehr als genug ist. Poetisch nicht zu rechtfertigen sind aber Stellen, wie die folgenden:

Hab' ich dich schon, dich gesehn.

Was den Theuern, Lieben bräuet,
Sei auf dieses Haupt gestreuet, (wegen des Reimes)
Sei gelegt auf dieses Haupt.

Graf. Gutes Mädchen, armes Kind!
Armes, armes, armes Kind!
Bertha. Vater, mir nicht diese Güte,
Vater, mir nicht diese Huld.
(wegen des folgenden Reimes: Schuld)

Klage, dulde, leide, stirb!

Boleslav. Denn ich habe dir's (Leben) erhalten,
Wenn auch gleich gegeben nicht.
Jaromir. Ha! — Wenn gleich gegeben nicht?
Nicht gegeben? nicht gegeben?
Boleslav. Nein, mein Sohn, nicht mehr mein Sohn.
Jaromir. Nicht dein Sohn? — Ich nicht der Sohn
Jenes Räubers Boleslav?
Alter Mann, ich nicht dein Sohn?
Laß mich's denken, laß mich's fassen,
O es faßt, es denkt sich schön!

Ganz geschmacklos sind die folgenden Wiederholungen:

Nein, ich kann nicht, kann nicht, kann nicht!

Nein, nein nein!
Horch, man kömmt! — Schnell fort, fort, fort!

Als ich sie, ich sie gefunden.

Ei, ich will nur schlafen gehn,
Schlafen, schlafen, schlafen gehn.

(Bertha, bevor sie sich vergiftet.)

Was war das? — Hab' ich gesehn? („Was" ausgelassen.)
Ist es Wahrheit, Wahrheit, Wahrheit?

Jaromir nennt seine Hand

Kalt und starr, wie Mörderhand,
Mörder- Mörder- Mörderhand.

Wenn solche Verse nicht von einem ausgezeichneten Deklamator gesprochen werden, ist die komische an Stelle der pathetischen Wirkung un-

fehlbar. Daß aber der Vers schuld ist an diesen Wiederholungen, und nicht bloß die Liebhaberei Grillparzers, beweist gleich das nächste, in fünffüßigen Jamben geschriebene Drama „Sappho", in welchem sie verschwunden sind.

Trotz ihrer Fehler und nicht bloß als Erzeugniß der kaum dreiwöchentlichen Arbeit eines jungen Dichters ist die „Ahnfrau" eine bewundernswerthe Dichtung, die es verdient, noch immerfort auf der Bühne vorgeführt zu werden.

2. Sappho.

Die Tragödie „Sappho", die zunächst nach der „Ahnfrau" entstandene Dichtung, wird von den Verehrern Grillparzers gewöhnlich so hoch gestellt wie von dem Dichter selbst, dessen Lieblingsstück es war. Sie wird gewöhnlich nach „Iphigenie" und „Tasso" als das beste deutsche Drama im plastischen Stile der Griechen hingestellt, und wir können Volkelt darin Recht geben, daß es an jene Goetheschen Werke allerdings erinnert in der Schönheit seiner Sprache, dem wunderbaren, von Grillparzer nie wieder erreichten Wohllaut der Verse, in der Gehobenheit der Empfindungen und — last not least — in dem Mangel an dramatischer Handlung. Was Grillparzer jedoch nicht seiner Dichtung gegeben hat, ist gerade das, was uns bei Goethe jenen Mangel fast vergessen läßt: die unser Herz reinigende, befreiende Richtigkeit der Empfindungen und die Weltweite der Gedanken. Ich finde noch einen anderen Unterschied, der für das Drama von wesentlicher Bedeutung ist: ich sehe in „Iphigenie" und „Tasso" ernste, tiefgehende, ergreifende Konflikte, die freilich nur in Worten ausgekämpft werden; in der „Sappho" kann ich einen solchen Konflikt nicht erkennen. Volkelt ist entgegengesetzter Ansicht: er findet gerade in der Art und in der geschlossenen, energischen Herausarbeitung des Konfliktes einen Vorzug der „Sappho" vor jenen Goetheschen Dramen.

Welches ist der Konflikt? — —

Eine jugendlich feurige, große Dichterin liebt einen Mann von hohem Geiste und herrlicher Gestalt und wird von ihm wiedergeliebt. Endlich nach jahrelanger Verlassenheit hat sie den einen Menschen gefunden, der sie ganz versteht, und dem auch sie alle Ansprüche, die ein solcher Mann an das Leben zu stellen berechtigt ist, befriedigen kann. Sie sind füreinander geschaffen und wachsen so in eins zusammen, daß Trennung undenkbar scheint. Da naht das Verderben in Gestalt eines anderen Weibes, die nicht Dichterin, aber von feinem Geiste, innigem

Gefühl und berückender Schönheit ist, und die den Geliebten jener um so tiefer entflammt, je weniger sie in der Reinheit ihres Wesens es zu thun bemüht ist. Ihr gegenüber empfindet er — was dem Manne Bedürfniß ist — Ueberlegenheit in der Kraft des Denkens, Fühlens, der Leidenschaft; die Dichterin war in allem die stärkere. Das für unmöglich Gehaltene tritt ein: Sappho wird von dem Manne, der ihr Alles ist, verlassen. Ein solches Leben ist entsetzlicher als Tod, und nach einem herrlichen Schwanengesange stürzt sie sich ins Meer. — —

Aus einem solchen Stoffe könnte ein großer Dichter, wie Grillparzer, eine ergreifende Tragödie schaffen. Leider ist aber der Konflikt der Grillparzerschen Sappho ein ganz anderer: Die alternde Sappho liebt einen Jüngling, schön und unbedeutend, der sie ebenso wenig lieben kann als er sie zu verstehen vermag. Sie betäubt ihm den kleinen Geist mit großen, schönen Dichterworten, fesselt ihn an ihren Triumphwagen und zieht ihn halb widerstrebend mit sich in ihr Haus und Gemach. Der Jüngling thut, was er nicht lassen kann: er sucht sich unter ihren Zofen eine Genossin, die ebenso jung und schön und unbedeutend ist wie er; der gute Junge will ja doch auch glücklich werden. Sappho dünkt dieser Verlust unersetzlich; sie stirbt.

„In der gewöhnlichen Welt ist ein Weib, das einen jüngeren Mann liebt, ein ekelhafter Gegenstand", sagt Grillparzer in seinem interessanten Tagebuche über Sappho*). Ist das in der künstlerischen so gänzlich verschieden? — Eine kürzlich verstorbene englische Dichterin, die für unser modernes Leben eine größere Bedeutung hat, als Sappho für das antike jemals hat haben können, heirathete im Alter von 61 Jahren einen weit jüngeren Mann. Die Empfindung über diesen Schritt war in gebildeten wie in Künstlerkreisen dieselbe — es ist unnöthig sie zu nennen, zumal die Dichterin in ihrem sonstigen Leben und Schaffen unsere tiefste Verehrung verdient. Ein solches Verhältniß kann und wird fast immer traurige Folgen haben, tragische niemals; jede Tragik wird durch jene Empfindung ausgeschlossen. Was Grillparzers Sappho betrifft, so können wir dem Schöpfer derselben nur zugestehen, daß er mit der poetisch glänzenden Ausstattung seiner Heldin alles gethan hat, was menschenmöglich war, um jene Empfindung zurückzudrängen; sie auszurotten, war unmöglich, sie wird jedes Mal zu verhängnißvollem Ausbruch gelangen, sobald das Altersverhältniß des Liebespaares, wie es im Drama besteht, auch auf der Bühne zur Dar-

*) Abgedruckt bei Laube: Fr. Grillparzers Lebensgeschichte. S. 30—35.

ſtellung gelangt*). Die alternde Sappho kann nur eine jugendliche Darſtellerin von dem Fluche der Lächerlichkeit retten.

Daß eine Dichterin eine ſo ſchlechte Menſchenkennerin iſt, um von einem Jünglinge, der weiter nichts als Schönheit beſitzt, die Erfüllung ihres irdiſchen Glückes zu erwarten; daß ſie hinſichtlich der Dauer dieſes im höchſten Falle ſinnlichen Liebesglückes ſich nicht wenigſtens von vornherein reſignirt; daß ihr Verſtand es nicht faſſen zu können ſcheint, als die natürliche Folge, die ſie vorausſehen mußte, eintritt; daß ſie an allem verzweifelt, nachdem ſie ihr Glück da vergeblich geſucht hat, wo ſie es unmöglich finden konnte, und, anſtatt ihren falſchen Schritt durch eine verſtändigere Wahl wieder gut zu machen, ſich den Tod giebt — das alles iſt zu thöricht, um tragiſch ſein zu können. Wir vermiſſen bei Sappho — das iſt ja eben ein fundamentaler Unterſchied von „Iphigenie" und „Taſſo" — die Richtigkeit der Empfindungen: das erſte Gefühl, das ihr die Entdeckung der Liebe Phaons zu Melitta erweckte, müßte Scham ſein über ihren fürchterlichen Mißgriff; das zweite Stolz, der ſie in den Stand ſetzen würde, einen Menſchen, welcher ſie um einer Melitta willen verläßt, ohne herzbrechende Schmerzen aufzugeben. — Ob und wann die bloße dementia amoris tragiſch wirken kann, brauchen wir hier nicht zu unterſuchen; unter den vorliegenden Umſtänden thut ſie es ſicherlich nicht.

Soviel über die Tragödie „Sappho". Was nun das Drama betrifft, ſo wird ſein einfacher, durchſichtiger Bau auch von Volkelt gerühmt. Dieſer Vorzug iſt zweifellos; aber vergeſſen darf man hierbei nicht, daß die Handlung ſich in der That in ſehr engen Grenzen bewegt. Und wenn Grillparzer dasjenige Maß von dramatiſcher Wirkung, welches durch eine derartige Handlung zu erreichen war, eben vermittelſt ihres Aufbaues voll herausgebracht hat, ſo iſt damit nicht ausgeſprochen, daß dieſe Wirkung überhaupt eine bedeutende iſt. Wie in verſchiedenen antiken und franzöſiſchen Dramen, haben wir hier im Grunde nur den Abſchluß einer tragiſchen Handlung vor uns; ja, einen Abſchluß, der für uns ſchon im erſten Akte unzweifelhaft feſtſteht. Aus der Art, wie Phaon auf die ſchwungvollen Reden der liebebegeiſterten Sappho erwidert, erkennen wir, daß die Dichterin das Glück, von dem ſie träumt, bei ihm nicht finden wird; daß Phaon von den Empfindungen, die ihr Herz bewegen, nichts verſpürt. Wir ſind uns von vornherein über den untragiſchen Mißgriff Sapphos vollkommen klar, und unſere Vor-

*) Einige Leſer werden ſich wohl noch des Eindruckes erinnern, den die Sappho der etwa 40jährigen Niemann-Seebach auf ſie gemacht hat. — Scherer ſagt, „die Geſtalt Sappho habe etwas zur Parodie Herausforderndes".

aussicht des Endes der Handlung ist so sicher, daß von einer dramatischen Spannung gegenüber dem Verlaufe derselben nicht die Rede ist. Sappho glaubt sich geliebt, und sie täuscht sich: das ist das Ergebniß des ersten Aktes für uns. Daß sie im Laufe der folgenden Akte ihres Irrthums inne werden wird, ist unfraglich.

Ganz anders läge die Sache, wenn der Dichter den Zuschauer den Beginn der Täuschung mit erleben ließe; wenn er uns die Vorgänge auf dem Olympischen Feste, das Entstehen der Leidenschaft vorführte und so vorführte, daß wir selbst an die Möglichkeit einer solchen Liebe glauben könnten — was freilich gerade unter den oben entwickelten persönlichen Verhältnissen der Liebenden seine großen Schwierigkeiten gehabt hätte. So aber, bei diesem Bau der Handlung, vermissen wir an „Sappho" dieselben dramatischen Eigenschaften, welche Schiller an der „Iphigenie" zu fehlen schienen: sinnliche Kraft, Leben und Bewegung. Und für diesen Mangel kann uns die allervortrefflichste Charakterzeichnung nicht entschädigen. Wir bewundern das blendende Bild der Sappho, die mit unvergleichlicher poetischer Kraft gezeichnet ist; wir lieben die kleine, reizende Melitta; und der arme schöne Phaon rührt uns in seiner Geistes- und Herzensverlegenheit. Aber was sie thun werden, danach fragen wir nicht; das wissen wir.

Wenn wir „Sappho" weder als Tragödie noch als Drama hochstellen können, so wäre es doch geschmacklos, sie als Gedicht zu verurtheilen. In der rein dichterischen Seite liegt ihr eigentlicher, ihr unvergänglicher Werth. Ich möchte nicht in demselben Grade den Gedankengehalt betonen — der aus einer ausschließlich ästhetischen, also einseitigen Lebensanschauung herauswächst — als den Empfindungsgehalt. Die Empfindungen sind so zart und schön, die Form, die ihnen gegeben, so rein und edel, daß es uns leid thut, diese duftigen, morgenfrischen Geschöpfe eines tieffühlenden Dichterherzens so flüchtig, in der natürlichen Hast der Rede, an einem kurzen Theaterabende an uns vorüberziehen zu sehen. Wer die Dichtung in Wahrheit genießen will, muß sie lesen; er wird dann den Stolz und die besondere Liebe, mit der der Dichter diesem Kinde seiner Phantasie vor allen anderen anhing, berechtigt finden.

Wie die „Sappho" vor uns liegt, ist sie ein lyrisch-episches Gedicht in dramatischer Form, d. h. eine Art von Zwittergeschöpf. Schade, daß Grillparzer die Heldin sterben lassen mußte. Wenn ein versöhnter Schluß den Liebeskonflikt beendet hätte, so hätten wir in der „Sappho" das klassische Muster einer Gattung, über deren Existenzmöglichkeit die Poetiker noch streiten: wir hätten ein *idyllisches Drama*.

3. Das goldene Vließ.

Das Urtheil über dieſe dramatiſche Trilogie als Ganzes muß anders, viel ungünſtiger ausfallen als über denjenigen Theil derſelben, der allein in unſerem klaſſiſchen Repertoire ſich Bürgerrecht erworben hat, über „Medea". In ſeiner Selbſtbiographie nennt Grillparzer ſelbſt bei Gelegenheit dieſer Schöpfung die Trilogie eine „ſchlechte Form. Das Drama iſt immer Gegenwart, es muß Alles, was zur Handlung gehört, in ſich enthalten. Die Beziehung eines Theiles auf den andern gibt dem Ganzen etwas Epiſches, wodurch es vielleicht an Großartigkeit gewinnt, aber an Wirklichkeit und Prägnanz verliert"*). Grillparzer hat daran im ganzen faſt anderthalb Jahre (1818—1820) gearbeitet; eine große Unterbrechung, veranlaßt durch eine Krankheit und eine Reiſe nach Italien, fällt mitten in den zweiten Theil hinein. Dadurch erklären ſich gewiſſe Inkongruenzen und Widerſprüche im Kleinen und im Großen; der Hauptfehler der Trilogie, der Mangel an einheitlicher Geſchloſſenheit der einzelnen Theile, erklärt ſich dadurch nicht, da der Plan für die drei Dramen von vornherein feſtſtand.

Volkelt beſpricht nur die beiden letzten Theile, und findet den Mangel an Einheit darin, daß der eigentliche tragiſche Held des zweiten Theiles, der „Argonauten", der Kolcherkönig Aietes iſt und neben ihm ſich ein zweiter tragiſcher Held in der Geſtalt Medeas erhebt. Er muß ſogar anerkennen, daß Medea hier weit mehr die Aufmerkſamkeit des Leſers in Anſpruch nimmt als Aietes, ihr Vater. Und wenn nun Grillparzer ſelbſt an der angeführten Stelle ſagt, daß ihn „vor Allem der Charakter der Medea und die Art und Weiſe intereſſirte, wie ſie zu der für eine neuere Anſchauungsweiſe abſcheulichen Kataſtrophe geführt wird" — ſo dürfte Volkelts Auffaſſung wohl nicht die richtige ſein.

Die Figur eines Aietes, der weiter nichts als ein roher Wilder, räuberiſch und blutgierig, iſt, kann unter keinen Umſtänden einen tragiſchen Helden darſtellen. Wenn er aus Habgier im erſten Theile ſeinen Gaſtfreund Phrixus erſchlägt, ſo iſt das keine tragiſche Schuld, da von einem Kampfe zwiſchen gutem und böſem Prinzip in ſeinem Innern nicht die Rede iſt: er erſchlägt ihn, wie er jeden Fremden erſchlagen würde, der Beſitzer von Schätzen iſt. Und wenn ihm aus dem ungerechten Beſitze im zweiten Theile ſelber Unheil erwächſt, ſo geſchieht ihm einfach Recht; eine tragiſche Kataſtrophe iſt das nicht. Außerdem

*) Werke (von Laube), Bd. X S. 81.

hätte, wenn die Schuld und das Leiden des Aietes der Gegenstand des Dramas sein sollte, der erste Theil, in dem er jene auf sich lädt, und der zweite, in dem er dieses trägt, in einen zusammengezogen werden müssen.

Nein — der Held des zweiten Theiles wie der des dritten ist — der Intention des Dichters gemäß — Medea. Der zweite Theil zeigt ihr Verschulden: Die Liebe zu Jason verleitet sie, sich mit dem Feinde ihres Vaterlandes zu verbünden und bei dem Raube des Vließes Vater und Bruder zu opfern. Der dritte Theil bringt die Sühne der Schuld: sie wird von dem Manne, dem sie alles geopfert hat, selbst geopfert. Wären nun diese beiden Theile organisch so unauflöslich mit einander verknüpft, daß sie allein gar nicht verständlich wären, so hätten wir hier jenen Fehler, zu dem die Trilogie naturgemäß hinneigt; wir hätten an Stelle mehrerer in sich geschlossener Dramen, die sie uns geben sollte, ein einziges monströses von 9 Akten, d. h. ein Beispiel der dramatischen Unfähigkeit, eines ungefügen Stoffes Meister zu werden. Das ist nun hier nicht ganz der Fall. Volkelt erkennt mit Recht im dritten Theile eine vollkommene tragische Einheit. Wir sehen Medea in der Fremde, in Verhältnissen, für die sie nicht geschaffen ist, in denen sie niemals heimisch werden kann, ohne die äußere Möglichkeit, sich aus ihnen zu befreien. Die Griechen verschmähen die Berührung mit dem Barbarenweibe, und ihr Gatte Jason, vor die Wahl zwischen Vaterland oder Fremde gestellte, verläßt sie. Sie wird förmlich ausgestoßen und im Wahnsinn der Verzweiflung tötet sie die Nebenbuhlerin, die Jason zur Gattin begehrt, und die eigenen Kinder, die sich von ihr gewandt haben; ernüchtert, verurtheilt sie sich zu lebenslanger Buße. Während also in dem Ganzen der beiden letzten Theile das Unglück sich aus der Schuld entwickelt, geht im dritten Theile das tragische Verschulden aus der Verkettung unseliger Umstände hervor. Daß wiederholt auf den zweiten Theil hingewiesen wird, gezeigt, daß Medea durch eigene Schuld in diese unhaltbare Lage gekommen ist, könnte für die Wirkung des dritten Theiles ebenso gut fehlen; denn für die tragische Wirkung ist verschuldetes Leiden kein wesentliches Erforderniß.

Dem gegenüber ist der zweite Theil keine künstlerische Einheit; er läßt uns nicht nur ganz unbefriedigt, wir würden sogar große Schwierigkeiten haben, diejenige dramatische Gattung zu bestimmen, der er angehört. Eine „Tragödie", wie Grillparzer ihn bezeichnet, ist er nicht, man müßte denn Tragödie ein Drama nennen, in dem irgend etwas Trauriges sich ereignet, etwa der Tod einer oder mehrerer Nebenpersonen, wie hier der Tod des Absyrtus und die Verzweiflung des Aietes

(seinen Selbstmord erfahren wir erst in der „Medea"). Das Schicksal der Heldin Medea aber, die mit ihrem Geliebten auf und davon geht und voraussichtlich die herben kolchischen Erinnerungen in Liebesglück ertränken wird, ist nicht tragisch. Ein Schauspiel ist es ebenfalls nicht; denn die verworrenen Schicksalsfäden lösen sich nicht, und der Fluch, den der grimme Aietes seiner fliehenden Tochter nachsendet, eröffnet uns keinen beruhigenden, hoffnungsvollen Blick in die Zukunft. Dieser Fluch kann keinen Abschluß bilden, er wirft vielmehr eine von einer Fortsetzung zu beantwortende Frage auf. Die „Argonauten" können daher nicht als selbständiges Drama gelten, sie sind lediglich das Vorspiel zur „Medea", das doch, wie die ausschließliche Aufführung dieses letzten Theiles zeigt, sehr gut entbehrt werden kann. Schade daher um die Kraft und Kunst, die darauf verschwendet ist; es enthält poetische und charakteristische Schönheiten ersten Ranges.

Um nun schließlich zum ersten Theile, „Der Gastfreund", zu kommen, so steht er gar absonderlich neben dem Medeadrama („Argonauten" und „Medea"). Das letztere ist eine moderne Tragödie mit selbständigem Handeln, mit wirklicher, nicht von höheren Mächten aufgelegter Schuld und mit einem naturgemäß ihr entwachsenden, furchtbaren Leiden. Das erstere ist eine antike Schicksalstragödie. Der landesvertriebene Phrixus wird im Traume von einem Gotte, dessen marmornes Bild er beim Erwachen im Tempel von Delphi vor sich sieht, nach Kolchis als einer neuen Heimath gewiesen; der Gott legt ihm das goldene Widderfell, das er trägt, um die Schultern mit den Worten: „Nimm Sieg und Rache hin!" Er folgt der Mahnung und findet statt des Sieges den Tod von Aietes Hand, um eben jenes Vließes willen, das ihm so geheimnißvoll aufgedrungen ist. Er wird also von einer übersinnlichen Macht tückisch in sein Verderben hineingestoßen. Das ganze Drama besteht nur aus einer Szene und erscheint als Ganzes ebenso wirkungslos, wie es als Theil der Trilogie zwecklos, ja zweckwidrig ist. Denn nun, nachdem einmal das Vließ sich als verderbenbringendes Schicksalsinstrument gezeigt hat, sind wir, wie Volkelt richtig bemerkt, geneigt, alle späteren selbständigen Schuldhandlungen als durch den Besitz desselben hervorgerufen, die ganze Trilogie als eine Schicksalstragödie aufzufassen, was uns ohne dieses Vorspiel nicht in den Sinn kommen würde und was auch gar nicht die Tendenz des Dichters gewesen ist. Grillparzer nennt das Vließ in seinem Tagebuche*) „ein sinnliches Zeichen des ungerechten Gutes, eine

*) Werke, Bd. X S. 94.

Art Nibelungenhort"; er will es also als ein Symbol des Menschenglück nicht befördernden Strebens nach Ruhm, Glanz, Reichthum aufgefaßt haben. Ruhmbegierde treibt Jason zur Eroberung des goldenen Vließes, das er nicht erringen kann ohne Zwist und Tod in ein fremdes und in sein eigenes Haus zu tragen. Und diese symbolische Verwendung des Vließes, das nun doch einmal in einer Dichtung „Medea" seine Rolle spielen mußte, ist vom modernen Standpunkte aus die allein legitime. Daß es auch in den beiden letzten Theilen wunderbare Eigenschaften entfaltet, wird durch den sagenhaften Charakter des Stoffes bedingt; es muß neben seinen goldenen Haaren noch andere unglaubliche Eigenschaften besitzen, um seinen Besitz interessant und begehrenswerth erscheinen zu lassen. Ich kann hierin nicht, wie Volkelt, etwas Schicksalsmäßiges finden. Um so widerspruchsvoller steht der erste Theil den beiden folgenden gegenüber, und ich finde keine andere Erklärung für diese seltsame Erscheinung, als daß Grillparzer anfänglich in der That die Absicht gehabt hat, das goldene Vließ zum sinnlichen Träger einer Schicksalsmacht zu machen, später aber diese Absicht aufgegeben hat.

Auch ein anderer Widerspruch erklärt sich aus der Zersplitterung der Arbeit, infolge deren Grillparzer nach seinem eigenen Geständniß der ganze Plan des Dramas eine Zeitlang ganz abhanden gekommen war. Die Art, wie Jason den Raub des Vließes und speziell die Mitwirkung Medeas dabei in der „Medea" (z. B. im Gespräch mit Kreon im 1. Akt) schildert, ist anders, als er im 2. Theile wirklich vor sich ging. Medea wird im 3. Theile als eine Grauen erweckende Zauberin dargestellt, während sie im 2. doch vor allem ein Liebe erweckendes, begehrenswerthes Weib ist. Und wenn Jason weiter schildert, wie er erst allmählich unterwegs sein Grauen überwinden mußte, ehe sie in „Schiffes Enge" sein Weib wurde, so spricht er damit etwas aus, was mit seinem Verhalten Medea gegenüber im 2. Theile absolut nicht in Einklang zu bringen ist.

Der Geschmack des Publikums, das die ersten beiden Theile abgelehnt und nur den dritten anerkannt hat, hat hier ein richtiges Urtheil gefällt. Der erste Theil ist abgesehen von seiner geringen dramatischen Wirkung ganz bedeutungslos für das Ganze: was er uns vorführt, das Verschulden des Kolcherkönigs Aietes, ist in den späteren Theilen Gegenstand häufigen Berührens, und es reicht vollkommen aus, daß wir von der an den Erwerb des Vließes geknüpften Blutschuld hören, um des in so vielen Tragödien verkörperten Gedankens, daß auf Schuld Leiden folge, theilhaftig zu werden. Der zweite Theil ist in sich so unselbständig, so unbefriedigend in seiner Abschlußlosigkeit, daß der Zuschauer

den Eindruck eines nicht zu Ende gespielten Stückes aus dem Theater mitnehmen würde. Es ist ein Lesedrama, das uns durch die Fülle der poetischen Schönheiten und die lebensvolle Charakteristik bei der Lektüre großen Genuß bereiten wird. Besonders gut ist dem Dichter gelungen, was er sich als spezielles Ziel gesteckt hat; den Gegensatz des kultivirten, geistig freien und formschönen Helleneuthums und des innerlich gebundenen, dumpfsinnigen, finsteren Barbarenthums so herauszuarbeiten, daß dem Zuschauer jeder Versuch einer Vereinigung und Verschmelzung von vornherein als verhängnißvoll erscheinen muß. Die Liebe zwischen Jason und Medea hat nichts Herzerfreuendes: es hängt etwas über ihr wie eine unheimliche, verderbenschwangere Wolke. Medeas „freie Verse", wie sie Grillparzer nennt — reimlose Verse von meist vier Hebungen und unbestimmter Zahl der Senkungen — stürzen und poltern dahin wie ein wilder Bergbach, Jasons edle Jamben ziehen daneben ihre Bahn wie ein ruhiger, schöner Strom. Dieser eindringlichen äußeren Charakteristik durch die Form der Rede entspricht das Seelengemälde. Jasons Liebe sucht sich auszutönen in allem Glanz, in aller Ueberschwenglichkeit der Empfindung. Medeas Liebe glüht ihr im Herzen wie ein unerklärt unheimliches Feuer, wie etwas ihr ebenso Feindseliges, Hassenswerthes, als der Gegenstand derselben, Jason der Fremdling, ihr sein sollte; sie kauert, schießt Blitze aus ihren schwarzen Augen, zerpreßt den Busen, um darin zu ersticken, was sich doch nicht verbergen läßt, und der endliche Ausbruch ihrer Gefühle sind Ausrufe, die nichts und alles sagen. Mit Ausnahme des Absyrtus, des Bruders der Medea, der allerdings etwas lustig gehalten ist, sind die wenigen anderen Figuren, auch die ganz untergeordneten, kräftig und erkennbar gezeichnet. Das Bild des Aietes in seiner halbthierischen Wildheit, in seinem rohen Heldenthume steht als Manneschcharakter geradezu einzig da in der Dichtung Grillparzers, dem bekanntlich der Ausdruck kraftvoller Männlichkeit so selten gelungen ist.

Der dritte Theil, „Medea", würde nicht das Lob verdienen, das er so einstimmig gefunden hat, wenn sich in ihm diese vortreffliche Charakteristik nicht fortsetzte. Aus dem frischen, thatenfrohen Heldenjüngling ist ein älterer Jason geworden, ein vom Leben gehetzter, geschlagener, tief unzufriedener Mann, eine betrübende Ruine dessen, was er war, und nichts von dem, was er werden wollte und konnte. Man hat dem Dichter hier eine Inkonsequenz in der Charakterzeichnung anheften wollen — sehr mit Unrecht; so, wie wir ihn hier vor uns sehen, ist er das Abbild seiner traurigen Erfahrungen, der ermüdenden Wechselfälle eines gezwungen abenteuernden Lebens und vor allem einer glück-

loſen Ehe, und nur ſo wirkt er tragiſch. Es liegt eine feine Kunſt des Dichters darin, daß, obgleich Jaſon die allerdings entſetzliche Laſt der Pflicht von ſich wirft und ohne große Bedenken mit der Verſtoßung Medeens ein ſchweres Unrecht begeht, ihm gegenüber das Gefühl des Mitleids über das der Abneigung in unſerem Herzen die Oberhand behält. Die Alternative, vor die er geſtellt wird, iſt, dem tief tragiſchen Charakter des Ganzen entſprechend, eine furchtbare: Glück und Frieden, der heiß erſehnte, in den Armen der lieblichen Jugendgeſpielin, oder wegemüdes Elend von endloſer Dauer an der Seite der wilden Medea.

Auch Medea iſt eine andere geworden: die Worte fließen ihr jetzt reichlicher und glätter — ſie ſpricht nun auch in Jamben —, die alten Sitten hat ſie zum Theil ſchon abgelegt; ſie will nun auch ihren Zauberkünſten entſagen, die Tracht ändern, das Zitherſpiel lernen und ganz zur Griechin werden. Es iſt ein unglücklicher Verſuch: die alte Rohheit bricht immer wieder durch, nicht bloß in Ausdrücken, in der derben Offenheit der Rede Menſchen gegenüber, die hoch über ihr ſtehen und ihrem Begriffsvermögen unerreichbar ſind, ſondern auch in der unverhohlenen Aeußerung einer brutalen Geſinnung, welche die zartempfindende Kreuſa erſchrecken macht. Aber der Trieb der Liebe, der Opferwilligkeit dem Manne gegenüber, den ſie ſchmäht und von dem ſie gewiß Hartes zu erdulden gehabt hat, iſt doch noch immer in ihr vorhanden. Wie nun in dieſem Kampf der Empfindungen, in dem Ringen zweier Kulturen in ihr der Haß und die angeborene Wildheit ſchließlich den Sieg errungen, iſt von dem Dichter meiſterhaft motivirt. Man verfolge nur einmal, wie er es zu Wege gebracht hat, daß wir ſtatt des Abſcheues, den ihre Greuelthaten als ſolche erwecken müßten, dennoch mit ihr Mitleid fühlen; wie er uns die Ueberzeugung beizubringen gewußt hat, daß die ihr bereiteten Qualen zu entſetzlich ſind, um ſie nicht zu Thaten der Verzweiflung zu treiben; und wie er in dieſem ſeltſamen Gemiſch von Wildheit und Weichheit die Grenzen glaubwürdiger Menſchlichkeit eingehalten hat — ſo muß man erkennen, daß die Medea ein nahezu einzig daſtehendes Meiſterwerk der Charakteriſtik iſt. Schlag auf Schlag trifft ſie das Unglück mit einer Wucht, die gewöhnliche Sterbliche zermalmen würde; auch ſie ſinkt einen Augenblick faſſungslos zuſammen, aber bald wieder rafft ſie ſich auf, und je höher die Wogen des Verderbens an ihr emporſteigen, deſto gewaltiger entwickelt ſich ihre Widerſtandskraft, die, ins Uebermenſchliche geſteigert, ſie zu Thaten des Wahnſinns hinreißt.

Im Beginne des Stückes, beim Anblick der neuen Heimath, die Jaſon ſich bei dem Beſchützer ſeiner Jugend, dem Könige Kreon von

Korinth, zu erwerben hofft, will sie alles Gute — wer wollte es nicht? wenn es sich nur in uns und außer uns leichter durchsetzen ließe! — Ihrer Amme Gora, deren realistischer Sinn die Dinge sieht, wie sie liegen, und die von der Zukunft nichts Glückliches erwartet, gebietet sie Schweigen:

Klar sei der Mensch und einig mit sich selbst!
In andre Länder, unter andre Völker
Hat uns ein Gott geführt in seinem Zorn;
Was recht uns war daheim, nennt man hier unrecht,
Und was erlaubt, verfolgt man hier mit Haß:
So laß uns denn auch ändern Sitt' und Rede,
Und dürfen wir nicht sein mehr, was wir wollen,
So laß uns, was wir können, mindstens sein.

Aber nur Jason und den Kindern gewährt Kreon Aufnahme; sie gehen, lassen Medea allein, und nur dem Mitleid der sanften Kreusa hat sie es zu verdanken, wenn sie schließlich mitgehen darf. Der zweite Akt zeigt sie uns in heroischer Selbstbezwingung mit der Leier in der Hand; sie will von Kreusa ein Lied lernen, das ihr Jason in jungen Jahren gerne sang. Jason tritt auf, er schickt sie fort, die störend zwischen ihm und seiner Jugendfreundin steht; es folgt das herrliche Gespräch, in dem Jason seine Kindheits-Erinnerungen heraufbeschwört und in dem, was einst war, das, was leider ist und wohl immer nun sein wird, für Augenblicke vergißt.

Es ist des Unglücks eigentliches Unglück,
Daß selten drin der Mensch sich rein bewahrt.
Hier gilt's, zu lenken, dort, zu biegen, beugen,
Hier rückt das Recht ein Haar und dort ein Gran,
Und an dem Ziel der Bahn steht man ein Andrer,
Als der man war, da man den Lauf begann;
Und dem Verlust der Achtung dieser Welt
Fehlt noch der einz'ge Trost, die eigne Achtung.
Ich habe nichts gethan, was schlimm an sich,
Doch viel gewollt, gemöcht, gewünscht, getrachtet;
Still zugesehen, wenn es Andre thaten;
Hier Uebles nicht gewollt, doch zugegriffen
Und nicht bedacht, daß Uebel sich erzeuge;
Und jetzt steh' ich, vom Unheilsmeer umbrandet,
Und kann nicht sagen: Ich hab's nicht gethan!
O Jugend, warum währst du ewig nicht?

Daß gerade jetzt die unglückliche Medea, in der sich für ihn die Gegenwart in ihrer Härte verkörpert, seinen wonnigen Traum unterbrechen muß! Was ist ihm ein Lied von ihr, der Barbarin, die, auch wenn sie's wüßte, es doch nicht singen könnte. Und sie hat die frem-

den, zarten Klänge in ihrem Gedächtniß nicht bewahren können; vergeblich müht sie sich ab, und verzweiflungsvoll zerbricht sie die Leier*). In dem Zustande dieser Demüthigung überrascht sie der Bote der Amphiktyonen, der sie wegen des Todes von Jasons Oheim, welchen man ihr fälschlich schuld giebt, aus Griechenland verbannt. Jason sagt sich feierlich von ihr los. Medeas Stolz bäumt sich empor bei dieser Treulosigkeit; sie will gehen, aber ihre Kinder soll man ihr lassen. Man weigert sie ihr; endlich bewilligt man ihrem Flehen eins, das, welches die Mutter lieber hat als den Vater; die Kinder sollen wählen. Aber auch ihr Liebling Absyrtus wendet sich von ihr und klammert sich an ihre Nebenbuhlerin. Das ist auch ihrer Kraft zu viel, sie stürzt zur Erde, „vernichtet, zertreten!" — Aber wehrlose Schwäche ist nicht ihre Sache. Das furchtbare Leiden, das man ihr bereitet, verlangt Rache — so war's in ihrem Lande, so ist's in ihrem Herzen Brauch. Jason hat ihr alles genommen, auch er muß alles verlieren: Kreusa und die Kinder. — Das Stück schließt mit der kurzen, gewaltigen Scene zwischen Jason und Medea: sie erhebt sich nochmals zu übermenschlicher Größe; sie wählt die härteste Strafe für ihre Thaten, sie will „in längerem Leben finden längere Qual".

Ich geh' hinweg, den ungeheuern Schmerz
Fort mit mir tragend in die weite Welt.
Ein Dolchstoß wäre Labsal, doch nicht so!

Sie scheidet von uns mit Worten von furchtbarer Erhabenheit, die sie dem zerschmettert daliegenden Jason zuruft:

Erkennst das Zeichen du, um das du rangst?
Das dir ein Ruhm war und ein Glück dir schien?
Was ist der Erde Glück? — Ein Schatten!
Was ist der Erde Ruhm? — Ein Traum!
Du Armer! Der von Schatten du geträumt!
Der Traum ist aus, allein die Nacht noch nicht.

Das hohe Lob, das Volkelt dieser Tragödie widmet, muß in seinem ganzen Umfange als berechtigt anerkannt werden. Es giebt wenige Dramen in der Welt-Litteratur, von denen eine tragische Wirkung von dieser Unvermischtheit und Gewalt ausgeht; das Alterthum hat nichts Aehnliches hervorgebracht. — Volkelt wirft einen lächelnden Blick auf die „Medea" des Euripides; man muß unsere „Medea" neben die höchsten modernen Leistungen ähnlicher Art stellen, neben „Hamlet", „Lear", „Wallenstein" und die auch an tragischen Effekten reiche „Hermannsschlacht". Wenn die Heldin von einer Schauspielerin gegeben

*) Scherer zählt die Liebscene „zu dem Rührendsten im edlen und großen Sinne, was die Poesie aller Zeiten hervorgebracht hat".

wird, die nicht bloß durch ihre Körper-Dimensionen, ein dröhnendes Organ und erarbeitete Heraustreibung der Effekte, d. h. durch rohe Aeußerlichkeiten wirkt, von einer Schauspielerin, die Kopf und Herz genug hat, um diese Gestalt begreifen und nachschaffen zu können, und die herrlichen Verse in allen noch so feinen Schwingungen der Empfindung deklamatorisch in Wirkung zu setzen vermag: so muß der Eindruck dieses Dramas, die tragische Demüthigung und Erhebung, überwältigend sein. Einzelne Fehler, wie die von Volkelt mit Recht gerügte Motivirung des Mordes der Kinder, fallen neben den Vorzügen der Dichtung in der That nicht ins Gewicht. Sie ist zweifellos die größte Leistung Grillparzers und eine der größten der tragischen Dichtung überhaupt.

4. König Ottokars Glück und Ende.

Wenn wir „Medea" stofflich mit den beiden ersten Dramen Grillparzers, der „Ahnfrau" und „Sappho", vergleichen, so finden wir die Grenzen der Handlung wesentlich erweitert; aber auch hier noch ist sie eine kleine, unter wenigen Personen, in kurzer Zeit sich abspielende. Mit „Ottokar" bemächtigt sich der Dichter zum ersten Male eines weitschichtigen Stoffes, einer Staatsaktion, die einfache Willens- und That-Prozesse ausschließt, die Erreichung der Ziele des oder der Helden von der Bewegung eines komplizirten Mechanismus abhängig macht, mit Massen wirthschaftet und eine mannigfach detaillirte Charakteristik verlangt.

Während Grillparzer in der „Medea" seine Meisterschaft bewies, aus einer einfachen Handlung die tragische Wirkung bis zum Gipfel ihrer Furchtbarkeit emporwachsen zu lassen, war hier eine andere schwierige Aufgabe der dramatischen Kunst zu lösen: es galt, einen episch zerfließenden Stoff in die knappe Form des Dramas energisch zusammenzupressen, so daß er auch in der Verkürzung ein deutliches Bild des Ganzen bei vollem Relief der einzelnen Haupt-Geschehnisse darbot. Auch nach dieser Seite hin hat Grillparzer seine eminente dramatische Befähigung bewiesen: das umfangreiche Gemälde dieses historischen Dramas im großen Stile läßt hinsichtlich der Klarheit der Gesammt-Handlung, der Gruppirung der Gestalten und der richtigen Perspektive nichts vermissen. Der Bau — Grillparzer hat es selbst gesagt, und seine Beurtheiler geben ihm Recht — ist vorzüglich; besonders der erste Akt, der die schwierige Exposition und den lebhaften Beginn der Handlung enthält, ist ein Meisterwerk. Mit diesem Stücke betritt er zum ersten Male den Boden des modernen germanischen Dramas: waren die Vorbilder seiner

ersten Dramen in Spanien und Griechenland zu suchen, so lehnt er sich hier direkt an Schiller und Shakespeare an. Besonders auf den letzteren weisen eine Menge von sicherlich unbewußten Anklängen. Ottokar steht — einigermaßen zu seinem Schaden — Rudolf von Habsburg gegenüber wie Percy Hotspur Heinrich V. Das Bild Rudolfs, des zugleich besonnenen und muthvollen Mannes, ist wundervoll gelungen; er trägt in sich, wie jene Shakespearesche Heldengestalt, das rechte Maß aller Dinge. Später kommt für Ottokar eine Zeit, in der er — eigenthümlich genug — Heinrich VI. gleicht und sich von seiner Gattin Kunigunde und deren Liebling Zawisch so schlecht behandeln läßt, wie der schwache englische König von Margarethe und ihrem Buhlen Suffolk; die Frauen-Porträts haben geradezu auffallende Aehnlichkeit. Und die traurige Geschichte, der Charakter der ersten Frau Ottokars, von der er sich nach langer Ehe auf Grund einer geflissentlich hervorgezogenen entfernten Verwandtschaft scheiden läßt, erinnert ohne weiteres an Heinrich VIII. und speziell an die Katharinen-Tragödie in diesem Drama. Margarethe ist dieselbe edle Dulderin wie die englische Königin; Ottokar freilich weiß in der Scheidungs-Scene weniger das Dekorum zu wahren als Heinrich, er sinkt zu vollkommener Rohheit herab.

Die Charakteristik ist bis auf die Nebenfiguren scharf, und auch nach dieser Richtung hin muthet uns das Drama shakespearisch an. Als besonders gelungen sind neben Rudolf von Habsburg die Charaktere des galanten Zawisch, eines humorvollen, findigen Schurken, und der übermüthigen Kunigunde, des sinnlichen, aber herzenskalten Weibes, zu bezeichnen.

So könnte man denn in das ausgiebige Lob, das Volkelt diesem Stücke spendet, miteinstimmen, wenn Ottokar das wäre, was ein tragischer Held sein soll; mit dem Helden freilich fällt bei allen einzelnen Vorzügen die Tragödie als solche. Hier geht Volkelt in seiner Bewunderung Grillparzers zu weit; es ist eine vergebliche Bemühung, diesen Ottokar retten zu wollen. Vielleicht ist das Urtheil Scherers*), der ihn einen Prahlhans, kindisch, roh, verblendet, ohne Kraft und Größe nennt, gegenüber der Gesammtheit seiner Erscheinung und in Anbetracht der ganz verschiedenen Intention des Dichters, zu scharf. Aber recht hat er jedenfalls darin, daß der Held überhaupt nicht unsere Theilnahme, am allerwenigsten eine tragische Theilnahme erwecken kann. Volkelt

*) „Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Oesterreich." (Berlin. 1874.) Darin ein langer Essay über Grillparzer.

ſteht mit ſeiner Vertheidigung allein, Freytag*), Gottſchall, Scherer, Kuh**), Fäulhammer***), und ſelbſt Laube gegenüber. Das Urtheil des letzteren, der als langjähriger Bühnenleiter das Stück öfters zur Aufführung gebracht hat, iſt intereſſant; es hätte immer, ſagt er, mit ſeiner ſchönen Detail-Arbeit, ſeiner eigenartigen Charakteriſtik das Intereſſe des Publikums erregt; einen durchſchlagenden Erfolg aber hätte es nie gehabt, wie er überzeugt ſei, nur wegen des Charakters ſeines Helden†).

Grillparzer erzählt, daß die Perſönlichkeit und das Schickſal Napoleons ſeine tiefſte Theilnahme erregt hätten: indeſſen habe er eingeſehen, daß dieſer Stoff zu dramatiſcher Geſtaltung leider nicht tauglich ſei. In der Geſchichte Umſchau haltend, habe er eine entfernte Aehnlichkeit in dem Lebensgange des großen Böhmenkönigs gefunden††) und dieſen Stoff mit Begeiſterung ergriffen. Während der Arbeit an dieſer erſten hiſtoriſchen Tragödie ſei ihm zur Erkenntniß gekommen, daß bei der Maſſe der Perſonen und Begebenheiten nicht jeder einzelnen ihr Recht widerfahren könnte, daß „die Motive verſtärkt, die Charaktere dem Uebertriebenen näher gebracht werden müßten". — Nun hat der Dichter die Farben zu kräftig gemiſcht, zu ſtark den Charakter des Helden übertrieben, und daran iſt meiner Anſicht nach der Ottokar geſcheitert. Es iſt keine Frage, daß in dem anfänglichen Auftreten Ottokars Größe liegt, jene Größe, die durch ihre Ueberhebung zum Fallen neigt. Aber auch hier ſchon iſt ein Zuviel der Ueberhebung: die Kaiſerkrone wird ihm von den Kurfürſten angetragen, das einzige, was ihm zum Gipfel ſeiner Macht noch fehlt; innerlich tief erfreut, lehnt er ſie ab in verletzender Weiſe als etwas, das ihn nicht reizen könnte, wiewohl die Deutſchen ihren Vortheil bei einer ſolchen Beſetzung des Thrones allerdings finden würden; ſie ſoll ihm aufgedrungen werden, er will ſie aus Gnade und Barmherzigkeit annehmen. Zu einer ſolchen Zeichnung paßt dann freilich nicht, daß er ſo bereitwillig die Ueberlegenheit Rudolfs anerkennt und ſich mit den Ländern, die er bisher als ſein Eigenthum betrachtet hat, belehnen läßt, wie es im 3. Akte geſchieht; und noch weniger, daß er nach dieſer von ihm ſelbſt gewollten Demüthigung in einen Zuſtand

*) „Im neuen Reich." 1872. Bd. 1. Der Artikel iſt wieder abgedruckt im 16. Bande ſeiner Geſammelten Werke (Leipzig, Hirzel. 1887): „Aufſätze zur Geſchichte, Literatur und Kunſt" (S. 326—331).

**) „Zwei Dichter Oeſterreichs." (Grillparzer-Stifter.) Peſt. Heckenaſt. 1872. S. 58.

***) „Franz Grillparzer." Graz. Leuſchner & Lubensky. 1884. S. 96.

†) „Lebensgeſchichte." S. 46.

††) Die Aehnlichkeit findet er merkwürdigerweiſe u. a. darin, daß beides „Eroberer, ohne eigentliche Bösartigkeit, durch die Umſtände zur Härte, wohl gar (!) Tyrannei fortgetrieben", geweſen ſeien.

der Niedergeschlagenheit geräth, der an Schwachsinn grenzt. Er irrt wie ein Bettler im Lande umher, verbirgt sich vor den Menschen in alten verfallenen Hütten, und kommt schließlich in höchst fragwürdigem Aufzuge nach Prag — weshalb? — Um sich auf die Thorstufen seines eigenen Schlosses zu setzen, den Taubstummen zu spielen, und sich von den Bürgern bemitleiden, von seiner Gattin Kunigunde und ihrem Günstling Zawisch verhöhnen zu lassen. Hier hat der Dichter wieder ein wenig zu grell aufgetragen. Ein Herrscher, der so lächerlich tief sinken kann, scheint denn doch wohl seine frühere Höhe ohne innere Berechtigung eingenommen zu haben. Unter dem Reflex dieses kläglichen Sturzes erscheint uns der Ottokar der ersten Akte als nicht viel mehr denn ein hohler Prahlhans. Es bedarf der Stichelreden seines verächtlichen Weibes, um ihn aus dem Zustande seiner totalen Erschlaffung aufzurichten — zur matten That, die von vornherein das Schicksal des Mißlingens in sich trägt.

Vielleicht aber beruht diese fehlerhafte Zeichnung noch auf etwas mehr als blos der falschen Farbenmischung. Es scheint etwas Charakteristisches für Grillparzer selbst darin zu liegen, daß er einen solchen Sturz aus wirklicher Größe für möglich und dann gar für tragisch wirksam gehalten hat.

5. Ein treuer Diener seines Herrn.

Der Eindruck dieses Dramas im ganzen genommen ist ein sehr unerfreulicher. Grillparzer fand den Stoff dieses Stückes in der ungarischen Geschichte: Bank-Ban (Grillparzer nennt ihn Bankbanus) ist ein treuer Vasall seines Königs Andreas II., dessen Regierung durch seine leidenschaftliche und habgierige Frau Gertrud eine sehr schwierige wird. Er sucht eine Empörung des unzufriedenen Volkes zu verhindern. Da wird seiner Gattin von dem Bruder der Königin, Ekbert, einem rohen, aber von seiner Schwester sehr geliebten Menschen, Gewalt angethan. Nun stellt er sich selbst an die Spitze der Verschwörung, stürmt den königlichen Palast, wobei die Königin, die für mitschuldig an dem Verbrechen gilt, von zweien seiner Anhänger niedergehauen wird; zieht aber schließlich doch den kürzeren dem Könige gegenüber und wird für seine Person begnadigt (1214).

Aus diesem Bank-Ban macht Grillparzer einen alten, schwächlichen Mann, der auf Verlangen eines sterbenden Freundes, aber widerstrebend, dessen Tochter, ein junges, schönes Weib, geheirathet hat. Ihre kindlich reine Seele verehrt ihn als ihren väterlichen Beschützer. Den Bruder der Königin, Otto, ärgert es, daß ein Tropf wie Banchanus

eine ſolche Frau hat; ſie reizt ihn zwar nicht; aber um dem Alten einen Poſſen zu ſpielen, will er ſie ihm abwendig machen. Das Stück wird eröffnet mit Spottliedern, die Ottos Leute und er ſelbſt an ihrer Spitze unter ſeinem Fenſter ſingen; und als er ſich ins Schloß begiebt, beſchimpfen ſie ihn auf offener Straße. Er muß wohl der Tropf ſein, als welcher er dem Bruder der Königin erſcheint; denn er läßt ſich durch dieſe Rohheiten nicht aus ſeiner Faſſung bringen und denkt nicht daran, irgend eine Genugthuung zu verlangen. Der König zieht in den Krieg und ſetzt, was dem ganzen Hofe ebenſo wie uns unglaublich erſcheint, den unfähigſten ſeiner Vaſallen, den verachteten Banchanus zum Reichsverweſer ein. Banchanus will anfangs den Poſten nicht annehmen, aber, ſchwach wie er iſt, willigt er bald ein. Auch in dieſer Stellung bleibt er nach wie vor die Zielſcheibe des Spottes der Königin und des ganzen Hofes, und mit Recht: in der Erfüllung ſeiner amtlichen Pflichten entwickelt er ebenſo wenig Autorität wie Umſicht. Während er in dem einen Zimmer des Schloſſes Petenten anhört, wird in einem anderen ein Ball abgehalten, auf dem Otto ſeine Netze nach ſeiner ſchönen Erny auswirft zum Ergötzen der Königin. Sein Bruder und ſein Schwager ſtürzen erregt hinein und melden ihm, daß ſeine Frau von der Frechheit des Prinzen arg bedrängt wird: er „kann's nicht ändern", will ſich aber mit ſeinen Petenten in entferntere Gemächer zurückziehen, um von dem Lärm des Balles nicht geſtört zu werden. Erny kommt und beſchwört ihn, ſie nach Hauſe zu führen: er hat zu thun; und, da die Leute Ottos im Hofe auf Veranlaſſung ihres Herrn eine Schlägerei anfangen, geht er hin, um Frieden zu ſtiften. Nun tritt Otto auf und beſtürmt die allein gelaſſene Frau in empörender Weiſe. Dann kommt Banchanus zurück, Erny ſtürzt ſich an ſeine Bruſt, erzählt ihm alles und bittet um ſeinen Schutz: er iſt gerührt, daß ſie ihm treu geblieben iſt, und verſpricht, ſie nach einem ſeiner Güter zu ſchicken. Am nächſten Tage aber, als ſeine Frau von der Königin ins Schloß entboten wird, läßt er ſie dennoch gehen. Sie wird in ein Zimmer Ottos geführt, aus dem ſie nicht entweichen kann; Otto erſcheint, außer ſich vor Gier und Wuth, denn ſie hat ihm geſagt, daß ſie ihn verachte. Da ſie ſich gutwillig nicht ergiebt, ruft er Bewaffnete, die ſie gewaltſam entführen ſollen. Um der Schande zu entgehen, ſtößt ſie ſich den Dolch ins Herz.

Die Volkswuth über dieſe Unthat iſt ungeheuer. Der Bruder und der Schwager Ernys ſtellen ſich an die Spitze der Empörung und belagern das Schloß, um den Verbrecher in ihre Gewalt zu bekommen. Banchanus wimmert über den Tod ſeiner guten Erny — was aber

wird er thun? — Der König hat ihm zweierlei auf die Seele gebunden: die Sicherheit der Königin und seines jungen Sohnes und die Ruhe des Reiches. Der Empörung, welche der Mord seiner eigenen Frau veranlaßt hat, sich anschließen darf er nicht; er muß sie — das ist seine aufopferungsvolle Pflicht — unterdrücken. Das geschieht am leichtesten, indem er ihr allen Grund entzieht: er kann es, indem er als verantwortlicher Reichsverweser den Mörder selbst verhaftet und für seine spätere Bestrafung sicher stellt — mehr wollten seine Verwandten auch nicht. Wenn leidenschaftlicher Schmerz, Verlangen nach Rache ihm unbekannte Empfindungen sind, so mußte er dem verletzten Rechtsbewußtsein des Volkes so wenigstens genugthun. Ohne Gewalt wird auch das nicht abgehen; denn die in ihren Bruder vernarrte Königin will diesen um jeden Preis retten — aber wozu ist er denn Reichsverweser? — Daran denkt Banchanus nicht: er will nur vor allem die Königin und den Thronfolger retten. Er schleicht auf geheimen Gängen ins Schloß, und da die Königin lieber mit dem Prinzen umkommen will, ehe sie Otto in den Händen der Empörer zurückläßt, so rettet er den Mörder seiner Frau mit. Die Königin fällt aber dennoch durch Zufall von der Hand eines Verschworenen. Als der Thronfolger in Sicherheit ist, geht Banchanus in die Stadt zurück und bekämpft den Aufruhr so erfolgreich, daß er dem auf die Nachricht von den vorgefallenen Greueln zurückkehrenden Könige seinen Bruder und den Bruder Ernys in Ketten vorführen kann. Mit Otto, der in seiner Todesangst den Verstand wenigstens zum Theil verloren hat, söhnt er sich aus; während er ihm vorher ab und zu ein böses Wort zugeworfen hat, redet er ihn jetzt an:

> Du guter Mörder, gieb mir deine Hand!
> Und doch — war sie es nicht, die meiner Ernn —
> Fort, Mörder, fort! und laß mich dich nicht schaun!

Da in diesem Stücke eben alles verdreht zugeht, so wird schließlich Otto straflos vom Könige entlassen.

Es ist fast überflüssig, irgend ein Wort des Urtheils neben die Analyse dieses „Tragödie" benannten Stückes zu setzen. Aus dem starken Holz der Vasallentreue läßt sich eine schöne Tragödie schneiden; aus dieser Gattung der Treue allerdings nicht. Man hat sich gegen Banchanus in falscher Richtung ereifert, man hat seine Treue servil, sklavisch, hündisch genannt. Aber die Servilität setzt ein Bewußtsein des Handelns voraus, einen dolus; Banchanus hat keinen dolus, seine Treue ist einfach die des Schwachsinns. Einen Menschen, der ein ganzes Stück hindurch lauter unzurechnungsfähige Handlungen begeht, kann man über-

haupt nicht anklagen. Wenn man es könnte, müßte man ihn der Untreue gegen seinen Fürsten anklagen: wo so gefährliche Elemente an der Spitze der Gesellschaft standen, war es seine Pflicht, sich ihnen als lebendiger Wall entgegenzustellen, und wenn er nur einen kleinen Funken von Männlichkeit oder Vernunft in sich getragen hätte, so hätte seine Frau nicht ein Opfer jenes brutalen Wollüstlings werden können. Scherer sagt, man müßte sich bei diesem Drama immerfort ärgern; das ist allerdings derjenige Affekt, welcher bei der Lektüre vorherrscht. Wenn aber der vielfache einzelne Aerger verraucht ist, wenn wir nachträglich abgekühlt die Sache im ganzen überblicken, dann stellt sich Mitleid ein — natürlich nicht mit dem Schicksal des Banchanus, sondern mit dem Dichter, der wirklich große Tragödien schaffen konnte und eine „Tragödie" „Der treue Diener seines Herrn" schrieb und damit etwa dieselbe Besonnenheit an den Tag legte, wie jene englischen Aerzte, die mit wissenschaftlicher Genauigkeit den Wahnsinn Hamlets nachwiesen und „Hamlet" dennoch für eine Tragödie hielten.

Was übrigens besonders die Empfindung des Aergerlichen hervorruft, ist die Thatsache, daß das Stück reich an poetischen Schönheiten ist*). Die Charakteristik ist vortrefflich: Banchanus der Schwachsinnige aus einem Guß, die Königin das Muster einer despotisch-launenhaften Frau, Otto der sehr wahrscheinliche Roué eines barbarischen Zeitalters, Erny — es ist fast zum Ausderhautfahren — eine herrliche Konzeption — Emilia Galotti hätte bei ihr in die Schule gehen können — in den Scenen zwischen Erny und Otto eine musterhafte Arbeit. Das ganze Stück athmet Handlung, Spannung, Leben — und doch todt geboren! Das ist in der That ärgerlich. Lauter Perlen in den Staub geworfen! Liest man sie zusammen, sie geben doch kein schönes Ganzes, es fehlt eben die würdige Fassung.

Mit den süddeutschen Kritikern, die das Drama als Ganzes hochheben wollen, kann man nicht rechten; für so verschiedene Standpunkte giebt es keine Vereinigung. Nur ein Wort gegen Volkelt, um dessen Buch es sich hier handelt, sei gestattet. Er findet, im übrigen mit der Komposition einverstanden, im Charakter des Banchanus nur den Fehler, daß er nicht „wenigstens einige Spuren von Trotz und Entrüstung über das Erlittene" aufweise. Ich glaube, hier hat Grillparzer richtiger empfunden: durch diese Spuren wäre die Einheitlichkeit und Konsequenz des Porträts zerstört worden. Es wäre ein in der That noch

*) Gottschall thut großes Unrecht mit seiner gegentheiligen Behauptung. (Unsere Zeit VIII, 1. 1872. S. 457. Essay über den Dichter.)

widerwärtigerer Eindruck erzielt worden, wenn wir ihn die richtigen Empfindungen hätten äußern hören und so hätten handeln sehen.

Diese Kritiker thun Grillparzer übrigens Unrecht, wenn sie das Stück loben. Er schreibt*), daß Schreyvogel das Stück mißfalle „und", fährt er fort, „mein innerstes Gefühl giebt ihm recht. Aber mißfällt auch jetzt das Stück, so war es ja doch einmal anders. Als ich es schrieb — freilich kann das täuschen! .... Ich fühle meine Kraft versiegen. Mein Herz ist betrübt bis in den Tod".

6. Des Meeres und der Liebe Wellen.

„Der etwas pretiös klingende Titel sollte im Voraus auf die romantische oder vielmehr menschlich allgemeine Behandlung der antiken Fabel hindeuten", sagt Grillparzer in seiner Selbstbiographie**). Das ist merkwürdig: denn gerade dieser eine Stoff von sämmtlichen dem griechischen Alterthume entnommenen, und speziell die Figur Heros, ist mehr mit dem Maßstab der klassischen Weltanschauung zu messen als irgend eine der früher dargestellten. Jason unterscheidet sich von Medea als civilisirter Mensch, nicht als Grieche; die oben angeführte Betrachtung über Streben und Erfolg seines Lebens ist ganz modern gedacht. Sappho ist eine schöngeistige Corinne: der Zwiespalt ihres Dichterherzens mit dem Leben ist der Ausfluß einer über sich selbst reflektirenden modernen Innerlichkeit, der Grillparzerschen Innerlichkeit. Hero, eine der schönsten Frauengestalten, welche die deutsche Dichtung hervorgebracht hat, und wiederum ein Zeugniß von der Größe der Dichterkraft, die wir vor uns haben, tritt vor uns hin durchaus so, wie sie eine überaus gütige Natur geschaffen hat: eine köstliche Frucht, von der der Reif noch nicht abgestreift ist, eine thaufrische Rose. In ihr ist nichts Reflektirtes: einen Gegensatz von Individuum und Welt, der einen Kampf gegen und einen Sieg über das eigene Selbst verlangt, einen Gegensatz von Geist und Sinnen giebt es für sie nicht. Sie thut, was vor ihr liegt, was ihr als Pflicht auferlegt ist, ohne eine durch Nachdenken gewonnene tiefere Bedeutung daran zu knüpfen: nur, weil es vor ihr liegt, weil es ihr als Pflicht auferlegt ist. Sie liebt ihr Priesterdasein mehr als ein anderes, wie man einen glatten, sonnenbeschienenen Meeresspiegel lieber hat als einen trüben, schäumigen unter finsterem Himmel; sie wird ihre formellen Priesterpflichten der Vorschrift nach, ordentlich erfüllen; denn Unordnung, Regellosigkeit ist wüst und unschön. Als aber

*) Laube: Lebensgeschichte. S. 70.
**) Werke, Bd. X S. 184.

der modern gehaltene Oberprieſter ſie auf eine tiefere Auffaſſung ihres Berufes hinführen will, ihr Sammlung, Inſichverſenken predigt, damit ſie „wandeln hier, ein ſelig Weſen", und „Staubes Wünſche weichen ſcheu zurück", da unterbricht ſie ſeine begeiſterte Rede mit den ruhigen Worten:

Du weißt, mein Ohm, nicht alſo kühnen Flugs
Erhebt ſich mir der Geiſt; ſo viel nicht hoffe!
Allein, was Noth, und was mir auferlegt,
Gedenk' ich wohl zu thun, des ſei gewiß.

Und als ſie ſich Leander ergeben und das vornehmſte Gebot ihres Standes verletzt hat, da kennt ſie keine Reue, keine Gewiſſensbiſſe: als ſie ſich der Göttin angelobte, ſchien ihr recht, was ſie that; aber konnte ſie wiſſen, daß das Gebot ſo ſchwer zu halten ſein würde, ehe ſie die Liebe kannte? — Nun hat ſie die Liebe kennen gelernt: ſie verlangte etwas anderes von ihr als die Gebote der Göttin; war, was doch natürlich, unrecht? Das ruhige, wunſchloſe Leben im herrlichen Tempel, im ſtillen Haine der Göttin war ein Glück; die Liebe war ein anderes, höheres, mit nichts vergleichbares. Sollte ſie das niedere Glück nicht opfern, um des höheren theilhaftig zu werden? Daß es eine Liebe geben kann und geben muß, die verſagt und entbehrt, dieſer troſtloſe Gedanke liegt ihr ſo fern, wie der Himmel ihr kürzlich nahe geweſen iſt. So ſehen wir ſie im vierten Akte ganz hingegeben der Nachempfindung des genoſſenen Glückes, übervoll der Erinnerung und der Sehnſucht, ſelig in dem erwachten Bewußtſein ihrer natürlichen Beſtimmung. Kein Selbſtvorwurf, keine Zukunftsfurcht, kein Gedanke daran, wie der Zwieſpalt zwiſchen Pflicht und Liebe einmal ausgeglichen werden ſoll, trübt ihr die tiefe, alles durchdringende Wonne. Sie giebt ſich ſo wenig Mühe, die fundamentale Aenderung ihres Weſens zu verhüllen, daß ſie Verdacht erwecken muß, und die Antworten, mit denen ſie ihn von ſich ablenken will, ſind ſo achtlos und gleichgültig hingeworfen, daß ſie ihn nur verſtärken müſſen; es würde keiner großen Ueberredungskünſte von ſeiten des Prieſters bedürfen, um ſie zum offnen Geſtändniß deſſen zu bringen, was ſie eben für keine Schuld hält. — Das Bild des durch die Liebe gereiften, ſtillbeglückten Weibes iſt nie ſchöner und wahrer gezeichnet worden.

Wir glauben es dem Dichter, daß er den vierten Akt „mit der eigentlichſten Durchempfindung, jedoch nur der Hauptperſon" geſchrieben habe, und ſo iſt er für den Feinerempfindenden charakteriſtiſch ungemein intereſſant und poetiſch genußreich; daß er aber — was das Weſentlichſte — auch dramatiſch wirkſam ſei, hat Grillparzer ſelbſt bezweifelt.

Und es ist kein Zweifel: er ist so wirkungslos, so ausschließlich episches Seelengemälde in dramatischer Form, daß man ihn als die wunde Stelle dieses künstlerischen Organismus bezeichnen muß. Er stellt einen Tag vom Morgen bis zum Abend dar, an dem nichts geschieht: Hero erwartet Leander, das ist die Handlung dieses Aktes. Grillparzer und andere haben ihn als eine nothwendige Ruhepause nach der großen Erregung des dritten Aktes, in welchem Leander Heros Thurm ersteigt, vertheidigen wollen. Nun gehört aber eine noch so schöne Liebesscene zu den stärksten dramatischen Wirkungen nicht, und keine dramatische Wirkung ist stark genug, um einen ganzen folgenden Akt ohne jede Handlung erträglich zu machen.

Woher stammt dieser Fehler, den schwerlich ein Dramatiker begehen wird, ohne von der Noth dazu getrieben zu sein? — Er stammt aus einem generellen Kompositionsfehler Grillparzers, den Volkelt als einen Vorzug hinstellt: der tragische Konflikt, der sich aus der Liebe zwischen Hero und Leander ergiebt, ist mit Weglassung aller minder wichtigen Nebendinge klar und ausschließlich und kraftvoll herausgearbeitet, sagt er. Nun kann ein tragischer Konflikt sehr wohl klar und wirksam heraustreten, ohne Nebenhandlungen und Episoden, welche die Haupthandlung treiben und beleuchten, auszuschließen. Ich halte es daher für einen Fehler, daß Grillparzer hier sowohl, wie in der „Sappho", die Grenzen der Handlung viel zu eng gesteckt hat, so eng, daß es ihm in der That Schwierigkeit bereitet, den Rahmen von fünf Akten zu füllen. So *muß* er einen ganzen Akt die Zuschauer mit einem freilich herrlich ausgeführten Seelengemälde unterhalten. Und diese Füllung ist nicht die einzige; derselben Verlegenheit verdankt, wenigstens zum Theil, die Figur des Naukleros ihr Dasein. Volkelt hält diese Figur mit ihrem Humor, ihrer Lebendigkeit für eine äußerst glückliche Erfindung, da durch sie erst die Gestalt des in sich verschlossenen, dumpf schwermüthigen Leander die volle Beleuchtung erhält. Ich kann diesem uralten, vielgeübten Auskunftsmittel dramatischer Charakteristik, diesem indirekten Charakterisiren durch Kontrast-, durch Folienwirkung kein so hervorragendes Lob spenden; es ist in der That zu gewöhnlich. Keine Figur eines Dramas darf aus diesem Zwecke allein ihre Existenzberechtigung schöpfen. *Was thut sie?* inwiefern wirkt sie direkt oder sekundär dem der Handlung gesteckten Ziele entgegen? — Das ist die Frage, deren Beantwortung allein über ihr Daseinsrecht entscheidet. Naukleros thut in der That nichts; er steht als Zuschauer *neben* der Handlung, die ohne ihn ebenso verlaufen würde, wie sie jetzt verläuft; er sucht einmal vergeblich zu retardiren;

fortschreiten thut die Handlung in den Scenen zwischen ihm und Leander um keinen Schritt. Er ist einerseits Pendant-Gemälde zu Leander, andererseits sein Confidant nach französischem Muster: beides aber sind keine dramatischen Rollen. Im Grunde füllt er nur aus; ohne ihn wäre es ganz unmöglich gewesen, die spärliche Handlung in fünf Akte auseinanderzuziehen.

Grillparzer hat in der Einsamkeit und Abgeschlossenheit seines Lebens über sich selbst, seine Natur, seine Fähigkeiten ungemein viel nachgedacht. Der Erfolg dieser thatfliehenden, hypochondrischen Beschäftigung war, wie immer, ein zweifelhafter: er hat Eigenschaften sich zugeschrieben, die er nicht besaß, und andere sich abgesprochen, die er besaß. So glaubte er, daß ihm die Fähigkeit „große, zusammengesetzte, ins Weite gehende Kompositionen" durchzuführen fehlte*); daß beschränkte dramatische Aufgaben, wie sie „Die Ahnfrau", „Sappho" und dieses Drama boten, seine eigentliche Domäne wären. Daß er aber jene Gabe, die den großen Dramatiker konstituirt, besaß, gerade davon legen „König Ottokar" und „Ein treuer Diener seines Herrn" trotz ihrer sonstigen Fehler ein glänzendes Zeugniß ab.

Dagegen hatte Grillparzer eine andere Seite seiner dichterischen Veranlagung erkannt: er konnte erfolgreich nur im ersten Feuer der Begeisterung schaffen; wurde seine Arbeit unterbrochen, so konnte er sich in das Gewebe der Komposition, das ihm anfänglich so klar vor Augen gestanden hatte, nicht wieder hineinfinden, er arbeitete dann weiter mit erzwungenem Interesse, und mit der Freude an der Arbeit fehlte das Gelingen. „Die Ahnfrau", „Sappho", „Medea" (nicht „Das goldene Vließ" als Ganzes) waren in einem Zuge, in wenigen Wochen gedichtet, und daher aus einem Guß. Die Arbeit an dem vorliegenden Drama erstreckte sich über zehn Jahre hin: 1821 begonnen, wurde es 1831 zum ersten Male aufgeführt. Es machte auf der Bühne nahezu Fiasko: nachdem das Publikum die ersten Akte mit Interesse, den schönen dritten mit großem Beifall aufgenommen hatte, wurde es durch den verfehlten vierten Akt so eingeschläfert, daß es selbst durch die kraftvolle tragische Wirkung des fünften sich nicht mehr aufrütteln ließ. Das Stück verschwand dann 20 Jahre gänzlich von der Bühne, bis es Laube im Jahre 1851 mit einer vortrefflichen Besetzung der Hero-Rolle wieder zur Geltung brachte.

Grillparzer selbst schrieb über dieses Drama**): „Das Ganze ist offenbar mit zu wenig Folge, abgerissen und mehr mit einer allge-

*) Beiträge zur Selbstbiographie. Werke, Bd. X, S. 388.
**) Laube: Lebensgeschichte. S. 78.

meinen als mit einer besonderen, mit einer Stoffbegeisterung geschrieben. Mehr Skizze als Bild. Wenn die Lösung gelang, war der Gewinn groß für die Poesie. Sie gelang nicht." Zu den besten, wirkungsvollsten Dramen Grillparzer's gehört „Des Meeres und der Liebe Wellen" zweifellos nicht; eine der schönsten Liebesdichtungen aller Zeiten ist es darum doch, und in diesem Sinne, nicht als Drama, darf es neben „Romeo und Julia" genannt werden.

7. Der Traum ein Leben.

Das „Dramatische Märchen" dieses Namens ist in dem Verlaufe der dichterischen Entwickelung Grillparzer's ein Atavismus. Etwa 15 Jahre nach der „Ahnfrau" entstanden — aufgeführt wurde es erst 1834 — gleicht es diesem Drama nahezu in allem, in der sich überstürzenden Handlung, in der Schwäche der Charakteristik, in der lyrischen Pracht der Rede, in der metrischen Form und im rhetorischen Stile. Gleich im Beginne finden wir ein herrliches landschaftliches Stimmungsbild, entsprechend dem aus der „Ahnfrau" angeführten.

Abend ist's, die Schöpfung feiert,
Und die Vögel aus den Zweigen,
Wie beschwingte Silberglöckchen**).
Läuten ein den Feierabend,
Schon bereit, ihr süß Gebot,
Ruhend, selber zu erfüllen.
Alles folget ihrem Rufe,
Alle Augen fallen zu*);
Zu den Hürden zieht die Heerde,
Und die Blume senkt in Ruh
Schlummerschwer das Haupt zur Erde**).

Ferne her, vom düstern Osten,
Steigt empor die stille Nacht,
Ausgelöscht des Tages Kerzen,
Breitet sie den dunkeln Vorhang
Um die Häupter ihrer Lieben
Und summt säuselnd sie in Schlaf**).

Und das ist nicht blos unbeherrschter lyrischer Drang, sondern ein wohlberechneter dramatischer Anfangs-Akkord, der die leise, tiefe Harmonie idyllischer Ruhe, aus welcher der nachfolgende Lebenssturm sich erhebt, um in sie wieder zurückzusinken, zu schöner Kontrast-Wirkung verwerthet. In demselben Akte finden sich Rustans Schilderung irdischen Glückes und Glanzes und das großartige, fortreißende Schlachtgemälde

*) Man bemerkt das Vorherrschen der dunkeln Vokale, sowie die schöne Klangmalerei im letzten Verse und in den beiden anderen bezeichneten (**).

Zangas, das in seiner poetischen Schönheit allerdings wenig dem Charakter des schwarzen Sklaven entspricht. Und als Rustan, von Zanga verführt, aus der Enge der heimathlichen Hütte, aus den Armen der geliebten Mirza flieht, um sich die Welt zu erobern, da eröffnet er den zweiten Akt mit einem begeisterten Freiheits-Hymnus, dem klassischen Ausdruck der überfliegenden Hoffnungen, des frischen Thatendranges, mit dem der Jüngling die ihm geöffnete Bahn des Lebens zu betreten pflegt.

Von den Charakteren ist, wie in der „Ahnfrau", wieder nur der Frauen-Charakter wahr, Mirza, die Vertreterin einer in sich ruhenden, sinnigen Weiblichkeit, die Grillparzer so gern gezeichnet hat. Die Wechsel der Stimmungen und Willensrichtungen der Personen folgen sich hier, wie dort, mit traumhafter Uebergangslosigkeit. Das Heldenhafte erscheint hier wiederum weniger in Thaten als in Worten: in einer naiven Renommisterei, in einem Pochen auf die eigene Kraft, in großen, schwer zu haltenden Versprechungen auf die Zukunft.

Auch die Füllung der Verse durch Wiederholungen findet sich, wenn auch nicht in der ungenirten Häufung der „Ahnfrau", doch häufig genug:

Mann vom Felsen, Mann vom Berge!

Sonst negir' ich frisch und munter,
Leugne, daß du warst und bist.

Dem Erretter, käme Rettung,
Schwur ich, nichts, ich nichts zu weigern.

O, hätt' ich, o hätt' ich nimmer
Dich verlassen.

Jetzt und jetzo führ' ich's aus.

Dem „Bin's" in der bekannten Rede Jaromirs entspricht hier ein vielfach wiederholtes „War's":

Hab' ich ihm den Tod gegeben,
War's vertheidigend mein Leben,
War's, weil jener Brücke Pfad ꝛc.

Dieser Atavismus wird nur zum Theil dadurch erklärt, daß Grillparzer den ersten Akt bald nach Vollendung der „Ahnfrau" niederschrieb; die drei anderen sind eben erst etwa 15 Jahre später gedichtet. Der eigentliche Grund liegt in seiner unverminderten Verehrung der spanischen Dramatiker, besonders Lope de Vegas, einer Verehrung, der er, dem gänzlich verschiedenen germanischen Geschmacke Rechnung tragend, für seine dramatische Produktion glücklicherweise keine dauernde Folge gegeben hat.

Die eigentliche Handlung dieses wiederum von süddeutschen Kritikern sehr hoch gestellten Stückes — Laube nennt es gedankenlos den „österreichischen Faust" — besteht darin, daß der junge Bauer Rustan von einem Sklaven Zanga beredet wird, die Hütte seines Oheims, sein geliebtes Bräutchen Mirza zu verlassen und in der Welt sein Glück zu versuchen; daß er aber beim Erwachen an dem zur Flucht bestimmten Morgen seinen Plan aufgiebt. Das könnte nur der Stoff für ein kurzes und wenig belangreiches Drama sein; diese Handlung nimmt denn auch nur den ersten und die Schlußscene des 4. Aktes ein, die zwei anderen Akte und der Anfang des vierten enthalten ein neues Drama: sie führen uns den Traum Rustans vor, der seine Hoffnungen verwirklicht zeigt, ihn Macht und Reichthum gewinnen läßt, freilich um den Preis seiner Gewissensreinheit, und so furchtbar endet, daß er im Erwachen sich glücklich fühlt, der Verführung Zangas noch nicht unterlegen zu sein. Der Traum enthält ein geschlossenes Drama: Rustans Steigen, Fall und Selbstmord. Aber es ist doch nur ein Traum! und wie kann das Publikum sich gefallen lassen, auf der Bühne, die den hellen Tag der Wirklichkeit bedeutet, einen ganzen Theaterabend hindurch mit Träumen abgespeist zu werden! Der Traum ist, ähnlich wie der Monolog, eine Konzession, die unser Wirklichkeitsbewußtsein der Dichtkunst macht; er kann nur eine nebensächliche, beleuchtende Bedeutung haben und Seelenzustände des Helden, wie in „Richard III", äußerlich und gegenständlich vorführen. Grillparzer betont selbst in seinen dramaturgischen Erörterungen oft und nachdrücklich, daß das Drama ein täuschendes Abbild der Wirklichkeit sein müsse, eine ohne Unterbrechung vor unseren Augen verlaufende Gegenwart; und er behauptet mit Recht, daß jede Abweichung von dem strengen Zusammenhange des wirklichen Geschehens, jede Unterbrechung der Handlung das Drama dem Epos nähere. Hier wird nun nicht bloß die eigentliche Handlung unterbrochen, sondern die Wirklichkeit hört an einer bestimmten Stelle auf und eine Fata Morgana erscheint an ihrer Statt. Nochmals — wie ist es möglich, daß eine Traumvision, die gesetzlose, unerforschte Arbeit eines in Schlaf versunkenen Hirns, uns mehr als ein pathologisches, ein dramatisches Interesse abgewinnen kann?

Der Dichter hat das durch zwei Mittel zu Wege gebracht, von denen das erste illoyal ist, das zweite eine Sünde gegen den heiligen Geist der Dichtkunst, die Wahrheit. Bei Beginn des zweiten Aktes führt er uns hinters Licht. Wir haben Rustan verlassen voll von dem Gedanken an die bevorstehende Flucht und schließlich eingeschlafen; hier finden wir ihn mit Zanga auf der Wanderung. Wir glauben na-

türlich, es wäre der wirkliche Ruſtan, den wir vor wenigen Minuten körperlich vor uns geſehen haben; er iſt es nicht, es iſt der Traum-Ruſtan, der hier auf eine durch kein Naturgeſetz erklärliche Weiſe in die Wirklichkeit projektirt wird. Ruſtan ſieht ſich ſelbſt im Traume. Die Täuſchung des Zuſchauers iſt natürlich nur dadurch fortzuſetzen, daß dem Traume der Charakter des Traumhaften genommen wird und die einander folgenden Traumbilder ſich in dem ſtrengen Kauſal-Nexus der Wirklichkeit aneinanderreihen. Kein Menſch, der dieſen Traum ſich abſpielen ſieht, zweifelt daran, daß er Wirklichkeit vor ſich hat. Es ſind nicht einzelne Situations- oder Handlungs-Bilder, wie ſie ſprungweiſe nacheinander auftauchen oder unvermittelt ineinander übergehen; es iſt eine großartige, folgerichtige Handlung, in der kein Glied fehlt oder unklar iſt. Gewiß ſind die Träume mehr oder weniger zuſammenhängend, führen Lebensausſchnitte von verſchiedener zeitlicher Ausdehnung vor: ganz zweifellos iſt aber, daß noch nie jemand eine ganze Biographie geträumt hat. Die Täuſchung iſt ſo weit getrieben, daß ſelbſt Handlungen, bei denen Ruſtan ſelbſt gar nicht zugegen iſt, die er alſo unmöglich träumen kann, vorgeführt werden, um den Zuſammenhang der Ereigniſſe vollkommen zu machen.

Demgegenüber macht es einen komiſchen Eindruck, wenn Kuh (S. 93) ſagt: „Der dichteriſche Werth dieſes Dramas beruht auf der feinfühligen Schilderung des Traumlebens.“*) Denn der dichteriſche Werth eines Dramas kann nicht in der feinfühligſten Schilderung von Träumen beruhen; und man kann einen Dichter nicht feinfühlig nennen, der uns zumuthet, daß „der Traum ein ganzes Leben“ darſtellen könne. Der Dichter hat uns einfach ein Drama im Drama aufgetiſcht, und als ſolches muß es beurtheilt werden. Es iſt ein recht unerfreuliches Drama, dieſer ſogenannte Traum: zwei und ein halber Akt iſt eine viel zu kurze Raumſpanne, um dieſe Fluth von Ereigniſſen darzuſtellen; ſie überſtürzen ſich in wilder Haſt, keine Scene ſpielt ſich vor unſeren Augen voll aus, alles erſcheint in verkürzter, abgebrochener Geſtalt, wie wenn die Phantaſie, die es geſchaffen, eine dichteriſch unzulängliche wäre; jeder Augenblick bietet ein neues Bild, und der ewige Wechſel ermüdet uns. Das Ganze macht einen ähnlich wüſten und widerwärtigen Eindruck wie ein romantiſches Drama von Tieck oder Fouqué. Der Unterſchied beſteht nur darin, daß dieſe Dramen allerdings einen traumhaften Eindruck machen, weil in ihnen eine ſchwächliche Anlage durch die Regelloſigkeit und Ausſchweifung der Phantaſie aufgebeſſert

*) Das Gleiche thun Scherer und Gödeke.

werden soll; während Grillparzer seine angeborene Kraft, sein tiefes dichterisches Können doch nicht mit einem Male von sich abstreifen kann.

Aber der Erfolg, den das Stück fortgesetzt gehabt hat, in Wien wenigstens — in anderen Städten scheint es gar nicht versucht worden zu sein —, spricht er nicht gegen die obigen Ausstellungen? — Laube berichtet darüber selbst in dem Nachworte zu seiner Ausgabe des Stückes*): Die Wirkung hätte lange auf sich warten lassen. „Man nahm die bunte Begebenheit hin, ohne sich für dieselbe zu erwärmen." Da aber theilt sich plötzlich der Felsen, von dem sich Rustan herabgestürzt hat, und man sieht denselben Rustan wieder auf dem einfachen Bette seiner ärmlichen Hütte liegen. — „Das rasch auffassende Wiener Publikum verstand sogleich, daß die ganze bisherige Handlung in ihrer Buntheit einen Traum vorgestellt, und ein allgemeiner Beifall begrüßte die Ueberraschung." — Natürlich! wie man bei Verwandlungsbildern, bei Zauberkunststücken u. s. w. klatscht, so klatschte man auch hier, und wer zuletzt die Ueberlistung merkte, klatschte am lautesten. Das gab einen trefflichen Applaus: aber das Drama war damit nicht gemeint, sondern nur die Ueberraschung. Laube meint nun zwar, daß der Beifall nur von einem Publikum, wie dem Wiener, ausgehen konnte, das „geschult, mit lebhafter Phantasie ausgestattet, leichtbeweglich mitgeht, rasch auffaßt und genießt". — Mir will vielmehr scheinen, daß der Beifall nur von einem recht harmlosen Publikum ausgehen kann, dessen Geschmack so wenig verfeinert ist, daß es an solchen kindlichen Ueberraschungs-Freuden noch Gefallen findet; und es fällt mir schwer zu glauben, daß das Stück vor dem viel kritischeren, verstandesschärferen Publikum, das sich in Berlin zu Premieren zu versammeln pflegt, Gnade gefunden haben könnte.

Das Stück ist indessen nach einer ganz anderen Seite hin interessant. Wie Scherer schon entwickelt hat und Volkelt nach ihm thut, beleuchtet es die Lebensanschauung des Dichters aufs hellste. Grillparzer hat in dem Drama eine bestimmte Moral verbreiten wollen, die nicht blos, wie bei einer Fabel Lafontaines, am Beginn oder am Ende, sondern hier und dort und an einigen andern Stellen recht eindringlich ausgesprochen wird, und zu deren Begründung das Traum-Drama eben als erläuternder Fall eingeschaltet worden ist. — Schon diese erhaben aufgetragene, moralische Tendenz muß für das Drama verhängnißvoll werden. — Die Moral lautet:

Du Erleuchterin der Welt, ...
Breit' es aus mit deinen Strahlen,

*) Werke V, S. 236.

Senk' es tief in jede Bruſt:
Eines nur iſt Glück hienieden,
Eins: des Innern ſtiller Frieden
Und die ſchuldbefreite Bruſt!
Und die Größe iſt gefährlich,
Und der Ruhm ein leeres Spiel;
Was er gibt, ſind nicht'ge Schatten,
Was er nimmt, es iſt ſo viel!

Ganz Aehnliches haben wir bereits in der „Medea" gehört; es muß dem Dichter wohl Ernſt damit ſein. — Was will er ſagen? Doch nicht, daß Größe und Ruhm allein noch kein perſönliches Glück begründen können, daß innerer Frieden und Schuldloſigkeit die unerläßlichen Bedingungen des wahren Glückes ſind? — Das wäre wenig neu und erforderte nicht die Unkoſten eines ſo gewagten Dramas, um es zu bewahrheiten. — Nein, Zanga giebt die Erläuterung zu dieſen Worten: „Und mit alſo ſchwankem Gang", ruft er Ruſtan zu, der die Frevel, welche ihn zur Macht emporheben ſollen, mit innerſtem Widerſtreben begeht,

Mit ſo ärmlich halbem Muthe
Wollteſt du der Herrſchaft Sproſſen,
Du den ſteilen Weg des Großen,
Du erklimmen Macht und Rang?
Bunt gemengt aus manchen Stoffen
Iſt das Roherz der Gewalt,
Kaum der Brand von zehen Reichen
Gnügt, die Miſchung auszugleichen,
Die im Tiegel kocht und wallt:
Doch ein Säkul erſt im Nacken,
Dem Vergangnen iſt man hold,
Und der König glänzt von Gold.

Er will uns alſo klar machen, daß Macht und Größe ohne Schuld nicht zu erreichen iſt; und wenn man die großen Thaten Verſtorbener preiſt, ſo kann das nur geſchehen, indem man die Schuld, ohne welche ihre Vollbringung unmöglich war, vergeſſen hat. Wer nach Macht und Größe ſtrebt, giebt den inneren Frieden, die Herzensreinheit dahin. Er predigt, wie Volkelt ſchön ſagt, „das Ideal des ſtillen Sinnes" — nicht blos für diejenigen, die nicht kräftig, nicht ſchwindelfrei genug ſind, um den ſteilen Pfad der Größe erklimmen zu können, ſondern für alle Menſchen. Dieſer Peſſimismus, mit dem er das kraftvolle Streben betrachtet, dieſer Mangel an Begeiſterung für menſchliche Größe zeigt uns den Zwieſpalt, den Riß, welcher zwiſchen ſeinem Innern und dem Leben vorhanden war. Mit Recht macht Scherer hierzu die Bemerkung, es ſei höchſt erfreulich, daß er dieſe Moral, die für die Allgemeinheit

gelten sollte, für sich persönlich nicht anerkannt habe; denn ohne sein Streben nach dem dichterischen Lorbeer wäre die deutsche Litteratur um mehrere herrliche Dichtungen ärmer.

8. Libussa.

Das Jahr 1838 brachte Grillparzer einen verhängnißvollen Mißerfolg. In diesem Jahre wurde das einzige „Lustspiel", das der Dichter geschaffen hat, „Weh dem, der lügt", aufgeführt und vom Publikum in einer ihn aufs tiefste verletzenden Weise abgelehnt. Die Lokalpatrioten unter den Kritikern befinden sich dieser Dichtung gegenüber in schwieriger Lage: einerseits können sie hier nicht, wie das noch bei dem „Traum ein Leben" möglich war, ihre verschönernde Kritik bis ans Ende durchsetzen, andererseits fühlen sie sich verpflichtet, diese Art der Aufnahme für ein Unrecht zu halten. Das Publikum hatte ein gerechtes Verdikt gefällt, und nirgends tritt das Parteiische, also Unzuverlässige der Laube'schen Kritik bedenklicher hervor, als wenn er doch noch einige Seiten und Figuren der Komposition zu retten sucht. Was komisch sein soll, ist albern, wie der teutonische Barbar Graf Galomir, der nur in Naturlauten spricht; was humorvoll, abgeschmackt, wie der allerdings recht frisch gezeichnete Küchenjunge Leon, der seinem Bischofe über sein sparsames Leben die unverfrorensten Vorwürfe macht; und wie mit den Personen, so mit den Vorgängen; es fehlt ihnen jede vis comica außer jener negativen, die allerdings darin zu finden ist, daß der Dichter sie für komisch halten konnte. In diesem Lustspiel sind nur einige pathetische Reden schön; wir wollen es hier daher beiseite lassen als ein in jeder Beziehung unglückliches Produkt, das im Grunde auch nur ein Mensch für nicht verfehlt gehalten hat, der Dichter selbst.

Grillparzer war so empört über diesen Mißerfolg, daß er seit der Zeit nie wieder ein Drama der Oeffentlichkeit übergeben hat. Sein litterarischer Nachlaß enthielt unter anderem drei vollständige Dramen und mehrere dramatische Fragmente. Das zuerst, sehr allmählich, im Laufe der vierziger Jahre entstandene ist „Libussa".

Es behandelt die uns aus Musäus Märchen bekannte böhmische Sage, aber in einer besonderen ihm von Grillparzer gegebenen Auffassung. Grillparzer, der „kein Freund der neueren Bildungsdichter, selbst Schiller und Goethe mit eingerechnet"*), war, der vom Drama-

*) So sagt er selbst irgendwo, entweder in seiner Selbstbiographie oder in seinen ästhetischen Aphorismen.

tiker ausschließlich die Schöpfung interessanter Handlungen und lebenswahrer Charaktere verlangte, aber jede mit Bewußtsein zur Geltung gebrachte ideelle Tendenz als ein der Poesie als solcher ganz Fremdes betrachtete, ist von seinem Prinzip hier einmal gänzlich abgefallen: er hat ein recht philosophisches Drama geschaffen, in dem — mehr als die Handlung und auch die Charakteristik — die von ihm hineingelegte ideelle Tendenz, die ein Stück seiner Lebensanschauung ist, interessirt. Der Konflikt, welcher hier zum Austrage gebracht wird, ist kein persönlicher, sondern der Kampf zweier Entwicklungsphasen der Weltgeschichte, der Sieg der Civilisation über den Naturzustand. Die Königin Libussa, deren Mutter eine Nymphe war, steht, wie ihre Schwestern Tetka und Kascha, mit den dunklen Naturmächten in Verbindung. Während diese aber ihre Einheit mit der Natur unerschütterlich aufrecht erhalten, geht Libussa eine Verbindung mit der Welt der Menschen ein, und an dem Zwiespalt, der dadurch in ihrem Wesen entsteht, an der Unmöglichkeit, in dieser härteren, kälteren Welt heimisch zu werden, ihr materielles Streben zu dem ihrigen zu machen, geht sie zu Grunde. Der erste Akt zeigt ihre erste Begegnung mit Primislaus, die einen tiefen Eindruck auf sie macht; König Krokus, ihr Vater, stirbt und sie läßt sich von den Großen des Landes bewegen, die Krone anzunehmen, wodurch sie sich dauernd von der Gemeinschaft mit ihren Schwestern ausschließt. Der zweite Akt führt uns rein episch die Art ihrer Regierung vor; sie will, daß ihre Unterthanen in einem harmlosen Naturzustande dahinleben sollen, ohne Streben nach den materiellen Gütern dieses Lebens und ohne die daran geknüpfte kulturelle Vervollkommnung. Dieses kommunistische Ideal-Dasein, das uns übrigens ziemlich nebelhaft entgegentritt, behagt indessen nur den Schwächlingen und Faullenzern; die große Masse ihrer Unterthanen ist unzufrieden und verlangt eine männliche Regierung, d. h. die Verheirathung Libussa's. Der dritte und vierte Akt zeigt uns, wie das Götterkind, die stolze Königin, besiegt von der moralischen Macht selbstbewußter, unbeugsamer Männlichkeit, dem armen Primislaus die Hand reicht. Er nimmt nun die Regierung in seine feste Hand und verbreitet die Segnungen einer zielbewußten Kulturarbeit im ganzen Lande. Im Begriff, den Handel durch den Bau einer zweckmäßig gelegenen Stadt, Prags, in das Land zu bringen, fordert er Libussa auf, den Segen über die neu zu gründende auszusprechen. Diese Theilnahme an einem Streben, das ihrem innersten Wesen zuwider ist, ist für ihre Kraft zu viel, sie stirbt, nachdem sie die kommende Entwickelung der Menschheit prophezeiht hat. Die Prophezeihung enthält Grillparzer's Geschichts-

anſchauung, in der er vollkommen auf Schopenhauer'ſchem Standpunkte ſteht: er glaubt an kein Fortſchreiten des Menſchengeſchlechts; ſeine Geſchichte iſt ihm eine Welle im Meer des Univerſums, die ſich immer wieder auf derſelben Stelle erhebt, um ewig auf derſelben Stelle hinabzuſinken. Auch eine perſönlichere Deutung könnte man dem Drama geben: das wahre Daſein beſteht für Grillparzer in der wunſchloſen Zurückgezogenheit, in der man ſich ganz ſeinen Neigungen überlaſſen und dem Gefühlsleben vor der harten und nutzloſen Arbeit des Verſtandes den Vorzug geben kann. Libuſſa vertritt dieſes Lebens-Ideal, Primislaus dagegen das zweckloſe Streben, das von dauerndem Erfolge doch nie gekrönte Arbeiten des Alltagsmenſchen. Das Ideal läßt ſich in dieſer wirren, unförmlichen Welt nicht durchführen; ſeine Vertreterin findet daher ihren Untergang, der tragiſch erſcheint *nur* von dem Standpunkt des Verfaſſers. Für den Nicht-Peſſimiſten, für den Menſchen, der an eine ſittliche Weltordnung glaubt, dem Arbeit und Streben der wahre Gehalt des Lebens iſt, iſt Libuſſa's Schickſal ganz untragiſch; denn ſie hat etwas gewollt, das zugleich unvernünftig und unmöglich iſt.

Was die dramatiſchen Qualitäten der Tragödie betrifft, ſo hat nur der erſte Akt das Gepräge des wirklichen Lebens, wenigſtens zum größten Theil; ſobald die mit dem geheimnißvollen Weben der Naturkräfte vertrauten, ſternen- und ſchickſalskundigen Schweſtern erſcheinen, ſinkt der Tag der Wirklichkeit, und eine Dämmerung tritt ein, bei der wir nur halb ſehen und nicht recht wiſſen, was wir ſehen. Ein Helldunkel breitet ſich aus über Handlungen und Perſonen, das Grillparzer beſonders glücklich getroffen haben ſoll. Mag ſein, daß, wenn es Weſen wie Libuſſa gäbe, die mit einem Fuße in dieſer, mit dem anderen in einer uns unbekannten Welt ſtehen, ſie ſo gedacht, geſprochen, ſich bewegt haben könnten. Nur fürchte ich, daß die überwiegende Mehrzahl der Staubgeborenen dieſen inkommenſurablen Weſen mit einer rein menſchlichen Stumpfheit gegenüber ſtehen werden, die vielleicht nicht ohne einen derben Zuſatz von Gleichgültigkeit ſein dürfte. — Der zweite Akt enthält ein nicht ausgemaltes, mehr dunkles als helldunkles Gemälde eines idealen Naturſtaates. Der dritte und vierte, ſich an den erſten anſchließend, aber mit dem zweiten und fünften wenig verknüpft und nicht im Dienſte der Idee des Ganzen ſtehend, bringt uns ein ſelbſtſtändiges Liebesſpiel eigenthümlicher Art. Libuſſa, die ſinnige, in ſchönen Empfindungen lebende, ſcheint hier dem Verſtande eine bedenkliche Herrſchaft über ihr Herz einzuräumen. Es geſchieht auch hier wenig von dramatiſchem Intereſſe: Libuſſa läßt Primislaus, an d[em]

ſie immer noch denkt, kommen, und nun beginnt ein gegenſeitiges Prüfen und Ergründen mit Räthſelfragen und vieldeutigen Ausſprüchen, ein reines Verſtandesſpiel mit Zug und Gegenzug, in welchem Primislaus eine ſolche Gewandtheit entfaltet, daß er ſchließlich die Partie gewinnt.

„Die eigenthümliche Schönheit der Tragödie liegt darin", ſagt Volkelt, „daß Symbole und Räthſel ſich durch die ganze Handlung hindurchſchlingen und dem entſprechend die Darſtellung den Charakter des Beziehungsreichen und Andeutenden an ſich trägt. Das Geradeherausſagen, das einfache, elementare Hinſtellen der Gefühle iſt hier mehr als in jedem anderen Stück des Dichters zurückgedrängt, alles, ſelbſt der Ausdruck der Leidenſchaft, zeigt eine gewiſſe Milderung und Dämpfung; erſt auf dem Umweg gedankenvoller Wendungen, ſinnreicher Andeutungen und Bilder gelangt man zu dem, was die Perſonen fühlen und wollen. . . . Ganz beſonders iſt es in der Darſtellung des Liebesverhältniſſes, wobei dieſer Stil zu Tage tritt. . . . So iſt das Auftreten der Liebenden voreinander derart, daß ſich hinter dem äußeren Scheine ein für den anderen zu errathender Sinn verbirgt." — Beſſer konnte das Fehlerhafte des Dramas, das Volkelt als „eigenthümliche Schönheit" erſcheint, nicht charakteriſirt werden. — Grillparzer ſelbſt tadelt in ſeinen Tagebüchern, daß „die Behandlung [des Stoffes] zu ſpitz und herzlos gerathen" ſei*). Als Grillparzer im Beginn der Funfziger das Manuſkript Laube, dem damaligen Leiter des Burgtheaters, zur Prüfung übergab, erklärte der Mann, der für „Weh dem, der lügt" noch Worte der Empfehlung hat, daß er dem Stücke nur einen halben Erfolg auf der Bühne zutraue**). Poetiſch, z. B. in einem Märchen, iſt dieſer Stil wohlberechtigt; das Drama ſtirbt in ſolchem matten Dämmerlicht.

9. Ein Bruderzwiſt im Hauſe Habsburg.

Aus der Geſchichte bekannt iſt die Geſtalt des Kaiſers Rudolf II., des Alchymiſten und Aſtrologen auf dem Throne, der mit der vollkommenſten Abneigung und Unfähigkeit zu Regierungsgeſchäften, wie zu jeder Art zielbewußten Handelns, die höchſte Vorſtellung von ſeiner Würde und der ihr geſchuldeten Achtung verband; der, ein weltflüchtiger Sonderling nur ſeinen Studien und Liebhabereien lebend, im Gefühl eigener Unkraft und in fataliſtiſcher Verſunkenheit die Dinge gehen ließ,

*) Laube, Lebensgeſchichte. S. 172.

**) Lebensgeſchichte S. 87. — Es wurde zum erſten Male 1874, alſo zwei Jahre nach dem Tode des Dichters, in der Burg aufgeführt.

wie andere wollten, um dann in die äußerste moraliſche Entrüſtung zu gerathen, wenn ſie anders gingen, als ihm lieb war; den ſchließlich ſein krankhaftes, zwieſpältiges Weſen in Verbindung mit ſinnlichen Ausſchweifungen in einen Zuſtand körperlicher und geiſtiger Zerrüttung warf. Und niemand hätte auf den Gedanken kommen können, daß ein Dichter in dieſem Manne den Stoff zu einem tragiſchen Helden finden würde, wenn er nicht gleichzeitig der Geſchichte Gewalt anthat. Das letztere hat Grillparzer denn auch in einem gewiſſen Grade gethan, indem er die abſtoßenden und verwerflichen Seiten von Rudolfs Weſen etwas zurücktreten ließ und die relativ werthvollen weit über ihr natürliches und über ihr mögliches Maß herausarbeitete. So ſehen wir vor uns einen Mann, der einerſeits über himmliſche und irdiſche Dinge die herrlichſten Reden hält, im heiligen Feuer ſeines erhabenen, weltumfaſſenden Denkens ſich himmelhoch über ſeine Umgebung erhebt, andererſeits aber von all den edlen Prinzipien, die er vorträgt, keins zum Leben erwecken — nun nicht: *kann*, wiewohl er möchte — das wäre ja dann nur die ſo häufig mit der Stärke des Denkens verbundene Schwäche des Handelns — ſondern *will*. Mit dieſem großartigen Denker und Redner in eine Perſönlichkeit zuſammengeſchmolzen iſt eben der hiſtoriſche Rudolf, der niemals weiß, was er will, deſſen Handeln aus unberechenbaren Launen und Grillen entſpringt, der nach keiner Seite eine feſte Prägung hat, in dieſem Augenblick demüthig ſich vor der Gewöhnlichkeit beugt, im nächſten einen kindiſch übertriebenen Uebermuth zeigt; jetzt der auf ihm ruhenden verhaßten Laſt flucht und kleinmüthige Geſtändniſſe ſeiner Unfähigkeit macht, um dann wieder mit einer krankhaften That über das Ziel hinauszuſchießen; einmal in griesgrämiſcher Verſchloſſenheit gar nichts oder nur Naturlaute und Monoſyllaben, ein andermal eben einen jener gediegenen, pathetiſchen Ergüſſe von ſich giebt. Beim erſten Auftreten macht Rudolf den Eindruck halber Zurechnungsfähigkeit; die erſte Rede ruft daher unſer höchſtes Erſtaunen hervor. Wie kommt *dieſer* Mann zu ſo großen und vielfach wahren Gedanken? — Man hat dieſe Figur als Charaktergemälde viel gerühmt; Volkelt nennt Rudolf „vielleicht den am tiefſten gedachten und durchgeführten Charakter Grillparzers". Ich finde in ſeinen Reden eine wahrhaft ſhakeſpeareſche Tiefe und Weite des Denkens, ſie erinnern an die ſchönſten Stellen in „Heinrich IV" und im „Sturm"; in ſeinen übrigen Lebensäußerungen ein zwar herabgemildertes, aber doch vortreffliches Porträt des hiſtoriſchen Rudolf; in beidem zuſammen kein als Einheit vorſtellbares Menſchenbild.

Aus der vorſtehenden Schilderung ergiebt ſich, daß auch mit dieſer Erhöhung des hiſtoriſchen Rudolf die Größe eines tragiſchen Helden im

allgemein gültigen Sinne des Wortes nicht erreicht wird. Was wir in der Gestaltung Ottokars zu unheldenhaft und untragisch fanden, ist in dieser Gestalt unvermischt vorhanden. Grillparzer weicht jedoch von der allgemeinen Vorstellungsart ab, wie schon der „treue Diener seines Herrn" erkennen ließ: für ihn giebt es auch eine Tragik der Schwäche und kleinmüthige, thatscheue Helden. Für diesen Rudolf ist der Verlust der Herrschaft, die er im Grunde nie geübt hat, kein Unglück; es muß ihm viel wohler zu Muthe sein, — er sagt es selbst wiederholt — wenn er keine gewaltsamen Anstrengungen nach kaiserlicher Repräsentation hin mehr zu machen hat und sich ungestört seinen geheimen Studien, seiner harmlosen Sammelsucht hingeben kann. Und für das Reich wäre es ein offenbarer Vortheil, wenn auf ihn ein Matthias nicht folgte, „des Jammers Erbe", der in dem Streben nach dem Throne „nur seiner Eitelkeit gefröhnt hat",

Und dacht' er an die Welt, so war's als Bühne,
Als Schauplatz für sein leeres Heldenspiel.

Mit Recht nennt Volkelt diesen Schluß „dumpf, drückend". Im „Ottokar" blicken wir in eine bessere Zukunft, ein wahrer Held und ein edler Charakter gelangt zu unbestrittener Herrschaft. Hier wird das Elend einer Regierung von dem Elende einer anderen abgelöst.

Daß die Handlung eines Stückes mit solchem Helden etwas Undramatisches haben muß, ist selbstverständlich. Was geschehen könnte, würde doch immer nur im Hintergrunde der Bühne geschehen können, von accessorischem Interesse sein: der Protagonist thut eben nichts. Dazu kommen nun noch Vorgänge, die in ihrem Verlaufe unklar und unvollständig dargestellt sind. So sagt Fäulhammer von der Hauptscene des 2. Aktes, die das Vorgehen der Erzherzoge gegen den Kaiser motiviren soll, einem Angelpunkte der Handlung, mit Recht: „Wir tappen vollständig im Dunkel über die letzten Gedanken der Herren und sind am Ende geneigt zu glauben, daß sie gar keine haben." — Ferner ist ein Liebes-Verhältniß des natürlichen Sohnes des Kaisers, Don Cäsars, an die Handlung herangeschweißt, in das wir keinen rechten Einblick gewinnen. Don Cäsar beschuldigt Lucretia der Untreue, sie betheuert ihre Unschuld und wird von ihm dennoch niedergeschossen. Da wir nichts von dem Vorausgegangenen erfahren, so erscheint uns diese That als ein sinnloser Mord. Und weshalb das alles? — Bloß um Rudolf Gelegenheit zu geben, seinen eigenen Sohn in einem seiner krampfhaften Thatausbrüche dem Tode zu weihen? —

Nichtsdestoweniger möchte ich dieses Drama nicht mit Fäulham-

mer*) für Grillparzers schwächste Leistung halten: das ist unstreitig „Weh dem, der lügt". Das Stück hat großartige Schönheiten, wie jene auf die verschiedenen Akte vertheilten Reden Rudolfs; die Charakteristik ist durchgehend scharf. Und dann hat die Gestalt Rudolfs nach einer außerhalb des Dramas liegenden Seite etwas ungemein Interessantes: wir haben in ihr, wie Betty Pavli wohl richtig vermuthet, ein Selbstporträt Grillparzers**).

10. Die Jüdin von Toledo.

Dieses Drama, das auch, wie die beiden anderen nachgelassenen Dramen, in den vierziger Jahren entstanden ist, überragt diese bei weitem, ohne doch auf der Höhe des jugendlichen Schaffens zu stehen: es erscheint als das letzte Auflodern einer sinkenden Dichterflamme. In jenen bemerken wir ein Nachlassen der geistigen Kraft: es ist, als bereitete es dem Dichter Schwierigkeiten, die mannigfachen Glieder einer verzweigten Handlung organisch zu verbinden; die lose gefügte, bis zur Unverständlichkeit lückenhafte Handlung machte den Eindruck, als ob der Dichter das Kunstwerk niemals als Ganzes gedacht hätte. Dieser Fehler ist in der „Jüdin von Toledo" nicht vorhanden: wir haben einen zwar nicht sehr umfangreichen, aber festgezimmerten Bau vor uns, und in dramatischer Lebendigkeit kann sich die Handlung fast mit der der „Ahnfrau" messen. Dieser große Vorzug hat nun leider ein schweres Gegengewicht in einer Schwäche nach einer anderen, nach der Gemüthsseite hin: eine wahre Eisesluft weht durch das Drama, trotzdem der Gegenstand ein Liebeskonflikt ist; wie hat sich der Dichter für diesen Stoff oder eine der geschaffenen Gestalten erwärmen können? Der peinliche Eindruck, den das Stück bei der Lektüre macht, wird in der grellen Beleuchtung der Bühne zu einem unser Gerechtigkeits-, unser Menschlichkeitsgefühl aufs tiefste verletzenden.

Das Liebesverhältniß ist ein solches, in dem neben der Eitelkeit und Habsucht auf der einen, neben der Sinnlichkeit auf der anderen die eigentliche Liebe keine Rolle spielt: ein Verhältniß zwischen einem hohen Herrn, dem König Alfons VIII. von Kastilien, der aus einer kalten, öden Ehe mit einer männlich gearteten Genossin heraus zum ersten Male ein wirkliches Weib — wenn auch kein hervorragendes Specimen ihrer Gattung — kennen lernt und sich widerstandslos dem Champagnerrausch eines pikanten Abenteuers hingiebt, und einer jungen

*) Laube sagt (S. 172): „Wir haben in unserer Litteratur kaum ein zweites so großartiges historisches Schauspiel."
**) Grillparzer und seine Werke. S. 59.

Jüdin, die alles, was das Leben ihr an Glanz und Freuden zu bieten vermag, wie jeden anderen Besitz, mit skrupellosem Eifer zusammenrafft. In der ersten Scene will Rahel trotz des Widerstandes von Vater und Schwester den König sehen:

Soll ein Herr sein, weiß und roth,
Jung und schön, ich will ihn sehen —

daß aber „er auch sie, ja, ja, er sie" sehen soll, betont sie besonders; denn daß sie sehr schön sei, hat sie uns bereits gesagt. Die Art, wie sie sich dann an den König heranwirft, ist keineswegs blöde zu nennen; woher sollte sie auch diese Eigenschaft haben? Da sie nun von der Natur so reich bedacht ist, daß auch das Ungezogene ihr schön steht, da sie voll von Laune, Schelmerei und tollen Einfällen steckt, und ihr wirbeliges, ewig blasenwerfendes Hirn eine fieberhafte Lebendigkeit um sich zu verbreiten weiß, so erobert sie sich den König, der ein ähnliches Geschöpf in seinem Leben nicht gesehen hat. Liebt sie denn den König? — Was weiß sie! — Also nicht.

Ich habe nie geliebt. Doch könnt' ich lieben,
Wenn ich in einer Brust den Wahnsinn träfe,
Der mich erfüllte, wär' mein Herz berührt.
Bis dahin mach' ich die Gebräuche mit,
Die hergebracht im Götzendienst der Liebe,
Wie man in fremden Tempeln etwa kniet.

Das sagt sie in der letzten Scene, in der sie erscheint, recht indiskret zu dem Diener des Königs, dem schönen und gefährlichen Don Garceran, und am Schlusse derselben, als der König sie verlassen hat:

Und hab' ihn, Schwester, wahrhaft doch geliebt.

Was den Charakter dieser geborenen Kurtisane einigermaßen erträglich macht, ist nun — ein sehr feiner und gewiß nur von einem großen Meister durchzuführender Zug des Gemäldes — daß sie nicht aus dem Wissen von Gut und Böse heraus, sondern vollkommen naiv handelt: ihre Prunk- und Habsucht, ihre Koketterie, die ja auch aus ihrer anerzogenen materialistischen Gesinnung herauswächst, übt sie ohne das Bewußtsein, daß es Fehler sind; und daß unrecht Gut nicht gedeiht, von diesem sonderbaren Gedanken ist ihr sicher niemals der Schimmer einer Ahnung aufgeleuchtet, ebensowenig wie ihrem Vater, der sich aus der Schande seiner Tochter einen beträchtlichen Vermögenszuwachs zu verschaffen weiß. Auch diese Gestalt erscheint mir ganz naiv in ihrer Geldgier und ihrer nervösen Angst vor jeder Möglichkeit einer körperlichen Verletzung. Die Schwester Esther kehrt eine andere Seite ihres Stammescharakters heraus: die Vorsicht. Gegen das einträgliche Ver-

hältniß Rahels als solches hat sie nichts einzuwenden; sie erkennt aber die Gefahren desselben, die in jener Zeit für ein Judenmädchen größer waren als jetzt, und darum verhält sie sich ablehnend. Die Charakteristik dieser drei Personen, die durch jenes bekannte jüdische Familiengefühl wie zusammengekettet erscheinen, ist eine meisterhafte.

Der König selbst ist zwar zeitweilig verliebt, aber zu solide angelegt, als daß er ein solches Weib lieben könnte. Wenn der Sinnenrausch verraucht, der Reiz des Neuen geschwunden ist; wenn der ernüchterte Blick unter dem Flitterglanze pikanter Aeußerlichkeiten die Gewöhnlichkeit und Gemeinheit als die wahre Natur dieses Weibes erkannt hat, dann wird er sich von ihr wenden. So geschieht es, und wir würden es ihm sehr verdenken, wenn es nicht geschähe.

Dieses Verhältniß, in dem keine tiefere Empfindung, von Leidenschaft ganz zu schweigen, ins Spiel kommt, indem einfach auf der einen Seite der Genuß, auf der anderen der klingende Lohn dafür geboten wird, soll in uns nun tragische Erschütterungen erzeugen; Grillparzer nennt das Stück eine Tragödie. Wie denn in aller Welt? — Ein sittlich ganz unentwickeltes Geschöpf von so geringer Verstandsbegabung, wie Rahel, der wir keine volle moralische Verantwortlichkeit für ihr halb unbewußtes Handeln auferlegen können, kann doch keine tragische Heldin sein! Die Lösung eines so leicht geknüpften Verhältnisses, die dem Manne keine Schmerzen verursacht, und dem Weibe durch Goldeswerth leicht und nachhaltig versüßt werden kann, soll sie auf uns etwa tragisch wirken? — Aber Rahel stirbt: sie wird auf Anstiften der beleidigten Königin von einer Schaar von Rittern überfallen und niedergemetzelt. — Das ist ein feiger, grauenhafter Mord; und seine Wirkung auf uns ist ebenso gräßlich, als wenn wir die Jüdin von einem wüthend gemachten Stier zerfleischt sähen, aber ebensowenig tragisch. Das gewöhnliche, gemeine Vergehen, dessen Rahel sich in aller Naivetät schuldig gemacht hat, kann nimmermehr als tragische Schuld gelten; so kann ihre Ermordung auch keine tragische Sühne sein, sie ist vielmehr eine mit dem Vergehen in keinem Verhältniß stehende grausame Strafe, die unser Gerechtigkeitsgefühl empört. Wenn Grillparzer dieses Geschehen dennoch für tragisch hält, so finden wir ihn damit so ziemlich auf dem letzten Punkte des Irrweges angelangt, den er in mehreren früheren Dramen betreten hat: es fehlt dann nur noch, daß man Blitzschläge, Ueberfluthungen u. a. als tragische Katastrophen verwerthet. Im „Ottokar", im „treuen Diener seines Herrn", im „Bruderzwist" sollen wir die Leiden für tragisch halten, welche die moralische Schwäche für ihre Träger mit sich bringt. In den Helden dieser Stücke war wenigstens

noch ein gewisses Verschulden: der Komposition ihres Wesens nach wußten sie oder konnten wissen, daß Stärke noth that, und mußten fahren lassen, was ihrer Kraft zu schwer war. Bei Rahel kommt nun zu ihrer moralischen Nullität noch eine bedeutende Verstandesschwäche: und ihr unverdientes Todeslos, der Schritt, den die Blinde in den Abgrund thut, soll tragisch wirken! —

Der Charakteristik im allgemeinen kann ich kein so unbedingtes Lob zuerkennen, wie es die meisten Kritiker thun; konsistent sind eigentlich nur die drei jüdischen Figuren, die anderen zeigen unverständliche Schwankungen ihres Wesens. Don Manriquez, der mächtigste Grande von Spanien, macht den verständigen Vorschlag, die Jüdin mit Geld abzufinden und zu verbannen; als die Königin den Tod verlangt, hat er kein Wort der Widerrede, sondern eilt zum Verbrechen wie zu einer Jagd. Sein Sohn, der Begleiter des Königs, in dessen Schutz dieser von Anfang an die Jüdin gestellt hat, wirkt auf einen bloßen Wink seines Vaters an dem Morde mit, um seinen durch die Betheiligung an dem Lustleben des Königs gesunkenen Ruf durch eine solche That wieder zu heben. Die Königin ist ein Weib ohne jedes menschliche Gefühl: das eheliche Verhältniß faßt sie auf die allerroheste Art auf und spricht diese Auffassung ohne Scham vor versammeltem Hofe aus; dieselbe Roheit zeigt sie bei dem Morde ihrer Nebenbuhlerin: nicht leidenschaftliche Liebe und Eifersucht reißt sie zu dem Verbrechen hin, es wird vielmehr nach reiflicher Ueberlegung als Strafe für das ihr geschehene Unrecht beschlossen, und nichts vermag sie von diesem Beschlusse abzubringen, auch nicht die Rücksicht auf ihren Gatten, dessen Zorn und dauernden Haß sie zu fürchten hat. Während sie als Anführerin der Mordkolonne den Eindruck eines barbarischen Mannweibes macht, tritt sie dem Könige als zarte Gattin entgegen, läßt sich in seiner Gegenwart leicht bewegen und ergeht sich in Ausrufungen, wie sie nur eine wirkliche Liebesflamme hervorbringen könnte. Von den Großen des Hofes wird sie ebenfalls als ein Weib behandelt, deren tugendsame und zarte Empfindungen man vor Verletzung schützen müsse, und nicht bloß von ihnen: auch der König beugt sich vor ihr wie vor dem ewig Weiblichen. Der Schluß des Dramas ist einfach empörend. Im Beginn des letzten Aktes wüthet der König gegen die grausamen Mörder und schwört ihnen furchtbare Rache; er entfernt sich, um Rahel noch einmal zu sehen, und als er von der Leiche zurückkehrt, tritt die Königin ihm, wie immer, mit eherner Stirn entgegen. Wir vermuthen, mit dem Bekenntniß seiner Schuld zugleich das sehr naheliegende zu hören, daß die Mörderin ihm einen unüberwindlichen Abscheu einflöße und jedes

Band zwiſchen ihnen zerriſſen ſei. — Er bekennt, daß die durch Dolchſtöße entſtellte Jüdin nichts Verlockendes mehr für ihn habe; aber ſtrafen will er doch: „Alle ſeid ihr ſchuldig.“ — Mauriquez (mit ſtarker Stimme): „Und Ihr nicht auch?“ — König (nach einer Pauſe): „Der Mann hat Recht; ich auch“. Nun wirft er ſich zerknirſcht an das ſteinerne Herz ſeines Weibes, bittet um Verzeihung, iſt ganz glücklich in ihrem Beſitz — „Was ſie that, Sie that es für ihr Kind!“ — und zieht im Triumphe davon. Die Jüdin Eſther ſchleudert ihm einen wohlverdienten Fluch nach, zieht ihn aber ſchnell wieder zurück, indem ſie ſich erinnert, daß ihre Schweſter, ihr Vater und ſie ſelbſt ja auch ſchuldig ſeien. — Das iſt meines Erachtens keine Charakterzeichnung, oder wenn es eine iſt, eine ſolche, die nur aus moraliſcher Urtheilsſchwäche hervorgehen kann, aus einer moraliſchen Schwäche, wie ſie der König, d. h. Grillparzer durch ſeinen Mund, bekundet in den Worten:

Ich ſage dir, wir ſind nur Schatten,
Denn biſt du gut, du haſt es ſo gelernt,
Und bin ich ehrenhaft, ich ſah's nicht anders;
Sind jene Mörder, wie ſie's ſind,
Schon ihre Väter waren's, wenn es galt.
Die Welt iſt nur ein ew'ger Wiederhall.
Und Korn aus Korn iſt ihre ganze Ernte.

oder durch Eſthers Mund:

All, was geſchieht iſt Recht. Wer ſich beklagt,
Verklagt ſich ſelbſt und ſeine eigne Thorheit.

Solche Anſchauungen ſind zu erweicht, zu flüſſig, um darauf das erhabenſte Kunſtwerk einer wirkungsvollen Tragödie zu erbauen.

Wenn wir die dichteriſche Entwickelung Grillparzers überblicken, ſo trägt ſie die untrüglichen Kennzeichen des Genies. Er debütirt mit einem Drama, das, ſchnell hingeworfen wie es iſt, hinſichtlich der Kompoſition und der dramatiſchen Wirkung eine Vollendung zeigt, die minder begabte Dichter in einem arbeitſamen Leben nicht erreichen. Fünf Jahre nach dem Erſcheinen der „Ahnfrau“ hat er (1821) den Gipfel des Parnaß erreicht mit einer der beſten Tragödien, die je gedichtet ſind. In der klaren Schönheit des Planes, in der überwältigenden Wucht der tragiſchen Wirkung, in der Feinheit und Tiefe der Charakteriſtik, die in der Darſtellung des inneren Werdens der Heldin eine der ſchwierigſten Aufgaben löſt, in der Kraft und Anmuth der Sprache iſt die „Medea“ eine wahrhaft großartige Leiſtung. Noch faſt ein Menſchenalter iſt der Dichter ſchöpferiſch thätig, in jedem ſeiner Stücke

die entschiedensten Beweise seines überragenden Talentes gebend, und doch in keinem auch nur annähernd die Höhe jener Leistung erreichend. Es ist, als ob ein Gewölk sich vor die Sonne seines Genius gelagert hätte, die nun bald hierhin bald dorthin ihre Strahlen hindurch wirft, aber niemals mehr in ihrer ganzen Lichtfülle erscheint. Die Charakteristik ist fast immer tadellos; aber bald fehlt seinen Organismen der Nerv der That und damit die dramatische Durchschlagskraft, bald fehlt ihnen die gedrungene Festigkeit der Fügung, sie leiden an einem Zuwenig oder Zuviel, an Lücken oder Auswüchsen in ihrer Gliederung; was indessen als ihr innerstes Gebrechen, als eine Kernkrankheit am meisten hervortritt, ist die herbe Einseitigkeit der Lebensanschauung des Dichters, die sich in der Idee der Kunstwerke und besonders in der Gestaltung der Hauptfiguren darstellt und seiner schweren, treuen Arbeit mit der besten Kraft das Gelingen raubt. Die beste Kraft des Dichters ist die dichterische Begeisterung: sie schafft die Kunstwerke einmal als lebenswarme, selbständige Wesen und zum zweiten Male als Abbilder in unendlicher Vervielfältigung in der Phantasie der Aufnehmenden; sie ist der elektrische Funke, der aus dem Herzen des Dichters hervorspringt und zündend das unserige trifft. Wo sie fehlt, ist die Leitung zwischen Dichter und Menschheit unterbrochen. Wie aber Grillparzer selbst aus dem, was ihm als die trostlose Wahrheit des Lebens erschien, Begeisterung nicht ziehen konnte, so vermögen die Schöpfungen, die sie zur Geltung bringen sollen, auch in uns keine Begeisterung zu erzeugen. Wenn wir schwach genug wären, uns von ihm dazu überreden zu lassen, könnten wir diese Gebilde vielleicht auch für wahr halten und trübsinnige Verzagtheit aus ihnen schöpfen, Erhebung, Begeisterung nimmermehr. Wenn wir „Des Meeres und der Liebe Wellen" ausnehmen, so liegt der Pessimismus als dekomponirender Mehlthau auf allen späteren Früchten seines Genius. Das edle, tiefernste Gesicht der tragischen Muse verzerrt sich unter seinen Händen zum Medusenhaupt, das Grauen und Abscheu in uns erregt. Volkelt hat für diese Wirkung seiner Dramen das verschönernde Wort „Herbheit" gefunden.

Ein Mangel seiner poetischen Produktion wird von allen Kritikern hervorgehoben: „einen Helden des mächtigen Willens, der sich aufreibt in schmerzlichem Ringen mit der widerstrebenden Welt, hat Grillparzer nie dargestellt", sagt Scherer. Und man pflegt hinzuzufügen, daß seine Kraft für die Gestaltung dieser höchstentwickelten Menschlichkeit nicht ausgereicht habe. Diese letztere Behauptung ist *nicht*, die erstere nur *zum Theil* berechtigt. *Einen* Helden hat Grillparzer zweifellos geschaffen, und der gewaltigsten einen: Medea; heldenhafte Gestalten sind

ferner Rudolf I. von Habsburg und Primislaus; und die eine unerläßliche Seite heldenhaften Wesens, starken Willen und Energie des Handelns, hat er öfters dargestellt: in dem Jason der „Argonauten", in dem Ottokar der ersten Akte, in Otto, in Don Cäsar, und in Rietes haben wir sogar den Vertreter einer dämonisch wilden Männlichkeit. Wer könnte also behaupten, daß ihm die Kraft für solche Schöpfungen von Natur gefehlt habe? — Thatsache ist aber, daß er äußerst selten heldenhafte Männer zu Helden seiner Dichtungen gemacht hat; die starken Naturen agiren meist im Hintergrunde und mit zwei Ausnahmen (Rudolf, Primislaus) ist ihr Thun verwerflich. Der Grund hierfür liegt nicht in Grillparzers Begabung, sondern in seinem Charakter, seiner Lebensanschauung.

Wer an eine sittliche Weltordnung nicht glaubt, wer in der Geschichte keinen Fortschritt sieht, wem die Kultur als eine Verderberin guter Sitten und das Streben und Ringen der Menschengeschlechter als eine zwecklose Sisyphusarbeit erscheint, der wird in dem kraftvollsten Ringer, dem höchsten Streber, in dem Helden, den größten Thoren erblicken. Wem die große That als solche keinen inneren Werth hat; wem der Ruhm nichts als leerer Schimmer und das Streben danach nur eine gedankenlose Eitelkeit ist; wer in dem Thun eines sogenannten Helden nur rohe Kraft und brutale Gesinnung entdecken kann: dem wird es fern liegen, Thatbegeisterung, Ruhmesstreben auf den Thron der Dichtung zu erheben. So giebt Grillparzer den Vertretern männlicher Energie meist eine untergeordnete, nebensächliche Stellung; und stellt er, was die Welt einen Helden nennt, einmal an die Spitze einer Handlung, so gewinnt dieser unter seinen Händen die Gestalt eines aufgeblasenen Tropfes, der durch einen kräftigen Unglücksschlag in sein natürliches Nichts zurückgedrückt wird: so mußte er den historischen Ottokar erst verklärlichen, ehe er ihm als Held brauchbar erschien.

Seine Selbstbiographie, die den Charakter strenger Wahrhaftigkeit, vor allem gegen die eigene Person, trägt, zeigt uns mit großer Deutlichkeit den Menschen Grillparzer. Wenn wir fort und fort lesen, wie er mit dem Leben hadert, sich erbittert über das ihm versagte Glück, wie er mit kleinlicher Genauigkeit seine Mißerfolge — bis auf den Pfennig der ihm nicht gewordenen Gehaltszulage — aufzählt; wenn wir mit Staunen den Geist des großen Dichters wehrlos eingesponnen sehen in das Gewebe trivialer Sorgen, Ansprüche, Hoffnungen, sein Herz bis zum Rande gefüllt von Unzufriedenheit: dann erscheint uns ein Mensch, der weder Muth noch Kraft hat mehr zu sein, als das materielle Leben aus ihm macht, ein Sklave seiner Verhältnisse, unfähig,

über Mißstände, die z. Th. in kläglichem Pech, z. Th. in der eigenen Unbehilflichkeit und Schwäche ihren Grund haben, sich zu erheben, ein schwacher Mensch. Es ist nun das große Verdienst von Volkelts klar und schön geschriebenem Buche, daß er auch die dichterischen Thaten Grillparzers aus seinem Charakter als ihrem letzten Grunde herleitet; zeigt, wie ein solcher Mensch mit überwiegendem Interesse Gestalten, die sich dem Leben gegenüber nicht behaupten können, deren Thun zu ihrem Wollen und Denken im Mißverhältniß steht, und die an ihrer eigenen Schwäche zu Grunde gehen, schildern mußte. Er schuf die Menschen eben auch nach seinem Bilde — „Helden" der „Unkraft", wie Volkelt beschönigend die Schwäche nennt.

Unrecht dagegen thut Volkelt, wenn er aus diesen sicher verfehlten Leistungen eines im übrigen groß beanlagten Dichters eine neue und gleichberechtigte tragische Gattung, eine Tragik der Schwäche, herleiten und damit die Tragödie von ihrem angestammten Throne stoßen will. Der Usurpator wird keine Anerkennung finden: die menschliche Schwäche gehört eben nicht auf den Thron. Sie ist von poetischer Darstellung, auch in der Tragödie, durchaus nicht ausgeschlossen, nur an leitender Stelle darf sie nicht auftreten. Die höchste Tragödie, wie wir sie bisher gekannt haben, beruht auf dem Widerspruch von Kraft und Erfolg, von innerer Bestimmung und äußerem Schicksal: wir sehen einen Menschen, der vermöge seiner Kraft und Güte die Anwartschaft auf die höchste Stufe der Lebensleiter hat, einen hoffnungslosen Fall thun. Dieser Anblick demüthigt uns mit der Erkenntniß einer furchtbar gewaltigen Macht über uns, vor der unser bestes Wollen und Können ein Nichts ist, und erhebt uns durch die Bewunderung menschlicher Größe, die, unerschüttert von den Schlägen dieser Macht, ehe sie sich vor ihr beugt und das eigene beste Selbst aufgiebt, lieber die Vernichtung wählt. Und mit dieser gleichzeitigen Demüthigung und Erhebung empfangen wir den bescheidenen und festen, den rechten Sinn dem Leben und den höheren Mächten gegenüber. Eine niedere Gattung ist die Schuldtragödie, die denselben Gegensatz in sich trägt: wir sehen einen großen und guten Menschen, von Leidenschaft geblendet, schuldig werden und untergehen an den Folgen seiner Schuld. Auch hier Demüthigung mit der Erkenntniß menschlicher Hinfälligkeit und Erhebung beim Anblick der muthvollen Ergebung, mit welcher der Held die Folgen seines Verschuldens über sich ergehen läßt. Volkelts neuentdeckte Tragödie, die Tragödie der Schwäche, der Kläglichkeit, erzeugt an Stelle der edlen Empfindung klarblickender, in sich gefaßter Demuth ein verwandtes Gefühl niederer Art: eine vom Widerwillen erzeugte Niedergeschlagenheit;

von Erhebung bietet sie keine Spur. Volkelt beklagt sich, daß die bisherige Poetik das Tragische der Unkraft entweder nicht kennt oder als verwerflich bezeichnet. Es wird immer so bleiben; denn diese Gattung des „Tragischen" steht so unendlich tief unter jenen beiden anderen, daß sie ebenso wenig mit ihnen gemein hat, wie die Schwäche mit der Heldenhaftigkeit.

Grillparzers Schaffen ist uns ein schlagender Beweis für den Satz, daß die Anlage allein noch nicht den dramatischen Dichter macht, daß Charakter ein wesentliches Erforderniß desselben ist. Wiederholt spricht es Freytag in seiner „Technik des Dramas" aus, daß der nicht große Menschen zu schaffen hoffen darf, der selbst ein schwacher Charakter ist. Schiller war ein Held im Leben. Heinrich von Kleist war es auch; die Verhältnisse, in denen er zu leben hatte und an denen er zu Grunde ging, waren viel traurigere, als sie Grillparzer je kennen gelernt hat. Er aber besaß heldenhafte Widerstandskraft und rang sich hervor unter dem Elend seines Daseins zu Schöpfungen von unvergänglicher Kraft und Schönheit. Er wußte, daß die Dichtkunst eine höhere Bestimmung hat als den Jammer unseres Erdenthales abzuschatten, und daß vor allem die dramatische Muse nur den starken, stolzen Freier küßt. Das wußte Grillparzer nicht. Der Dichter konnte sich nicht trennen von dem sorgenvollen, verbitterten, trübblickenden Menschen; er wollte emporsteigen zu den lichten Höhen der Kunst mit dem vollen Gewicht seiner irdischen Schwere, und das herrliche Flügelroß, das ihm ein gütiger Gott geschenkt, erlahmte unter der gemeinen Last.

Ueber Deutsche Marine-Geschichte.

Vom

Vice-Admiral **Batsch.**

A. Tesdorpf, Geschichte der kaiserl. deutschen Kriegsmarine in Denkwürdigkeiten von allgemeinem Interesse. Kiel 1889.

Es ist über die Flotte seit ihrem Bestehen schon so Manches geschrieben worden, und man hat keinen Grund über einen Mangel an Schriftstellerei auf dem Gebiet der Marine zu klagen; es ist aber eine Frage, ob die Art ganz dem entspricht, was einer wirklichen und nützlichen Förderung der Sache Noth thut. An Volksthümlichkeit hat es nie gemangelt; eher könnte man behaupten, daß der Volksthümlichkeit so, wie sie beschaffen war, etwas zuviel gewesen wäre, weil die Mittel, deren sich die Schriftstellerei bediente, mehr auf die nationale Selbstgefälligkeit, als auf ernstes Verständniß wirkten. Jeder Versuch in letzterer Richtung müßte deshalb mit Beifall aufgenommen werden, auch wenn er das nicht erreicht, was er als Zweck ins Auge faßt. Nicht ganz mit Unrecht wird noch immer behauptet, daß die Flotte ein Rest jener sogenannten März-Errungenschaften sei, ein Erzeugniß deutscher Schönschriftstellerei und schwärmender Beredsamkeit, ein ganz geeignetes Feld, auf dem die liberalen Geister der Zeit sich ergehen könnten in ihrem Widerstand gegen das, was man den drohenden Militarismus nannte. Daher kam es auch, daß die der Marine gewidmete Schriftstellerei nur von den sogenannten volksthümlichen Federn besorgt wurde, und daß die wirklich militärische Fachschriftstellerei ihr lange Zeit fremd blieb.

Zwischen wirklichen und nur sogenannten militärischen Schriften muß nämlich ein Unterschied gemacht werden; denn man kann nicht leugnen, daß auch in militärischen Kreisen die Marine sich vielfach einer gewissen Volksthümlichkeit erfreute, und demgemäß schriftstellerisch bearbeitet wurde; für eine ernsthafte wirklich militärische Behandlung fehlte

aber die Grundlage, und der Mangel solcher Grundlage war, daß Kriegsthaten fehlten.

Man hat aus dem verhältnißmäßig Wenigen, was im Seekrieg zur Zeit des großen Kurfürsten geleistet worden ist, möglichst viel zu machen gesucht und hat sich Mühe gegeben, daraus eine Ueberlieferung zu schaffen; solche Bemühungen entsprechen aber nur in geringem Maße ihrem Zwecke; die Schriftstellerei sorgt für den Aufputz, und dient damit wohl der Volksthümlichkeit, aber nicht dem Ernst der Sache.

So wird in den Schriften, von denen hier die Rede ist, vielfach behauptet, daß der große Kurfürst Flottenbestrebungen um ihrer selbst willen verfolgt habe; damit thut man ihm sicherlich Unrecht, und unterschätzt die staatsmännische Einsicht eines Fürsten, der wohl wußte, daß man sich eine Flotte nicht halten könne aus Liebhaberei, oder um sie zu beliebiger Verwendung zu besitzen. Seine Zeit war auch nicht dazu angethan, sich solchen Gedanken hinzugeben, oder Pläne zu hegen, die ihm nicht durch den bitteren Ernst der Lage aufgezwungen wurden. Der große Kurfürst aber hatte ein lebhaftes Verständniß für den Nutzen einer Seeküste, und dafür, daß man nur dann Beherrscher dieser Seeküste ist, wenn die freie Verfügung über das daranstoßende Meer nicht bestritten werden kann.

Die Marine bedarf nicht bloß der Schönschriftstellerei, welche die Romantik des Seewesens pflegt, sondern ernsthafter Geschichtschreibung.

In diesem Sinne ist denn auch die unlängst in Kiel erschienene „Geschichte der Kaiserlichen Kriegsmarine“ als ein nützlicher Beitrag zu begrüßen, und es braucht ihrer wohlwollenden Aufnahme keinen Eintrag zu thun, wenn in der Ausführung, so wie sie vorliegt, dies oder jenes vermißt wird, oder aber im Einzelnen Berichtigungen sich aufdrängen, die dem Nutzen des Werkes nur das Wort reden.

Für ein zu Kriegszwecken bestimmtes Gemeinwesen, welches zu weltbewegenden Ereignissen keinen unmittelbaren Beitrag geleistet hat, ist Geschichtschreibung eine heikele Sache. Es muß Kriegsgeschichte sein, und doch fehlen die Kriegsleistungen von Bedeutung. Ihr Schwerpunkt wird daher in den sie begleitenden Umständen liegen, und nicht in der eigenen Geschichte. Es wird das umsomehr der Fall sein müssen, als der Leser nothwendig zu der Frage gedrängt wird, ob es denn für gewisse Geschichtsereignisse von Bedeutung der Ausübung einer Seemacht bedurfte, oder nicht. Hierin liegt noch heute der Kern jeder Seekriegsgeschichte, und wo man von diesem Gesichtspunkt nicht ausgeht, da ist es eben nur eine für die Geschichte allenfalls in Betracht kommende Aneinanderreihung von Denkwürdigkeiten sein.

Von solchem Standpunkt muß daher auch das ins Auge fallende Umschlagstitelblatt des Kieler Werkes betrachtet werden. Es verheißt dem Leser eine „Geschichte der Kaiserlich deutschen Kriegsmarine". Das innere Titelblatt beschränkt die Verheißung der Außenseite, indem es derselben Firma den Beisatz „in Denkwürdigkeiten von allgemeinem Interesse" hinzufügt.

Nun möge an dieser Stelle der Einwand gestattet sein, daß der Ausdruck „Kaiserliche Kriegsmarine" bei einem Schriftsteller vom Fach befremden muß. Es gibt nur eine „Kaiserliche Marine", denn eine Marine des Kaisers kann nichts Anderes als eine Kriegs-Marine sein, es wäre denn, daß man die Rhederei der Post — wenn es eine solche gäbe —, oder einer Seehandlung unter den Begriff Kaiserlicher Marine bringen wollte. Die Rang- und Quartierliste begnügt sich mit der Firma „Marine"; daher dürfte es für die Geschichtschreibung wohl auch genügen. Knappe Ausdrucksweise ist einer der besten Grundzüge militärischen Styls, und ist daher auch für Schriften wie die vorliegende zu empfehlen.

Dies ist indeß eine Aeußerlichkeit ohne Bedeutung, und würde kaum zu erwähnen sein, wenn der Titel überhaupt zu billigen wäre. Die Absicht des Werkes ist schon oben beifällig besprochen worden. Die Absicht allein genügt aber nicht, und was hier gegeben wird, ist nicht eine Marinegeschichte, sondern eine, wie anerkannt werden muß, recht fleißige Sammlung von Erzählungen theils aus amtlichen Quellen, theils aus vorhandener Litteratur.

Die beiden Titelbilder, Prinz Adalbert und Prinz Heinrich, sollen dem geistigen Zwecke des Werkes Ausdruck geben. Mit Recht ist der Schöpfer der Marine vorangestellt und die viel versprechende Zukunft in dem Bildniß des Bruders Seiner Majestät angedeutet.

In dem gesammten Werke findet die schöpferische, erhaltende und fördernde Thätigkeit des Oberbefehlshabers Prinzen Adalbert eigentlich nur in dem Abdruck einer Denkschrift Erwähnung, die der Prinz seiner Zeit dem König Friedrich Wilhelm IV. unterbreitete, und von der man wohl sagen kann, daß sie heute — nach vierzig Jahren, — immer noch mit Nutzen gelesen werden kann. Es hat so manche schaffende Hand, auch nach dem Prinzen, sich an der Marine versucht, aber wer immer hat schaffen wollen, hat den in jener Denkschrift niedergelegten Grundsätzen folgen müssen, und wer ihnen nicht gefolgt ist, hat der Sache geschadet. Daß die Denkschrift in eine Zeit fiel, wo man nicht allzuselten von dem „Krebsschaden" einer Marine sprechen hörte, war nicht des Prinzen Schuld. Mit einer Selbstentsagung ohne Gleichen hat er

dem einmal angefangenen Werk Vorschub zu leisten versucht; ob er dabei an erster oder zweiter Stelle stand, war ihm gleich, wenn er nur helfen konnte; sein Stand war oft schwierig, und eine Beschönigung ist es, wenn das vorliegende Werk im zweiten Abschnitte von dem Oberbefehl des Prinzen von 1848—1871 spricht. Ein wirklicher Oberbefehl lag schon seit dem Anfang der 60er Jahre nur sehr eingeschränkt in seiner Hand, denn seit jener Zeit gab es einen Marineminister, der fast alle Betriebsorgane in seiner Hand vereinigte und vereinigen mußte.

So ist es nicht ganz richtig, wenn der dritte Abschnitt von einer Leitung der Marine durch den General von Stosch als „späteren Admiral" spricht. Herr von Stosch war erster Chef der Admiralität und General der Infanterie; eine Ernennung zum Admiral existirt nicht; es ist ihm vielmehr gelegentlich der Flotten-Manöver von 1875 bei Warnemünde als Ausdruck der Allerhöchsten Anerkennung der „Rang eines Admirals" verliehen worden. Die Unterscheidung zwischen einer wirklichen „Ernennung" und „Verleihung des Ranges" mag eine eingebildete sein; immerhin ermangelt sie, nach Lage der Sache, nicht so ganz der Bedeutung, und der Unterschied mußte erwähnt werden.

Folgt man der Art der ganzen Zusammenstellung und den Einzelausführungen des vorliegenden Werkes, so vermißt man den Zusammenhang der Dinge, und kommt zu der Anschauung, daß die Wiedergabe einer wirklichen Geschichte nicht beabsichtigt war. Das Wesen der Geschichtschreibung ist die sachliche, unbefangene, durch Augenblickszwecke nicht behelligte Schilderung der hervorragendsten Persönlichkeiten in ihrem Thun und Lassen. Es genügt dazu nicht, sie gewissermaßen aus ihrer Zeit herauszuschälen, und den Leser mit einigen für bestimmte Zwecke geschriebenen Denkschriften oder Briefen abzufinden, sondern es ist auch eine Erwähnung der Zeitumstände unerläßlich, und zur Lösung einer solchen Aufgabe hat dem Verfasser wahrscheinlich das Material gefehlt, oder aber er hat sich einer solchen Aufgabe überhaupt nicht unterziehen wollen.

Kommt man nun zu der Anschauung, daß es sich um die Erzählung einzelner Denkwürdigkeiten gehandelt hat, und erwartet die Schilderung des Lebenslaufes bestimmter Schiffe, so wird dem nicht ganz entsprochen. Ein Schiff, welches eine derartige Behandlung am meisten verdiente und welches dazu den meisten Stoff bot, war die „Arcona". Das Gefecht von Jasmund, ein Markstein in der Geschichte der Marine, liegt jetzt gerade fünfundzwanzig Jahre hinter uns, und das Geschichtswerk hätte sich ein Verdienst erworben, dieses Umstandes besonders zu erwähnen und der jetzigen Generation eine wohlangebrachte An-

regung zu geben. Daß die Herſtellung dieſes Schiffes und ſeiner Klaſſe das geiſtige Erzeugniß deutſcher Schiffbaukunſt geweſen ſei, darin iſt der Verfaſſer nicht genau unterrichtet. Der damalige Leiter des Schiffbauweſens war ein der ſchwediſchen Marine entliehener Ingenieur, der Corvetten-Capitain Gjerling. Kriegsſchiffe waren von einem deutſchen Schiffsbaumeiſter damals zwar ſchon gebaut, aber noch nicht entworfen worden. Elbertshagen hatte die „Amazone" gebaut, aber nicht nach eigenem Entwurf, ſondern nach dem Modell eines engliſchen Kriegsſchiffes, wenn wir nicht irren, der damaligen Corvette „Dido". Den Entwurf zu der Klaſſe unſerer gedeckten Corvetten, von denen „Arcona" die erſte war, lieferte Gjerling. Die Anforderungen, die man an den Entwurf ſtellte, waren nicht gering. Man verlangte ein Schiff, welches artilleriſtiſch möglichſt ſtark, von geringem Tiefgang für die Oſtſeehäfen, eine Corvette heißen und doch den geringeren Fregatten fremder Seemächte gewachſen ſein ſollte. Auf die Benennung „Corvette" legte der Prinz Adalbert beſonderes Gewicht; es widerſtrebte ihm, in der Aufbauſchung des Namens zu ſuchen, was an innerer Stärke und wirklichem Gefechtswerth fehlte. Würden ſolche Schiffe ſich im Gefecht mit den damaligen kleineren Fregatten den letzteren ebenbürtig erweiſen, ſo mußte das für Corvetten eine Ehre und ein Ruhmestitel ſein. Den Nutzen einer ſolchen Taktik hatte der letzte Britiſch-Amerikaniſche Krieg erwieſen; man iſt ihr auch in den Abkömmlingen jener Schiffsklaſſe bis zu der Zeit treu geblieben, wo Herr von Stoſch die Leitung der Marine den Händen ſeines Nachfolgers übergab. Obgleich dieſe Abkömmlinge die Eigenart des alten Entwurfs in nichts geändert hatten — oder höchſtens darin, daß ihre artilleriſtiſche Gefechtsſtärke im Verhältniß zu ihrem Tonnengehalt vermindert war —, ſo erhielten ſie 1884 doch den hochtönenden Namen „Kreuzerfregatten", den ſie noch heute führen.

Es war erſt einer ſpäteren Zeit vorbehalten, die geniale Schaffenskraft unſerer eigenen Ingenieure zur Geltung zu bringen; glücklicher Weiſe fehlte es dazu nicht an Vorbildern, denn es iſt ein Irrthum zu glauben, der Entwurf zu einem Kriegſchiff entſpringe dem Haupt eines Mannes, wie Minerva dem Haupte des Jupiter.

Wie „Arcona", „Gazelle", „Hertha", „Vineta", „Eliſabeth" dem Entwurf eines ſchwediſchen Ingenieurs entſtammten, ſo war auch das erſte größere Kriegſchiff, die „Danzig", keine deutſche Erfindung. Mit der Entſtehung dieſes Schiffes hat ſich das vorliegende Geſchichtswerk nur wenig beſchäftigt, und doch iſt nicht nur ſeine Entſtehung, ſondern auch ſein Lebenslauf und Ende von einigem Intereſſe. Der Entwurf ſtammte von demſelben John Scott Ruſſel, der ſchon früher die Aviſo's

„Nix" und „Salamander" entworfen hatte. Bei einem Reg. Tonnengehalt von 1292 Tonnen und einem Tiefgang von 14 Fuß, einer Maschine von 430 nom. Pferdekräften hatte dies Schiff mit einer Batterie von 12 Bombenkanonen, von denen es vier auf den besonders dazu ausgebauten Radkasten-Plattformen führte, eine außerordentliche Gefechtsstärke. Mit seinen auf den Radkasten stehenden 95 Ctr. schweren 68-Pfündern konnte es den ganzen Horizont bestreichen. Leider hatte der Danziger Schiffbaumeister das Schiff zum großen Theil aus frischem Holze gebaut, so daß es sehr bald Spuren von Trockenfäule zeigte, und in Folge dessen im Jahre 1863 als nicht mehr seedienstfähig verkauft wurde. Als gleich darauf der Dänische Krieg ausbrach, bot der Eigenthümer, ein Schotte, es zum Rückkauf an, das Marine-Ministerium glaubte indeß darauf verzichten zu sollen. Das Schiff kam darauf in den Besitz der Japanischen Regierung, und scheint dort als Kriegschiff Tüchtiges geleistet zu haben; gelegentlich der Kämpfe des Taikun mit den rebellischen Daimio's ist es nach heißem Gefecht von seinem eigenen Commandanten in die Luft gesprengt worden. Dies ist nun zwar nicht Deutsche Marinegeschichte, aber es ist doch die Geschichte eines nicht unbedeutenden Gliedes derselben, und hätte in einem Geschichtswerk wohl verdient, seinen Platz zu finden.

Seit Errichtung der einheitlichen Admiralität unter Herrn v. Stosch's Leitung hat die Industrie des Kriegs- insbesondere des Panzerschiffbaues in Deutschland einen mächtigen und nachhaltigen Aufschwung genommen, so daß selbst fremde Seemächte, die bis dahin auf eigenen Füßen standen, es nicht verschmähten, für ihren Schiffbau den deutschen Markt aufzusuchen. Es war aber nicht bloß die ausführende heimische Bau-Industrie, die damals so lebhaft gefördert wurde; es wäre ein Irrthum oder Unrecht, das anzunehmen; der geistig schaffende Theil der Aufgabe wurde, soweit es System und Einrichtung betraf, in Formen gebracht, die sie vom Handwerk, der verwaltungsmäßigen Ausführung der Bauten frei machten.

Dieser Zweig des Constructionswesens hat sich früher bei uns in der Kindheit befunden, denn wo ein Betrieb sich erst entwickelt, fehlt die Erfahrung, und wo diese fehlt, pflegt auch die Erfindungsgabe nicht bei der Hand zu sein*).

*) Man hat die vorerwähnte zur Zeit des Herrn v. Stosch getroffene Einrichtung neuerdings zu diskreditiren gesucht. Diesen Zweck verfolgte namentlich eine unlängst in Wiesbaden erschienene Flugschrift unter dem Titel: „Was der Marine nöthiger ist, als Geld." Es wird darin auszuführen gesucht, daß die Wiedergewinnung der angeblich verloren gegangenen „Genialität" nöthiger sei als Geld, und wie zu solcher Wiedergewinnung u. A. die Uniformirung der

Die Schwierigkeiten, mit denen die Entwickelung der Marine zu kämpfen gehabt, lagen aber nicht bloß auf diesem Gebiet. Wenn man auf Seite 65 liest, wie die Ausrüstung des Commodoreschiffes des für Japan bestimmten Geschwaders nur langsam von statten gegangen sei, weil die ungünstige Witterung den Verkehr erschwert habe, so ist damit ein Hauptpunkt jener Schwierigkeiten nur eben gestreift. Erst 1864 ist die Marine in Besitz des Kieler Hafens gekommen, und bis dahin hat sich fast das ganze Leben der Flotte in Aus- und Abrüstung, ja selbst in den nothwendigsten Uebungen auf der Danziger Rhede abgespielt. Es kam vor, daß Schiffe wochenlang dort vor ihren Ankern die Nordoststürme abreiten mußten, weil der Hafeneingang nicht zugänglich, und daß der Verkehr mit dem Lande abgeschnitten war, weil die Brandung und der Seegang den Bootsverkehr unmöglich machten. So ereignete es sich, daß die Vineta während des Dänischen Krieges ihre Ausrüstung auf offener Seerhede zu vollenden hatte, weil ihr bei ablandigem Winde das Ausgehen mit vollem Tiefgang unmöglich gewesen wäre.

Solche Dinge üben einen so wesentlichen Einfluß auf Kriegsbegebenheiten, daß sie bei einer Geschichtschreibung nicht übergangen werden dürfen. Ueberhaupt darf nicht übersehen werden, daß bei Bearbeitung

---

Construkteure ein unentbehrlicher Faktor sei. Gerade das, was in dieser Schrift als wünschenswerth bezeichnet wird, ist durch die von ihr angefochtene Einrichtung erreicht worden. Wäre das nicht der Fall, so würde es durch rein äußerliche Dinge, wie z. B. Uniformirung und Rang niemals erreicht werden. Sehr bezeichnend werden von jener Schrift die Einrichtungen der Französischen Marine als Muster hingestellt. Nun ist aber fast zu derselben Zeit in Frankreich eine Schrift unter dem Titel „Les abus dans la Marine“ erschienen, die wohl geeignet ist, jedem Verehrer Französischer Einrichtungen die Augen zu öffnen. Da wird mit großer Deutlichkeit darauf hingewiesen, welche enormen Mittel die Unterhaltung des nicht kombattanten Personales im Vergleich mit der schwimmenden Streitkraft verschlingt, und wie dies zum Nachtheil der Französischen Verwaltung absticht gegen die Englische, für welche letztere der Wiesbadener Verfasser auch keine Meinung hat.

Als Beispiel führt der Französische Verfasser, der Deputirte Paul Bourde ein Jahr an, in welchem Frankreich 89 Schiffe mit einem Tonnengehalt von 170 000 Tons, England 130 Schiffe mit einem Tonnengehalt von 255 000 Tons zur See und in Dienst gestellt hatte. Und er führt nach amtlichen Quellen aus, wie jene 130 Englischen Schiffe, allein in Material 3 200 000 Franks, die 89 Französischen dagegen 8 560 000 Franks gekostet hätten. Während die Englischen Arsenale alle Werftarbeit ihrer um $^2/_3$ größeren Flotte mit 16 000 Werftarbeitern bewältigten, wurden in Frankreich 21 000 Arbeiter für die um $^2/_3$ geringere Arbeit nicht für genügend erachtet. Für 1800 Officiere habe man in Frankreich 3000 Beamte, und für 39 000 Eingeschiffte müsse man 38 000 Köpfe am Lande unterhalten. Von letzterer Zahl beanspruchen denn auch die Ingenieure einen nicht geringen Antheil, und eine Nachahmung erscheint dem Wiesbadener Verfasser wünschenswerth.

Da es den Anschein gewinnt, als hätte die erwähnte Wiesbadener Schrift auf die Verhandlungen des Reichstags einen bestimmenden Einfluß ausgeübt, so ist ein Hinweis wohl am Platz, obgleich die Sache selbst mit dem hier besprochenen Werk nichts zu thun hat.

der Geschichte einer Flotte, nicht die Reisen und die größeren oder geringeren Reibungen mit wilden und halbwilden Völkerschaften, sondern die wirklichen Kriegsbegebnisse mit allem Zubehör ihres Zusammenhanges in erster Reihe stehen. Sie sind um so wichtiger, als sie den eigentlichen Stoff liefern für größere Anforderungen eines Krieges der Zukunft.

Daß das vorliegende Werk sich bezüglich der Kriegsläufte lediglich an den Text des Generalstabswerkes hält, ist — unbeschadet der Mustergültigkeit des letzteren, — nicht zu billigen. Ein Generalstabswerk hat das Gesammtergebniß des Krieges ins Auge zu fassen, und die Einzelnheiten danach zu behandeln, wie sie zu jenem Gesammtergebniß beigetragen haben. Der Specialist, und das ist der Seeofficier als Verfasser eines maritimen Werkes, hat der Bedeutung aller Einzelnheiten für seine Waffe näher zu treten, weil seine Arbeit als Grundlage dienen soll für die Rüstung der Zukunft.

Dem Verfasser eines Generalstabswerkes genügt selbstredend die Schilderung der im gegebenen Kriegsfall stattgehabten Bewegungen, strategisch und taktisch, der Ereignisse und wichtigen Vorfälle auf dem Kriegstheater. Die eingehende Schilderung des Räderwerks, welches dahinter steht, ist nicht seine Sache. Dagegen soll dies gerade die Sache des geschichtschreibenden Seeofficiers sein; dieser darf sich daher die Sache nicht so leicht machen, und sich mit dem Text eines Generalstabswerkes begnügen. Es darf ihm dies umsoweniger genügen, als es sich für ihn um einen Leserkreis handelt, der der Sache fremd gegenübersteht.

Die Belletristik ist — womit wir ihrem Nutzen nicht zu nahe treten wollen — meist auf Täuschung berechnet; oder wenn nicht berechnet, so läuft sie darauf hinaus, das kann man weder bei Marryat, noch bei Cooper in Abrede stellen; dagegen hat insbesondere der Letztere das unbestreitbare Verdienst neben reicher Romantik doch auch Geschichtschreibung von klassischem Werth geliefert zu haben. Und gerade dieser Schriftsteller hat das weitere Verdienst, Zweck und Methode einer nützlichen Marinegeschichtschreibung richtig aufgefaßt zu haben. Er hat den Unterschied erkannt zwischen der Schilderung einer Kriegsgeschichte, deren Begebenheiten und Einzelnheiten sich auf dem Lande vor Jedermanns Augen vollziehen, und der Schilderung von Begebenheiten zur See, die der großen Menge der Leser doch immer nur traumhaft sind.

Wer sich über Seekriegsgeschichte unterrichten will, wer ein Verständniß gewinnen will über alles Das, was zum Seekrieg nöthig ist, findet die Mittel dazu nicht in seiner nächsten Nähe; er muß weit

greifen, und ſich größerer Mühwaltung unterziehen; aber auch das hilft ihm nichts, wenn der Schriftſteller von Fach ihm nicht auf dem halben Wege entgegenkommt.

Ein ſolches Entgegenkommen kann man in dem Kieler Werk eigentlich nicht finden, und das legt die Vermuthung nahe, daß es nur für einen beſchränkten Kreis von Leſern geſchrieben iſt, denen es Freude macht, Dinge erzählt zu finden, in denen ihnen das eigene Erlebniß und die eigene Theilhaberſchaft vor die Augen tritt, eine Sache, deren Nutzen keineswegs von der Hand zu weiſen iſt.

Nicht unähnlich liegt die Sache mit den Schilderungen rein ſeemänniſcher Natur. Auch hier hat ſich der Erzähler von Fach zu vergegenwärtigen, daß er vor einem Leſerkreis ſteht, der aus einem Geſchichtsbuch wirkliche Unterrichtung ſchöpfen will, oder, daß er, im eingeſchränkteſten Falle, Leſer hat, die die Sache ſelbſt kennen, und für die unſachlich gehaltene Schriftſtellerei verſchwendete Mühe iſt. Stößt nun der eine oder der andere dieſer Leſerkreiſe auf eine Schilderung, wie ſie z. B. auf Seite 86 über die Bewegungen des „Arminius“ auf der Elbe im Jahr 1866 gegeben iſt, ſo muß er ſich fragen, was damit gemeint ſei. „Die See ſchlug“, ſo heißt es da, „von allen Seiten über das niedrige Schiff, dem bei ſeinem koloſſalen Gewicht und dem ſtarren Eiſenpanzer jede Fähigkeit fehlte, ſich elaſtiſch über die anſtürmenden Wogen zu heben.“ Dieſe Schilderung, von der man nicht annehmen darf, daß ſie dem Generalſtabswerk entnommen iſt, ſtellt ſelbſt dem Gemüth des Laien eine nicht geringe Zumuthung. Der Fachmann weiß, daß das größere oder geringere Gewicht eines Schiffes wohl auf den Tiefgang, nicht aber auf ſeine Schwimmfähigkeit einwirkt, und daß die Fähigkeit ſich über anſtürmende Wogen zu heben, von der Form und Raumabmeſſung, nicht aber vom Gewicht abhängig iſt, ſonſt müßte dieſe Fähigkeit ja mit der wachſenden Größe abnehmen, während das Gegentheil der Fall iſt. Daß auch der „ſtarre Eiſenpanzer“ in derſelben Beziehung hindernd wirken ſoll, iſt ganz unverſtändlich. Der Fachmann weiß auch, daß man im Punkte der „Elaſtizität“ bei Schiffen nicht zu anſpruchsvoll ſein darf. Bei ganz leichten hölzernen Schiffen früherer Zeiten kam dieſe Eigenſchaft in Frage. Um durch größere Geſchmeidigkeit des Schiffskörpers den Segeldruck beſſer auszunützen, ſägte man die Deckbalken durch, und entrann auf dieſe Weiſe einem in Segelkraft überlegenen Verfolger. War die Maßregel an ſich ſchon fragwürdig, ſo konnte nur für einen ganz beſtimmten Moment, nur für eine ganz einzige Lage davon die Rede ſein. Mit der „Hebung gegen eine bewegte Waſſermaſſe“ hat ſie nichts zu thun und bei einem ſo feſt

und starr zusammenverbolzten Ding, wie ein Schiffskörper kommt Elastizität überhaupt nicht in Betracht*).

Es ist nicht genug anzuerkennen, daß das hier vorliegende Geschichtswerk es sich zur Aufgabe gestellt hat, die mannichfachsten Verdienste des Prinzen Adalbert von Preußen in den Vordergrund zu stellen. Dies wäre indeß vor Allem zu wünschen gewesen bei dem Capitel der Einweihung des „ersten Kriegshafens des Norddeutschen Bundes". Damit ist der Jadehafen gemeint, was aus dem Titel des Capitels nicht so ohne Weiteres zu erkennen ist. Man mag über Vieles, was zu Lebzeiten des Prinzen-Admiral geschehen oder unterlassen ist, getheilter Meinung sein, sein einzig dastehendes Verdienst um die Gewinnung, Schaffung und Förderung des Kriegshafens an der Nordsee wird und kann ihm Niemand schmälern. Dem noch heute in Oldenburg lebenden, hochbetagten Präsidenten Erdmann gebührt die Anerkennung, seinem Landesfürsten nicht minder, wie dem Prinzen Adalbert von Preußen zur Durchsetzung jenes Werkes als hülfreicher Berather und Förderer zur Seite gestanden zu haben, und diese Anerkennung gilt heute umso höher, als es sich damals um die Erreichung eines Zieles handelte, dem „viel' Feinde" gegenüberstanden. Daß der Minister von Manteuffel damals gleichzeitig Chef der Admiralität war, verschaffte seinem Ministerium ein unverwelkliches Ruhmesblatt. Dem redlich Deutschen Streben des Großherzogs von Oldenburg und der klaren Erkenntniß des Prinzen Adalbert für das, was einer zukünftigen Deutschen Seemacht Noth thue, ist die Gewinnung jenes Oldenburgischen Gebietstheiles zu danken. Es war eine That, mit welcher „neues Leben" aus „Ruinen" erstand, denn die Deutsche Nordseeflotte war den diplomatischen Keulenschlägen unlängst erlegen; mit Genugthuung schrieb damals der Prinz von Preußen aus Coblenz an den General von Natzmer (8. August 1852): „Vielleicht hat die Flotte den Schwarzenberg getödtet, da er einsehen muß, daß seine Antipathie gegen Preußen es nun doch dahin gebracht hat, daß gerade Preußen das Fundament der Deutschen Flotte abgeben wird, an die sich die übrigen dereinst nolens volens anschließen müssen, also daß gerade das eintritt, was er verhindern wollte. Wir können sehr zufrieden mit diesem Ausfall der Frage sein.

*) Seite 88 heißt es, daß am 1. October 1869 in Kiel die „schwarz-roth-weiße" Kriegsflagge gehißt worden sei. Darin ist zweierlei nicht zutreffend. Die Thatsache selbst ereignete sich volle zwei Jahre früher, und der Charakter der Flagge ist in der Reihenfolge der Farben nicht richtig bezeichnet. Die Deutsche Trikolore ist schwarz-weiß-roth, und nur in einem ganz vereinzelten Fall ist in der Anordnung der Farben des Bandes der Kriegsmedaillen die richtige Reihenfolge übersehen worden.

Wenn wir nur auf dem Berliner Zoll-Congreß Sieger bleiben, dann haben wir enormes Terrain gewonnen." . . . . .

Es gab in ganz Deutschland nur wenige Menschen, die um die Mitte des Jahrhunderts an dem Aldenburg-Bentinkschen Erbstreit ein Interesse genommen haben; wer hätte sich überhaupt viel darum gekümmert, was in jenem nordwestlichen Winkel des Reichs oberhalb der Lüneburger Haide vorging, und doch war es diese „querelle Allemande", die der Entstehung des ersten Deutschen Kriegshafens an der Nordsee einen nicht unwillkommenen Anstoß gab.

Als König Wilhelm im Juni 1869 dem neuen Hafen seinen Namen gab, war er sich vollbewußt, wen unter den Anwesenden er in erster Reihe auszuzeichnen habe. Von den Urhebern des Werkes war der Großherzog Peter I. nicht mehr am Leben, und Prinz Adalbert allein war zugegen, dem der König seinen Dank in herzlicher Umarmung ausdrückte.

Wenn in dem Kieler Geschichtswerk als eines der wenigen dort angeführten Momente von Bedeutung die Summe erwähnt wird, die das Werk bis dahin gekostet, so genügt dies weder für den Leser von Fach, noch für den Laien, und der Vergleich mit Cherbourg, welches „beispielsweise" mehr gekostet habe, kann nur irre führen, und hat an dieser Stelle keinen Nutzen. Die ungeheueren Schwierigkeiten der Herstellung finden ebensowenig Erwähnung, wie der Werth und die Bedeutung des fertigen Werkes, und doch war die Ueberwindung aller Schwierigkeiten und die Aufwendung so vieler Mittel nur durch den hohen Werth und die Bedeutung des Werkes zu rechtfertigen.

Noch heute fehlt es nicht an Stimmen, die der Sache ihren Werth entweder absprechen, oder ihn doch verkleinern. Unkenntniß der Verhältnisse spielt dabei keine geringe Rolle, und die Angabe der nothwendigsten Einzelnheiten ist das Mindeste, was man vom Fachschriftsteller in dieser Beziehung zu erwarten hat.

Die Abhandlung über den Krieg 1870/71 ist ziemlich kurz gefaßt. Mit Recht beansprucht das Kanonenboot Meteor mit seinem tapferen Führer den Löwenantheil. Der Verfasser hat sich zwar Mühe gegeben, auch den anderweiten Kriegsbegebenheiten auf den verschiedenen Meeren gerecht zu werden; das ändert aber nichts an der heute ziemlich allgemein bekannten Lage. Ungeachtet der bittersten Erfahrungen mehrerer Kriege hatte man der Finanzkraft des Landes mehr als den Aufschwung zu einer geringfügigen Flottille nicht zuzutrauen vermocht, und befand sich nun einer feindlichen Seemacht ersten Ranges gegenüber. Daß der Prinz-Admiral es vorzog, sich einem der Hauptquartiere der

Armee anzuſchließen, hatte ſeine wohlgegründete Bewandtniß. An eine Kriegführung, die größere maritime Combinationen erheiſcht hätte, war kaum zu denken; und bei den beſchränkten Kampfmitteln mußte es genügen, die beiden Seebefehlshaber in Oſtſee einer-, in der Nordſee andererſeits nach Maßgabe des Orts auf eigene Füße zu ſtellen. Es war nur billig und in mehr als einer Beziehung zweckmäßig, daß der Prinz damals einer Lage entrückt ward, für deren Herbeiführung er ſelbſt weniger als irgend Jemand verantwortlich war. Nur die ſtählerne Medaille nach einem Krieg von ſolcher Bedeutung wäre für einen Prinzen des Hauſes doch in der That zu wenig geweſen.

Eine zielbewußte Geſchichtſchreibung hat ſicher die Aufgabe, in dem, was ſie ſchreibt, das Selbſtvertrauen der Nation zu fördern; dies darf aber nicht auf Koſten ſachlicher Richtigkeit geſchehen. Das Verhältniß der damaligen Norddeutſchen Marine zum Krieg von 1870/71 war durchaus klar und einfach. Eine Beſchönigung des unzweifelhaften Mißverhältniſſes kann zur Förderung des nationalen Selbſtvertrauens nicht beitragen; iſt vielmehr geeignet, ein noch abfälligeres Urtheil über die Leiſtungen oder Nichtleiſtungen hervorzurufen. Dieſen Fehler hat das Kieler Geſchichtswerk zu vermeiden geſucht; nicht ganz daſſelbe kann man ſagen von einer anderen Klippe, die eine richtige Geſchichtſchreibung zu umſchiffen hat, das iſt die Ueberſchätzung oder Vergrößerung der vorhandenen Mängel.

Wenn geſagt wird, der Monitor „Prinz Adalbert“ ſei ein „den zu ſtellenden Anforderungen nicht genügendes, ſ. Z. auf Spekulation in Frankreich gebautes Fahrzeug“ geweſen, ſo entſpricht das nicht ganz der Billigkeit. Jener Monitor war ein von Armand in Bordeaux nicht auf Spekulation, ſondern auf Beſtellung der damaligen Regierung der Amerikaniſchen Südſtaaten gebautes Schweſterſchiff des „Stonewall Jackſon“, von deſſen Wirkſamkeit die Flotte der Nordſtaaten mancherlei erzählen kann. „Zu ſtellende Anforderungen“ ſind ein weiter Begriff, und es hat noch kein Kriegſchiff gegeben, von dem man Alles verlangen kann. Die Ausrüſtung unſerer damaligen Schiffe als nur „leidlich“ zu bezeichnen, iſt ebenſo wenig begründet wie die Behauptung, daß ſie bereit waren den Kampf gegen „jede Uebermacht“ aufzunehmen, was andererſeits wieder durch die Bemerkung abgeſchwächt wird, ſie wären durch „die erwähnten Calamitäten in ihrer vollen Aktionskraft ſehr behindert geweſen. Und hierin“, ſo heißt es, „lag auch das Hauptmoment für das durch die Umſtände gebotene Verhalten des Geſchwaders, ſich der erdrückenden Uebermacht gegenüber in erſter Reihe nur auf die Defenſive zu beſchränken.“ Was der „erdrückenden Uebermacht gegen-

über" in zweiter oder letzter Reihe hätte geschehen können oder sollen, wird nicht gesagt. Die Flotte hat eine Aufgabe gelöst, der sie, streng genommen, nicht einmal gewachsen war; sie hat den übermächtigen Feind an der Zerstörung unserer Häfen und an dem Betreten unserer Küsten verhindert. Daß dies durch die überwältigenden Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz in Feindesland allein herbeigeführt worden sei, ist zu viel behauptet. Jene Ereignisse haben die Zurückberufung der feindlichen Flotte zur Folge gehabt, nicht aber ihre Unthätigkeit, so lange sie da war. Weitergehende Leistungen waren gegen die erdrückende Uebermacht gar nicht zu erwarten, und negative Leistungen — wie man sich solche etwa durch Zusammenstöße nachtheiligen Erfolges denken kann — waren doch wohl in keinem Falle wünschenswerth.

Wenn bei Beurtheilung der feindlichen Bewegungen gesagt wird, daß es in der Ostsee für etwaige Landungen an „günstigen Operationsbasen" gemangelt habe, und daß die Ostseehäfen wegen des überall flachen Strandes schwer anzugreifen sind, so klingt das nicht ganz verständlich. Die Nordseehäfen sind in dieser Beziehung doch sicher schwieriger, und durch welcherlei Umstände in der Ostsee die Schwierigkeiten bedingt sind, wird nicht gesagt. Daß die Russen mehr als einmal große Armee-Abtheilungen zur Winterzeit an der offenen Küste von Colberg gelandet haben, mußte dem Verfasser doch bekannt sein.

Den kriegerischen Aufgaben einer Flotte werden in dem vorliegenden Geschichtswerk die Friedensaufgaben gegenübergestellt, und ihre Eigenart als etwas von jenen ganz verschiedenes bezeichnet. Das ist eine Auffassung, auf die man vielfach stößt; sie ist aber geeignet, zu manchen irrthümlichen Schlüssen zu führen. Kriegschiffe und Flotten oder Geschwader treten überall, wo sie hinkommen — es wäre denn, daß sie ihre Kanonen und sonstigen Waffen zu Haus gelassen hätten — mit der Drohung der Gewalt auf; es kann deshalb wohl von einer Thätigkeit im Frieden, niemals aber von einer rein friedlichen Thätigkeit die Rede sein, denn das würde einen Verzicht auf den eigentlichen Beruf in sich schließen. So trifft man bei der Besprechung des Mittelmeer-Geschwaders im Jahr 1876 auf folgenden Wortlaut: „Wie schon erwähnt, war das Geschwader nach seiner Stärke und Zusammensetzung gar nicht im Stande, andere als die vorerwähnten friedlichen Aufgaben zu lösen" (S. 193).

Unter den friedlichen Aufgaben wird nach Angabe dieser Erzählung lediglich das Zusammentreffen mit anderen Krigsgeschwadern aller Nationen im Orient verstanden, um die Deutsche Seemacht „respektabel" zu vertreten, bei der Salonichi-Affaire starke Pression auszuüben, Lands-

lente gegen Excesse zu schützen und damit eine Uebungsreise zu verbinden. Feindliche Absichten Deutschlands gegen die Türkei werden ausdrücklich von der Hand gewiesen. Das Letztere geschieht mit solcher Betonung, daß man Umschau hält, ob denn für eine solche Auffassung Anzeichen vorhanden waren, und das muß verneint werden. Dagegen muß man darauf zurückkommen, daß ja die Begriffe „Pression", „Schutz" und ähnliche im Falle der Ausführung immer nur Gewalt bedeuten, und Anwendung von Gewalt ist immer feindlich. Zu einer Betrachtung, wie die auf S. 193, daß die Türkei einem feindlichen Auftreten des Deutschen Geschwaders gegenüber wohl im Stande gewesen sei, ihre Souverainitätsrechte zu schützen, ist gar kein Anlaß. Dem Auftreten einer solchen Frage hätten eine ganze Reihe von Veränderungen in den Verhältnissen der Mächte zu einander vorangehen müssen, und von der augenblicklichen Lage dieser Verhältnisse ist der Verfasser des vorliegenden Geschichtswerkes offenbar nicht hinlänglich unterrichtet gewesen. Ebensowenig Anlaß war aus diesem Grunde auch zu der Bemerkung, daß der Englische Admiral gewiß wohl den Befehl gehabt habe, sich einem Einlaufen fremder Kriegschiffe in die Türkischen Territorialgewässer — sollte wohl Dardanellen heißen — zu widersetzen. Inwiefern „die Verhältnisse scharf darauf hingedeutet" haben, ist nicht erkenntlich. Der Verfasser hat hier, wie es den Anschein gewinnt, der Phantasie etwas Spielraum gegeben, denn er sagt, der Englische Admiral habe das Deutsche Geschwader in Salonichi durch eine schnelle Corvette beobachten lassen; für einen solchen Zweck wäre aber sicherlich kein Schiff ungeeigneter gewesen, als die vor Salonichi liegende „Research" eine der ältesten und langsamsten Englischen Panzer-Corvetten, ein Schiff, welches der Englische Admiral offenbar nur deshalb auf einen solchen Posten beordert hatte, weil es den Bewegungen seines eigenen Geschwaders schwer zu folgen vermochte. Der Capitain dieses Schiffes ließ sich seine Selbstständigkeit nur zu gern gefallen, und mußte wiederholt von seinem Vorgesetzten erinnert werden, wie es Zeit sei, sich wieder seinem Geschwader anzuschließen.

Die strategischen sowohl, wie die politischen Auseinandersetzungen einer eingehenden Erörterung zu unterziehen, erscheint nicht zweckmäßig; es ist anzunehmen, daß der Verfasser des Geschichtswerkes selbst ihnen eine besondere Bedeutung nicht beilegen wollte, wie sie ja eigentlich aus dem Rahmen heraustreten, den er seiner Erzählung im Uebrigen gezogen hat. Daß man mit den Folgerungen nicht ganz einverstanden sein kann, ist bereits angedeutet. Von einer „prekären" Lage des Deutschen Mittelmeer-Geschwaders zu sprechen, ist nur gerechtfertigt, wenn

man eine Isolirung der Deutschen Reichspolitik voraussetzt, und der Verfasser des Geschichtswerkes wird nicht behaupten wollen, daß dazu ein Anlaß war.

Was die Erzählungsweise überhaupt anlangt, so ist zu bedauern, daß der Verfasser sich in der Darstellung der Einzelnheiten, wie es scheint, mehr an die Schilderung von Zuschauern, als an die aktenmäßigen Berichte gehalten hat. Die letzteren sind ihm vielleicht nicht ganz zugänglich gewesen; bei Benutzung der ersteren aber hätte er sich sagen müssen, daß große Vorsicht nöthig sei. Diese Bemerkung bezieht sich auf fast alle Capitel des Werkes. Unzweifelhaft sind Zuschauer für viele Dinge klassische Zeugen; ihr Zeugniß beschränkt sich aber immer nur auf das, was sie sehen, während das Andere, was sie nur zu wissen glauben, unzuverlässig ist. Hier tritt für eine Geschichtschreibung, die Anspruch auf Werth macht, die amtliche Feststellung in ihr Recht; aber auch hierin muß sich der Geschichtschreiber zuweilen Beschränkung auferlegen, namentlich, wenn er die Absicht hat, nach allen Seiten gerecht zu sein. So wäre es für den Geschichtschreiber unrichtig, bei einem internationalen Streit nur die amtliche Aeußerung der einen Seite zum Ausdruck zu bringen, und wie die Einseitigkeit zu vermeiden ist zwischen zwei Nationen, so muß sie auch vermieden werden, wo im eigenen Lager verschiedene gleichberechtigte Parteien auftreten, und wo eine amtliche Aeußerung nur dem Standpunkt der einen Partei Ausdruck giebt.

Diese Art der Einseitigkeit ist nicht vermieden worden in der Darstellung der Katastrophe des „Großen Kurfürsten". Der Verfasser des Geschichtswerkes hat diesem Ereigniß gerecht zu werden geglaubt, indem er ihr eine Schrift zu Grunde legte, die zwar amtlichen Ursprungs war, aber unter der ausdrücklichen Firma „nicht amtlich" veröffentlicht wurde. Man kann dieser Schrift ohne Bedenken das Zeugniß ausstellen, daß der Urheber bemüht gewesen ist, die Hergänge sachlich zu schildern, und in ihrem wahren Licht erscheinen zu lassen; man muß aber immer berücksichtigen, daß der Geschichtschreiber in seinem Urtheil auch nicht einmal an den Wortlaut eines gerichtlichen Erkenntnisses gebunden ist; am allerwenigsten ist das der Fall, wenn es sich um Erkenntnisse handeln sollte, die einander widersprechen. Ueber den Wortlaut dieser Erkenntnisse hat die öffentliche Presse auch in neuerer Zeit wieder die verschiedensten, meist unrichtigen Lesarten gebracht, und amtliche Berichtigungen hat man in keinem Falle eintreten lassen. Das Geschichtswerk selbst enthält sich nun zwar einer Aeußerung über dieselben, entlehnt seine Darstellung aber einer Schrift, die auf Grund

eines von ihnen abgefaßt ist. Es ergänzt die Darstellung noch durch die „Aufzeichnungen eines der glücklich Geretteten". Es wurde schon vorher bemerkt, daß selbst Berichte von sogenannten Augenzeugen mit Vorsicht beurtheilt sein wollen; dasselbe hat in dem hier vorliegenden Fall zu gelten von Augenzeugen, die bei einem Unglücksfall gerettet werden. Der „König Wilhelm" befand sich, als der „Große Kurfürst" sank, etwa eine Seemeile davon entfernt, und doch will der „glücklich Gerettete" gesehen haben, daß „über die Hälfte der Besatzung des sinkenden Schiffes durch über Bord geworfene Rundhölzer, Hängmatten ꝛc. des „König Wilhelm" geborgen worden sei"; eine Legende, die damals in der Presse ziemliche Verbreitung fand, ohne daß ihr widersprochen wurde. Für die Behörde wäre es allerdings eine zu starke Zumuthung gewesen, Berichtigungen eintreten zu lassen auf Alles, was damals seinen Weg in die öffentlichen Blätter fand; wer aber Geschichte schreibt, muß Spreu vom Hafer unterscheiden, und muß im Nachdrucken solcher Dinge Vorsicht üben. Auch die Erwähnung des „König Wilhelm" als „vorne fast schon wegsinkend" wäre besser unterblieben, weil sie auf einen Eindruck beim Leser berechnet ist, der der Sachlage nicht entspricht. Daß im Augenblick des Kenterns und Sinkens mehrere hundert Stimmen sich hörbar machen, ist wohl natürlich, doch ist auch hier der Eindruck, den die Erzählungsweise hervorruft kein richtiger.

Als König Friedrich Wilhelm IV. den Bericht über die klassische Haltung Britischer Truppen beim Untergang des Truppenschiffes „Birkenhead" in allen Preußischen Garnisonen beim Appell bekannt machen ließ, war unsere Marine in den ersten Anfängen ihres Entstehens; auch sie hat sich die alt-Preußische Disciplin zu eigen gemacht, und mit Recht wurde in dem amtlichen Nachruf der Männer gedacht, die bei Folkestone ihre Eidestreue mit dem Tode besiegelten. Jener Nachruf hätte den etwas sentimental klingenden Aeußerungen des glücklich Geretteten wohl voranstehen können. Eine rein sachlich gehaltene, von Parteileidenschaft freie Erzählung und Begründung jenes Unglücksfalles ist noch nicht geschrieben worden, und das vorliegende Geschichtswerk bringt keinen Beitrag zur Klärung.

Eine ziemlich eingehende Schilderung erfährt der Zusammenstoß der Corvette „Sophie" mit dem Lloyd-Dampfer „Hohenzollern". Es ist aber auch in diesem Falle zu bemerken, wie der Geschichtschreiber sich nicht lediglich darauf beschränken darf, amtliche Gutachten oder Erkenntnisse nachzudrucken; denn diese sind zwar zuverlässig genug für die Belehrung, sie sind aber häufig Richter in der eigenen Sache, und meist wenig geneigt, dem gegenseitigen Standpunkt die nöthige Beleuchtung zu geben.

In einer Geſchichtſchreibung hätte wohl auch der Vergleich mit dem Fall des „Großen Kurfürſten“ hervorgehoben werden können, denn es liegt ein nicht geringes Maß von Belehrung in dem Umſtande, daß im letzterwähnten Fall das große Schiff mit der verhältnißmäßig geringen Verletzung kentert und ſinkt, während das kleine Schiff mit der von oben bis unten aufgeriſſenen Seite den ziemlich entfernten Hafen erreicht.

Eigenthümlich hat es ſich getroffen, daß ein Cardinalſatz, dem das vorliegende Buch noch huldigt, unterdeſſen bereits in ſein Gegentheil umgeſchlagen iſt. Und es war die höchſte Zeit, daß es geſchah, weil die Flotte, die nur eben eine gewiſſe machtgebietende Höhe erreicht hatte, in Gefahr kam, ſelbſt von den Marinen zweiten Ranges überholt zu werden. Es iſt die Legende, das Torpedoboot ſei der von einer gütigen Vorſehung dem Schwächeren zur See beſchiedene Schild und Schirm gegen den Starken. Man hat ſich der Einſicht, daß auch zur See die Machtverhältniſſe durch eine neue Erfindung nicht in ihr Gegentheil verkehrt werden, nicht verſchloſſen. Auch der weiter daran geknüpfte Lehrſatz, daß man nicht eher bauen dürfe, als bis das denkbar Beſte erfunden ſei, weil „man ſich nicht auf den Luxus koſtſpieliger Experimente einlaſſen dürfe“, iſt heute beſeitigt, und auch die dritte Neuerung, wonach ein Handinhandgehen mit der Armee durch Abgabe von Flotten-Perſonal und Material an die Landbefeſtigungen zu erſtreben ſei, wird in der Zukunft wohl ihre Richtigſtellung finden, weil es auf der Hand liegt, daß eine Flotte, wie die des Deutſchen Reichs, ſich den „Luxus“ einer derartigen Generoſität nicht erlauben darf.

Die Kündigung des Privilegiums der Reichsbank und der Privatnotenbanken.

Von

Erwin Nasse.

Unter allen den wirthschaftlichen Reformen, welche die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reichs im ersten Jahrzehnt ihres Bestehens angeordnet hat, ist keine so frei von ernsten Anfechtungen geblieben, wie das Bankgesetz vom 14. März 1875. Der große Fortschritt, der dadurch in der Ordnung unseres Geldwesens gemacht worden ist, war ein so augenfälliger, daß die Mängel dagegen völlig verschwanden und die Ausstellungen, die gelegentlich erhoben wurden, wenig Beachtung gefunden haben. Die Erörterung der principiellen Fragen über Errichtung der Zettelbanken, die Regulirung des Notenumlaufs u. s. w., welche die Theoretiker, wie anderswo so auch in Deutschland, in der Zeit von 1840—70 auf das Lebhafteste beschäftigten, sind daher auch fast ganz in den Hintergrund getreten, weil kaum irgend jemand den Beruf fühlte, an den Grundlagen der neuen Ordnung zu rütteln.

Insbesondere hat das Institut der Reichsbank und seine Verwaltung in den weitesten Kreisen sich der größten Anerkennung zu erfreuen. So ist denn auch jetzt von einem Kampf gegen diese Einrichtung Nichts zu merken. Man ist einig, daß die Reichsbank die Basis unseres ganzen Geldwesens sein und bleiben muß. Es handelt sich nur um die weitere Ausbildung dieser Einrichtung.

Wer sich schon einige Jahrzehnte mit dem Geld- und Bankwesen beschäftigt hat, wird die Größe dieses Fortschritts in der Erkenntniß zu ermessen wissen. Dem Verfasser möge es erlaubt sein da an eigene Erlebnisse anzuknüpfen. Als er im Jahr 1856 darzuthun versuchte, daß die preußische Bank eine Centralbank für Nord- und Mitteldeutschland werden, die disponible baare Reserve für dies

Wirthschaftsgebiet halten und den wechselnden Bedarf desselben an Zahlungsmitteln erfüllen müsse, blieben diese Ausführungen in der Litteratur ohne alle Zustimmung, aber nicht ohne lebhaften Widerspruch. Es gehört meines Erachtens zu den größten Verdiensten des Ministers von der Heydt, daß er trotz der Ungunst der öffentlichen Meinung damals die engen Bande löste, in welche die übrigens wohldurchdachte Reform von 1846 das Institut gelegt hatte. Die preußische Bankverwaltung hat dann allmählich der Bank die durch die Natur der Verhältnisse vorgezeichnete Stellung in Deutschland erworben, so weit das in den ihr gewiesenen Schranken und unter vielfachen Anfechtungen der Praktiker und Theoretiker, fast ohne alle Unterstützung in der damaligen Litteratur über Bankwesen möglich war. Als dann im Jahr 1865 die preußische Regierung mit dem Vorschlag hervortrat, die Bank solle an den außerpreußischen Verkehrsmittelpunkten von Nord- und Mitteldeutschland (Hamburg, Leipzig u. s. w.) Zweiganstalten errichten, machte das Abgeordnetenhaus die Ausführung dieses Plans durch die von der Majorität geforderte Limitirung der ungedeckten Notenausgabe auf 60 Millionen Thlr. unmöglich. In hochfahrender Weise wurde eine Vertheidigung der Bankerweiterung, die ich in einer kleinen Schrift versuchte, von den hervorragendsten unter den damals die öffentliche Meinung beherrschenden „Volkswirthen" zurückgewiesen. Zum Theil sah man in den Banknoten eine Gefahr, die man auf alle mögliche Weise einengen müsse, zum Theil verlangte man Freiheit der Banknotenausgabe für die Privatwirthschaft. Die Beschlüsse, welche der volkswirthschaftliche Congreß damals in seinen Zusammenkünften zu Dresden (1863) und Nürnberg (1865) faßte, sind charakteristisch für die in weiten Kreisen vorherrschende Stimmung. In Dresden (1863) erklärte man sich dahin, daß der Betrieb des Bankgeschäfts, einschließlich der Notenausgabe, insofern die Theilnehmer unbeschränkt haftbar seien, gleich jedem andern Gewerbe völlig freizugeben sei, für Banken mit beschränkter Haftbarkeit der Theilhaber sei ebenfalls die Schädlichkeit des Concessionszwangs anzuerkennen, allein sie seien, wenn sie Banknoten ausgeben wollten, gewissen allgemeinen Normativbestimmungen zu unterwerfen. In Nürnberg (1865) beschloß man fast einstimmig: 1) Die Privilegirung von Banken, namentlich von Zettelbanken, verhindert die gesunde Entwickelung des Bankwesens u. s. w. 2) Die Vermehrung von Circulationsmitteln durch Emission von privilegirten Werthzeichen, insbesondere von Staatspapiergeld, ist verwerflich u. s. w. Aber auch in den Kreisen der preußischen Staatsverwaltung fehlte es damals nicht an einflußreichen Gegnern einer Weiterentwickelung der preußischen Bank.

Die Ereigniſſe der Jahre 1866 und 1870 haben, wie auf ſo manchen anderen Gebieten, ſo auch im Bankweſen zuerſt einen Umſchwung der öffentlichen Meinung zur Folge gehabt. Zum Theil iſt derſelbe dem Schwinden der ſtaatsfeindlichen Richtung in Folge der politiſchen Vorgänge zu danken. Man konnte doch nicht mehr jede gemeinwirthſchaftliche Organiſation mit den Worten Monopol und Privilegium bei Seite ſchieben. Zum Theil hat das Erwachen des nationalen Geiſtes mit dem Gedanken einer nationalen Regelung auch dieſer Angelegenheit vertraut gemacht. Zum Theil endlich haben die Erfahrungen in den Kriſen von 1866 und 1870 und das weiſe Verhalten der Bankverwaltung in denſelben über die Bedeutung einer Centralbank viele im praktiſchen Leben ſtehende Männer belehrt. Während in der erſteren Kriſis, die bei weitem die ſchlimmſte war, welche unſer Geld- und Creditſyſtem ſeit 1848 auszuhalten gehabt hat, der Notencredit und deshalb auch die Creditbewilligung der kleineren Zettelbanken die weſentlichſte Einſchränkung erlitt, nahm die Ausgabe ungedeckter Noten und die Creditgewährung der preußiſchen Bank zu. Jene entzogen dem Verkehr zur Zeit der größten Geldnoth bei einem Diskonto von 7—9% Baarvorräthe und Noten, dieſe half mit ihren Noten dem Bedürfniß an Zahlungsmitteln ab*). Im Jahr 1870 war der Contraſt in dem Verhalten nicht ganz ſo groß, aber die Hülfe, welche die preußiſche Bank während des erſten Schreckens nach Ausbruch des Krieges durch vermehrte Diskontirungen und Notenausgabe gewährte, doch augenfällig genug um den Werth dieſes Inſtituts zur allgemeinen Erkenntniß zu bringen. Während ſonſt zu Anfang jedes Halbjahres die diskontirten Wechſel, die gewährten Darlehne und umlaufenden Noten ſich zu vermindern pflegen, ſtieg 1870 vom 7.—30. Juli der Betrag der Wechſel von 98,104,000 auf 121,153,000, der Lombarddarlehen von 17,700,000 auf 22,069,000, der umlaufenden Noten von 164,693,000 auf 201,463,000 Thlr.

In den Verhandlungen über das Reichsbankgeſetz machten ſich indeß immer noch die Gedankenrichtungen der ſechziger Jahre in Bezug auf die wirthſchaftlichen Funktionen der Banknoten und auf die Stellung des Staats zur Banknotenausgabe mit Entſchiedenheit geltend. Dazu kam die Macht der Intereſſen, welche ſich an die beſtehenden

*) Von Ende März bis Ende Juni 1866 nahm die Menge der ungedeckten Noten in der Preußiſchen Bank um c. 15 Millionen Thaler, die der diskontirten Wechſel und gewährten Lombarddarlehn um c. 11 Millionen Thaler zu, die ungedeckten Noten der übrigen deutſchen Zettelbanken verminderten ſich um c. 11 Millionen, die Wechſel und Lombarddarlehn um c. 12 Millionen Thaler. S. die näheren Nachweiſe in meinem Artikel „Die deutſchen Zettelbanken während der Kriſis von 1866“ Hildebrands Jahrbücher. Bd. XI. S. 1 ff.

Verhältniſſe im Bankweſen knüpfte und vor Allem der Particularismus der Einzelſtaaten, welcher auf dieſem Gebiete, wie auf vielen anderen, mit der größten Schonung behandelt worden iſt und gewiß auch behandelt werden mußte. Allen dieſen feindlichen Kräften iſt damals das Inſtitut der Reichsbank abgerungen worden und die Spuren ihres Einfluſſes ſind in dem Geſetz von 1875 deutlich erkennbar. Bei dem bevorſtehenden Ablauf der Friſt, für welche die Reichsbank zunächſt errichtet iſt, wird es daher vorzugsweiſe darum handeln, ob es auf Grund der bisherigen Erfahrungen nothwendig und bei dem veränderten Stande der öffentlichen Meinung möglich iſt einige dieſer Spuren auszutilgen.

Um für dieſe Unterſuchung einen feſteren Grund zu gewinnen müſſen wir uns zunächſt darüber klar werden, welche Ziele bei der Regelung der Banknotenausgabe erſtrebt werden müſſen.

Daß die Ordnung des Zahlungsweſens eine weſentliche Aufgabe der Staatsgewalt iſt, darüber hat in wohlgeordneten Staaten kaum jemals ein Zweifel beſtanden. Die Münzhoheit und das Münzregale des Staats werden von Niemanden beſtritten. Aber jene Aufgabe kann gegenwärtig durch die Fürſorge für das Metallgeld nicht mehr in ausreichender Weiſe erfüllt werden.

Der moderne Verkehr bedarf für alle größeren Zahlungen eines bequemern Zahlungsmittels als das Metallgeld und trotz mancher Hemmniſſe, welche die Geſetzgebung der neuern Staaten der Entwicklung entgegengeſtellt hat, ſchränkt ſich der Gebrauch des Metallgeldes allmählich mehr und mehr ein. Mag daher der Staat noch ſo ſehr für gute Münzen ſorgen, man macht und erhält die größeren Zahlungen nicht mehr mit Münzen.

Noch viel wichtiger aber iſt, daß der Verkehr einer wechſelnden Menge von Zahlungsmitteln bedarf und daß wenn die Beſchaffung derſelben auf Schwierigkeiten ſtößt, Geldkriſen entſtehn, die, obſchon von den Mittelpunkten des Geldverkehrs ausgehend, doch das ganze Land mehr oder weniger in Mitleidenſchaft ziehn.

Die Menge der durch Geld zu vermittelnden Werthumſätze iſt gegenwärtig periodenweiſe ganz außerordentlich verſchieden. Es folgen ſich im Verlauf jedes Jahrs Zeiten, in denen ſich die Zahlungen concentriren und Zeiten größter Geſchäftsſtille. Zu Anfang des erſten und zweiten Halbjahrs werden Zinſen und Beſoldungen bezahlt, jährliche und halbjährliche Rechnungen ausgeglichen, in jedem Spätſommer und Herbſte mehren ſich die Zahlungen, welche aus der Erndte und dem Umſatz landwirthſchaftlicher Produkte entſpringen. Ebenſo aber iſt

zu anderen Zeiten z. B. im Februar und März, wenn die Jahresausgleichung beendet ist und der winterliche Stillstand vieler Arbeiten die Lohnzahlungen vermindert, ein stark vermindertes Bedürfniß an Zahlungsmitteln deutlich erkennbar. In älteren Zeiten wurde diesem Wechsel in der Menge der erforderlichen Umlaufsmittel dadurch abgeholfen, daß die in Zeiten der Geschäftsstille angesammelten Münzvorräthe eine Zeit lang in Umlauf traten um dann wieder den größten Theil des Jahrs in Kisten und Kasten zu ruhen. Jetzt giebt es keine solche müssigen Geldvorräthe. Diejenigen, welche für einige Wochen vermehrte Zahlungsmittel bedürfen, wenden sich direkt oder indirekt an die Banken. Wenn diese dem steigenden Bedürfniß nur mit Metallgeld abhelfen könnten, so würde das die Geldbedürftigen theuer zu stehn kommen. Sie würden in hohen Provisionen oder Zinsen oder verminderten Preisen ihrer Produkte den Zinsverlust, der durch längere Aufbewahrung und die Kosten, die durch Beziehung des Metallgeldes von auswärts erwachsen würden, ersetzen müssen. Nur der Bankkredit kann ohne übermäßigen Aufwand und ohne Verkehrsstörung die fehlenden Zahlungsmittel schaffen und zwar hauptsächlich durch Vermehrung der durch Baarvorräthe nichtgedeckten Noten und der Giroguthaben.

So wie es in verschiedenen Jahreszeiten mit großer Regelmäßigkeit zu geschehn pflegt, so giebt es unregelmäßige Schwankungen in dem Bedarf an Zahlungsmitteln je nach dem lebhaftern und schleppendern Gang der Erwerbthätigkeit, dem höhern oder niedrigern Stande der Waarenpreise und des Lohns. Es würde auch in diesen Fällen sehr kostspielig sein, wenn ein Land jedesmal bei sinkendem Bedarf an Zahlungsmitteln sein überschüssiges Metallgeld abstoßen und bei steigenden sich wieder verschaffen wollte. Die Mittel zur Ausgleichung müssen durch auf dem Credit beruhende Einrichtungen genommen werden.

Noch viel dringender und plötzlicher tritt ein stark vermehrter Bedarf an Zahlungsmitteln zu Zeiten großer Crediterschütterungen ein, wie sie durch wirthschaftliche Krisen und politische Störungen nicht selten hervorgerufen werden. In solchen Momenten streben die Einzelwirthschaften nach Verstärkung der Kassenvorräthe um bei versagendem Credit für alle, möglicher Weise eintretende Zahlungsverpflichtungen doch thunlichst gerüstet zu sein. Der Schrecken ist nicht selten so groß, daß von den leistungsfähigern Wirthschaften die größten Opfer gebracht werden um stärkere Baarvorräthe zu erhalten und daß in Folge dessen viele schwächere zahlungsunfähig werden und dadurch wieder der panische Schrecken weiter vermehrt wird. Da das im Inlande vorhandene Metallgeld nicht vermehrt werden und die Heranziehung von Gold aus

dem Auslande, besonders in politischen Krisen, in denen man allenthalben die Baarvorräthe festhält, die größten, unter Umständen unüberwindliche Schwierigkeiten haben kann und jedenfalls Zeit erfordert, so ist auch in diesem Falle eine Hülfe nur möglich, wenn der Bankcredit vorhält und dem Verkehr die Zahlungsmittel in vermehrtem Maße liefert, nach denen ein so heftiges Verlangen herrscht. Zettelbanken, deren Noten auch in solchen Zeiten statt baaren Geldes allenthalben genommen werden, Girobanken, denen die verstärkten Kassenvorräthe anvertraut werden, können durch Creditgewährung in Noten oder in vergrößerten Girogutheben die erforderlichen Zahlungsmittel und damit Beruhigung der Geldbedürftigen schaffen und den verheerenden Wirkungen des allgemeinen Schreckens vorbeugen.

Die dritte Art eines oft mit großer Intensivität auftretenden Bedarfs an Zahlungsmitteln ist der Begehr nach edlem Metall, oder wie man zur Zeit richtiger sagt, nach Gold zur Ausfuhr. Wie sehr sich auch die Mittel vervielfältigt und vervollkommnet haben, durch welche zwischen den Culturstaaten die gegenseitigen Zahlungsverpflichtungen compensirt werden, es bleiben immer kleine Saldi der internationalen Zahlungsbilanz übrig, die mit baarem Gelde d. h. mit Gold ausgeglichen werden müssen. Es ist nicht der Ort hier einzugehen auf die Störungen in der internationalen Handelsbilanz, sowie auf die internationalen Capitalübertragungen und auf die Vorgänge im Geldwesen fremder Länder, welche internationale Baarzahlungen auch jetzt noch oft in beträchtlichem Grade nothwendig machen. Zahlreiche Thatsachen in der neuern Geschichte des Geldwesens bestätigen die Unregelmäßigkeit dieser Goldströmungen, sowie die Stärke des Begehrs nach geprägtem oder ungeprägtem Golde, welches in Folge derselben an den Mittelpunkten des Weltverkehrs eintritt. In frühern Zeiten konnte auch diesem Begehr in der Regel durch die in Besitz der Privatwirthschaften befindlichen Vorräthe an Metallgeld genügt werden. Aus denselben sind nach schlechten Erndten, für Kriegscontributionszahlungen oft verhältnißmäßig große Beträge ans Ausland abgeführt worden. In der heutigen Volkswirthschaft hält Niemand größere Vorräthe an Metallgeld, als für die Zwecke der eigenen Wirthschaft dringend erforderlich ist. Ein ausgebildetes System von Sparkassen und Banken pumpt durch den Reiz des Zinses auch die kleinsten disponibeln Baarvorräthe aus den Privatkassen aus. Wenn daher nicht jeder Begehr nach Gold zur Ausfuhr, auch wenn er im mäßigsten Betrage auftritt, Diskontoerhöhungen und Geldkrisen, oder gar Einstellung der Baarzahlungen und Goldagio hervorrufen soll, so müssen die großen Centralbanken eine disponible Re-

serve an Gold halten, aus denen internationale Zahlungen bestritten werden können*).

Man hat wohl gemeint, es sei nicht Aufgabe des Staats für diese verschiedenen Arten eines wechselnden Bedarfs an Zahlungsmitteln irgend eine Fürsorge zu treffen. Der Bedarf äußere sich an den Börsen in einer mehr oder weniger empfindlichen Erhöhung des Diskontos. Für „den Creditbedarf einer speciellen Gruppe weniger Staatsangehöriger" habe der Staat keine Fürsorge zu treffen. Aber die Banken und Banquiers, welche in den erwähnten Fällen Wechsel diskontiren, Lombarddarlehn aufnehmen, oder Guthaben einziehn um dafür Zahlungsmittel zu erhalten, sind nur die Organe viel weiterer Kreise. Was den Begehr fürs Inland angeht, so würden sich die Börsenkreise für den Verkehr unter sich sehr wohl zu behelfen wissen durch vermehrten Gebrauch von Wechseln, Umschreibungen, Abrechnungen, aber für die Lohnzahlungen der Arbeiter, für die Rechnungen der Handwerker, für den sonstigen Geldbedarf aller kleineren und vor Allem auch den entfernt vom Mittelpunkt des Verkehrs gelegenen Wirthschaften bedarf man nothwendig der Banknoten und der Münzen. Diese kleineren Wirthschaften würden den Schaden tragen müssen, wenn die Beschaffung dieser Zahlungsmittel gar nicht oder nur mit großen Kosten möglich wäre. Aber auch wenn nach einer schlechten Ernte für fremdes Getreide, oder bei einer plötzlichen Verschiebung in den Bezugsquellen einer andern Waare (Baumwolle 1861—64) für die Beschaffung derselben aus anderen Gegenden, oder bei einer Betheiligung der Capitalisten an ausländischen Capitalanlagen Geldsendungen ins Ausland nothwendig waren, so sind nicht die wenigen großen Geldhäuser, welche den internationalen Geldverkehr besorgen, die Ursache der Geldausfuhr, sondern diejenigen, welche fremdes Korn essen, Baumwolle verbrauchen, fremde Werthpapiere kaufen wollen. Wie aber auch die Ursache eines vermehrten inländischen Bedarfs an Zahlungsmitteln oder einer Geldausfuhr beschaffen sein mag, — und wir sind weit entfernt die Manigfaltigkeit der Erscheinungen auf diesem Gebiet hier schildern zu wollen, — die Folgen einer dadurch veranlaßten Geld- und Credit-Krisis erstrecken sich weit über die Kreise hinaus, in welchen sie zuerst auftritt und wie gewöhnlich bei großen Störungen und Verschiebungen im wirthschaftlichen Leben, es sind nicht die Stärksten, sondern die Schwächsten, die

*) In den Vereinigten Staaten von Amerika, in welchen früher der Mangel disponibler Baarvorräthe oft genug die Ursache sehr schlimmer Geldkrisen war, besorgt jetzt die Kasse der Centralregierung diese Aufgabe, ein System, das schwerlich jemand zur Nachahmung empfehlen dürfte.

am meisten darunter leiden. Nicht die Geldreichen, die von dem hohen Zinsfuß Gewinn ziehn, sondern die Capitalbedürftigen, nicht die Banken, die trotz gelegentlicher Verluste doch gerade in Jahren hohen Diskontos große Dividenden zu vertheilen pflegen, sondern diejenigen, welche aus Mangel an Credit ihre Waaren zu niedrigem Preise losschlagen müssen, die Arbeiter, die unverschuldet bei dem Stillstand von Unternehmungen, in denen sie bis dahin beschäftigt, ihr Brot verlieren u. s. w.

Die unabweisbare Aufgabe des Staats für ein elastisches, den legitimen Bedürfnissen des Verkehrs sich thunlichst anschließendes Zahlungswesen zu sorgen, wird aber dadurch ungemein erschwert, daß es auch unberechtigte Bedürfnisse an Zahlungsmitteln giebt, denen im gemeinen Interesse entgegengetreten werden sollte. Es kommen immer wieder Perioden übertriebener, auf die Dauer nicht haltbarer Preissteigerungen und damit zusammenhängender übermäßiger Spekulation und Unternehmungslust vor, die zu schweren verwüstenden Produktionskrisen führen. Solche Zeiten freilich, wie wir sie jüngst erlebt haben, in denen die Entwicklung der Weltwirthschaft sinkende Preise bedingt, lassen diese krankhafte Erscheinung nicht aufkommen. Aber das Sinken der Waarenpreise wird nicht immer fortdauern. Sowie einmal Verschiebungen der Produktions- und Consumtionsverhältnisse eintreten würden, welche erhebliche Preissteigerungen wichtiger Waarengattungen zur Folge hätten, würde auch die Tendenz zu speculativer Uebertreibung der Preissteigerung und die übertriebene Unternehmungslust sich einstellen, die wir besonders häufig in der Zeit von 1850—73, aber in den commerciellen und industriellen Theilen der Welt auch früher oft genug beobachtet haben. Auch solche Perioden fieberhafter Erregung der Erwerbthätigkeit bedürfen einer starken Vermehrung der Zahlungsmittel für den gesteigerten inländischen Verkehr und führen früher oder später immer auch zur Ausfuhr von Geld. Es ist aber natürlich im höchsten Grade wünschenswerth, daß diesen Geldbedürfnissen so wenig wie möglich entsprochen, vielmehr durch Geldmangel so früh als thunlich der krankhaften Entwicklung ein Ende gesetzt werde.

Aber auch die im gesunden nationalen Verkehr entstehende Ausfuhr von Gold bedarf mitunter rechtzeitiger Gegenwirkungen, wenn sie nicht in empfindlichen Geldkrisen enden soll. Sie kann Dimensionen erreichen, die den Goldvorrath in dem Grade erschöpfen, daß eine plötzliche Einschränkung der Creditgewährung nothwendig wird, die zu allgemeinen Crediterschütterungen führen kann. Eine allmähliche und vorsichtige Gegenwirkung gegen eine beträchtliche Goldausfuhr erscheint daher in der Regel unentbehrlich.

Aus allen diesen Gründen ist um dem Zahlungswesen eines Landes zugleich die nöthige Dehnbarkeit und die erforderliche Widerstandskraft zu geben, nach drei Richtungen hin Fürsorge zu treffen.

Erstens müssen auf dem Credit beruhende Zahlungsmittel geschaffen werden, die eine den Bedürfnissen des Verkehrs entsprechende Vermehrung und Verminderung ohne Schwierigkeiten gestatten und die auch in großen Krisen ihren Credit behaupten und die Stelle des Metallgelds vertreten können.

Zweitens muß für einen disponibeln Baarvorrath Sorge getragen werden, aus dem internationale Zahlungen so gemacht werden können, daß heftige Geldkrisen vermieden werden.

Drittens müssen Mittel gegeben sein zur Beeinflussung des Geldmarkts und dieselben müssen so angewandt werden, daß sowohl einer krankhaften Ueberspekulation und übertriebenen Unternehmungslust rechtzeitig entgegengetreten, wie für die allmähliche Hemmung einer übermäßigen Goldausfuhr Sorge getragen wird.

Die Erfüllung dieser Aufgaben wird von Jahr zu Jahr schwieriger, weil in normalen Verhältnissen das Metallgeld mehr und mehr seine Bedeutung als Zahlungsmittel verliert und der Verkehr zwischen den Ländern und Welttheilen zunimmt. Dadurch kann einerseits um so leichter eine krankhafte Preissteigerung mit allen damit verbundenen Uebeln entstehen, andererseits ein rascher Bedarf von Gold zur Ausfuhr oder ein plötzliches Streben nach Thesaurirung von Zahlungsmitteln sich einstellen.

Die Erfahrung der europäischen Culturstaaten hat nun hinlänglich gezeigt, daß diese Aufgaben am besten erfüllt werden, wenn man mit denselben eine im öffentlichen Interesse geleitete Centralbank betraut, welcher das ausschließliche Recht der Banknotenausgabe übertragen wird. Jede Zersplitterung der Mittel und der Verantwortlichkeit kann die Erfüllung des Ziels nur erschweren. Das gilt wie von den andern europäischen Staaten, so auch von Deutschland.

Wäre der zur Deckung aller in Deutschland umlaufenden Banknoten dienende Baarvorrath in der Reichsbank vereinigt, so würde derselbe durch eine etwaige Geldausfuhr relativ weniger vermindert werden und deshalb zu Diskontoerhöhungen, die als Gegenmaßregeln ergriffen werden, weniger Veranlassung sein. Der Geldmarkt würde durch den größeren disponiblen Baarvorrath eine größere Stetigkeit erlangen. Denn für die internationale Zahlungsbilanz sind die kleinen in Dresden und Stuttgart, München und Darmstadt zerstreuten Beträge an Gold jetzt so gut wie bedeutungslos. Aus denselben werden keine irgend er-

heblichen Summen entnommen, wenn die Wechselkurse ungünstig stehn. Man wendet sich an den Baarvorrath, der an dem Orte, an dem die Wechselkurse bestimmt, die internationalen Abrechnungen besorgt werden, zugänglich ist und aus dem allein Summen entnommen werden können, die für die internationale Zahlungsbilanz ins Gewicht fallen.

Im Falle aber Diskontoerhöhungen nothwendig werden zur Sicherung des Baarvorraths oder als Gegenwirkung gegen Ueberspekulation, so ist ihre Wirkung gesicherter, wenn die Diskontopolitik der Reichsbankverwaltung nicht durch abweichende Schritte anderer Zettelbanken gelähmt werden kann. Allerdings verlautet, daß manche der kleineren Banken sich verpflichtet haben dem Vorgang der Reichsbank in dieser Hinsicht zu folgen, Genaueres über das Abkommen ist dem Verfasser nicht bekannt. Aber auf eine solche Unterordnung kann durchaus nicht immer gerechnet werden. Die kleineren Banken haben, weil sie vor Goldentziehungen für internationale Verwendung sicherer sind, die Fähigkeit zeitweise eine selbständige Diskontopolitik durchzuführen. Sie sind nicht genöthigt ihren Diskontosatz mit Rücksicht auf die Wechselkurse zu reguliren. Sie haben aber auch nicht immer das Interesse der Reichsbank zu folgen, weil sie mit derselben in Concurrenz stehen und ein niedrigerer Diskontosatz ein erfolgreiches Mittel zur Ausdehnung ihres Geschäftskreises und zu vollständigerer Verwendung ihrer Fonds sein kann.

Es ist vorgeschlagen worden, daß um eine Durchkreuzung der von der Reichsbank zur Hemmung einer Goldausfuhr ergriffenen Maßregeln zu verhindern, die Privatnotenbanken gesetzlich verpflichtet werden sollen mit ihrem officiellen Diskontosatz nicht unter den Satz der Reichsbank herunterzugehen. Wenn dabei die Privatbanken die Freiheit behalten beliebig unter der Hand zu niedrigeren Sätzen zu diskontiren, so liegt der Weg zur Umgehung eines solchen Gesetzes offen. Derselbe wird auf die Dauer um so sicherer beschritten werden, als für capitalreiche Städte wie z. B. Frankfurt a. M. der officielle Diskontosatz der Reichsbank ohnehin in der Regel gar nicht maßgebend sein kann.

Geringeres Gewicht ist vielleicht in Deutschland jetzt auf den Vortheil zu legen, den eine centralisirte Notenausgabe durch den großen Credit, den die Noten der Centralbank in Krisen genießen, vor einer Zersplitterung der Notenausgabe voraus hat. Die deutschen Zettelbanken sind wohl ohne Ausnahme gut verwaltet und die größern unter ihnen, namentlich die Landesbanken der Mittelstaaten auch vor einem Mißkredit hinlänglich geschützt, so daß man von ihnen eine Hülfe bringende Thätigkeit und nicht wie 1866 ein Bestreben nach thunlichster

Liquidation in Krisen erwarten kann. Die Probe ist freilich noch nicht gemacht worden. Zeiten allgemeiner und großer Crediterschütterung hat unser Bankwesen seit dem Gesetz vom 14. März 1875 noch nicht durchgemacht. Im Gegentheil, diese Periode zeichnet sich durch eine in der neueren europäischen Geschichte seltene Ruhe und Stetigkeit des Ganges der politischen, sowohl wie der wirthschaftlichen Entwickelung aus. Die bisherigen Erfahrungen sollten daher, wie mir scheint, nicht davon abhalten, soviel als irgend möglich, nach noch größerer Solidität des deutschen Zahlung- und Goldwesens zu trachten.

Offenbar läge es am nächsten dem Beispiele fast aller anderen europäischen Staaten zu folgen und der Notenausgabe aller deutschen Zettelbanken zu Gunsten der Reichsbank so weit und so bald einzuschränken, oder aufzuheben, als das von Rechtswegen zulässig ist.

Zwei Gründe werden hauptsächlich gegen ein solches Verfahren angeführt, der eine wirthschaftlicher, der andere politischer Natur, der eine unseres Erachtens nicht stichhaltig, der andere aber unter den gegebenen Verhältnissen wahrscheinlich von entscheidender Bedeutung.

In wirthschaftlicher Hinsicht weist man hin auf den lokalen Nutzen, den die kleineren Zettelbanken durch Creditgewährung in ihrem Geschäftskreise bringen. Manche derselben würden ohne das Recht der Notenausgabe nicht bestehen können und die Gewerbtreibenden des Vortheils bei ihnen ihre Wechsel zu diskontiren, Darlehen aufzunehmen beraubt werden. Indeß weist doch schon der Umstand, daß man in großen Theilen Deutschlands lokale Zettelbanken nicht kennt und sie nicht vermißt, darauf hin, daß ihre Thätigkeit nicht unentbehrlich ist. Die Rheinprovinz und Westfalen*), Elsaß-Lothringen, Schleswig-Holstein, Mecklenburg mit Hamburg haben, so verschieden auch ihre wirthschaftlichen Verhältnisse sind, keine eigenen Zettelbanken und die Credit- und Bankverhältnisse sind schwerlich ungünstiger als in Sachsen, Bayern und Württemberg. Den größten Theil des Diskontogeschäftes der dortigen Banken würden die Agenturen der Reichsbank übernehmen. Die vermehrte Pflege des Contocorrent- und Depositengeschäfts, sowie des lokalen Giroverkehrs könnte vielen Banken einen Ersatz für die entzogenen Mittel wahrscheinlich leicht gewähren. Eine der kleineren nord- und mitteldeutschen Banken nach der anderen erkennt von selbst, daß das Recht zur Notenausgabe, mit allen den Beschränkungen in dem Geschäftsbetrieb, welche das Reichsbankgesetz den Notenbanken auf-

*) Man hat die Liquidation der übrigens sehr unbedeutenden Kölner Privatbank, die einzige Zettelbank in ganz Rheinland und Westfalen vorgenommen ohne daß irgend eine Klage darüber von Seiten der Creditbedürftigen verlautet wäre.

legt, ein sehr zweifelhaftes Gut ist. Eine Reihe derselben hat darauf verzichtet, oder zeigt sich geneigt dasselbe aufzugeben. Und selbst wenn eine kleine Verminderung der im Diskontogeschäft Anlage suchenden einträte, wie wenig das in der jetzigen Zeit gefühlt wird, zeigt die Erfahrung, die man in Preußen bei der Verstaatlichung der Privateisenbahnen machte. Die großen Eisenbahngesellschaften legten die bei ihnen im Lauf des Jahres sich sammelnden Einnahmeüberschüsse entweder selbst in Diskonten an oder überwiesen sie Bankhäusern, welche dann eine ähnliche Verwendung damit vornahmen. Man sollte denken, daß an Plätzen wie Köln, Magdeburg, Berlin der Wegfall dieser Fonds im Bankgeschäft im hohen Grade fühlbar gewesen wäre. Es sind aber niemals Klagen darüber verlautet.

Um aber möglichst schonend zu verfahren würde es sich vielleicht empfehlen diejenigen unter den privaten Zettelbanken, welche einen besonders nützlichen und schwer zu ersetzenden Geschäftskreis haben, mit der Reichsbank zu vereinigen, sowie im Jahr 1848 die französischen Provinzialbanken mit der Bank von Frankreich verschmolzen wurden. Man hat von beachtenswerther Seite eine Berücksichtigung des großen Unterschiedes, welche zwischen den deutschen Notenbanken besteht, von der künftigen Gesetzgebung verlangt. Diejenigen Banken, welche einen größeren Geschäftskreis und ein verzweigtes Netz von Filialen sich errungen, solle der Gesetzgeber bestehen lassen, die mehr stagnirenden, kleineren Banken beseitigen*). Aber von unserm Standpunkt aus muß grade die Beseitigung der größeren Banken vorzugsweise wünschenswerth erscheinen, weil die andern allmählich von selbst auf die Notenausgabe verzichten oder liquidiren, jene aber, fester gewurzelt, fortbestehen werden und im Stande sind eine selbständige Diskontopolitik, abweichend von der Reichsbank zu verfolgen und weil durch sie hauptsächlich eine Zersplitterung der baaren Reserven des Landes herbeigeführt wird, welche die Verwendbarkeit derselben beeinträchtigt. Wenn nun die Reichsbank ganz in ihren Geschäftskreis eintreten, ihre Comtoire und Agenturen übernehmen würde und ihre Aktionäre an dem entsprechend zu vergrößernden Aktienkapital der Reichsbank betheiligt würden, so wäre vom wirthschaftlichen Gesichtspunkt ein ernster Schaden durch das Aufhören einer selbständigen Existenz dieser Banken schwerlich zu besorgen.

Sollten wir aber den Wegfall der Creditgewährung seitens der lokalen Zettelbanken zu leicht nehmen, bei der Organisation des Geld-

*) Moritz Ströll, Direktor der bayerischen Notenbank, in Schmollers Jahrbuch 1886, 1. Heft.

weſens eines Landes kann die Creditgewährung an kleinere Kreiſe nicht der entſcheidende Geſichtspunkt ſein. Zur Erreichung der eben bezeichneten Ziele, zur Herſtellung eines zugleich ſoliden und elaſtiſchen Zahlungsweſens, iſt es allerdings nothwendig, daß die Zettelbanken einen Theil ihrer Fonds in kurzfälligen, ſicheren Wechſeln anlegen. Wenn daraus ſich für zahlreiche Gewerbtreibende der Vortheil ergiebt ihre Wechſel leichter und unter günſtigeren Bedingungen diskontiren zu können, ſo iſt dieſer Vortheil, ſo erfreulich er auch ſein mag, doch durchaus nebenſächlicher Art. Er muß dem Hauptzweck der ganzen Einrichtung untergeordnet bleiben. Denn die Ordnung des Zahlungsweſens, die Sicherung der Währung und die Beſchaffung der in gemeinem Verkehr einlaufenden Zahlungsmittel insbeſondere ſind ohne Zweifel gemeinſame, Alle gleich berührende und durchaus öffentliche Angelegenheiten, Gewährung von Bankkredit und die Diskontirung von Wechſeln kommt direkt nur einem ſehr kleinen Theile der Staatsangehörigen zu Gute, die Uebrigen werden nur mittelbar davon betroffen. Von dem ſoliden Aufbau des Geldweſens hängt der geſammte Zuſtand des genannten und öffentlichen Credits und die Widerſtandsfähigkeit des Staats in den ſchlimmſten Zeiten ab. Er darf nicht beeinträchtigt werden, damit die wenigen Wirthſchaften, die Bankkredit gebrauchen können, denſelben unter günſtigeren Bedingungen erhalten.

Ganz anderer Art iſt die Frage, ob nicht dem deutſchen Particularismus, wie ſo manches andere Opfer, auch das des Fortbeſtandes der Landesbanken in den deutſchen Mittelſtaaten gebracht werden muß. Der Verf. iſt nicht in der Lage darüber ein ſicheres Urtheil zu fällen, aber es ſcheint faſt, als ob die Frage bejaht werden müßte. Der finanzielle Nachtheil, den einige Mittelſtaaten durch das Eingehn ihrer Landesbanken erleiden würde, ließe ſich ja aus dem Gewinn der Reichsbank entſchädigen, ſowie Preußen eine Entſchädigung für das Aufgeben der preußiſchen Bank erhalten hat. Aber, wir fürchten, es ſind nicht blos wirthſchaftliche oder finanzielle, ſondern politiſche Intereſſen, welche die beſonderen Zettelbanken der Mittelſtaaten erhalten. Die bayriſche Regierung ſoll Zeitungsnachrichten zufolge es ſchon ausgeſprochen haben, daß ſie für die Rechte der bayriſchen Notenbank eintreten werde und wenn das richtig iſt, ſo dürfte ein ähnliches Verhalten auch von den anderen Mittelſtaaten zu erwarten ſein. Es wird daher wahrſcheinlich nur inſofern eine zunehmende Concentration der Notenausgabe in der Reichsbank eintreten, als von den kleineren nord- und mitteldeutſchen Banken die eine oder die andere ihr Notenausgaberecht aufgiebt, weil ſie durch die Beſtimmungen des Reichsbankge-

ſetzes über den Geſchäftsbetrieb der Zettelbanken ſich zu ſehr beengt fühlt und daher auf dies Recht kein Gewicht legt. Dadurch iſt ja bisher ſchon das Notenausgaberecht der Reichsbank gewachſen und eine weitere Entwicklung erſcheint für Nord- und Mitteldeutſchland, das Königreich Sachſen ausgenommen, nicht unwahrſcheinlich.

Offenbar aber ſind es nur die kleinen minder bedeutenden Zettelbanken, die auf dieſe Weiſe verſchwinden.

Um ſo mehr tritt die Frage an uns heran, ob es nicht noch andere Mittel giebt, die Reichsbank für die Erfüllung der Aufgaben zu ſtärken, die oben von uns bezeichnet worden ſind.

Es will uns ſcheinen als ob zwei Maßregeln für dieſen Zweck zur Zeit vorzugsweiſe dienlich und ausführbar wären.

Die Noten der Reichsbank ſind thatſächlich im Verkehr dem baaren gemünzten Währungsgelde des deutſchen Reichs völlig gleich geachtet. Wer eine Zahlung von mehr als 100 Mk. zu machen hat, zweifelt nicht, daß er dieſelbe in Reichsbanknoten ebenſogut machen kann, wie in Reichsgoldmünzen. Dem größten Theil der Zahlungsempfänger iſt ganz unbekannt, daß er das Recht hat Zahlungen in Reichsbanknoten zurückzuweiſen und diejenigen, welche das wiſſen, werden von dieſem Rechte keinen Gebrauch machen können, ohne ſich den Vorwurf chicanöſen Verfahrens zuzuziehen. Bei jeder Aufnahme eines baaren Kaſſenbeſtandes oder eines Geldvorraths nicht nur durch Private, ſondern auch durch die Gerichte oder andere öffentliche Behörden werden vorhandene Reichsbanknoten dem Metallgelde als Geld gleichgeſtellt und in den Geldbeſtand eingerechnet. Die Rechtsordnung, ſo will uns ſcheinen, hätte dieſe Thatſachen anzuerkennen und den Charakter der Reichsbanknoten, als eines in allen Zahlungen gültigen Zahlungsmittels auch rechtlich feſtzuſtellen. Geſchieht das nicht, ſo bleibt die Möglichkeit offen, daß in vereinzelten Fällen durch willkürliche Annahmeverweigerung dieſem oder jenem plötzlich unerwartete Unbequemlichkeiten entſtehn, und daß in leidenſchaftlichen Parteikämpfen eine böswillige Zurückweiſung von Reichsbanknoten ſeitens weiterer Kreiſe verſucht werde um Störungen des Geldmarkts hervorzurufen und der Reichsregierung Verlegenheiten zu bereiten. So geſchah es doch in England in den Kämpfen um das Reformgeſetz. Die Oppoſition verſuchte im Jahr 1832 durch öffentliche Anſchläge mit den Worten stop to duke, go for gold ein Rennen auf die Bank von England zu erregen und ſo eine Geldklemme herbeizuführen, welche der Regierung des Herzog von Wellington unangenehm werden mußte. Die damaligen Erfahrungen waren die Haupturſache des Geſetzes von 1833, welches

die Noten der Bank von England, so lange sie gegen Gold einlösbar sind, für ein gesetzliches Zahlungsmittel erklärt. Mögen aber auch ähnliche Umtriebe bei uns weniger zu erwarten sein, die Annahme eines von einer öffentlichen Reichsanstalt ausgegebenen Zahlungsmittels darf nicht von der Laune des Einzelnen oder von Machinationen der Parteien abhängen. Es entspricht das weder der Würde des Reichs, noch dem Interesse der Gesammtheit. Die Möglichkeit, daß die Reichsbank die oben angegebenen unentbehrlichen Funktionen für das gemeine Wesen erfülle, beruht auf der allgemeinen Annahme ihrer Banknote in allen Zahlungen. Daher würde die Reichsgewalt, selbst wenn ein allgemeines Mißtrauen in die Zahlungsfähigkeit der Bank entstände, und die Noten in großen Mengen zur Einlösung präsentirt würden, die Bank nicht liquidiren lassen können, sondern müßte alle thunlichen Mittel ergreifen und nöthigenfalls auch den Zwangskurs der Noten verfügen um die Bank in ihrer vollen Wirksamkeit zu erhalten. Weder in England, noch in Frankreich, noch in Deutschland kann der Eckstein des ganzen Zahlungs- und Creditwesen weggenommen werden, ohne daß ein Zusammenbruch erfolgte, der ungleich verheerender wäre, als eine Suspension der Baarzahlungen seitens der Bank und ein gesetzlicher Curs ihrer Noten. Ist es da nun nicht richtiger von vornherein den Charakter der Reichsbanknoten als eines in allen Zahlungen gültigen Zahlungsmittels anzuerkennen, als in Zeiten der Gefahr einen solchen Schritt nothgedrungen zu thun? In dem ersteren Fall stärkt man den Credit, auf dem das ganze Zahlungswesen des Landes beruht, in dem zweiten könnte die Maßregel als ein Mangel an Credit erscheinen und Mißredit hervorrufen.

Aus ähnlichen Gründen, wie die von uns angegebenen haben schon lange die Männer, welche sich in Deutschland am gründlichsten mit der Theorie des Bankwesens beschäftigt haben, wir nennen nur Bamberger und Adolf Wagner, den gesetzlichen Curs der Reichsbanknoten befürwortet.

Wichtiger aber und nützlicher noch scheint uns eine zweite Reform nämlich die Emission kleinerer Banknoten in Beträgen von 50 und 20 M. seitens der Reichsbank.

Man hat die kleinste Banknote auf 100 M. festgesetzt um die Verdrängung der Goldmünzen durch Banknoten im kleinen Verkehr zu hindern, demnächst auch um für die Reichskassenscheine Raum zu schaffen. Durch den reichlicheren Umlauf von Goldmünzen sollte die Solidität unseres Geldwesens erhöht werden. Aber für diesen Zweck, ebenso wie für die andern oben bezeichneten Ziele der Organisation des Geldwesens

ist sehr viel dienlicher, wenn im kleinen Verkehr die Zahlungen durch Uebertragung von Forderungen an zuverlässige und wohlverwaltete Banken, sei es in Form von Banknoten sei es von Anweisungen und Umschreibungen erledigt werden, dagegen im Besitz der Centralbank des Landes ein größerer disponibeler Goldvorrath sich befindet. Die im kleinen Verkehr umlaufenden Goldstücke können in der Regel zu Zahlungen an das Ausland doch nicht verwandt werden. Sie sind im Verkehr unentbehrlich, wenn nicht die Werthumsätze abnehmen und die Baarvorräthe in den Einzelwirthschaften verkleinert werden. Dazu ist aber in der Regel, wenn eine Goldausfuhr stattfindet, gar kein Grund vorhanden. Im Gegentheil oft fallen vermehrter Bedarf an Zahlungsmitteln fürs Inland und für die Ausfuhr zusammen. Nur aus dem in der Centralbank vereinigten Goldvorrath müssen daher, wenige Ausnahmefälle ausgenommen, die Zahlungen ans Ausland geleistet werden. Derselbe ist deshalb auch für die Sicherung der Währung und die Vorbeugung von Geld- und Creditkrisen von viel größerem Werthe als das im kleinen Verkehr umlaufende Gold. Ebenso aber ist es leichter einem vermehrten inländischen Bedarf an Zahlungsmitteln entgegenzukommen, wenn auch für die Zahlungen von 20—100 M. nicht Metallgeld von der Bank hergegeben werden muß, sondern eine vermehrte Notenausgabe genügt. Die Münzen sind in beschränkter Menge vorhanden und können jedenfalls nicht rasch vermehrt werden, die Menge der Banknoten läßt sich ohne Schwierigkeiten den jedesmaligen Bedürfniß anpassen. Endlich ergiebt sich aus dem Umlauf kleiner Banknoten eine wesentliche Ersparung. Wenn die Reichsbank die Hälfte des Betrags der umlaufenden kleinen Noten in Gold vorräthig hielte, so würde ihre Stellung schon wesentlich gestärkt sein, die andere Hälfte des Betrags könnte zinstragende Anwendung finden. Es ist um die Sache kurz auszudrücken die Ausgabe von Noten in kleinen Appoints und die entsprechende Verstärkung des Baarvorraths der Reichsbank nur eine weitere Verfolgung der Grundgedanken, welche der Organisation des Zahlungswesens in den europäischen Culturstaaten schon jetzt zu Grunde liegen. Wenn diese Grundsätze sich bis jetzt bewährt haben, wenn ein Geldwesen mit einer Centralbank, wie die deutsche, nicht nur viel bequemer, sondern auch viel sicherer ist, als eine rein metallische Währung ohne Centralnotenbank, so scheint uns kein Grund diese Principien nicht auch in vollem Maße zur Anwendung zu bringen. Fordert doch auch die ganze Entwickelung des Verkehrs in immer wachsendem Maße ein möglichst elastisches Zahlungswesen und einen disponibeln Baarvorrath.

Besonders für die Perioden, auf welche man in Deutschland vor-

zugsweise das Auge richten muß, wenn man wetterfeste Einrichtungen einführen will, bei ausbrechenden Kriegen, bietet die vorgeschlagene Ausdehnung der Notenausgabe wesentliche Vorzüge. Die früher schon erwähnte, dann plötzlich auftretende Nachfrage nach Geld für den innern Verkehr ist wesentlich auch eine Nachfrage nach kleinen Zahlungsmitteln. Wenn die Furcht vor künftigen Bedrängnissen eine verbreitete ist, so wollen auch die kleinern Wirthschaften ihren Baarvorrath verstärken, denen mit großen Banknoten nicht gedient ist. In den beiden letzten großen Kriegen, die in Deutschland geführt worden sind, trat besonders im Mai und Juni 1866 dieser Begehr scharf hervor. Es entstanden in manchen Orten große Unbequemlichkeiten aus der Schwierigkeit für große Banknoten kleines Papier und Münzen zu erhalten. Im Jahre 1870 war das Verlangen nach kleinen Zahlungsmitteln, soweit wir in Erfahrung bringen konnten, nur wenig bemerken, aber damals war die Depression in Folge der nationalen Erhebung nicht so groß und vor Allem von sehr viel kürzerer Dauer als 1866. In beiden Perioden hat man es aber doch für angebracht gehalten ein neues Papiergeld in kleinen Appoints, die Darlehnskassenscheine, so bald als möglich zu schaffen, welches denn auch vom Verkehr nicht unwillig aufgenommen ist und die Mittel zur Unterstützung creditbedürftiger Gewerbtreibender und Grundbesitzer gewährt hat.

Es scheint uns nun sehr viel besser, wenn in solchen Zeiten die Reichsbank ihre eigenen Banknoten, ein schon bestehendes gegen Metallgeld einlösliches Werthzeichen, vermehrt, als wenn beim Beginn eines großen Krieges sofort ein neues uneinlösliches Papiergeld, für das gar kein baarer Einlösungsfonds vorhanden ist, geschaffen wird. Der Credit der Banknoten wird fester gewurzelt sein, als der der Darlehnskassenscheine. Die Banknoten werden bei ihrer Einlösbarkeit und den vielen vorhandenen Wegen zur Rückströmung in die Bankkasse nur entsprechend den Bedürfnissen des Verkehrs vermehrt werden, die Darlehnskassenscheine wurden ausgegeben ohne jede Rücksicht auf das Bedürfniß des Verkehrs an Zahlungsmitteln, nur nach Maßgabe der von den Darlehnkassen verlangten Darlehne. Bei der Creditbewilligung in Banknoten wird ferner die Bankverwaltung immer sich bewußt bleiben, daß ihre Banknoten einlöslich sind, bei der durch Darlehnskassen trägt sie keine Verantwortung für die Einlösbarkeit der von ihr ausgegebenen Scheine.

Man wird uns entgegnen einmal, daß die Erfahrung für die Ausgabe der Darlehnskassenscheine spreche. Aber wir meinen, man sollte sich hüten, aus den Erfahrungen der letzten beiden Kriege auf alle

künftigen zu schließen. Entscheidende Siege wenige Tage nach Ausbruch des Krieges können jeden finanziellen Fehler wieder gut machen.

Mit mehr Recht wird man darauf hinweisen, daß der thatsächliche Unterschied zwischen Darlehnskassenscheinen und Banknoten nicht so groß ist, wie der rechtliche, weil die Bank jene ebenso wie diese jederzeit in Zahlung zu nehmen gehalten ist. Damit ist die Möglichkeit die Kassenscheine aus dem Verkehr auszustoßen und ein Ersatz für die Einlösbarkeit gegeben. So lange der Goldvorrath der Reichsbank aushält, werden die Darlehnskassenscheine ebensowenig unter Pari sinken können, wie die Reichsbanknoten, weil man die Darlehnskassenscheine zu Zahlungen an die Reichsbank und die Staatskassen verwenden, den Bedarf an Gold aber aus der Reichsbank durch Präsentation von Noten zur Einlösung, oder Abhebung von Guthaben in Gold decken kann. Aber wenn dem so ist, warum statt kleiner Banknoten eine besondere Art von Werthzeichen?

Dieselben Erwägungen finden Anwendung auf die Reichskassenscheine. Auch der Werth der Reichskassenscheine, wie alles andern Zeichengelds in Deutschland, beruht in letzter Instanz auf dem disponibeln Baarvorrath der Reichsbank. Ohne diesen würde die Möglichkeit Reichskassenscheine gegen Gold al pari umzutauschen in großen Krisen nicht gesichert sein. Einen besondern Einlösungsfonds für die Reichskassenscheine giebt es bekanntlich nicht. Der Reichskriegsschatz, der mitunter in Beziehung zu den Reichskassenscheinen gesetzt wird, hat eine andere Bestimmung und findet eine andere Verwendung, sowie die Ereignisse eintreten, in denen vielleicht die Neigung Reichskassenscheine gegen Gold auszutauschen beim Publikum aufkommen könnte. Für den Geschäftsbetrieb und die Zahlungsfähigkeit der Reichsbank ist es daher auch ganz gleichgültig, ob 120 Millionen Reichskassenscheine oder Banknoten in Beträgen von 5—50 M. in Deutschland im Umlauf sind. Sie ist die ersteren in Zahlung zu nehmen durch das Gesetz gehalten und deshalb kann der Verkehr dieselben jederzeit in ihren Kassen ablagern, sowie das geringste Mißtrauen dagegen aufkommt, oder man dieselben aus irgend einem anderen Grunde los sein will. Aber nicht nur die Annahmepflicht der Reichskassenscheine besteht für die Reichsbank, sondern auch die Einlösungspflicht, denn der Bundesrath hat die Reichshauptbank als die Kasse bezeichnet, bei der Reichskassenscheine gegen Goldgeld eingetauscht werden können. Wenn daher nach unserem Vorschlage die Reichsbank die Ermächtigung erhielte Banknoten von 50 und 20 M. auszugeben, so würde es sich gewiß empfehlen die Reichskassenscheine in Reichsbanknoten zu verwandeln. Zweierlei Sorten von Geld-

ſcheinen, beide auf gleiche Summen lautend, beide den Namen des Reichs (Reichsbanknoten — Reichskaſſenſcheine) tragend, neben einander im Umlauf zu haben wäre nicht nur überflüſſig, ſondern auch in mancher Hinſicht nachtheilig. Insbeſondere erſchwert die Mannigfaltigkeit der Sorten des Papiergelds die Controle ſeiner Echtheit. Um für die Reichsbank die Bilanz der Aktiva und der Paſſiva aufrecht zu erhalten, müßte man die 120 Millionen unter den erſtern als unverzinsliche Schuld des Reichs an die Bank aufführen.

Wir würden unter den Mitteln die Stellung der Reichsbank zu ſtärken noch ferner die Aufhebung der Beſtimmung über die Noteubeſteuerung aufführen, wenn nicht der Giroverkehr der Bank ſeit 1876 ſich in ſo unerwartetem Maße entwickelt hätte und weitere Entwickelung deſſelben wahrſcheinlich wäre. Die Limitirung der ſteuerfreien ungedeckten Notenemiſſion der Bank, welche noch jetzt mitunter als eine große That geſetzgeberiſcher Weisheit geprieſen wird, iſt durch die Ausbildung, welche dieſer Geſchäftszweig ſeit Erlaß des Geſetzes erlangt hat, bedeutungslos geworden. Denn der Geſetzgeber hat im § 9 angeordnet, daß von dem Notenumlauf der Banken der geſammte Baarvorrath derſelben (incl. Reichskaſſenſcheine und Noten anderer Banken) abgezogen werden ſoll. Nur wenn die Differenz zwiſchen Notenumlauf und dem geſammten Baarvorrath das der Bank zugebilligte Maß ſteuerfreier Notenemiſſion überſchreitet, ſoll die Steuerpflicht eintreten. Es iſt dabei vorausgeſetzt, daß der geſammte Baarvorrath zur Deckung der Notenemiſſion beſtimmt iſt. Das iſt aber nur dann der Fall, wenn die umlaufenden Noten die einzigen Paſſiva einer Bank ſind. Eine Bank, die außer den umlaufenden Noten noch Giroguthaben unter ihren Verpflichtungen hat, muß auch für deren Rückzahlung einen Baarvorrath bereit halten. In der Regel werden ſogar die Giroguthaben die gefährlicheren Verpflichtungen ſein. Wenn große Beträge an Gold ins Ausland zu ſenden ſind, ſo werden dieſelben der Bank eher durch eine Verminderung der Giroguthaben, welche die großen Bankhäuſer halten, entzogen werden, als durch Präſentation von Noten zur Einlöſung. Der Baarvorrath zur Rückzahlung der Giroguthaben müßte daher eigentlich verhältnißmäßig noch ſtärker ſein, als die Einlöſung der Banknoten. Indem nun das Bankgeſetz die Nothwendigkeit der Banken auch zur Erfüllung ihrer anderen Verpflichtungen einen gewiſſen Baarvorrath zu halten völlig ignorirt, ſtellt es diejenigen Banken, welche derartige Verpflichtungen in großem Umfang haben bei der Steuerberechnung viel günſtiger als ſolche, die außer den umlaufenden Noten keine andern Paſſiva haben. Der ganze Baarvorrath, den die Erſtern für ihre an-

derweitigen Verpflichtungen halten müssen, wächst ihrem steuerfreien Emissionsrechte zu oder mit anderen Worten jede Vermehrung der Passiva, welche eine Zettelbank außer den umlaufenden Noten besitzt, ist eine Erweiterung ihres steuerfreien Notenausgaberechts. So ist es auch bei der Reichsbank geschehn. Man hat viel von der Vermehrung der Befugniß derselben zur steuerfreien Notenausgabe durch das Eingehn kleinerer Zettelbanken gesprochen, aber was bedeuten die so gewonnenen 30 Millionen gegen die Erweiterung des steuerfreien Emissionsrechts durch die Entwicklung des Giroverkehrs? Wäre die Reichsbank nur Girobank, so müßte sie doch mindestens die Hälfte des Gesammtbetrags der Guthaben ihrer Girokunden im baaren Gelde vorräthig halten. Die Giroeinlagen beliefen sich aber 1887 durchschnittlich auf 229,121,000 M., 1888 durchschnittlich auf 235,088,000 M. Mindestens die Hälfte dieser Summen hat daher die Bank für ihre steuerfreie Notenemission gewonnen.

Es war ein meisterhafter Zug der Bankverwaltung, daß sie sofort nach Erlaß des Bankgesetzes auf diese Weise die engen Bande zu lösen verstand, in die man sie hatte legen wollen. Das Gesetz von 1875 hatte die Bank mit Mitteln ausgestattet, wenn die Ausbildung des Giroverkehrs unterblieben wäre, die für die Erfüllung der ihr zugewiesenen Aufgabe zu gering waren. Ein steuerfreier Notenumlauf von 250 Millionen und ein Stammcapital von 120 Millionen M., zusammen 370 Millionen M. wären die zum Geschäftsbetrieb disponibeln Mittel gewesen, während der durchschnittliche Bestand der Reichsbank an diskontirten Wechseln 1887 443,678,000 M., 1888 430,869,000 M. betragen hat.

Daß das Capital, welches die Bank dem Creditbedürftigen zuführen konnte, ohne den Giroverkehr so viel kleiner gewesen wäre, darauf ist viel weniger Gewicht zu legen, als darauf, daß alle Augenblicke die Bank am Rande der Mittel angelangt wäre, die ihr zur Verfügung standen ohne daß 5% Steuer davon gezahlt wären und daß ihr Einfluß auf den Geldmarkt ein kleinerer und die Sicherung der Währung schwieriger gewesen wäre, weil ein Theil des Geschäftsverkehrs dann in Folge ihrer beschränkten Mittel an andere Creditinstitute übergegangen wäre. Die Creditgewährung ist unseres Erachtens für die Reichsbank nur ein Mittel um andere wichtigere Ziele zu erreichen, aber dies Mittel muß ihr in solchem Maße zur Verfügung stehen, daß sie den Markt für Darlehn auf kurze Zeit hinlänglich beherrscht, und nicht gezwungen ist ihn aus Mangel an Fonds alle Augenblicke zu beunruhigen. Ohne die Ausbildung des Giroverkehrs wären häufige kleine Geldkrisen schwerlich zu vermeiden gewesen.

Ohne Zweifel ist aber die dadurch entstandene Vervollkommnung des Zahlungwesen in Deutschland auch an und für sich ein großer dem ganzen Gemeinwesen zu Gute kommender Fortschritt gewesen. Wir verweilen dabei nicht, weil diese Seite der Sache Allen bekannt ist, während die indirekte Wirkung auf die Bestimmungen des Reichsgesetzes über die Limitirung der steuerfreien Notenausgabe wenig beachtet zu sein scheint.

Hoffentlich wird bei den künftigen Verhandlungen über das Fortbestehen und die Reform der Reichsbank das Bestreben der Reichsbankverwaltung die Fesseln wieder anzulegen, welche sie abgestreift hat, nicht auftauchen oder doch nicht erfolgreich sein. Dann ist in der weiteren Ausbildung des Giroverkehrs die Möglichkeit gegeben, das Zahlungswesen innerhalb des Reichs weiter zu vervollkomnen, häufigen Geldkrisen vorzubeugen und den Werth der deutschen Währung aufrechtzuerhalten. Die Wege zur weiteren Entwicklung des Giroverkehrs zu erörtern, ist nicht unsere Aufgabe. Im Allgemeinen ist dieselbe, nachdem einmal die entscheidenden Schritte geschehen, mit Sicherheit zu erwarten. So wie man das Spinnen und Weben, Mahlen und Backen von der Hauswirthschaft getrennt hat, so wird sich auch die Kassenführung von der Hauswirthschaft loslösen und die Verbreitung der Sitte einen Banquier zu halten und Zahlungen durch Anweisungen auf denselben zu machen, wird dann auch mittelbar auf den Giroverkehr bei der Reichsbank vortheilhaft einwirken. Unmittelbar aber wünschen wir vor Allem der Reichsbank in nächster Zeit eine Vermehrung der Girokunden durch den Zutritt von öffentlichen Kassen insbesondere der Finanzverwaltungen der Einzelstaaten.

Während mit einiger Zuversicht erwartet werden darf, daß keine erfolgreichen Versuche gemacht werden diesen der Gunst der öffentlichen Meinung sich erfreuenden und in erfreulichster Entwicklung begriffenen Geschäftszweig der Reichsbank zu reglementiren und zu hemmen, droht dem Institut nach anderer Richtung hin eine unverkennbare Gefahr.

Wenn die großen Centralbanken in fast allen Culturstaaten in Händen von Aktiengesellschaften sind, so erklärt sich das zunächst aus historischen Gründen. Längere Zeit war die Ausgabe von Banknoten (promissory notes), wie die Ausstellung von Wechseln ein Theil des privaten Bankgeschäfts und erst allmählich hat die Banknote den Geldcharakter angenommen, den sie zur Zeit trägt. Gegenwärtig, nachdem die öffentliche Natur der Banknotenausgabe zu Tage liegt, kann es nur als Anomalie bezeichnet werden, daß diese öffentliche Angelegenheit von einer privaten Erwerbsgesellschaft oder für Rechnung einer solchen, be-

ſorgt wird und es iſt erklärlich, daß der Wunſch nach einer Verwandlung der Reichsbank in ein reines Staatsinſtitut ſich zur Zeit mit Macht in weiten Kreiſen geltend macht.

Aber das eigenthümliche Verhältniß, gerade wie es ſich in Preußen und dann im Deutſchen Reiche ausgebildet, hat ſich bewährt und es beſtehn unſeres Erachtens überwiegende Gründe für ſeine Beibehaltung.

Aus der öffentlichen Natur der Banknotenausgabe ergeben ſich für die Aenderung derſelben zwei unabweisbare Forderungen. Erſtens daß die Ausgabe, mit allem was daran hängt, im gemeinen und nicht im privaten Intereſſe erfolge und dann, daß der wirthſchaftliche Vortheil, der daraus entſteht, nicht einer privaten Aktiengeſellſchaft, ſondern dem gemeinen Haushalt zu Gute komme.

Die erſte dieſer Forderungen iſt bei der gegenwärtigen Verfaſſung der Reichsbank in vollſtem Maße erfüllt. Die dem Reiche zuſtehende Leitung der Bank wird vom Reichskanzler ausgeübt, er erläßt die Geſchäftsanweiſungen für das Reichsbankdirektorium und die Zweiganſtalten, ſowie die Dienſtinſtruktionen für die Beamten der Bank. Alle Bankbeamten ſind Reichsbeamte und werden zum Theil vom Kaiſer direkt auf Vorſchlag des Bundesraths ernannt, zum Theil mittelbar durch das vom Kaiſer ernannte Reichsbankdirektorium oder den Reichskanzler. Die Ausſchüſſe der Aktionäre und deren Deputirte haben nur eine berathende Stimme. Nur in dem einem Falle, wenn Geſchäfte mit den Finanzverwaltungen des Reichs oder deutſcher Bundesſtaaten gemacht werden, bei denen andere als die allgemein geltenden Bedingungen des Bankverkehrs in Anwendung kommen ſollen, ſteht dem Centralausſchuß ein Einſpruchsrecht zu.

Wir wüßten nicht, wie man die Verwaltung noch mehr in die Hände der Reichsregierung legen könnte. Das Einſpruchsrecht aber des Centralausſchuſſes liegt durchaus in gemeinem Intereſſe und hat ſeinen großen Werth. Denn bekanntlich iſt die gefährlichſte Klippe der großen Centralbanken ihre Verbindung mit den Finanzverwaltungen und der mögliche Mißbrauch ihrer Fonds ſeitens derſelben. Wir haben zur Zeit gewiß alle Urſache zu dem Vertrauen, daß deutſche Finanzverwaltungen der Verwaltung der Reichsbank keine ungebührlichen Zumuthungen ſtellen werden und daß die Bankverwaltung dieſelben, wenn ſie doch geſtellt würden, zurückweiſen würde. Aber wir müſſen wieder davor warnen aus unſern kurzen Erfahrungen auf die Zukunft zu ſchließen. Die finanzielle Lage des Reichs kann eine unangenehme werden, Intereſſen, welche eine Geldvermehrung unter allen Umſtänden wünſchen, können eine große Macht erlangen, der Reichs-

kanzler, der zugleich der verantwortliche Leiter der Reichsfinanzen und der Reichsbank ist, kann aus Unkenntniß oder aus irgend einem andern Grunde ein zu geringes Gewicht auf Vorsicht und Sicherheit in der Bankverwaltung legen u. dergl. mehr. Da kann der Widerstand unabhängiger und sachkundiger Männer von größtem Nutzen und für die Bankverwaltung selbst eine werthvolle Stütze sein.

Daß andererseits dieses Widerspruchsrecht jemals ein Hemmniß für nothwendige Finanzoperationen der Bank, insbesondere für Hülfeleistung in äußerster Noth sein werde, ist schlechterdings nicht zu befürchten. Noch nie hat eine Centralbank, auch da wo ihre Leiter dem Staate gegenüber dem Rechte nach ganz selbständig und unabhängig waren, den Forderungen der Staatsgewalt um Unterstützung in den Fällen widerstrebt, in denen sie im gemeinen Interesse geboten war. Die ganze Gefahr liegt nach der andern Seite hin und deshalb ist nicht gerathen jede Schranke, die in dieser Richtung schützt, wegzuräumen.

Wenn im Uebrigen die Ausschüsse der Aktionäre nur eine berathende Stimme in der Bankverwaltung haben und daher niemals eine gute Verwaltung hemmen können, so ist darum doch ihr Rath keineswegs als ein gleichgültiger zu betrachten. Es sind die im Bankwesen erfahrensten Männer, die sich in den Ausschüssen zusammenfinden. Die Mitglieder des Centralausschusses und besonders die drei Deputirten desselben besitzen die größte Kenntniß des internationalen Geldverkehrs, die sich im Reiche findet. Für die erste und wichtigste Aufgabe aber der Reichsbank, die Regelung des Geldumlaufs, ist vor Allem eine beständige Rücksichtnahme auf das Wachsen und Sinken der verschiedenen Posten erforderlich, aus denen sich die internationale Zahlungsbilanz zusammensetzt. Ohne beständige Fühlung mit den großen im internationalen Wechsel- und Werthpapiergeschäft thätigen Bankhäusern ist die Bankverwaltung dazu gar nicht im Stande. Die Beobachtung der Vorgänge in der Reichsbank oder die Entwicklung des inländischen Gewerbebetriebs reicht dazu nicht aus. Es können z. B. große, stets fällige Zahlungsverpflichtungen des Inlands an das Ausland bestehn in Form von Bankguthaben oder Wechseln, deren rasche und unerwartete Zurückziehung im ungünstigen Moment die Bank in Verlegenheit und den Geldmarkt in Aufregung bringen kann. Von diesen Verhältnissen werden aber in der Regel nur die im internationalen Bankgeschäft thätigen Personen Kenntniß haben. Ob ferner größere Zahlungen, die für Betheiligung an einer oder mehreren fremden Staatsanleihen, oder für vermehrten Waarenbezug ans Aus-

land zu machen sind, bereits ihre Erledigung gefunden haben, oder noch zu berichtigen sind, kann für die Diskontopolitik der Bank von großer Bedeutung sein und nur die Leiter der größten Bankgeschäfte können ihr darüber einigermaßen zuverlässige Auskunft geben. Wir tragen gar kein Bedenken zu behaupten ohne die beständige Fühlung mit den leitenden Bankkreisen der Reichshauptstadt wäre die Bankdirektion niemals im Stande gewesen die Verwaltung der Bank mit der Umsicht zu führen, mit der sie geführt worden ist. Weder die Erziehung und Bildung des preußischen Staatsbeamten, noch die eigenen Erfahrungen der Bank, noch die Beobachtungen der zu Tage tretenden Verkehrserscheinungen hätten dazu ausgereicht. Die gegenwärtige Verfassung der Bank hat aber den Vortheil, daß sie die nothwendigen Beziehungen zwischen der Direktion der Reichsbank und den leitenden Bankkreisen in eine bestimmte gesetzliche Form bringt. Es könnte doch auch einmal eine andere Richtung in der erstern herrschend werden. Statt der vorsichtigen Verwaltung, welche in den letzten Jahrzehnten die Bank sicher durch alle Klippen geführt hat, könnte einmal eine „schneidige", rücksichtslose kommen, die den guten Rath der Sachverständigen nicht von selbst aufsucht. Da würde es von großem Werth sein, daß derselbe von Rechtswegen gegeben werden muß.

Man glaubt die gegenwärtige Einrichtung ersetzen, oder sogar verbessern zu können, indem man statt einer Vertretung der Aktionäre einen „Beirath aus Erwerbskreisen" nach Art der Eisenbahnräthe der Bankdirektion zur Seite stellt. Ein solches Collegium, fürchten wir, würde einer guten Bankverwaltung mehr hinderlich, als förderlich sein. Es würden in demselben natürlich die wichtigsten Gewerbe des Landes vorzugsweise vertreten sein, Landwirthe vor Allem und Großindustrielle und andere Gewerbetreibende d. h. Creditbedürftige, deren Hauptinteresse Erleichterung und Vermehrung der Creditgewährung von seiten der Bank wäre, die aber von dem internationalen Geldverkehr zum größten Theil keine Ahnung hätten. Es ist in solchen Interessenvertretungen üblich und liegt in ihrer Natur, daß jedes Interesse von seinen Vertretern mit möglichster Entschiedenheit und Rücksichtslosigkeit geltend gemacht wird. Für die Verwaltung einer Centralbank giebt es aber, abgesehen von dem Einfluß der Finanzverwaltung, keine größere Gefahr, als Schwäche gegenüber den von allen Seiten auf sie eindringenden Forderungen nach Creditbewilligung. Sie muß vor Allem Selbstständigkeit und Energie genug haben um nöthigenfalls ohne jede Rücksicht einen empfindlichen Druck auf den Capitalmarkt ausüben und den Creditbedürftigen den Brotkorb höher hängen zu können.

Es kommt hinzu, daß es nur ein sehr kleiner Theil der Creditbedürftigen ist, der direkt von der Reichsbank Credit nehmen kann, nämlich nur diejenigen, die in ihre Wirthschaft Capital auf ganz kurze Zeit, bis höchstens 3 Monate, verwenden, bestimmte Rückzahlungsverpflichtungen für diese kurze Frist eingehn und die Rückzahlung entweder durch Wechselversprechen mit mehreren Unterschriften oder durch Verpfändung von Waaren oder Werthpapieren sicher stellen können. Die Verpfändung von Waaren ist überdies nur in beschränktem Maße zulässig, die umlaufenden Banknoten müssen durch Wechsel oder Baarvorrath gedeckt sein. Alle diese Bestimmungen des Bankgesetzes beruhen auf den Erfahrungen der neueren Bankgeschichte und gehen aus der Natur der Dinge hervor. Die Creditgewährung ist eben, wie oben ausgeführt, für die Reichsbank eine durchaus secundäre Funktion. Die Hauptsache ist die Regulirung des Geldumlaufs. Zu diesem Zwecke ist eine gewisse Creditgewährung nothwendig, aber nur in dem Maße, wie sie für denselben erforderlich, ist sie berechtigt.

In dem Beirath von Gewerbtreibenden, den man der Reichsbank geben will, würden aber diejenigen Gewerbtreibenden, die von der Reichsbank unmittelbar entweder gar keinen, oder nur sehr beschränkten Credit erhalten können, ohne Zweifel zahlreich vertreten, wahrscheinlich in der Majorität sein. Welche Schwierigkeiten dann der Bankverwaltung erwachsen würden, läßt sich nicht nur vermuthen, sondern auch aus manchen Verhandlungen von Interessenvertretungen mit ziemlicher Sicherheit erkennen.

Was endlich die Widerstandsfähigkeit der Bankverwaltung gegen unberechtigte Zumuthungen der Finanzverwaltung betrifft, so liegt es doch wohl auf der Hand, daß sie einem Ausschuß von Aktionären, der das Privateigenthum der Aktionäre zu schützen berufen ist, in höherem Maße zusteht, als einem Rath von Gewerbtreibenden, der keinen solchen Rechstitel zu einem Veto besitzt.

Aus allen diesen Gründen sind wir der Ansicht, daß die gegenwärtige Verfassung der Bank eine gute Verwaltung im gemeinen Interesse viel mehr sichert, als die Führung der Bank mit Reichsmitteln und auf Reichsrechnung unter Beirath eines Ausschusses nach Art der Eisenbahnräthe.

Wollte man die reine Reichsbank unter Beseitigung der Aktiengesellschaft und ihrer Vertreter, so könnte man unseres Erachtens einer schwachen und fehlerhaften Bankverwaltung nur dadurch vorbeugen, daß man dem Hauptbankdirektorium die volle Unabhängigkeit und Selbstständigkeit eines Richtercollegiums gäbe und ihm einen Beirath von Sachverständigen aus den Kreisen, aus denen der gegenwärtige Centralausschuß gebildet ist, zur Seite stellte. Zu einem solchen Schritt ist

aber in der gegenwärtigen Zeit nicht die geringste Aussicht und deshalb können wir eine nähere Erörterung unterlassen.

Anders liegen die Dinge in Bezug auf die zweite Forderung, die wir an eine Regelung der Banknotenausgabe als öffentliche Angelegenheit stellen zu müssen glaubten. Es dürfte Einstimmigkeit darüber herrschen, daß der Vortheil aus dem Umlauf metallisch nicht gedeckter Noten viel mehr, als es bisher geschehen, dem Reiche, statt der Aktiengesellschaft zu Gute kommen muß. Das bisherige Theilungsverhältniß ist festgesetzt worden, als der Zinsfuß erheblich höher war, als jetzt und auch wohl in der Meinung, daß der Geschäftsbetrieb der Reichsbank für ihr Stammcapitel mehr Gefahr laufe, als das wirklich der Fall ist. Eine durchschnittliche Verzinsung des Aktiencapitals mit etwas mehr als 6% erscheint unter den gegenwärtigen Verhältnissen zu hoch, selbst wenn man in Erwägung zieht, daß die Hälfte der Antheile gegen Einzahlung von 130% in die Kasse der Reichsbank erworben ist. Man weist nicht mit Unrecht darauf hin, daß das Reich das Stammcapital durch eine Anleihe zu 3½% sich leicht beschaffen könnte.

Es ließen sich mancherlei Wege denken, auf welchen eine Schmälerung des Gewinns der Aktiengesellschaft, ein größerer Antheil des Reichs zu erreichen wäre. Unseres Erachtens würde es billig sein, wenn die vorab den Antheilseignern zu zahlende Dividende (§ 24, 1 des Reichsbankgesetzes) entsprechend dem gesunkenen Zinsfuß auf 3% herabgesetzt und der nach Auszahlung dieser Zinsen und nach Dotirung des Reservefonds verbleibende Ueberrest des Reingewinns (§ 24, 3) zur Hälfte an die Antheilseigner, zur Hälfte an die Reichskasse gezahlt würde, bis die Gesammtdividende der Ersteren 6, statt jetzt 8%, betrüge. Bei dem weiter verbleibenden Reste könnte dann das bestehende Theilungsverhältniß ¼ an die Aktionäre, ¾ an das Reich bestehen bleiben. Wenn z. B. gegenwärtig die Aktionäre 6%, oder in Summa 7,200,000 M. erhalten, so würden ihnen nach dem vorgeschlagenen Theilungsverhältniß c. 900,000 M. weniger, d. h. nur c. 5,3%, dem Reich ebensoviel mehr zufallen.

Für das finanzielle Opfer, welches auch dann noch das Reich durch den Verzicht auf den Erwerb der Reichsbank brächte, kämen als Vortheile in Betracht:

Erstens die größere Sicherung einer Verwaltung der Bank im gemeinen Interesse, welches gerade die Verbindung mit der Aktiengesellschaft, wie wir auszuführen versuchten, bietet.

Zweitens die Vermeidung des mit dem Unternehmen verbundenen Risicos. Dasselbe mag in gewöhnlichen Verhältnissen so gut, wie nicht

vorhanden sein, in längeren Kriegszeiten würde es wahrscheinlich sich sehr fühlbar machen.

Endlich drittens der Vortheil, daß bei einer feindlichen Occupation das Eigenthum der Bank nicht als Staatseigenthum sofort in die Hände des Feindes überginge, sondern den Schutz beanspruchen könnte, der dem Privateigenthum auch in Kriegszeiten zu Theil wird. Volle Sicherheit gegen feindliche Eingriffe in den Bankfonds gewährt natürlich die Führung der Bank auf Rechnung einer Aktiengesellschaft ganz und gar nicht. Aber es ist doch ein erheblicher Unterschied, ob das Eigenthum der Bank von selbst als Staatseigenthum dem Feinde als Beute zufällt, oder ob dasselbe auf dem Wege der Requisition als Mittel zur Kriegführung, wie anderes Privateigenthum, in Anspruch genommen wird. Es handelt sich dabei auch nicht nur um den in Berlin concentrirten Baarvorrath, sondern auch um das sonstige Vermögen der Bank, insbesondere um die Wechsel und andere Forderungen der Bank. Während der Occupation Berlins durch die Franzosen noch vor dem Friedensschlusse hat die damalige preußische Bank dort ihre kaufmännischen Wechsel eingezogen und sie sind ihr pünktlich bezahlt worden. Mit solchen Zuständen und besonders mit dem Fall, daß der Feind nach Berlin komme, habe die deutsche Gesetzgebung nicht zu rechnen, entgegnet man uns. Das Unglück des Vaterlandes sei dann so groß, daß es nicht ins Gewicht falle, ob es durch Wegnahme des Baarschatzes der Reichsbank noch etwas größer werde. Aber das Mißgeschick einer vorübergehenden feindlichen Occupation großer Landestheile und sogar der Landeshauptstadt hat uns, so wie fast alle anderen großen kriegführenden Mächte der Weltgeschichte früher getroffen und kann uns wieder treffen. Nicht nur in Berlin, sondern auch in Rom, in Paris, in Moskau und Wien ist der Feind eingezogen. Nichts ist gefährlicher als die Ansicht, daß dann doch Alles verloren, eine Stimmung die so viel beigetragen hat das Unglück von 1806 zu vergrößern. Was in solchen Zeiten es aber bedeuten kann, ob der Feind Institute wie die Reichsbank als Staatsanstalten oder Privatunternehmungen behandelt, darüber kann die Geschichte jener Jahre belehren. Wie haben die preußischen Staatsmänner damals gekämpft um das Vermögen der „instituts publics“ dem preußischen Staate zu erhalten!

Wir schließen deshalb mit der Hoffnung, daß kleine finanzielle Rücksichten nicht entscheiden mögen, da wo es sich um die Solidität der Einrichtung handelt, welche die Grundlage unseres Geldwesens und somit des öffentlichen und privaten Credits ist.

Eine Duplik

das iſt verleutſchet

Eine Abfertigung*).

Auf die ſogenannte „Erklärung der Einundvierzig“, oder wie ſie jetzt heißen ſollte „der Achtundvierzig“, hat der Vorſitzende des allgemeinen deutſchen Sprachvereins, Hermann Riegel, mit Wiſſen und Billigung des Geſammtvorſtandes eine Gegenerklärung erlaſſen.

Es iſt erfreulich, daß Riegel jetzt nachdrücklicher denn je „die Reinigungswütheriche und Fremdwörterjäger“ ablehnt und es für einen Unſinn erklärt, das Heil der Sprache im Vernichtungskriege gegen das Fremdwort zu ſuchen. Bedenklich macht nur der Zuſatz, ſolchen Unſinn habe die Zeitſchrift niemals vertreten. Wahr iſt es, Aufforderungen zum Maßhalten kehren dort häufig genug wieder, und Puriſten wollen die neuſten Sprachreiniger nicht heißen. Zuweilen werden in der Zeitſchrift auch Erörterungen allgemeineren Inhalts gepflogen. Aber die Mehrzahl aller Mittheilungen gipfelt doch in der Verdrängung der „entbehrlichen Fremdwörter“. Dies Ziel iſt „für den Augenblick wichtiger, es iſt leichter zu erreichen, greifbarer und volksverſtändlicher“, als das andere, „den echten Geiſt und das eigenthümliche Weſen der deutſchen Sprache zu pflegen“. Alſo ſprach Profeſſor Dr. Dunger (Zeitſchr. III 171. Aehnlich Riegel III 196 und öfter). Die Verdrängung des Fremd-

*) Der nachfolgende Artikel — dem wir uns erlaubt haben, die Ueberſchrift hinzuzufügen — iſt uns zugeſandt worden mit dem Wunſch, ausdrücklich zu bemerken, daß der Verfaſſer weder im Auftrage, noch in eigener Sache hier das Wort genommen habe, ſondern lediglich als Auch Einer von den Unterzeichnern der „Erklärung“, und zwar als einer, dem das Material grade bequem zur Hand lag.

Da in der Preſſe mehrfach nach dem Urſprung der „Erklärung“ gefragt worden iſt, ſo bemerken wir ferner, daß ſie entworfen, zur Unterſchrift verſandt und auf Grund der von Mitunterzeichnern eingegangenen Rückäußerungen in ihrem definitiven Wortlaut feſtgeſtellt worden iſt von den Herren: Delbrück, Dilthey, Erich Schmidt, Schmoller, Otto Schroeder, Spielhagen, von Treitſchke. Nachträglich hat ferner noch die Unterzeichnung angemeldet: Wilhelm Lübke. D. Red.

worts ist das „greifbarere" Ziel, „volksverständlicher" — den Massen verständlicher. Gewiß! Aber leichter zu erreichen? Wenn man die Verdrängung der „entbehrlichen Fremdwörter" als ein Ziel für sich verfolgt, wenn statt des „schriftstellerischen Feingefühls" (Zs. IV 195) ein grobes, am Aeußeren haftendes und darum so — verständliches Nationalgefühl maßgebend sein soll, wenn statt des in der Fülle lebenden Sprachgenius, der arme Wörtersammler zur Sprachschöpfung aufgerufen wird: so ist man, ehe man sichs versieht, mitten im Purismus. Was bedeuten da Mahnungen und Warnungen? Grade wenn der Altmeister der heutigen Puristen, Daniel Sanders, am lautesten vor Uebertreibungen warnt, so folgen unmittelbar Verdeutschungen vom zähesten Leder, woran dieser große Sammler ja so unermeßlich reich ist. Wie dem auch sei: das Heil der Sprache im Vernichtungskriege gegen das Fremdwort zu suchen, erklärt der Vorstand des Gesammtvereins jetzt ausdrücklich für einen Unsinn. Damit kann man zufrieden sein.

Sehr erfreulich ist es auch, daß Riegel jetzt Reichssprachämter und dergleichen als „unreife Traumgebilde" bezeichnet. Einst war er nicht so brav; auch nicht, nachdem er mit diesem seinem Lieblingsgedanken im Verein selbst auf Widerstand gestoßen war (Zs. III 2—9; Hauptstück u. s. w. 61 ff. der 2. Aufl., wo „die Errichtung einer Reichsanstalt für deutsche Sprache" sogar auf dem Titelblatte prangt). Er hat zwar immer betheuert, daß er die Freiheit hochhalte. Das betheuern ja die Ultramontanen auch. Wie Riegel noch jetzt diese Freiheit auffaßt, das hat er uns durch die Bemerkung verrathen, von Schiller und Goethe könne man lernen, wie viel Werth auf „Ordnung und Gesetz" in der Sprache zu legen sei. Was mag er meinen? fragt man. Die Zeitschrift sagt es uns (III 6): „Sie benutzten fleißig ihren Adelung". Da haben wirs.

Der längste Absatz beschäftigt sich mit dem „so unschuldig aussehenden Zwischensätzchen" der Erklärung: „auf Grund des guten Rechtes unserer führenden Schriftsteller, die ihre Worte mit Bedacht wählen", worin „des Pudels Kern" gefunden wird. Daß man dies recht verstehe, dafür haben die kleinen Kläffer gesorgt, die inzwischen an der Erklärung ihr Müthchen gekühlt, voran ein Witzblatt, das früher ernst genommen sein wollte. Man thut als ob da stünde: unser, der führenden Schriftsteller gutes Recht.

Die Hauptsache thut Riegel am kürzesten ab. Daß der Gesammtvorstand des ADSV „die Autorität der Regierung anrufe, die Schule in den Dienst seiner Bestrebungen stellen und nach dem Muster der Rechtschreibung auch den Sprachgebrauch von oben geregelt sehen möchte", erklärt er „angesichts des klaren Wortlauts der Eingabe für vollkommen

aus der Luft gegriffen und unwahr". Alſo der Vorſtand hat nicht die Autorität der Regierung angerufen? Klarer Wortlaut der Eingabe: „Euer Excellenz wolle hochgeneigteſt in einem Erlaſſe —." Der Geſammtvorſtand des ADSV wünſcht nicht die Schule in den Dienſt ſeiner Beſtrebungen zu ſtellen? Die Eingabe fährt fort: — in einem Erlaß „an die unterſtehenden Schulbehörden des preußiſchen Staates auf die dargelegten Beſtrebungen des ADSV beiſtimmend hinweiſen, die Erſetzung der entbehrlichen Fremdwörter durch gute deutſche Ausdrücke empfehlen . . . " Und endlich: er wünſcht nicht nach dem Muſter der Rechtſchreibung auch den Sprachgebrauch von oben geregelt zu ſehen? Nun, Herr Riegel meint, „durch eine bloß allgemeine Pflege der Sprache, die ſich nicht in unmittelbarem Kampfe gegen die Fremdwörter wendete, würden dieſe nicht beſeitigt werden" (Zeitſchr. III 196). Drum werden nun mit Hochdruck „Verdeutſchungsarbeiten" betrieben (Zſ. III 171ff.), mit vereinten Kräften wird ein großes Verdeutſchungswörterbuch hergeſtellt (Zſ. III 175), inzwiſchen werden die Schulverwaltungen ſämmtlicher Staaten des deutſchen Reiches (Zſ. IV 32) erſucht, auf die Beſtrebungen des Vereins beiſtimmend hinzuweiſen — wahrlich, „nach dem Muſter der Rechtſchreibung" iſt hier ein viel zu ſchwacher Ausdruck. Die Sprachreiniger verſtehens beſſer, als ſeiner Zeit die Schriftreiniger.

„Die Bewegung iſt im Fluß" ruft ſtolz Herr Riegel aus, und er hat Recht. In Hoffmanns Zeitſchrift für mathematiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Unterricht (XX 4; vgl. 1—13; 24—26; 100—108) wird ſoeben die Abſicht verkündet, (wörtlich) „in kurzem zuſtändigen Orts ein Geſuch einzureichen, wonach durch behördliche Verfügung*) alle diejenigen fremdſprachlichen Ausdrücke aus den mathematiſchen Schulbüchern getilgt werden möchten, für welche gute Verdeutſchungen vorhanden ſind". Alſo eine deutſchnationale Mathematik! Und kaum iſt der große Gedanke geboren, ſo wird auch gleich wieder an „behördliche Verfügung" gedacht.

Nur weiter ſo! Vielleicht erinnert ſich dann der wackere Rudolf Hildebrand noch viel ſchmerzlicher einmal der „ernſten Bedenken" (Grenzboten 576—577), mit denen er Pathenſtelle beim Sprachverein übernahm. Diesmal hat er noch ſich ſeines Schützlings mit der ihm eignen Wärme angenommen (575—582), freilich ohne recht den Sinn der Erklärung zu treffen. Niemand will ja dem Vereine ſein Vergnügen ſtören. Dilettantenvereine können überall von großem Segen

*) Auch in der Ankündigung geſperrt.

ſein. Sie können freilich auch gefährlich werden. Daß ein Verein da iſt, der deutſches Sprachgefühl pflegen will, iſt gut. Daß aber dieſer allgemeine deutſche Sprachverein ſo einſeitig und geiſtlos vorging, daß er gar mit dem Anſpruch auftrat, mit Hilfe eines Regierungserlaſſes für niedere und höhere Schulen maßgebend zu werden, das war nicht wohlgethan.

Aber die Erklärung war vielleicht überflüſſig, weil der preußiſche Kultusminiſter ſtatt mit dem gewünſchten Erlaſſe vielmehr mit einer platoniſchen Anerkennung der Thätigkeit antwortete, die der Verein in weiteren, „der unmittelbaren Einwirkung wiſſenſchaftlicher Erörterung ferner bleibenden Kreiſen“ ausübe, und mit dem Ausdruck der Erwartung, „der Geſammtvorſtand werde vertrauen, daß die preußiſchen Schulbehörden und Lehrer u. ſ. w.“ Herr Riegel dachte nicht ſo. Er nannte die Antwort des Miniſters „bedeutſam und erhebend“. Und an einer Stelle mochte ſie es allerdings ſein. Der Miniſter ſpricht von unſerem — Schriftthum. Für ſolche, die den „Verdeutſchungsarbeiten“ ferner ſtehen, ſei bemerkt, daß Schriftthum „Litteratur“ bedeutet.

Der Verein hat für dies Jahr eine Preisaufgabe geſtellt, zu der man ihm Glück wünſchen darf: Unſere Mutterſprache, ihr Werden und ihr Weſen. Möchte doch eine recht gute Arbeit einlaufen, möchte der Verein dann jedem ſeiner 9000 Mitglieder ein Freiexemplar auf den Weihnachtstiſch legen. Nichts bewahrt ja gründlicher vor jeder Art von Fanatismus, als Einſicht in das Werden.

Otto Schroeder.

Notizen.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaction zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Ostrogorski. De l'organisation des partis politiques aux Etats-Unis par M. Ostrogorski. Paris, Fél. Alcan.

Patrick. The fragments of the work of Heraklitus of Ephesus on nature, translat. By G. T. W. Patrick. Baltimore, N. Murray.

Schäfer. Das eigentliche Arbeitsgebiet der Geschichte. Akademische Antrittsrede von Dietrich Schäfer. Jena, Gustav Fischer.

Schnackenburg. Das Invaliden- und Versorgungswesen des brandenburg-preußischen Heeres bis zum Jahr 1806. Mit Benutzung archivalischer Urkunden dargestellt von E. Schnackenburg, Oberstlieutenant a. D. Zum Besten der Hinterbliebenen gefallener Unterofficiere und Mannschaften. Berlin, Richard Wilhelmi.

Snell. Vorlesungen über die Abstammung des Menschen, von Karl Snell. Her. v. Rud. Seydel. Leipzig, Arnoldi.

Sohm. Die deutsche Genossenschaft. Von Rudolph Sohm. Sonderabdruck aus der Festgabe der Leipziger Juristenfakultät für B. Windscheid. Leipzig, Duncker und Humblot.

Stegemann. Materialien zur Markenschutz-Gesetzgebung. Von Dr. R. Stegemann. Remscheid, Selbstverlag.

Trümpelmann. Die an meinem Volksschauspiel „Luther und seine Zeit" geübte Censur. Von Aug. Trümpelmann. Barmen, Hugo Klein.

Weitemeyer. Dänemark, Geschichte und Beschreibung, Litteratur und Kunst. Soziale und ökonomische Verhältnisse. Her. v. H. Weitemeyer. Kopenhagen.

Adam. Ueber Bierbereitung und Bierverkehr im alten Greifswald v. Karl Adam. Berlin, Gebr. Unger.

Bernheim. Lehrbuch der historischen Methode von Ernst Bernheim. Leipzig, Duncker u. Humblot.

Delbrück. Schulthess' Europäischer Geschichtskalender. Neue Folge. Vierter Jahrgang 1888. (Der ganzen Reihe 29. Band.) Herausgegeben von Hans Delbrück. Nördlingen, C. H. Beck.

Dragomirow. Leitfaden f. d. Vorbereitung d. russ. Truppen zum Kampf von M. Dragomirow, II. Teil: Vorbereitung des Bataillons. Autor. Uebers. von Frh. v. Tettau. Hannover, Helwing.

E. Die französischen Vorschriften über die Verwendung der Artillerie im Gefecht. Her. v. E. H. E. Hannover, Helwing.

Ehrenberg. Hamburg und Antwerpen seit dreihundert Jahren. Zwei Vorträge von Dr. Richard Ehrenberg. Hamburg.

Ellinger. Berliner Neudrucke I. Serie, Bd. 3. — Nikolaus Peuckers Wolklingende Pauke (1650—75) und die Singspiele Christian Reuters (1703 u. 1710) her. v. G. Ellinger. Berlin, Paetel.

Erfurth, P. u. Lindner, H. Deutsche Litteraturkunde. Lesebuch für die oberen Klassen mittlerer und höherer Schulen v. P. Erfurth u. H. Lindner. Potsdam, Aug. Stein.

Felix. Der Einfluß der Religion auf die Entwicklung des Eigentums v. Ludw. Felix. Leipzig, Duncker u. Humblot.

Geiger. Berliner Neudrucke. I. Serie, Bd. 4. — Musen u. Grazien in d. Mark (Gedichte v. F. W. A. Schmidt) her. v. Ludw. Geiger. Berlin, Paetel.

Hamel. Ein Wonnejahr v. Rich. Hamel. 3. Aufl. Halle, Tausch u. Grosse.

— Die reaktionäre Tendenz der weltsprachlichen Bewegung von Rich. Hamel. Halle, Tausch u. Grosse.

Kirchbach. Das Magazin für die Litteratur des In- u. Auslandes her. v. Wolfg. Kirchbach. 58. Jahrg., April 1889. Dresden, L. Ehlermann.

Kohut, Adolph. Fürst Bismarck und die Literatur. Eine politisch-literarische Studie. Leipzig, Carl Reißner.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Link-Straße 42.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Beiträge zur Geſchichte der Märztage 1848.

Von

Otto Perthes.

In Nachſtehendem gebe ich Auszüge aus den „Politiſchen Aufzeichnungen über das Jahr 1848", welche mein Vater, Clemens Theodor Perthes, theils unmittelbar nach den Ereigniſſen, theils einige Jahre ſpäter niedergeſchrieben hat. Seine Quellen bildeten die direkten Mittheilungen ſeiner Freunde, welche die Märztage in der Umgebung des Königs durchlebt, und von denen Einzelne handelnd in den Gang der Ereigniſſe eingegriffen hatten. Es ſind dies vor Allem: der ſpätere Kriegsminiſter von Roon, damals militäriſcher Begleiter des Prinzen Friedrich Carl; Graf Albert Pourtalès, der ſpätere Geſandte in Paris; Graf von der Goltz, ſpäter Oberſt der Königshuſaren in Bonn; General Fiſcher und Graf Oriola. Einzelne Mittheilungen ſtammen ferner von dem damaligen Prinzen Friedrich Wilhelm, von Bunſen, von den Generalen Dobeneck und Griesheim. Faſt neben jeder einzelnen Notiz findet ſich der Namen des Gewährsmannes aufgezeichnet. Roon's Mittheilungen datiren vom 4., 8. und 10. April 1848, die des Grafen Pourtalès aus dem März und dem September deſſelben Jahres; die der Andern aus den Jahren 1850 und 1853.

Wo es ſich um geſchichtliche Perſönlichkeiten und um geſchichtliche Thatſachen handelt, iſt das de mortuis nil nisi bene zwar nicht angebracht, allein das Jahr 1848 gehört auch heute noch zu ſehr der Gegenwart an, als daß man daſſelbe ſchon im ſtrengſten Sinne des Wortes als „Geſchichte" behandeln könnte. Die Veröffentlichung eines weſentlichen Theils der „Politiſchen Aufzeichnungen" über die Märztage muß daher einer ſpäteren Zeit vorbehalten bleiben, obgleich mein Vater ſelbſt das Jahr 1880 als Ziel bezeichnet hatte.

Im Begriff ſtehend, dieſe Auszüge zu veröffentlichen, wurden mir eine Anzahl Schriftſtücke aus dem Nachlaſſe des Miniſters von Bodel-

schwingh, sowie Aufzeichnungen seiner Freunde zugesandt, in welchen sich sowohl die Bestätigung als auch einzelne Ergänzungen zu den von meinem Vater niedergeschriebenen Notizen finden. Ich habe daher verschiedene dieser Mittheilungen an geeigneter Stelle eingeschoben.

(Perthes, „Politische Aufzeichnungen“:) „Januar 1848. Viele reden von dem Herannahen einer großen Revolution. Wenige glauben daran. Das Bestehende hat Niemand für sich, auch nicht die Fürsten. Es ist ein wunderlicher Knäuel von Parteiembryonen, welche gegen den bestehenden Staat Front zu machen suchen.

Die dynastische Partei fordert Heiligendienst für höchst unheilige Fürstenpersönlichkeiten. Viel menschliches Wohlwollen und guter Willen, aber wenig Königlicher Willen und Königliche Kraft bei den Fürsten.

Die Conservativen wollen wohl, wissen aber nicht was; auch sie negiren nur, obschon in positiver Form. Sie haben die Kraft des Kindes, den Verstand des Knaben, die Phantasie des Jünglings und vom Mann wenig mehr als die Jahre. Weil sie nur für alle Zukunft bauen möchten, bauen sie gar nicht.

Constitutionelle wollen politische Formen, die weder durch das Leben gefordert, noch durch das Volksbewußtsein getragen werden.

Unser König hat eine gewaltsame anregende und aufregende Kraft, ist sich dieser Kraft bewußt, freut sich derselben und liebt es, sie zu üben und ihre Wirkung zu sehen. Sie ist gefährlich, weil ihr ein bestimmter Gegenstand fehlt, weil sie als Spiel behandelt wird. Das Kind freut sich, wenn der Vogel, den es am Bande fliegen läßt, sich recht frei gebährdet, wie ein wirklich freier Vogel; aber um keinen Preis würde es den Faden zerschneiden und den Schein zur Wahrheit machen. — Der König betrachtet sich durchaus wie einen Inspirirten. Geheimnißvoll sagte er 1844 zu Bunsen: „„Ihr Alle meint es gut mit mir und seid auch gut zur Ausführung, aber es gibt Dinge, die man nur als König weiß, die ich selbst als Kronprinz nicht gewußt und nun erst als König erfahren habe.““ Der König glaubt, daß alle Andern einen einseitigen Standpunkt hätten und nur der König über Allen schwebe. Er ist seit 6—8 Jahren enger und beschränkter und starrer geworden in kirchlichen wie in politischen Dingen. Jetzt ist er enger wie je. — (Bunsen an Perthes 1850.)

27. Februar. Heute Morgen gleich nach acht Uhr riß es stark an meiner Hausschelle, schnelle Tritte eilten ungestüm die Treppe hinauf, meine Thür wird aufgerissen: „„Louis Philipp ist vertrieben, die Republik ist in Paris ausgerufen!““ so rief mir Prinz Friedrich Carl von Preußen bei dem Eintreten in die Stube entgegen, „„gestern Abend

11 Uhr habe ich durch eine Stafette aus Cöln die Nachricht bekommen; ich wollte noch zu Ihnen, aber Roon ließ mich nicht fort."" —

März 1848. Der König beabſichtigte Anfang März, zwei Armeekorps nach dem ſüdweſtlichen Deutſchland rücken zu laſſen, das Eine von Kreuznach aus, das Andere durch Thüringen. Er ſchickte den General Schack an eine Anzahl kleinerer Höfe; Schack hatte ſchon große Mühe, zu den Fürſten zu gelangen; einige ſprach er nur bei Nacht. Am 15. März kehrte er zurück und brachte die Nachricht, daß die Stimmung überall ſehr gefährlich ſei und daß, wenn der König die Preußiſche Grenze wolle überſchreiten laſſen, er bei der Stimmung in Preußen ſelbſt der eigenen Fauſt nicht mächtig ſei. Es werde nichts übrig bleiben, als ſich der Leitung der für die Einheit Deutſchlands ausgebrochenen Bewegung zu bemächtigen, ſich an die Spitze zu ſtellen. Der König antwortete hierauf: „„Nicht wahr, die Jakobinermütze aufſetzen?"" — (Fiſcher.)

Gebe Gott, daß unſre Geſchichte nicht binnen Kurzem um eine große Dummheit reicher ſein möge; es könnte vielleicht die letzte ſein, welche zu machen wir Gelegenheit hätten. —

Als Max von Gagern von Wiesbaden aus ſeine Rundreiſe begann, hatte der Herzog von Naſſau zuvor an den König von Bayern geſchrieben, daß es unmöglich ſei, Herr der Bewegung zu bleiben, wenn ſich die Fürſten nicht entſchlöſſen, den König von Preußen an die Spitze von Deutſchland zu ſtellen. — (Fiſcher.)

In den erſten Märztagen reiſte der Erbprinz von * nach Berlin, um ſich Raths zu holen. Er war wiederholt beim Könige, welcher ihm vom gewaltſamen Niederhalten etwaiger aufrühriſcher Bewegungen ſprach; bald aber ſah der Erbprinz, daß der König Nachts nicht mehr ſchlief und am Tage wiederholt Tücher mit kaltem Waſſer um den Kopf ſich legte; er wurde bedenklich. Von Berlin ging er nach Braunſchweig zum Herzog, erzählte dieſem, daß man in Berlin voll Muth und Entſchloſſenheit ſei und daß es nun Sache der Kleineren ſei, auch entſchloſſen in ihren Ländern aufzutreten. Der Herzog ſprach ihm auch von den entſchiedenen Maßregeln, die er ergreifen wolle, von Kartätſchen u. ſ. w. Beide ritten durch die Stadt und ſonnten ſich an ihrem Muthe. Von Braunſchweig ging der Erbprinz nach Arolſen, um der Fürſtin-Regentin Muth einzuſprechen; ſie wollte auch Stand halten. Der Erbprinz ging nach *, und nun lief bald die Nachricht ein, daß in Berlin „„das Oehl ausgegangen ſei, gleich darauf ging es auch in Braunſchweig, in Arolſen und dann auch bei uns ſelbſt aus"". — (Mittheil. des Erbprinzen von * an Perthes 5. Juni 1853.)

Am 15. März ging Roon nach Berlin von Potsdam, um ſich zu melden. Der Prinz von Preußen ſprach ſehr ungehalten darüber, daß Pfuel nach Berlin berufen ſei; er kenne die dortigen Verhältniſſe nicht und benehme ſich ſeltſam; er habe den Befehl ertheilt, daß die Soldaten ſich in den Caſernen bereit halten, aber nicht ſehen laſſen ſollten. Es würde noch dahin kommen, daß ſich die Soldaten verkriechen ſollten. — (Roon.)

Am 16. März wurde die Wiener Revolution der Regierung bekannt, nun war ſie entſchloſſen, die lange vorbereiteten deutſchen Plane ſofort ohne weitere Rückſicht auf das bisherige Oeſterreichiſche Syſtem durchzuführen. Ein großartiger entſchloſſener Schritt in Beziehung auf die deutſche Frage ſchien Rettung für Preußen bringen zu können. Nachts vom 17. zum 18. März wurde das Patent ausgearbeitet; Bodelſchwingh, obſchon einverſtanden hiermit, begehrte ſeinen Abſchied, erhielt die Zuſicherung deſſelben." —

Genauere Auskunft über die Stellung des Miniſters von Bodelſchwingh zu dieſer Angelegenheit gibt deſſen Familienarchiv. Im Jahre 1842, als ihm das Miniſterium des Innern angetragen wurde, erklärte er in ſeiner amtlichen Antwort: Das preußiſche Staatsweſen gehe einer Kriſis entgegen, der gegenüber er ſich nicht die Kräfte zutraue, daſſelbe richtig leiten zu können. Der Ausbau der Verfaſſung in konſtitutionellem Sinne ſei zur gedeihlichen Fortentwickelung des Staates unabweisbar; wenn er das Miniſterium des Innern übernehmen müſſe, dann werde er, ſeiner Ueberzeugung gemäß, auf dieſes Ziel hinarbeiten. Bei der entſchiedenen Abneigung des Königs gegen ein ſolches Beſtreben ſei jedoch ein Conflikt unvermeidlich zwiſchen dem Widerſtande des Königs und den zeitgemäßen Forderungen des Staatslebens. „Auch in einigen anderen Punkten glaube ich, daß meine Anſichten von denen Sr. Majeſtät des Königs zu weſentlich abweichen, als daß ich auf eine ſegensreiche Wirkſamkeit in dieſem Departement rechnen dürfte und muß ich daher wiederholt die gehorſame Bitte ausſprechen, daß mir, wofern ich nicht in meiner jetzigen Stellung verbleiben kann, (die ich allen andern vorziehe und wobei ich König und Vaterland am meiſten nützen zu können vermeine), das Finanzminiſterium und nicht das Miniſterium des Innern anvertraut werden möchte. Ich bitte darum nicht im eigenen Intereſſe, ſondern im Intereſſe der Sache, der ich mit Hingebung und Treue zu dienen bereit bin, ſo lange es meine Kräfte geſtatten." Nur dann werde er dieſes Miniſterium übernehmen, falls der König es „ausdrücklich befehlen" werde.

Nachdem Bodelſchwingh trotz ſeiner Gegenvorſtellungen mit dem

Ministerium des Innern betraut worden war, drängte er unausgesetzt daraufhin, daß die Constitution gegeben werde. Vom 25. Dezember 1846 findet sich ein Schreiben, in welchem er dem Könige offen ausspricht, daß durch dessen inkonsequentes Verfahren in der ständischen Angelegenheit „sein Vertrauen wesentlich geschwächt sei" und daß, falls er dasselbe früher gewußt, er „unterthänigst gebeten haben würde, ihm das Ministerium des Innern nicht anzuvertrauen. — — Auch in der jetzigen Lage der Sache muß ich den allerunterthänigsten Wunsch aussprechen, daß Ew. Königl. Majestät die Durchführung der großen Maßregel geübteren und kräftigeren Händen vertrauen mögen, als den meinigen, die ich für viel zu schwach halte. — — Sollten aber Allerhöchstdieselben eine andere Wahl nicht zu treffen wissen, so darf ich — innig durchdrungen von der Nothwendigkeit der unverzögerten Ausführung der Maßregel — meine Dienste im entscheidenden Augenblick nicht versagen und werde Ew. Königl. Majestät Befehle nach bestem Wissen und Gewissen durchzuführen mich bestreben."

In einem andern Schreiben, an den Geheimenrath Fallenstein in Heidelberg, (dasselbe ist kürzlich in der Kölnischen Zeitung Nr. 91 und 93 durch O. Jäger bereits veröffentlicht worden) sagt Bodelschwingh: da er bei dem Schwanken und den halben Maßregeln des Königs nicht seiner eigenen Ueberzeugung gemäß habe handeln können, so habe er wiederholt um Entlassung gebeten. Der König aber habe höchst kategorisch erklärt: „daß er nur so und nicht anders vorwärts gehn wolle, daß er, wenn er dies nicht ausführen könne, nichts thun würde, daß er es ohne mich, aus Mangel an Werkzeugen nicht ausführen könne und würde."

So kam denn im Februar 1847, als das Einzige, was vorläufig von dem Könige zu erreichen war, die Einberufung des vereinigten Landtages zu Stande. Auch der Prinz von Preußen hatte die Einberufungsordre mitunterzeichnet. Anfangs ein entschiedener Gegner der konstitutionellen Verfassung, hatte er, nachdem er durch Bodelschwingh's Darlegungen dieselbe als eine unabweisbare Forderung der Zeit erkannt, sich den Bestrebungen des Ministers angeschlossen. Es finden sich in dem Nachlasse des letzteren zwei eigenhändige Schreiben des Prinzen, die sich offenbar auf dessen Theilnahme an der Einberufungsordre vom 3. Februar 1847 beziehen. „Berlin 1. Februar 1847. Hierbei erfolgen die Unterzeichnungen! Es ist geschehen! Gott gebe seinen Segen! Daß mein Name darunter steht, ist Ihr Werk! Gott segne Sie dafür! Ich habe dem König aus der Fülle des Herzens sofort gedankt über Ihre heutigen Mittheilungen, und diese günstige Wendung

verdanke ich wiederum nur Ihnen. Ihr treu ergebener Prinz von Preußen."

In dem zweiten Handſchreiben vom 23. März 1847 heißt es: „Daß die Stunden, welche Sie mir durch Ihre Vermittelung im Laufe meines verfloſſenen Lebensjahres bereiteten, die wichtigſten deſſelben waren, wiſſen Sie, aber es iſt mir ein Bedürfniß, Ihnen heute nochmals meinen tiefgefühlten Dank für die Freundſchaft auszuſprechen, welche Sie mir bei der Gelegenheit an den Tag legten! Die Beweiſe der Anerkennung meines Benehmens, die meinem Herzen wohl thun, treffen Sie ebenſo gut als mich, der Sie es verſtanden, eindringlich, überzeugend, aber doch mild auf mich einzuwirken. Das werde ich Ihnen ewig danken. Ihr Prinz von Preußen."

Am 15. März 1848 bat der Miniſter abermals dringend um Beſchleunigung der Verfaſſungsänderung und gleichzeitig, im Intereſſe dieſer Angelegenheit, um ſeine Entlaſſung. „Schon am vorigen Sonntag erlaubte ich mir, Ew. Königl. Majeſtät allerunterthänigſt darauf aufmerkſam zu machen, daß es mir unerläßlich erſchiene, die neue Bahn, die Preußen jetzt nothwendig gehn muß, wenn es ſich ſelbſt erhalten und Deutſchland zum Stützpunkt werden ſoll, mit friſchen, auf andern Wegen noch nicht abgenutzten Kräften zu betreten. Ich habe ſeitdem dieſe Nothwendigkeit dreifach erkannt!! Alle deutſchen Fürſten, faſt ohne Ausnahme, ſind gezwungen, ihr Miniſterium zu verändern, und ſich dem Radikalismus oder Ultra-Radikalismus in die Arme zu werfen; Gott verhüte, daß bei uns nicht Aehnliches geſchehe! es kann und wird aber nur verhütet werden, wenn Ew. Königl. Majeſtät, ſo lange es noch Zeit iſt, auch in dieſer Beziehung die nöthigen Reformen vornehmen. Nach meiner beſten, innigſten, vor Gott geprüften Ueberzeugung kann ich die Reformen nicht vornehmen oder vielmehr deren Ausführung leiten, die ich für unerläßlich halte. Ew. Königl. Majeſtät bedürfen dazu eines andern Mannes, welcher die öffentliche Meinung auf dieſem Punkt noch nicht gegen ſich hat. — — Indem ich ſchließlich die Bitte um die äußerſte Beſchleunigung wiederhole, da jeder Tag das zerſtören kann, was heute noch ausführbar erſcheint, darf ich die Verſicherung hinzufügen, daß meine Kräfte bis zum letzten Hauch Ew. Königl. Majeſtät und dem Vaterlande gewidmet ſein werden."

Einige Monate ſpäter, als bei dem raſchen Wechſel der aufeinanderfolgenden Miniſterien, der König Georg von Vincke an die Spitze der Staatsgeſchäfte zu berufen wünſchte, bat er Bodelſchwingh um deſſen Vermittelung. Der Brief, der durch einen beſonderen Boten, Major von Plettenberg, an denſelben geſandt wurde, ſchließt mit den

Worten: „Dafür stehe ich nicht, ob ich nicht in letzterem Falle (einer neuen Rebellion) den vereinigten Landtag wieder convocire und berathe mit dem, wenn auch auf breitesten Basen, eine germanische Verfassung, in der alle Stände, auch die Nichtshaber, einen gewissen Antheil erhalten. Ich bitte dringend um Ihre Ansicht und Rath; namentlich nennen Sie mir den, den ich, wenn Vincke mich dennoch im Stich lassen sollte, an die Spitze des Ministeriums stellen könnte. Reißen alle Stricke, so rufe ich Sie; dies ist voller Ernst und Sie kommen. Nun Gott mit Ihnen und den Ihrigen! In treuster Freundschaft Friedrich Wilhelm. Sanssouci 12. Juli 1848." Bodelschwingh räth dem Könige hierauf: „das jetzige Ministerium möglichst zu stärken, damit es den Uebergriffen der Kammer mit Entschlossenheit entgegentrete und das Vertrauen des Landes, welches beides fordert, rechtfertige, und dann den Ereignissen entgegensehn". Der erste Schritt bei wieder ausbrechender Rebellion aber müsse die Ernennung des Prinzen von Preußen zum Generalissimus der Armee sein. „Was schließlich meine Person betrifft, so kann ich Ew. Königl. Majestät nach gewissenhaftester Ueberzeugung nur die bereits in Berlin gegebene Erklärung wiederholen, daß meine Feder abgenutzt ist und daß sie Ew. Königl. Majestät nicht mehr dienen kann. Ich füge jetzt mit Freimuth hinzu, daß ich zu lange Ew. Majestät erster Schreiber gewesen bin, um das Verhältniß eines verantwortlichen Premier-Ministers gegen Sie geltend machen zu können. Sollte aber die Stunde der blutigen Entscheidung für das Vaterland hereinbrechen, so hoffe ich, Ew. Majestät zu beweisen, daß es nicht Feigheits- und Trägheitsgründe sind, welche mich von der Verwaltung fern halten." —

In der Nacht vom 17. zum 18. März schrieb Bodelschwingh selbst das Patent wegen beschleunigter Einberufung des Landtags, und sprach in diesem Schriftstück (das Concept desselben mit den eigenhändigen Unterschriften des Prinzen von Preußen und der Minister befindet sich im Bodelschwingh'schen Familienarchiv) gleichzeitig die Zusage einer „konstitutionellen Verfassung" aus. Graf Arnim und Bodelschwingh legten am Morgen des 18. dem Könige das Patent vor, welches derselbe nach kurzem Widerstreben, wegen des Wortes „konstitutionell", unterschrieb.

Um zwei Uhr desselben Tages kam die Revolution zum Ausbruch. „In diesem Augenblick war General Pfuel, der die militärischen Anordnungen leiten sollte, verschwunden und nirgends aufzufinden, und darüber verging eine halbe Stunde, welche vielleicht genutzt hätte, den Aufstand mit unbedeutendem Blutvergießen im Keime zu ersticken. Er war ganz sorglos nach Hause gegangen, ohne jemand zu sagen wo er

wäre, und dort vom Pöbel abgesperrt — in der Bank bei v. Lamprecht seinem Verwandten. Nun mußte v. Prittwitz herbeigeholt werden, um den Oberbefehl zu übernehmen." (Bodelschwingh an Fallenstein.)

(Perthes, „Politische Aufzeichnungen":) „Ein regelmäßiger Plan irgend welcher Art zur Bezwingung der Stadt konnte am 18. nicht entworfen werden, weil der König auf Nichts einging. Nur mit Mühe ließ er sich bewegen, die Erlaubniß zur Wegnahme eines nothwendigen Punktes zu ertheilen und bei Jedem mußte diese Erlaubniß von Neuem eingeholt werden. Dabei rief er jedes Mal: „„Nun ja! nur nicht schießen!"" und wich nur auf die Erklärung, daß ohne zu schießen die Truppen nichts ausrichten könnten. Am Tage vorher hatte der König oftmals mit starker Stimme gesagt: „„Die Straßen sind mein, ich will sie halten!"" — (Roon.)

Weniger vielleicht wie seine persönliche Berechtigung stand dem König seine Verpflichtung als König gegen den Preußischen Staat vor Augen, und weil er sich mehr als Berechtigter, denn als Verpflichteter auffaßte, mochte ihn die Fortsetzung des Straßenkampfes mit doppeltem Entsetzen erfüllen. —

Minutoli trug dem Könige fortwährend schreckliche Geschichten zu und setzte ihn dadurch in einen fieberhaften Zustand. Zwölf Männer, erzählte er ihm, seien im Wirthshause . . . . . versammelt und hätten sich das Wort gegeben, den König zu ermorden. — (Pourtalès.)

Mittags kamen einzelne Nachrichten von einem Kampf in Berlin nach Potsdam, aber man machte nichts daraus. Zum Abend war die Prinzessin Carl angesagt; Roon und Prinz Friedrich Carl gingen deshalb an den Bahnhof und sahen im Ankommen des Zuges schon einen Wagen voll heulender Hofdamen, die im wirrsten Durcheinander erzählten. Spät gegen Mitternacht kam der Befehl, soviel Brode wie möglich nach Berlin zu schaffen. Roon und Prinz Friedrich Carl liefen selbst umher, nahmen alle Postpferde und Königliche Pferde in Beschlag, sowie das Brod bei den Bäckern; fünf Uhr Morgens setzten sich die Wagen in Bewegung, begleitet von einer Schwadron Ulanen und zwei Compagien Jäger auf Wagen. — (Roon.)

In der Nacht vom 18. auf den 19. war der König nicht dazu zu bringen, einen Befehl zu geben; er lag mit dem Gesicht in den Händen, fuhr bei jedem Schuß auf: „„Nein es kann nicht sein, mein Volk liebt mich!"" Die Königin flehte ihn fußfällig an, dem Kampf ein Ende zu machen. —

General Prittwitz war in der Nacht vom 18. auf den 19. stets im Schlosse oder in der nächsten Umgebung desselben. Er war wie immer

ruhig, kalt, feſt, beſonnen; jeden Adjutanten inſtruirte er ſelbſt auf das Genaueſte über das, was von deſſen Truppentheil zu thun ſei; er kannte die Lokalverhältniſſe Berlins ſehr genau, war auf das Genaueſte, auch in der Nacht, über die Stellung jeden Truppentheils orientirt. Es war kein General, zu welchem die Truppen ſo großes Vertrauen hatten, wie zu ihm. Als Graf Goltz vom Schloſſe nach dem Gensdarmenplatz, wo mehrere Regimentskommandeure waren, kam, ward er gefragt: nun, wie ſteht es im Schloſſe? gut, antwortete er, Prittwitz hat die Sache in der Hand und iſt der Alte. — (Goltz.)

Prittwitz kommt zum König mit der Erklärung, daß er auch ohne friſche Hülfe die Stadt in dem Zuſtande, in welchem ſie wäre, noch 24—36 Stunden halten könne. General Neumann erklärte dem König, daß für den ſchlimmſten Fall der König in der Mitte ſeiner Truppen mit klingendem Spiel aus der Stadt ziehn könne. Der König antwortete, für den ſchlimmſten Fall werde er das thun. — (Roon.) Der Letzte, welchen der König in der Nacht ſah, war Georg von Vincke. Vincke ſprach ſehr lebhaft dem Könige von den Gefahren, die er ſehe. General * war zugegen und lächelte. Vincke ſah es und ſagte: „„Lachen Sie nur, in 24 Stunden werden Sie nicht mehr lachen. Ich bin durch die Stadt gegangen, das iſt keine Emeute, das iſt Revolution, Ew. Majeſtät hilft nichts als Nachgeben.““ Dieſe Worte machten einen ſichtbaren Eindruck auf den König. — (Griesheim.)"

Faſt unmittelbar nachher ſcheint der König die Proklamation: „An meine lieben Berliner" geſchrieben zu haben. Das im Bodelſchwingh'ſchen Familienarchiv befindliche Königliche Handſchreiben, mit welchem das Manuſkript dem Miniſter überbracht wurde, lautet: „Theuerſter Bodelſchwingh, finden Sie umſtehende Anrede an die Berliner gut und erwarten Sie ſich keinen Nachtheil von derſelben, ſo laſſen Sie ſie ſogleich drucken und in vielen 1000 Exemplaren vertheilen. Gott mit Ihnen und mit uns Allen! Jede Correktur meines Machwerkes nehmen Sie nach Gutdünken vor." —

(Perthes, „Politiſche Aufzeichnungen":) „Bodelſchwingh brachte, (ohne irgendwelche Aenderung an dem Manuſkript vorzunehmen und) ohne es Prittwitz zu zeigen, daſſelbe ſofort in die Decker'ſche Druckerei. Da Setzer fehlten, ſetzten Decker ſelbſt und deſſen Schwager, der Hauptmann Schaetzler, den erſten Theil, bis Setzer herbeigeſchafft waren. —

Prittwitz, ein auffahrender und leidenſchaftlicher Mann fuhr auf, als er den Aufruf ſah: „„Wenn ich in der Defenſion nicht offenſiv verfahren darf, ſo mag der König allein die Stadt vertheidigen; ich kann es nicht!““ — (Griesheim.)

Die Revolution war bereits ſo weit niedergeworfen, daß nach wenigen Stunden die Truppen die ganze Stadt hätten inne haben können, wie Oberſt Jänichen früh Morgens erklärte. —

In den Zimmern des Königs drängte ſich am Morgen des 19. März Alles unordentlich durcheinander. Generale, Hofdamen, Geiſtliche im Ornat, Deputationen (der Bürgermeiſter Krausnick zweimal, das zweite Mal durch die Haufen mit Fauſtſchlägen gezwungen). Alle redeten und wollten rathen. Dem Könige wurde von allen Seiten zugerufen, er ſolle nicht gegen ſeine Unterthanen ſchießen laſſen. Er war erſchöpft und ſchwach. — Lichnowsky drängte dahin, die Truppen abziehn zu laſſen. Bodelſchwingh faßte den Fürſten Lichnowsky bei der Bruſt mit den Worten: „„Herr, Sie haben hier nicht mit zu reden!““ — (Roon.)

Bodelſchwingh äußerte, am Abend des 18. und am Morgen des 19. ſei der König auf dem Punkt geweſen, den Verſtand zu verlieren. — (Roon.)

Um zehn Uhr war eine zufällig kombinirte Deputation unter dem Bürgermeiſter Naunyn im Schloſſe, bittet um Zurückziehung der Truppen, da in der Königsſtadt der Anfang mit Forträumen der Barrikaden gemacht ſei. Der König ging mit Graf Arnim und Bodelſchwingh in ſein Kabinet; bald darauf trat Bodelſchwingh wieder heraus und ſagte: da die Forträumung der Barrikaden begonnen, ſo befehle der König, daß die Truppen von den Straßen und Plätzen zurückgezogen werden. — Ein anderer Augenzeuge berichtet: Als Bodelſchwingh aus des Königs Kabinet heraustrat, ſagte er mit halblauter Stimme zu den Stabsoffizieren den Befehl des Königs; als dieſe Herren Bedenken erhoben, rief Bodelſchwingh ſehr laut: „„Es iſt des Königs Wort, die Truppen ſollen zurück!““ (Goltz.) Zu dem Prinzen von Preußen ſagte Bodelſchwingh: „„Ich habe vom Könige den Befehl erhalten, die Truppen zurückziehn zu laſſen.““ „„Zum Nichtvorgehn““, ſagte der Prinz in höchſter Beſtürzung, „„aber doch nicht zum Zurückziehn!““ Bodelſchwingh entgegnete: „„An den Worten des Königs darf ich nicht deuten.““ — (Prinz Friedrich Wilhelm.)

Der Prinz von Preußen warf ſeinen Degen auf den Tiſch mit den Worten: er könne ihn nun nicht mehr mit Ehren tragen. — (Oriola.) Die Gräfin Oriola rief ganz laut: „„Iſt denn kein Mann unter Allen, der den König von dieſem Befehl abhalten kann!““ Sie forderte ihren Bruder dazu auf, dieſer hatte aber bereits den vergeblichen Verſuch gemacht. — (Oriola.) Der Prinz ging nun zum Könige, wo lebhafte, aber kurze Diskuſſion ſtattfand. Der König ſaß im Seſſel, beide

Hände vor dem Gesicht haltend. Er rief wiederholt laut aus: „„Das habe ich nicht befohlen, das habe ich nicht gesagt!““ — (Prinz Friedrich Wilhelm. Gräfin Oriola.)

Der König rief die Generale Natzmer, Neumann und Krausneck zu sich und befragte sie über die Rückziehung der Truppen. Neumann und Krausneck schoben die Antwort dem Könige zurück. Natzmer aber erklärte sich bestimmt gegen den Rückzug. Der König sagte ihm, daß er, Natzmer, dieses an Bodelschwingh sagen möge. Natzmer antwortete: er werde jeden Befehl mit Freuden überbringen, aber seine eigene Ansicht könne er Bodelschwingh nicht aufdringen.“ — (Natzmer an General von Mutius, durch diesen an Perthes.)

Ein anderer Augenzeuge, General von * (die Benutzung der Aufzeichnungen desselben wurde dem Herausgeber nur unter der Bedingung der Anonymität gestattet) erzählt: „Ich trat in den Vorsaal der Königin in dem Moment ein, als der König mit den Ministern von Bodelschwingh und Graf Arnim in Gegenwart des Prinzen von Preußen, anderer Prinzen, des Generals von Neumann über die Abfassung einer gedruckten Bekanntmachung berieth, welche den Abzug der Truppen aus ihren gegenwärtigen Stellungen dem Volk verkündigen sollte, wobei es sich herausstellte, daß über die Ausführung der bereits stattgefundenen Königlichen Zusage eine ernste verschiedenartige Ansicht zwischen dem bereits zurückgetretenen Minister von Bodelschwingh und dem dann zum Minister ernannten Grafen Arnim stattfand, welcher letzterer das unverzügliche Abziehen der Truppen — — als das entscheidende und einzige Mittel vertrat, um Frieden und Ruhe und das gestörte Vertrauen wieder herzustellen. Hiergegen sprachen mehrere Rathgeber, vor Allem von Bodelschwingh, indem an der Bedingung der Wegräumung der Barrikaden festgehalten werden sollte, Graf Arnim aber die Besetzung des Schlosses, Zeughauses und anderer königlicher Gebäude als maßgebend hielt. — — Unterdessen war aber ein heftiger Wortwechsel zwischen den Ministern v. Bodelschwingh und Arnim entstanden, der einen Grad erreichte, daß ersterer in höchste Aufregung versetzt wurde, in welcher derselbe das königliche Zimmer verließ und die Thür hinter sich zuwarf, daß es mir durch Mark und Bein ging. — — Se. Majestät gab später seinen Willen kund, seinen Befehl an die Truppen ergehn lassen zu wollen, ihre Stellung gegen die Barrikaden zu verlassen und sich um Schloß und Zeughaus und dortige Gegend bis auf Weiteres zu sammeln. Auf Grund der vorstehenden Willensmeinung Sr. Majestät eilten die Adjutanten zu den Truppen, um denselben den Willen Sr. Majestät befehlsweise zu überbringen.“ — General von * selbst übernahm die

Ueberbringung eines solchen Befehls. Seinem Tagebuch liegt der Originalbefehl bei und lautet:

„Auf Allerhöchsten Befehl sollen die den Barrikaden gegenüberstehenden Truppen sich ruhig von denselben entfernen.

Berlin, den 19. März 1848

von Neumann
Generallieutenant und Generaladjutant."

(Perthes, „Politische Aufzeichnungen":) Graf Oriola erhielt den Befehl, zur Forträumung der Barrikaden aufzufordern, als er gehn wollte, trat Lichnowsky zu ihm heran und sagte, Oriola möge ihn den Auftrag ausführen lassen, er verstehe besser mit dem Volk zu reden. Graf Oriola wies ihn zurück. Lichnowsky ging nun mit und nachdem Oriola den Versuch gemacht, hörte er im Fortgehn, wie Lichnowsky das Volk auf den Barrikaden haranguirte, von Freiheit u. s. w. sprach. — (Oriola.) Bürgermeister Naunyn, vom Schlosse zurückkommend, trat unterdeß auf dem Schloßplatz an Prittwitz heran und sagte: „„Aber Herr General, die Truppen sollten ja in ihre Kasernen marschiren, lassen Sie sie doch gehn!"" „„Nun ja"", rief Prittwitz aus, „„in des Dreiteufels Namen, so sollen sie in die Kasernen!"" und gab den Befehl. — (Major Freiherr v. d. Goltz 1850 an Bethmann-Holweg, durch diesen an Perthes.)

Im Schlosse war Alles furchtbar überrascht, als plötzlich der Schloßplatz leer wurde. — (Prinz Friedrich Wilhelm.)

Prittwitz war sehr erbost schon darüber gewesen, daß der König, als er ihm den Befehl über die Truppen übertrug, nicht persönlich, sondern durch Civilpersonen, Minister u. s. w. mit ihm verhandelt hatte. Sehr viele Zeit und große Wahl, die Truppen auf dem Schloßplatz stehn oder in die Kasernen rücken zu lassen, hatte Prittwitz am 19. nicht; die Leute hatten seit 24 Stunden wenig oder nichts zu essen, sobald hier oder da das Schießen aufhörte, drängten die Aufrührer in die Compagnien hinein und suchten zu fraterniſiren; der Hofmarschall im Schlosse erklärte, nur für eine beschränkte Zahl Soldaten Essen schaffen zu können." — (Graf Goltz.)

Eine wichtige Mittheilung betreffend den Entschluß des Königs zur Zurückziehung der Truppen findet sich noch in den Aufzeichnungen des Oberstlieutenants a. D. Freiherr v. *: „Den Ausschlag hat nach meiner Ueberzeugung der Hofprediger Strauß gegeben, was wohl nur wenige wissen mögen. Derselbe war am 19. Morgens aufs Schloß gegangen, wie er mir im August 1848 in Ostende erzählte, und habe dort Gottesdienst halten müssen. Die Königliche Familie war in dem

einen Zimmer verſammelt; in dem anſtoßenden waren die Hochſtehenden und andere Menſchen, welche von dem Gottesdienſt wenig Notiz nahmen. Strauß las den 25. Pſalm, betete das Vaterunſer und ſprach den Segen. Bei dieſem warf der König ſich auf die Knie und blieb lange in dieſer Stellung; die Königliche Familie folgte dieſem Beiſpiele. Unmittelbar darauf nahm der König ihn allein und ſprach Strauß mit ihm als Seelſorger. Strauß ſagte mir, er ſei kein Staatsmann, habe nur als Seelſorger ſprechen können, er habe dies auch (trügt mich mein Gedächtniß nicht) dem Könige geſagt, als ſolcher den König darauf hingewieſen, daß Gott Denjenigen, der ſich vor Ihm demüthige, erhöhen werde. Er ſelbſt ſchien zu glauben, daß dieſer Gottesdienſt und was darauf folgte, beim Könige den Ausſchlag gegeben habe, den Befehl zum Zurückziehen der Truppen zu ertheilen. Strauß mochte es wohl ſpäter nicht ganz recht ſein, mir dies mitgetheilt zu haben, auch wurde er zurückhaltender über dieſe Dinge, als er gewahrte, daß ich ſeinen politiſchen Standpunkt nicht theilte. Der Polizeirath Duncker, welcher auch in Oſtende war, ſagte einmal in der Gegenwart von Strauß, die Pfaffen wären Schuld an dem Befehl zum Rückzuge der Truppen geweſen, und ſchien Strauß damit einen Hieb geben zu wollen, ſo daß damals doch wohl Mehrere dieſen Zuſammenhang erkannt haben mögen, als ſpäter in die Oeffentlichkeit gekommen iſt.“ —

(Perthes, „Politiſche Aufzeichnungen“:) „Als der Leichenzug kam, ergriff Lichnowsky die Königin bei der Hand, um ſie auf den Balkon zu führen mit den Worten: „„Kommen Sie, kommen Sie, hier hilft kein Zögern!““ — (Pourtalès.)

Mehrere, auch der König ſelbſt, baten ſie, zurückzubleiben; die Königin ſagte, daß ſie nicht vom Könige gehe, ſie wiſſe, daß er einer Gefahr entgegengehe, ſie wiſſe aber nicht, welcher. Die Königin trat mit heraus. — (Prinz Friedrich Wilhelm.)

Am 19. März Abends oder vielmehr Nachts elf Uhr ſollte der König Berlin verlaſſen und nach Potsdam fahren; Graf Pourtalès, der Vater, hatte den Plan der heimlichen Entfernung gefaßt; Albert Pourtalès ſollte ihn ausführen helfen; der König hatte eingewilligt. Albert Pourtalès hielt mit ſeinem Wagen vor dem Brandenburger Thore; Pourtalès Vater führte die Königin im Schloſſe, mit ihnen ſollte der König zu Fuß bis zum Brandenburger Thor gehen. Durch mehrere Zimmer wankte wie bewußtlos der König, um fortzugehen, dann kehrte er eben ſo wie bewußtlos um und ging nicht. — (Pourtalès.)

Nach einem andern Zeugen trat dem Könige, als er bereits an der Treppe war, Graf Arnim-Boitzenburg mit den Worten entgegen:

„„Noch nie ist ein Hohenzoller vor der Gefahr gewichen!““ worauf der König seinen Mantel dem Kammerdiener gab und umkehrte. — (Dobeneck.) Nach anderer nicht namhaft gemachter Quelle lauteten Arnim's Worte: „Ew. Majestät würden der erste Hohenzoller sein, der vor seinem Volk flöhe!“ —

Zwei Nächte schliefen Oriola und Major von Manteuffel vor der Thüre des Königs, um sich nöthigen Falls für ihn zusammenhauen zu lassen. — (Oriola.)

In der Wohnung des Prinzen von Preußen war es am Nachmittag des 19. März wie in einem Wirthshause gewesen; alle möglichen Leute kamen und gingen, auch die Frau Deichmann aus Cöln. Gegen Abend kam Jemand und sagte, es würde eine Deputation kommen, welche vom Prinzen die Entsagung auf die Thronfolge begehren werde. Nun schrieb der Prinz an den König: „„Kann ich Dir mit meinem Hierbleiben und meinem Verzicht auf die Thronfolge helfen, so sage es mir; ich thue es; kann ich Dir aber nicht damit helfen, so gehe ich fort.““ Der König begehrte das Fortgehen und Prinz und Prinzessin von Preußen fuhren nun Abends heimlich nach Spandau; ihre Kinder nach Potsdam, wo sie mit Curtius und Unruhe blieben. — (Prinz Friedrich Wilhelm.)

Dem Sohne des Prinzen von Preußen sagten mehrere Männer der Umgebung, derselbe möge sich bereit halten und vorbereiten darauf, daß er König werde, dann müsse er die schwarz-roth-goldene Fahne ergreifen. Der Prinz entgegnete sehr ernst, er wolle solche Dinge nicht hören und weiteres Reden unterblieb. — (Prinz Friedrich Wilhelm.)

Am 22. Abends kam die Prinzessin von Preußen nach Potsdam. Die Nacht brachte Bismarck-Schönhausen bei Roon auf dem Sopha im Potsdamer Schlosse zu. Während sie am Morgen über allerlei Plane sprachen, schickte die Prinzessin von Preußen und ließ Roon zu sich kommen. Er fand sie abgespannt auf dem Sopha liegend, sich darüber entschuldigend fragte sie, ob Roon glaube, daß sie sicher in Potsdam bleiben könne, man habe ihr gesagt, daß sie und ihr Sohn Alles zu fürchten hätten. Roon sagte ihr, sie könne sicher bleiben; in Potsdam sei kein aufrührischer Pöbel und 5000 Mann Soldaten, die sich für sie zerhauen lassen würden.“ — (Roon.)

Die Stimmung unter dem Potsdamer Offiziercorps war entsetzlich; auf der einen Seite Wuth, auf der andern Seite aber auch der entschlossene Wille, den König, koste es, was es wolle, aus Berlin herauszuholen. Es waren Plane entworfen, ihn auch wider seinen Willen zu entführen. Die Leute dazu waren bis auf die Unteroffiziere be-

ſtimmt. Roon ſagte am 23. März zu Harry Arnim, Neffe des Miniſters, er möge ſeinem Onkel erklären, der König müſſe nach Potsdam kommen, es möge koſten, was es wolle; es ſtünden Schritte in Ausſicht, deren Folgen unberechenbar ſeien. — (Roon.)

Am 24. März fuhr der König nach Potsdam, dort zuvor nicht erwartet, und nur eine halbe Stunde vorher telegraphiſch angekündigt; er trat befangen, gebeugt, ſchleichend in die Mitte der verſammelten Offiziere und ſprach verlegen und unzuſammenhängend. Dann ſteigerte ſich ſein Ton und er redete viel von dem „deliciöſen Aufenthalt in Berlin", von der Sicherheit, in der er dort ſei; er könne nicht ſicherer ſein in der Mitte ſeiner Armee. Roon ſtieß den neben ihm ſtehenden Grafen Keller an und ſagte ihm: „„Was iſt das? es iſt ja Niemand im Zimmer, den das nicht beleidigen muß."" Graf Keller ſtieß Neumann an, ſagte ihm dieſelben Worte und Neumann flüſterte dem Könige einige Worte zu, der ſich darauf korrigirte und von der Armee ſprach. Nachmittags kehrte der König nach Berlin zurück. Die Berliner ſagten, ſie hätten ihm 12 Stunden Urlaub gegeben. — (Roon.)

Die Proklamation vom 21. März hatte Heinrich von Arnim entworfen und zwar ſchnell, kurz, ehe er ſie dem Staatsminiſterium vorlegte. Der Entwurf iſt von Arnim's eigener Hand; an der Stelle, wo es in der publicirten Proklamation heißt: „„Preußen geht fortan in Deutſchland auf"" iſt in Arnim's Entwurf ſehr viel korrigirt. Arnim erzählt, bei dieſer Stelle habe ihm der Hegel'ſche Gedanke immer in Gedanken gelegen, daß eine Sache an ſich aufgehoben werden ſolle, um als Kern einer neuen größeren Sache fortzuleben. Deshalb habe er geſagt: Preußen wird in Deutſchland aufgehoben. Die anderen Miniſter hätten das nicht verſtanden. Er habe es im Hegel'ſchen Sinne erklärt; darauf ſei ihm geantwortet, der Eine oder der Andere von Hegel's Schülern werde es verſtehen, aber das Volk nicht; nun habe man geändert und geändert; endlich habe Graf Arnim-Boitzenburg ausgerufen: „„Wir können ja ſetzen: Preußen geht in Deutſchland auf."" Die Uebrigen hätten beigeſtimmt, ſo ſei grade Boitzenburg es geweſen, der den berüchtigten Ausdruck in die Proklamation hineingebracht. Das Brouillon ſei aus dem Staatsminiſterium ſofort in die Decker'ſche Druckerei geſchickt, dann zurückgekommen und unter die Arnim'ſchen Papiere. Die unterzeichnete Handſchrift befindet ſich daher nicht im Staatsarchiv, ſondern in Heinrich von Arnim's Händen. — (Heinrich v. Arnim's mündliche Erzählung 1851.) Heinrich von Arnim hatte, als er noch Geſandter in Brüſſel war, ein Mädchen gefunden, das leicht und oft in

somnambule Zustände fiel. Sie ist Belgierin, nicht gebildet, spricht nicht Deutsch. Arnim beschäftigte sich viel mit ihr, versetzte sie in magnetischen Schlaf, befragte sie auch um politische Verhältnisse, namentlich schloß er den bekannten Vertrag mit Belgien auf Grund ihrer Aussagen, und vertraute, als dieser so gute Folgen hatte, um so sicherer auf die Somnambule. „„Es gibt Geheimnisse““, schrieb er an den König, „„die nur zwischen mir und Gott sind.““ Als der Prinz von Preußen in London war, kam der Neffe Heinrichs von Arnim plötzlich als Courier an und brachte ein Schreiben seines Onkels mit, in welchem derselbe berichtete, daß drei Mörder in London anwesend seien, welche die Ermordung des Prinzen von Preußen beabsichtigten. In zwei Stunden hatte Palmerston bewunderungswürdige Sicherheitsmaßregeln ergriffen. Am folgenden Tage machte der frühere Lieutenant Bunsen seinen Vater darauf aufmerksam, daß Ausdrucksweise und Angaben des Briefes darauf hinwiesen, daß Arnim seine Angaben von der Somnambule habe. Bunsen war außer sich. „„Ich habe““, sagte er „„Arnim so oft gewarnt, sie nicht in politischen Dingen zu fragen und nun hat er es doch gethan!““ Als Graf Pourtalès aus London nach Berlin zurückkehrte, war der König sehr aufgebracht auf Arnim: „„Il est un fou, un fou, je le déteste, ich habe ihn nie gemogt, immer habe ich ihn für einen Pietisten gehalten, und nie habe ich die verfluchten Pietisten leiden können!““ — (Pourtalès.)

Um Heinrich von Arnim zu verstehn, muß man wissen, daß er aus vier Vierteln besteht. Er ist erstens: ein braver Mann; zweitens: ein frommer Mann; drittens: ein verständiger Mann; viertens: ein Narr! Wer dieses vierte Viertel nicht an ihm kennt, der kennt ihn überhaupt nicht. — (Pourtalès.)

Als in den Märztagen des Jahres 1849 die ganze Königliche Familie in Charlottenburg versammelt war und man die unglücklichen Ereignisse des Vorjahres besprach, äußerte der Prinz von Preußen, es stehe noch immer nicht fest, wer den verhängnißvollen Befehl zum Rückzuge der Truppen gegeben habe. — (Prinz Friedrich Wilhelm.)

In der ersten Zeit nach den Märztagen war man unwillig über den König gewesen, dem man alle Schuld beimaß. Sehr bald aber suchte man dieselbe ausschließlich auf Andere abzuladen. — Das Deutsche Volk sucht immer Jemand als Sündenbock, damit es der Nothwendigkeit überhoben werde, sich als Volk zu schämen; bald ladet es die Last den Fürsten, bald dem Adel, bald den Liberalen, bald den Revolutionären, bald den Professoren auf und reibt sich dann vergnügt die

Hände. Unſere nächſte Aufgabe iſt es, zu erkennen, daß nicht Dieſer oder Jener, ſondern daß das Volk ſich unfähig gezeigt hat. — Soll Deutſchland nicht ein zweites Italien, ein zweites Polen werden, auf das man mit Fingern zeigt, wie auf die Ruine einer vergangenen Zeit, ſo muß Deutſchlands Hut und Schirm ſchon da ſein, darf nicht erſt gemacht werden ſollen. Es iſt aber nicht da, wenn es nicht in Preußen da iſt, wenn nicht in Preußen ſich Kräfte gerettet haben, die einer Zukunft fähig ſind." —

Neuere englische Eisenbahnpolitik*).

Von

Geh. Regierungsrath **Ulrich**.

I.

In England steht die Wiege des Eisenbahnwesens; auf englischem Boden ist die erste mit Dampf betriebene Eisenbahn zur Ausführung gebracht und diese weltbewegende Erfindung technisch und wirthschaftlich zuerst entwickelt worden. Während aber in Bezug auf die technische Seite des Eisenbahnwesens England die Lehrmeisterin und das Vorbild aller Länder gewesen ist, und noch heute die englische Eisenbahntechnik unübertroffen dasteht, kann man nicht dasselbe sagen bezüglich der wirthschaftlichen Entwickelung und der Verwaltung des englischen Eisenbahnwesens. Die allgemeine volkswirthschaftliche und politische Entwickelung des englischen Staates und das nationale Verwaltungsrecht haben naturgemäß auch der wirthschaftlichen Ausbildung und der Verwaltung der Eisenbahnen einen eigenartigen Charakter gegeben. Ob diese Entwickelung vortheilhaft für den englischen Staat und die englische Volkswirthschaft gewesen ist und ob sie als Vorbild für andere Staaten dienen kann, darüber möge das Urtheil aus der nachfolgenden Darstellung entnommen werden.

Die Eisenbahnen Großbritanniens sind durchweg *Privatbahnen*, Staatsbahnen gibt es nicht und hat es nie gegeben. Besonders bemerkenswerth ist dabei der Umstand, daß die englischen Eisenbahnen durchaus und allein der *privaten Thätigkeit* und *privaten Mitteln* ihre Entstehung verdanken, niemals irgendwelche staatliche Unterstützung empfangen haben. In dieser Beziehung stehen sie unter den Eisenbahnen der größeren Kulturstaaten einzig da. Denn selbst in den Vereinigten Staaten von Amerika, wo ebenfalls nur Privatbahnen bestehen,

*) Vortrag gehalten in der staatswissenschaftlichen Gesellschaft zu Berlin am 7. Januar 1889.

sind diese mit wesentlicher Unterstützung des Staates entstanden, welcher ihnen ungeheure Flächen Landes nicht nur für die Bahnanlage selbst, sondern zu beiden Seiten derselben unentgeltlich überlassen hat. Diese Ländereien stiegen natürlich nach Durchführung der Eisenbahnlinien erheblich im Werthe und ihr Verkauf pflegt einen nicht unerheblichen Theil des Anlagekapitals wiedereinzubringen. In den übrigen größeren Kulturstaaten haben die Privatbahnen gleichfalls Staatsunterstützungen unter verschiedenartigen Formen empfangen, theils als verlorenen Zuschuß oder Darlehn in Baar, theils durch Uebernahme von Aktien oder Schuldverschreibungen Seitens des Staates mit theilweisem oder zeitweisen Verzicht auf Zinsen, endlich durch Zinsbürgschaften, welche der Staat für das gesammte oder einen Theil des Anlagekapitals übernahm. Nicht so in England. Hier kann man im Gegentheil eher sagen, daß der Staat dem Eisenbahnbau Schwierigkeiten bereitet und die Eisenbahnen vertheuert hat, anstatt sie unterstützen.

Dies ist geschehen einmal durch das außerordentlich schwierige und kostspielige Verfahren bei Konzessionirung der Eisenbahnen, welches das englische Verwaltungsrecht vorschreibt. Während in Preußen die Eisenbahn-Konzessionen nach eingehender Vorprüfung der Gesuche durch die örtlichen Verwaltungsbehörden auf Antrag des Staatsministeriums durch den König ertheilt werden, erfolgt in England die Verleihung durch sogenannte private bills im Wege der Gesetzgebung und die so nothwendige Prüfung der Anträge findet in den dazu eingesetzten Parlaments-Ausschüssen statt. Die Antragsteller haben hier die Gemeinnützigkeit ihres Unternehmens darzulegen, und dies geschieht insbesondere durch Beibringung von Zeugen aus der betreffenden Gegend, welche von den Parlaments-Ausschüssen vernommen werden. Aber auch jeder Gegner des Antrags — dies sind namentlich schon bestehende Eisenbahn- oder Kanalgesellschaften, welche sich durch die beantragte Konzession geschädigt erachten — hat nicht nur das Recht selbst vor den Parlaments-Ausschüssen aufzutreten und Zeugniß abzulegen, sondern er kann auch Gegenzeugen vorführen. Die Verhandlungen werden von beiden Theilen, Antragstellern und Gegnern des Antrags, durch besondere Anwälte geführt, ziehen sich oft Jahre lang hin und verursachen ganz erhebliche Kosten für beide Theile. Nach einer Mittheilung des englischen Fachblattes Railway Press betrugen beispielsweise diese Kosten für die Brightonbahn etwa 4806 £ (96 120 M.), für die Manchester- und Birminghambahn 5190 £ (103 800 M.), für die Blackwallbahn sogar 14 414 £ (288 280 M.) auf die (englische) Meile! Diese Zahlen erscheinen fast unglaublich, wenn man bedenkt, daß in Deutsch-

land für die gleichen Beträge Bahnen untergeordneter Bedeutung vollständig hergestellt werden. Welche Arbeit und Zeit bei diesen Verhandlungen verschwendet wird, erhellt daraus, daß z. B. die Verhandlungen über die Konzessionirung der South-Easternbahn 10 000 Folioseiten umfaßten, die über Konzessionirung der Brightonbahn sich über zwei Parlamentssessionen hinzogen und die Erörterung vor dem Parlaments-Ausschusse 50 Tage dauerte. Das sind nun allerdings Beispiele von besonders hohen Kosten und zeitraubenden Verhandlungen. Aber selbst unter gewöhnlichen Verhältnissen ist das englische Konzessionsverfahren, welches übrigens auch auf Pferdebahnen, Wasser- und Gasgesellschaften ꝛc. Anwendung findet, bei weitem kostspieliger und weitläuftiger als in den übrigen Kulturstaaten. In Folge dessen findet sich unter den Anlagekosten der englischen Bahnen hierfür ein besonderer Posten, legal and parliamentary expenses, aufgeführt, die oft einen nicht unerheblichen Theil des Anlagekapitals ausmachen.

Ein zweiter Umstand, welcher das englische Eisenbahnnetz erheblich vertheuert hat, ist die weitgehende Konzessionirung von Konkurrenz- und Parallellinien, welche lediglich den Zweck haben, einer schon bestehenden Eisenbahnlinie einen Theil ihres Verkehres wegzunehmen. Es ist klar, daß vom volkswirthschaftlichen Standpunkte aus solche Parallelbahnen ein Unding sind, indem das doppelte Anlagekapital und erheblich höhere Betriebskosten aufgewendet werden, als zur Bedienung des betreffenden Verkehrs erforderlich sind. Deshalb hatte mit Recht das preußische Eisenbahngesetz vom 3. November 1838 im § 44 die Konzessionirung von Parallellinien untersagt, ein Verbot, welches später den damals herrschenden Anschauungen zuliebe im Artikel 41 unserer Reichsverfassung wiederaufgehoben ist. Man glaubte nemlich durch Konzessionirung solcher Parallelbahnen die sogenannte freie Konkurrenz auch auf das Eisenbahnwesen übertragen und so die Eisenbahntarife am sichersten verbilligen zu können. Allein die Erfahrungen in England und anderwärts bewiesen sehr bald das Vergebliche dieses Versuchs und zeigten, daß nicht eine Verbilligung, sondern eine Vertheuerung der Tarife hiedurch entstand. Denn, nachdem die Eisenbahnverwaltungen anfangs im gegenseitigen Wettkampfe um die Transporte die Tarife erheblich herabgedrückt hatten, erkannten sie bald das Thörichte dieser Handlungsweise. Bereits im Jahr 1858 schlossen die Mehrzahl der englischen Bahnen eine Vereinbarung dahin, daß, wenn zwischen zwei Orten mehr als eine Eisenbahnlinie den Verkehr vermittele, die Transportpreise stets auf allen Linien gleich gehalten werden sollten. Seitdem ist die freie Konkurrenz zwischen den englischen Bahnen that-

sächlich beseitigt und alle Versuche Seitens der Regierung und Gesetzgebung diese Tarifkartelle der Eisenbahnen sowie die noch weitergehenden Verschmelzungen der englischen Privatbahnen zu wenigen großen Netzen zu verhindern, sind erfolglos geblieben, wie bereits in der großen parlamentarischen Untersuchung über diese Frage vom Jahr 1872 allgemein anerkannt wurde. Man sollte glauben, daß man folgerichtig aufgehört hätte, Parallellinien zu konzessioniren, zumal die Erfahrung gelehrt hatte, daß sie häufig zu einer Erhöhung der Transportpreise führten, indem die Eisenbahngesellschaften in dem erklärlichen Bestreben, auch das verdoppelte Anlagekapital zu verzinsen, wenn irgend möglich ihre Tarife entsprechend heraufsetzten. Allein dies geschah nicht, und bis zum heutigen Tage werden derartige Parallelbahnen konzessionirt, obwohl man im Voraus weiß, daß sie nach kurzer Zeit sich mit den bestehenden Bahnen verschmelzen bezw. von den großen Netzen, in deren Verkehrsgebiet sie liegen, aufgekauft werden. Natürlich ist und wird dadurch das Anlagekapital der englischen Bahnen fortdauernd erheblich erhöht, ungeheure Summen werden in unwirthschaftlicher Weise vergeudet. Bereits bei der oben erwähnten Untersuchung von 1872 schätzte einer der ersten Eisenbahnfachmänner die durch Konzessionirung von Konkurrenzlinien nutzlos vergeudeten Summen auf 100 Millionen £ (zwei Milliarden Mark).

Unter diesen Umständen kann es nicht Wunder nehmen, daß das Anlagekapital und die Betriebskosten der englischen Eisenbahnen sehr hoch, etwa doppelt so hoch im Verhältniß als bei den übrigen europäischen Bahnen sind. Das Anlagekapital betrug Ende 1886 für 31 125 (38 048)*) Kilometer 16 566 (9818) Millionen Mark, für das Kilometer also 532269 (258 941) Mark, die Betriebsausgaben 730 (561) Millionen, für das Kilometer 23 466 (14 873) Mark. Wenn auf diese hohen Anlage- und Betriebskosten der englischen Bahnen auch noch einige andere Umstände einwirken, auf welche einzugehen hier zu weit führen würde, so sind doch die oben angeführten Thatsachen wesentlich mit die Ursache.

Zeigt sich so, daß die englischen Eisenbahnen zwar dem Staate Nichts gekostet haben, daß aber die englische Volkswirthschaft, von welcher die Staatswirthschaft doch nur ein Theil ist, sie sehr theuer hat bezahlen müssen, bei weitem theurer als irgend in einem andern Lande, so haben sich doch noch andere weit schwerere Nachtheile aus der Thatsache ergeben, daß der englische Staat die wichtigsten Verkehrswege der Neuzeit gänzlich der Privatwirthschaft überlassen hat. Diese Nachtheile

*) Zur Vergleichung sind in Klammern die entsprechenden Zahlen der deutschen Bahnen beigefügt.

lassen sich im Wesentlichen dahin zusammenfassen, daß die Eisenbahnen in England ihre Aufgabe, als öffentliche Wege zur Förderung des Verkehrs und der Volkswirthschaft zu dienen, nur soweit erfüllen, als dies mit den Interessen der sie besitzenden Aktiengesellschaften im Einklang steht, und daß es Dank den ungenügenden gesetzlichen Vorschriften und Verwaltungseinrichtungen Englands ihnen gelungen ist, sich der im Interesse der Allgemeinheit so nothwendigen staatlichen Aufsicht fast ganz zu entziehen und einen Staat im Staate zu bilden, der seinerseits das wirthschaftliche Leben in weitgehender Weise und durchaus nicht zum Vortheil von Staat und Volk beeinflußt und beherrscht. Es zeigt sich dies auf allen Gebieten des englischen Eisenbahnwesens, im Bau, Betrieb und Verwaltung, am meisten und am schlimmsten tritt es hervor bei der wirthschaftlich wichtigsten Seite desselben, in der Festsetzung der Beförderungspreise.

Recht kennzeichnend für die geschilderte Stellung der englischen Eisenbahnen ist die Art und Weise, wie sie den Staat selbst ihre Macht fühlen lassen da, wo er ihrer Dienste bedarf, bei Beförderung der Post, des Militärs und Kriegsmaterials. In allen übrigen europäischen Kulturstaaten sind die Eisenbahnen durch Gesetz oder Konzessionen verpflichtet, Post und Heer unentgeltlich oder zu besonderen ermäßigten Preisen zu befördern, in England haben beide Verwaltungen bis auf die neueste Zeit ebenfalls besondere Beförderungspreise gehabt, aber nicht niedrigere, sondern höhere als die gewöhnlichen. Beispielsweise verweigerten die Eisenbahnen der Post die Beförderung ihrer Briefsäcke und Packete zu den gewöhnlichen Preisen und zwangen sie, da sie auf die Beförderung durch die Eisenbahn angewiesen war, erheblich höhere Preise zu zahlen. In Folge dessen war es bis 1882 für die englische Postverwaltung nicht möglich, die in allen europäischen Kulturstaaten und selbst in den Vereinigten Staaten von Amerika eingeführte Beförderung von Postpacketen in England einzurichten. Erst als die Einführung dieser Einrichtung im Weltpostvereine in Frage kam, da glaubte man auch in England nicht länger zurückbleiben zu dürfen, und durch ein Gesetz vom 18. August 1882 wurde den Eisenbahnen die Beförderung von Postpacketen auferlegt, aber immer noch gegen so hohe Vergütungen, daß in Folge dessen das Packetporto in England erheblich höher ist, als in Deutschland. Außerdem sind die Postpackete auf ein Gewicht von 7 Pfund englisch (etwas über 3 Kilogramm) beschränkt.

In ähnlicher Weise haben die Eisenbahnen die Militärverwaltung bis vor Kurzem gezwungen, für Truppentransporte höhere Fahrpreise zu zahlen, als sie das reisende Publikum zu zahlen hatte. Diese Sätze waren seinerzeit in einem Gesetz von 1844 festgesetzt worden zu Gunsten der Militärverwaltung und waren damals niedriger als die bestehenden Personentarife. Nachdem diese aber im Laufe der Zeit erheblich unter die Sätze des Gesetzes von 1844 ermäßigt waren, verweigerten die Eisenbahnen die Beförderung der Truppen zu den gewöhnlichen Sätzen, und vergeblich machte die Kriegsverwaltung allen ihren Einfluß dagegen geltend. Wie zum Hohn beförderten die englischen Bahnen die sogenannten Freiwilligen (volunteers) bei ihren Paraden zu ermäßigten Sätzen, während die Militärverwaltung das 3—6fache bezahlen mußte. Erst durch ein Gesetz von 1884 wurden für Truppen und Materialtransporte der Heeresverwaltung ermäßigte Sätze gewährt; aber dies Gesetz war nur dadurch durchzubringen im Parlament, daß in demselben zugleich ein Theil der Steuer, welche die englischen Eisenbahnen von der Personenbeförderung zu zahlen haben, erlassen wurde. Es kann das nicht so sehr überraschen, wenn man weiß, wie vorsichtig die englischen Eisenbahngesellschaften in der Auswahl ihrer Verwaltungsräthe sind. Diese Stellen werden mit Vorliebe an einflußreiche Parlamentsmitglieder vergeben, und so kommt es, daß das „Eisenbahninteresse" in beiden Häusern des Parlaments und bei den herrschenden Parteien stark vertreten, und die Regierung aus politischen Gründen gezwungen ist, auf dasselbe weitgehende Rücksichten zu nehmen und stets nur schonend gegen dasselbe vorzugehen.

Daß die englischen Eisenbahnen auch dem verkehrtreibenden Publikum gegenüber möglichst hohe Transportpreise nehmen, wird hienach kaum Wunder nehmen. In der That sind die englischen Eisenbahntarife sehr hoch, im Durchschnitt erheblich höher als die deutschen Tarife. Bisweilen wird dies bestritten und unter Anführung des einen oder andern Frachtsatzes der englischen Bahnen gefordert, daß die deutschen Bahnen so billig befördern möchten, wie die englischen. Damit könnten die deutschen Bahnen sehr zufrieden sein. Stellenweise befördern allerdings die englischen Bahnen zu sehr niedrigen Sätzen, nemlich wenn der Wettbewerb des Wasserwegs oder andere Umstände dies nöthig machen, um die Transporte überhaupt zu erhalten. Aber wo solche Gründe nicht vorliegen, da nehmen sie so hohe Sätze, als nur der Verkehr sie tragen kann. Will man deshalb die englischen und deutschen Eisenbahntarife vergleichen, so darf man nicht einen beliebigen Satz herausgreifen, der auf irgend einer Bahn für irgend einen Artikel

auf eine gewisse Entfernung in England gezahlt wird und denselben mit dem Satz vergleichen, der auf einer beliebigen Bahn in Deutschland für denselben Artikel auf dieselbe Entfernung gezahlt wird. Vielmehr muß man die Durchschnittstarife der englischen Bahnen mit denen der deutschen Bahnen für die wichtigsten Transportartikel vergleichen. Dieser schwierigen und mühevollen Arbeit hat sich im Jahr 1885 ein Herr Samuelson, Mitglied des Parlaments und Vorsitzender der Vereinigung der englischen Handelskammern im Auftrag derselben unterzogen, und eine derartige Vergleichung der englischen Eisenbahntarife mit denen der deutschen, niederländischen und belgischen Bahnen veröffentlicht*). Diese Vergleichung, welche man für im Allgemeinen zutreffend halten darf, da der Verfasser eingehende Studien gemacht und sich persönlich in den genannten Ländern das beste amtliche Material verschafft hat, ist durchaus zu Ungunsten der englischen Eisenbahntarife ausgefallen, und hat nachgewiesen, daß im Durchschnitt die englischen Eisenbahntarife bei weitem höher sind, als die der deutschen, belgischen und niederländischen Bahnen.

Aber abgesehen von der Höhe der englischen Eisenbahntarife gibt es noch einen andern Mißstand, das ist die außerordentliche Ungleichheit und Willkür, sowie der häufige Wechsel in denselben. Insbesondere gilt dies für die Gütertarife. Während in Preußen nicht nur die Staatsbahnen für Jedermann zu gleichen Frachtsätzen befördern, sondern auch bei den Privatbahnen eine strenge Ueberwachung stattfindet, daß sie dieser Vorschrift nicht zuwiderhandeln, fehlt es an einer solchen in England gänzlich, und thatsächlich wird täglich in tausenden von Fällen gegen diese auch dort bestehende Vorschrift verstoßen. Was das heißen will und zu welchen Mißständen dies führt, dafür geben die Zeugenaussagen in den verschiedenen parlamentarischen und staatlichen Untersuchungen ein lebendiges Bild. „Die Eisenbahnen übernehmen mit ihren Tarifen die Rolle der Vorsehung, welche die Wohlthaten und Heimsuchungen nach ihrem Gefallen austheilt über das Land", so kennzeichnet ein Zeuge in der Untersuchung von 1881 die Zustände. Ein anderer Zeuge fragt am Schlusse seiner Ausführungen: „Soll es in der Gewalt der Eisenbahngesellschaften liegen, Städte entstehen und vergehen zu lassen? Sollen sie die Zollpolitik des Landes in den Händen halten, Ausfuhr- und Einfuhrprämien gewähren?" Vielfach wird von Geschäftsleuten bezeugt, daß sie bestimmte Geschäfte aufgeben mußten, weil die betreffende Eisenbahngesellschaft ihren Kon-

*) Samuelson, report on the railway goods tariffs of Germany Belgium and Holland compared with those of this country, Birmingham 1885.

kurrenten niedrigere Frachten gewährte als ihnen, oder die bisher gewährten Ermäßigungen ihnen plötzlich entzog.

Allgemein werden diese Mißstände in England schwer empfunden und schon verschiedentlich wurde die Gesetzgebung zu ihrer Beseitigung in Bewegung gesetzt, aber bisher vergeblich. Bereits in der Railway clausel consolidation act vom 8. Mai 1845 war bestimmt, daß die Eisenbahnen für Jedermann zu gleichen Bedingungen befördern und Niemand bevorzugen sollten, und diese Vorschrift wurde eingehender und ausführlicher in dem Gesetz vom 10. Juli 1854 wiederholt. Aber sie hatte keinen Erfolg, weil nicht die Aufsichtsbehörde deren Befolgung überwachte und erzwang, sondern demjenigen, der sich durch Verletzung dieser Vorschrift geschädigt fühlte, überlassen blieb, die Eisenbahngesellschaften vor den ordentlichen Gerichten deshalb zu belangen. Hiezu entschlossen sich wegen der hohen Gerichtskosten und aus Furcht vor den mächtigen Eisenbahngesellschaften nur Wenige, und die erhobenen Klagen blieben meist ohne Erfolg, weil den Gerichten diese Tariffragen zu fremd waren und sie in der Regel die Verletzung des Gesetzes nicht als erwiesen annahmen. Man glaubte deshalb eine Abhülfe zu schaffen, indem man durch Gesetz vom 21. Juli 1873 zur Entscheidung dieser Rechtsstreitigkeiten einen besondern Gerichtshof von 3 Männern einsetzte, wovon mindestens einer Jurist und einer Eisenbahnfachmann sein sollte, mit gleichen Befugnissen, wie die ordentlichen Obergerichte, und das Klagerecht vor demselben nicht nur den geschädigten Interessenten, sondern auch dem Handelsamt (board of trade), welches die Aufsicht über die Eisenbahnen ausübt, und Städten, öffentlichen Korporationen und Hafenämtern ertheilte. Allein auch dies blieb ohne Erfolg, wie die parlamentarische Untersuchung von 1881/82 klar stellte. Die Kostspieligkeit und Weitläufigkeit des englischen Gerichtsverfahrens, die Schwierigkeit gegen die mächtigen, von den besten Anwälten bedienten Eisenbahngesellschaften, welche bei ungünstigen Urtheilen des Eisenbahngerichtshofs die Sachen im Wege der Berufung an die höheren und höchsten Gerichte trieben, den Prozeß durchzuführen, schreckte von der Verfolgung des Rechts ab. Außerdem fürchten die Geschäftsleute, wie es scheint, nicht ohne Grund, daß die Eisenbahngesellschaften an denjenigen, welche gegen sie Klage erheben, sich dadurch rächen werden, daß sie ihnen die gewöhnlichen aber nicht durch Gesetz oder Konzession festgesetzten Erleichterungen entziehen und ihnen Schwierigkeiten jeder Art bereiten. In der That ist dies in der Untersuchung von 1881/82 mehrfach bestätigt: Farrer, Sekretär des Handelsamts, sagt geradezu, der Hauptgrund, welcher die Privaten abhalte, sich zu rühren, sei die

Macht der Eisenbahnverwaltungen, ihnen Schaden allerlei Art zuzufügen; auch sind verschiedene Fälle festgestellt, wo die Eisenbahngesellschaften diejenigen, welche Klage gegen sie erhoben haben, durch eine Erhöhung der Frachtsätze schwer gestraft haben. Hiezu sind sie sehr wohl im Stande, denn unterhalb der sehr hoch bemessenen konzessionsmäßigen Höchstsätze können die englischen Eisenbahnen ihre Tarife nach Willkür festsetzen, ohne daß es einer Genehmigung der Aufsichtsbehörde bedarf. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß die Geschäftsleute sich sogar fürchten, bei den parlamentarischen oder staatlichen Untersuchungen gegen die Eisenbahnen Zeugniß abzulegen; erklärte doch sogar der Vertreter des Kriegsdepartements bei der Untersuchung von 1881/82, sie scheuten sich klagend gegen die Eisenbahngesellschaften vorzugehen, weil sie zu viel mit ihnen zu thun hätten!

II.

Trotz der zahlreichen und langjährigen Beschwerden des verkehrtreibenden Publikums und der schreienden Uebelstände im englischen Eisenbahnwesen, wie sie die parlamentarische Untersuchung von 1881/82 von Neuem feststellte, dauerte es doch mehrere Jahre, bis die englische Regierung einen neuen Anlauf zur Reform nahm. Erst im Frühjahr 1886 legte sie dem Parlament einen Gesetzentwurf, betreffend den Eisenbahn- und Kanalverkehr vor, der nach langen und schwierigen Verhandlungen mit vielfachen Aenderungen am 10. August 1888 Gesetz geworden und am 1. Januar d. J. zur Einführung gelangt ist.

Dieses Gesetz, betreffend die bessere Regelung des Eisenbahn- und Kanalverkehrs und andere Zwecke oder Eisenbahn- und Kanalverkehrsgesetz von 1888*), wie es kurz bezeichnet wird, beschäftigt sich im Wesentlichen nur mit dem Güterverkehr auf Eisenbahnen und Kanälen, auf den Personenverkehr und den Betrieb der Eisenbahnen erstreckt sich dasselbe nicht. In demselben werden die für den Güterverkehr bestehenden gesetzlichen Bestimmungen, namentlich aus den schon oben erwähnten Gesetzen von 1854 und 1873 unter theilweiser Abänderung wiederholt und wichtige neue Vorschriften hinzugefügt.

Von den 4 Abschnitten, in welche das Gesetz zerfällt, betrifft Abschnitt I die Umbildung des durch Gesetz von 1873 eingesetzten Eisenbahngerichtshofes in einen Verwaltungsgerichtshof für Streitigkeiten zwischen Eisenbahn- und Kanalgesellschaften unter sich und mit dem verkehrtreibenden Publikum unter we-

*) Eine vollständige Uebersetzung desselben findet sich im Archiv für Eisenbahnwesen Jahrgang 1889 S. 16 ff.

sentlicher Erweiterung der Zuständigkeit und Befugnisse des Gerichtshofs. Der Abschnitt II, der wichtigste des Gesetzes, gibt Vorschriften betreffend den Güterverkehr auf den Eisenbahnen. Zunächst enthält er Bestimmungen betreffend die Feststellung neuer Güterklassifikationen und neuer Höchstsätze der Frachten und Gebühren, insbesondere auch der Stations- und Expeditionsgebühren für die einzelnen Eisenbahngesellschaften. Um die Tragweite und den Zweck dieser Bestimmungen zu verstehen, muß man sich den bisherigen Zustand des englischen Eisenbahntarifwesens vergegenwärtigen. Durch die englischen Eisenbahnkonzessionen sind im Güterverkehr zwar Höchstsätze der Gebühren für die Beförderung auf der Bahn festgesetzt, dagegen nicht für die Stations- und Expeditionsgebühren (terminals). Diese Höchstsätze sind aber vielfach ungleich für die verschiedenen Linien einer Bahn, was sich durch die besondere Konzessionsertheilung für jede einzelne Linie und außerdem durch die vielfachen Verschmelzungen einer großen Zahl von Bahnen zu größeren Netzen erklärt. Aus Anlaß des vorliegenden Gesetzes ist von dem Handelsamt eine Zusammenstellung dieser Höchstsätze angefertigt, welche einen stattlichen Quartband von 207 Seiten füllt. Bei einigen Bahnen muß man auf etwa hundert Konzessionen zurückgehen, um deren Höchstsätze festzustellen. Dazu kommt, daß die Klassifikation der Güter in den verschiedenen Konzessionen nicht gleich, sondern vielfach verschieden ist und nur eine im Verhältniß zu den wirklich beförderten Gütern sehr geringe Zahl der Güter umfaßt, während die nicht aufgeführten Güter in der Regel zur höchsten Klasse gerechnet werden. Aus allem diesem erklärt sich genügend die Schwierigkeit, bei einem Frachtsatz zu prüfen oder gar nachzuweisen, daß er den konzessionsmäßigen Höchstsatz überschreitet. Wird dies aber wirklich nachgewiesen, so behaupten die Eisenbahngesellschaften einfach, daß der über den Höchstsatz hinausgehende Betrag terminal sei, wofür ein Höchstsatz bis jetzt nicht bestand.

Um diesen Uebelständen abzuhelfen, sollen in Zukunft bei jeder Eisenbahngesellschaft für ihre gesammten Linien eine einheitliche Klassifikation und einheitliche Höchstsätze nicht nur für die Beförderungs-, sondern auch für die Stations- und Expeditionsgebühren zur Einführung gelangen, unzweifelhaft ein großer Fortschritt gegenüber den jetzigen Zuständen.

Ferner enthält das Gesetz genaue Vorschriften betreffend die Veröffentlichung der Tarife, welche bisher sehr mangelhaft war, insbesondere wird bestimmt, daß Tariferhöhungen 14 Tage vor Einführung derselben zu veröffentlichen sind. Von Neuem wird sodann jede un-

gehörige Bevorzugung oder Benachtheiligung zu Gunsten oder Ungunsten einer Person oder Klasse von Personen oder Verkehrsart verboten, ebenso Differentialtarife, nach welchen für Beförderung eines Gutes auf einer kürzeren Strecke ein höherer Frachtsatz erhoben wird, als für die gleichen Leistungen bei Beförderung eines Gutes gleicher Art und Menge auf einer längeren Strecke. Auch wird der Beweis, daß ein Differentialtarif keine ungehörige Bevorzugung in sich schließe, den Eisenbahnen auferlegt. Besonders bemerkenswerth ist endlich die Bestimmung, wonach es nicht gestattet sein soll, für ausländische Güter niedrigere Frachten zu erheben als für inländische. In dieser Richtung waren bei der Untersuchung von 1881/82 zahlreiche Beschwerden zu Tage getreten. Beispielsweise wurde festgestellt, daß Fleisch von amerikanischem Rindvieh, in Glasgow geschlachtet von da bis London für 45 sh. die Tonne befördert wird, während die Fracht für Fleisch von heimischen Ochsen von Glasgow bis London 77 sh. die Tonne beträgt. Ebenso wird fremdes Korn und Fleisch von Liverpool nach London für niedrigere Frachtsätze befördert, als das englische Korn und Fleisch, belgischer Draht und Eisenwaaren von Belgien nach Birmingham zu niedrigern Frachten gebracht, als dieselben Waaren von Birmingham nach London zahlen müssen. Solche Vorkommnisse sollen durch die obenerwähnte Vorschrift verhindert werden.

Der III. Abschnitt des Gesetzes bezieht sich auf die Kanäle und den Kanalverkehr. Die Vorschriften des II. Abschnitts werden sinngemäß auf den Verkehr der Kanäle ausgedehnt und Bestimmungen erlassen, um dem Verkehr auf den Kanälen, welcher seit langem sehr zurückgegangen ist, wiederaufzuhelfen und ihn vor der Unterdrückung durch die Eisenbahngesellschaften zu schützen. Zu diesem Zwecke wird letzteren der Erwerb von Kanälen und Antheilen an solchen verboten und dem Eisenbahn- und Kanalgerichtshof das Recht verliehen, die Gebühren auf Kanälen, welche sich in Händen oder unter dem Einfluß von Eisenbahngesellschaften befinden, wenn dieselben so festgesetzt sind, um den Verkehr von dem Kanal ab auf die Eisenbahn zu leiten, auf Antrag von Interessenten anderweit festzusetzen.

Diese Bestimmungen leiden an dem Fehler, daß sie viel zu spät kommen, weil der Kampf zwischen Kanal und Eisenbahn in England längst zu Ungunsten des ersteren entschieden ist. Der Kampf begann mit der Entstehung der Eisenbahnen, welchen die damals sehr mächtigen Kanalgesellschaften alle möglichen Hindernisse und Schwierigkeiten in den Weg legten. Aber bald wendete sich das Blättchen, die Eisenbahnen begannen den Kanälen erfolgreichen Wettbewerb zu machen, sich

allmählig des Verkehrs auf denselben immer mehr durch Ankauf wichtiger Theile, durch Kartell- und Pachtverträge zu bemächtigen und den Verkehr zu ihren Gunsten abzuleiten.

Bereits der Parlamentsausschuß von 1846 beschäftigte sich eingehend mit dieser Vergewaltigung der Kanäle durch die Eisenbahnen, sodann von Neuem der Parlamentsausschuß von 1853, der vereinigte Ausschuß von 1872 und der Parlamentsausschuß von 1881/82. Schon 1865 waren von den 4000 Meilen (englisch) Wasserstraßen in England und Schottland etwa ein Drittel in den Händen und unter dem Einfluß der Eisenbahngesellschaften; nach einem amtlichen Ausweise von 1872 befanden sich 1300 Meilen Kanäle im Eigenthum und 244 Meilen in Pacht derselben. Auf wie viel Kanäle die Eisenbahngesellschaften außerdem noch einen maßgebenden Einfluß besaßen, wurde nicht festgestellt. Der Parlamentsausschuß von 1881/82 sagt: „Schwere Klagen sind erhoben worden von Geschäftsleuten und Kanalgesellschaften gegen Eisenbahngesellschaften, welche Kanäle besitzen oder beherrschen; es sind Fälle angeführt worden, wo Eisenbahngesellschaften, nachdem sie den Besitz oder die Herrschaft über einen Kanal erworben, aufgehört haben, ihn zu benutzen oder ihn haben verfallen lassen oder unsinnige Zölle verlangt haben, zumal bei Durchgangssätzen, mit dem Erfolge, daß der Verkehr den Eisenbahnen zugewendet worden, auf denen höhere Frachten verlangt werden zum Schaden der Geschäftsleute und des Publikums." Thatsächlich sind gegenwärtig in Großbritannien, außer den natürlichen Wasserstraßen und den an diese bezw. an die See anschließenden Kanälen fast sämmtliche übrigen Binnenwasserstraßen in den Händen oder unter dem Einfluß der Eisenbahngesellschaften, welche ihnen nur soviel Verkehr lassen, als ihnen gut scheint, einen großen Theil derselben aber ganz haben verfallen lassen. Voraussichtlich wird hieran auch das vorliegende Gesetz wenig oder nichts ändern. In Großbritannien, wo Kanäle wie Eisenbahnen in den Händen privater Aktiengesellschaften sich befinden, also unter gleichen Verhältnissen kämpfen, hat sich die Eisenbahn dem Kanal in jeder Beziehung überlegen gezeigt und ihn nahezu vollständig aus dem Felde geschlagen.

Der Abschnitt IV des Gesetzes enthält Bestimmungen verschiedener Art, die weniger interessiren.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß das Eisenbahn- und Kanalverkehrsgesetz von 1888 eine Anzahl Vorschriften enthält, welche unleugbar geeignet sind, den im Güterverkehr der englischen Eisenbahnen hervorgetretenen Uebelständen in einem gewissen Maße Abhülfe zu schaffen, vorausgesetzt, daß diese Vorschriften wirklich zur Aus-

führung und Anwendung gelangen. Dies ist aber der schwache Punkt des Gesetzes, daß hiefür eine genügende Gewähr nicht gegeben ist. Einige Aussicht ist vorhanden, daß die oben erörterte Reform der Güterklassifikation und Höchstsätze der Eisenbahnen zur Ausführung gelangt, wenn auch erst in einigen Jahren, da das durch das Gesetz vorgeschriebene Verfahren, wonach die Eisenbahnen zunächst Vorschläge zu machen haben, dann die Interessenten darüber zu hören sind, hienach das Handelsamt eine gütliche Einigung zwischen Interessenten und Eisenbahnen versuchen und schließlich die Feststellung der Klassifikation und Höchstsätze im Wege der private bills durch das Parlament erfolgen soll, höchst weitläufig und zeitraubend ist*). Was dagegen die sonstigen Vorschriften betrifft, so ist anzunehmen, daß die Eisenbahngesellschaften sie ebensowenig zur Anwendung bringen und befolgen werden, wie bisher. Denn eine staatliche Aufsicht und Ueberwachung der Eisenbahnen in dieser Richtung besteht nicht. Die Aufsichtsbehörde der Eisenbahnen, das Handelsamt, ist gar nicht in der Lage eine solche Ueberwachung eintreten zu lassen, weil es ihm an den dazu nöthigen örtlichen Behörden gänzlich fehlt. Das Gesetz muthet dem Handelsamt etwas derartiges auch gar nicht zu, es beläßt es vielmehr bei der bisherigen Gepflogenheit, daß Gesetzesverletzungen von den Betheiligten, wozu unter Umständen auch Korporationen, Handelskammern u. s. w. zählen, bei dem Eisenbahn- und Kanalgerichtshofe zum Gegenstand einer Klage gemacht werden können. Welchen Schwierigkeiten und Bedenken dies Vorgehen unterliegt, ist schon oben erörtert, und sie werden im Wesentlichen auch künftig bestehen bleiben, so sehr man sich auch in dem neuen Gesetze bemüht hat, diesen Weg zu erleichtern und zu sichern. Aber selbst wenn das Gesetz Erfolg hierin hätte, so kann doch dieser Weg der Privatklage gegen die Eisenbahngesellschaften

*) Nach neueren Nachrichten hat sich das Handelsamt bereits genöthigt gesehen, die Fristen zur Erklärung der Interessenten auf die von den Eisenbahnverwaltungen eingereichten Entwürfe der Klassifikation und Höchstsätze erheblich zu verlängern. Es scheint den Interessenten besonders schwer zu werden, die jetzt bestehenden Frachtsätze mit den von den Eisenbahnverwaltungen vorgeschlagenen Höchstsätzen zu vergleichen. Die Handelskammer von Nottingham hatte sich deshalb an das Handelsamt wegen Mittheilung der bestehenden Frachtsätze gewendet, erhielt aber die Antwort, es sei thatsächlich unmöglich von den Eisenbahngesellschaften die Einreichung von Verzeichnissen der zur Zeit von ihnen erhobenen Frachtsätze zu verlangen. Diese — so wird ausgeführt — beständen aus den Sätzen, welche berechnet würden für jeden einzelnen Artikel von jeder Station zu jeder Station in dem Netz der Gesellschaft, ihre Anzahl betrage bei den größeren Eisenbahngesellschaften mehrere Millionen. Ein schlagendes Beispiel, wie die Oeffentlichkeit der Tarife in England aufgefaßt wird. Was würde wohl eine deutsche Handelskammer zu einer solchen Antwort sagen?

niemals zu dem Ziele führen, sie zur Befolgung der gesetzlichen Vorschriften zu zwingen. Denn die Vorgänge und Verhältnisse, um die es sich bei der Regelung und Anwendung der Beförderungspreise der Eisenbahnen handelt, sind so schwieriger und verwickelter Natur, daß nur eine fortdauernde scharfe und sachverständige staatliche Aufsicht hier Erfolg haben kann. Insbesondere in der so wichtigen Frage der gleichen Behandlung aller Verkehrtreibenden sind die Möglichkeiten einer Begünstigung Einzelner durch eine Eisenbahngesellschaft so mannichfache, die Verdeckung derselben so leicht, daß selbst bei der schärfsten staatlichen Aufsicht solche Gesetzesverletzungen jahrelang unentdeckt bleiben können, wie neuerliche Vorgänge in Preußen bewiesen haben. Aber der Unterschied ist der: bei einer entsprechenden staatlichen Aufsicht können solche Vorgänge nur im Geheimen und Einzelnen vorkommen und auch da geht der Krug solange zu Wasser, bis er bricht; bei dem englischen Verfahren dagegen wird das Gesetz täglich in tausenden von Fällen offen verletzt und es ist eine Ausnahme, wenn einmal eine Verletzung des Gesetzes festgestellt und gesühnt wird.

Albrecht Ritschl.

Von

H. Scholz.

Es war ein langer Trauerzug, welcher sich am 23. März dieses Jahres durch die Straßen Göttingens bewegte, hinaus vor das Thor nach dem eine halbe Stunde entfernten Friedhof, die sterbliche Hülle Albrecht Ritschls zur letzten Ruhe zu geleiten. Aus der Nähe und Ferne hatten sich die Verehrer, Freunde und Schüler des Entschlafenen überaus zahlreich eingefunden. Die theologischen Fakultäten von Marburg und Gießen waren fast vollständig vertreten, desgleichen die Göttinger Fach- und Amtsgenossen, soweit der Eintritt der Osterferien ihre Reihen nicht gelichtet hatte, die Studentenschaft der alten Georgia-Augusta hatte ihre Chargierten entsendet, und die Theilnahme der gesammten Bevölkerung legte ein würdiges Zeugniß dafür ab, wie hoch sie ihren berühmten Mitbürger zu schätzen gewußt. Nur das hannoversche Landeskonsistorium schien keinen Vertreter entsendet zu haben. Am Grabe sprach der Stadtsuperintendent Gebet und Segen in den markigen glaubensstarken Sätzen altlutherischer Grabesliturgien. Die eigentliche Gedächtnisfeier hatte zuvor im Hause des Verstorbenen stattgefunden. Der Sarg, unter zahllosen Blumenspenden aufgebahrt, vereinigte den engeren Familienkreis um sich, an welchen sich, alle Räume des Hauses füllend, die Trauergemeinde schloß. Professor Hermann Schultz ergriff als Universitätsprediger Göttingens und zugleich als Kollege und Freund des Entschlafenen das Wort zur Gedächtnißrede. Ohne überschwängliche Lobeserhebungen, aus dem Geist der Wahrheit und Liebe geboren, entwarf seine Rede ein lebendiges Bild der in jeder Hinsicht eigenthümlichen und charaktervollen Größe Ritschls. „Es mögen unter den Genossen seiner Wissenschaft andre noch reicher als er ausgestattet gewesen sein mit glänzenden Gaben der Schrift und Rede, mit vielseitigerem, umfassenderen Verständniß für das weite Ge-

biet der menschlichen Erkenntniß und Kunst. . . . . Aber unser Geschlecht hat keinen Theologen gesehen, der seinesgleichen in dem gewesen wäre, was doch zuletzt das Entscheidende bleibt für die Bedeutung eines Lebenswerkes und für die Kraft, die von ihm ausgeht: in der Selbstständigkeit und Klarheit des Strebens, in der Macht des Willens, der unbeirrt und unzersplittert alle Kräfte der Seele dem Einen Ziel zuwendet, in der Geschlossenheit und Einheitlichkeit des Gedankenlebens. Das hat ihn zu einem Führer und Herrscher in der Theologie gemacht, wie dies Menschenalter keinen zweiten gesehen hat." Nachdem Schreiber dieser Zeilen im Namen der Schüler ein Wort innigen Dankes hinzugefügt, legte Professor Dr. Gottschick aus Gießen für die Genossen des akademischen Lehramts einen Palmenzweig am Sarge nieder und brachte in bewegter Weise noch einmal die Bedeutung des Entschlafenen zum Ausdruck. Dann zogen wir hinaus. Frühlingslüfte umwehten uns, ein Frühlingsahnen ging durch die Welt, als wolle sie zur Verkündigerin der Wahrheit werden, welche Johannes hoffnungsfroh dem göttlichen Meister von den Lippen gelesen: Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe.

Der Mann, dessen Gedächtniß diese Zeilen gewidmet sind, und von welchem man mit vollem Recht sagen kann, daß er für die Kirchengeschichte in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts epochemachend geworden ist, hat äußerlich betrachtet ein überaus stilles, das Leben eines deutschen Gelehrten geführt. Wo jetzt die Marienkirche zu Berlin ihr neues, stattliches Pfarrhaus errichtet hat, in der Bischofstraße Nr. 5, ist Ritschl 1822 geboren. Sein Vater, der nachmalige General-Superintendent von Pommern, dem der Sohn in Herzogs Real-Encyklopädie für Kirche und Theologie ein beide Theile ehrendes Denkmal gesetzt hat, war Prediger an Marien. Man findet seinen Namen noch heute unter den Herausgebern des alten Berliner Gesangbuches vom Jahr 1829 neben Schleiermacher, Neander und Theremin. Was der Vater später in seiner Stellung als oberster Hirte der Kirche Pommerns von konfessioneller und pietistischer Seite an Widerspruch und Hinderung zu erfahren gehabt hat, ist dem Sohn zeitlebens eindrücklich geblieben und scherzhaft pflegte er zu sagen, er habe mit seiner theologischen Arbeit eigentlich nur dem Andenken des Vaters die verdiente Genugthuung bereiten wollen. Nachdem Ritschl in Bonn, Halle, Heidelberg und Tübingen seinen Studien obgelegen, aus welcher Zeit ihm treue Freunde bis in sein Alter geblieben sind, habilitirte er sich 1846 in Bonn als Privatdozent der Theologie. Seinem ersten großen Werk vom Jahr 1850 „die Entstehung der altkatholischen Kirche" d. h. der Kirche der

ersten drei Jahrhunderte, einem Werk, das noch heute zumal in der 1857 erschienenen 2. Auflage nach Methode und Ergebnissen eine dogmengeschichtliche Autorität behauptet, verdankte er die Ernennung zum außerordentlichen, wenige Jahre hernach die zum ordentlichen Professor an derselben Universität Bonn. Was ihn fortan als die eigentliche Aufgabe seines Lebens ununterbrochen begleitet und beschäftigt hat, woran er die Vollkraft seiner Jahre gesetzt, worin der bündige Leitfaden für alle seine späteren Unternehmungen lag, bezeugt er in der Vorrede zum 1. Band der Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung. „Es sind fast dreißig Jahre verflossen, seit ich im dritten Semester meines akademischen Studiums mir darüber klar wurde, daß ich für meine theologische Bildung vor Allem des Verständnisses der christlichen Idee der Versöhnung bedürfe. Ich habe damals versucht, specielle Anleitung zu diesem Zweck zu erhalten; sie wurde mir nicht in der richtigen Weise zu Theil; und wie ich jetzt nach zusammenhängender Erforschung der neuern deutschen Theologie erkenne, durfte ich damals nicht erwarten, erfolgreiche Anleitung zur Lösung des Problems von irgend Jemand zu empfangen. Meinem wissenschaftlichen Streben wurden andere Aufgaben aufgedrängt; sowie ich sie für mich zum Abschluß gebracht hatte, habe ich die Frage meiner Jugend selbständig aufgenommen. Seit 1857 habe ich, soweit nicht der Wechsel der amtlichen Pflichten und persönliche Geschicke hemmend einwirkten, direkt und indirekt meine Arbeit auf die Lehren von der Rechtfertigung und Versöhnung gerichtet." Zu dem Wechsel der amtlichen Pflichten, dessen er erwähnte, rechnete er wohl vor allem seine 1864 erfolgte Uebersiedelung nach Göttingen als ordentlicher Professor für Dogmatik und Neues Testament.

In dreizehnjähriger unermüdeter Arbeit, von welcher dann und wann bedeutsame Proben in die „Jahrbücher für deutsche Theologie" übergingen, reifte das Hauptwerk seines Lebens, „die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung", welche in drei Bänden von 1870—74 erschien. Dieses wahrhaft geniale Werk, ausgezeichnet durch eine vollkommene Beherrschung des gelehrten Materials und die genaueste Handhabung der wissenschaftlichen Methode, kühn bis zur Rücksichtslosigkeit in seiner Kritik der überlieferten kirchlichen Lehren und doch durch und durch positiv in dem Bestreben, das Ganze der christlichen Weltanschauung ohne die Klammern der Apologetik aus ihrem eigenen Fundament in sicherer Gliederung aller Theile fest und frei in die Höhe zu führen, hat Ritschls Ruhm für alle Zeiten begründet. Es ist unvergessen, mit welcher Spannung die Leser des ersten und zweiten Bandes, des dogmengeschichtlichen und neutestamentlichen, dem kommen-

den dritten entgegensahen. Wir waren damals junge Kandidaten, eben dem Fegefeuer des Examens entronnen. Sicherem Vernehmen nach sollte der noch ausstehende Band in den ersten Augusttagen 1874 ausgegeben werden und tagtäglich ward der Buchhändler mit ungeduldigen Fragen bestürmt, ob die Sendung noch immer nicht angekommen. Als sie kam, erwies sich, daß wir nicht umsonst auf diesen Band gerade, der „die positive Entwickelung der Lehre" enthielt, unsere Hoffnungen gesetzt hatten, und selten wird ein tief theologisches Buch, das stellenweise arge Exempel zu rechnen gab und durch die Schwierigkeit seiner Sprache hunderte von eingehendem Studium abgeschreckt hat, begierigere, dankbarere und, fügen wir hinzu, vielleicht auch verständnißvollere Leser gefunden haben. Denn Ritschl will allerdings, mehr noch als jeder andere, nicht nur gelesen sondern verstanden sein. In der wissenschaftlichen Welt machte das Buch, wie natürlich, bedeutendes Aufsehen. Man spürte die Kraft eines großen Zusammenhanges, und wenn es nicht an Ausstellungen fehlte, wozu bei einem so weit angelegten Werk die Anlässe reichlich vorhanden waren, so überwog doch die willige Anerkennung der ganz ungewöhnlichen Verdienste Ritschls, ja man war bereit, ihm die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß die Grundabsicht des Buches trotz aller Kritik, die darin enthalten war und die zum Widerspruche reizte, eine durchaus positive sei und der evangelischen Kirche nur zum Heile gereichen könne. Wer die theologischen Litteraturblätter und Kirchenzeitungen aus der Mitte der siebziger Jahre zur Hand nimmt, wird dieses Urtheil bestätigt finden. Selbst aus dem Lager der konfessionellen Lutheraner, von wo später die erbittertsten Angriffe auf Ritschl und seine Theologie ausgegangen sind, ließen sich freundliche Stimmen vernehmen. Zöckler in Greifswald empfahl im „Beweis des Glaubens" die Rechtfertigungs- und Versöhnungslehre trotz der Heterodoxien, von denen sie voll sei, zum fleißigen Studium, und in der Luthardtschen Kirchenzeitung wurde ernstlich erwogen, ob man nicht mit der neu entstandenen „Partei der vornehmen Wissenschaft" gemeinsame Sache machen könne. Tempora mutantur.

In weiteren, auch kirchlichen Kreisen blieb Ritschl trotz seiner literarischen Erfolge und trotz seines Ansehens unter den Fachgenossen im ganzen noch wenig gekannt. Das Gelehrtenleben, welches er führte, schien reich an Erfolgen, aber fern von dem Markt des Tages friedlich und fruchtbar verlaufen zu sollen. Er hatte sich in Göttingen ein freundliches Haus erbaut, mit schönem Garten davor und dahinter. Dort konnte man ihn schalten und walten sehen, nicht grade in der Eigenschaft eines großen Gärtners, denn mit der Natur hat er nie auf

einem besonders vertrauten Fuß gestanden, aber doch froh des ländlichen Stilllebens in schattiger Laube, umgeben von Busch und Strauch und allerlei blühenden Blumen. Wenn dann die Sonne höher stieg und der Sommer seine heißeren Gluthen über das Land zu ergießen begann, gewährte es ihm, der gegen die Wirkungen der Hitze sehr empfindlich war, eine augenscheinliche Genugthuung, mit aller Kunst, die langjährige Erfahrung ihn gelehrt, die Fenster seines Hauses zu öffnen und zu schließen, zu verdecken oder freizulegen je nach dem Stand der Sonne und nach der Stunde des Tages. In diesem behaglichen Hauswesen wuchsen ihm zwei Knaben und eine Tochter heran, an denen die Stelle der früh verstorbenen Mutter eine ebenso treue als liebevolle Hausdame vertrat, und niemand, der einmal dort aus- und eingegangen ist wird sich anders als mit herzlicher Dankbarkeit der gastlich verlebten Stunden erinnern. Einmal trat die Versuchung an ihn heran, Göttingen mit einem größeren Schauplatz zu vertauschen und als Mitglied des damals noch wesentlich im Sinn der kirchlichen Mittelpartei zusammengesetzten Evangelischen Ober-Kirchenraths nach der Reichshauptstadt überzusiedeln. Das Angebot hatte nicht wenig Verlockendes. Nachdem die preußische Landeskirche eine Verfassung erhalten hatte und unter Dach und Fach gebracht war, konnte man es als eine lohnende Aufgabe betrachten, die innere Ausstattung zu versorgen und den Neubau wohnlich einzurichten. Aber Ritschl lehnte ab. Weder die kirchenpolitische Thätigkeit war nach seinem Sinn, welche dort seiner gewartet hätte, noch überhaupt die geräuschvolle Oeffentlichkeit der hohen Aemter Berlins. Stattdessen schrieb er seinen „Unterricht in der christlichen Religion", also genannt nach Calvins berühmter Institutio religionis christianae, eine gedrängte Zusammenfassung seiner Theologie in Form eines Leitfadens für höhere Schulen, und machte sich darauf an sein letztes großes Werk „die Geschichte des Pietismus", erschienen in drei Bänden 1880—86.

Währenddessen vollzog sich langsam der Umschwung, der das letzte Jahrzehnt seines Lebens eben so stürmisch gestalten sollte als dieses bisher ruhig verlaufen war. Es ist bekannt, in welchem Maße Ritschl zuletzt der Gegenstand allgemeinsten Interesses geworden ist. Man kann dabei absehen von jenem Zwischenfall, der seinen Namen in alle Tagesblätter brachte, als die Göttinger Universität ihre Jubiläumsfeier abhielt und Ritschl als Prorektor Veranlassung nahm, den spezifischen Freisinn auf eine gemeinsame Quelle mit dem Ultramontanismus, nemlich die naturrechtliche Anschauung der mittelalterlichen Theologie zurückzuführen. Wichtiger war, daß die kirchlichen Kreise sich mit einemmale der Beschäftigung mit seiner Theologie zuwendeten, daß Vorträge, Referate,

Resolutionen nebst zahllosen Aufsätzen, Anzeigen, Broschüren über Ritschl und seine Theologie wie Pilze aus dem Boden schossen, daß dieselben Leute, welche vor Jahren noch Worte der Anerkennung gehabt, nun nicht dringend genug vor ihm warnen konnten, und daß, um das Maß der Uebel voll zu machen, auch die liberale Theologie des Protestantenvereins dem großen Göttinger den Krieg erklärte. Frägt man nach den Ursachen dieses Umschwungs, der Ritschl selbst überraschend kam, so wird man nicht fehlgehen, wenn man sie in einem ganz bestimmten Erfolge sucht, dessen er sich zu erfreuen gehabt hat und der zugleich für die Gesammtbeurtheilung seines Lebenswerkes von allerhöchster Bedeutung ist. Das Auszeichnende dieses Erfolges war, daß es Ritschl gelang eine Schule zu stiften. Schon in der Vorrede zum dritten Band der Rechtfertigungslehre hatte er sich darüber ausgesprochen, daß seine Theologie „in dem Fachwerk der bisher üblichen Parteieintheilungen keinen Platz finde". Nun bewahrheitete sich diese Selbsteinschätzung, insofern nur wenige Jahre vergingen, als ein deutlich erkennbarer Einfluß auf die jüngere Generation, vor allem auf den akademischen Nachwuchs, aber auch auf Männer des praktischen Amtes vor jedermanns Auge lag. Es war ein schwerer Irrthum gewesen, in dieser Theologie nur einen neuen Versuch zu sehen, das, was hundert mal mit Geschick und Geschmack gesagt worden war, zum hundertersten male mit noch besserem Geschmack und größerem Geschick zu sagen. Methode und Denkart zündeten. Während die theologische Belehrung in der Regel damit zufrieden sein muß, nächst dem nothwendigen Wissensstoff ein gewisses Maß von Anregung zu geben, in die Hauptprobleme einzuführen und etwa die Richtung anzudeuten, in welcher ihre Lösung gesucht werden müsse, nahm diese Theologie ihre Schüler an die Hand und führte sie siegreich durch das dichte Gehölz unbrauchbar gewordener Schulbegriffe, an den Klippen eines fruchtlosen Kriticismus vorüber, auf die freie Höhe der christlichen Weltanschauung, einer wirklichen, wahrhaftigen Weltanschauung, die nicht mit einem Wenn beginnt, um mit dem Aber aufzuhören, die sich auch nicht auf Ja und Nein einläßt, sondern in allen ihren Aussagen klar und bündig ist und ihres guten Rechts bewußt, klar auch und bewußt in demjenigen, worüber sie nichts aussagen kann. So bildete sich ein Kreis von Schülern, der ungesucht und unerwartet zur Schule wurde. Ihr Merkmal war der begeisterte Glaube einmal an die Wahrheit des Evangeliums, sodann an seine Erkennbarkeit innerhalb der Grenzen, die die Sache erfordert, mit Kant zu reden der praktischen Vernunft, und damit verband sich die Ueberzeugung, daß dies recht verstandene Evangelium

gegenüber den verneinenden Mächten der Zeit sein bester Anwalt sei. Darin lag in der That etwas Neues. Wie die kirchlichen Dinge beschaffen waren, pflegte man die Heilmittel für ihre Schäden in anderen Richtungen zu suchen, theils in der Verfassung, die man eben gegeben hatte, theils in der christlichen Liebesthätigkeit, welche seit langem in Blüthe stand, theils in Verbesserungen der Predigt nach der Seite der Popularität und praktischen Anwendbarkeit, theils in der Erweiterung des Spielraums, den die christliche Verkündigung im öffentlichen Leben einnehmen müsse. Man schätzte ja den Werth der Lehre, die Nothwendigkeit einer verbesserten Theologie, aber die Einen suchten die Verbesserung im strengeren Festhalten an den Bekenntnissen, die Anderen in dem Gegentheil, noch andere in apologetischen Vermittelungsversuchen. Darüber kam man zu keiner Gewißheit und griff doch wieder nach rein praktischen Hülfsmitteln. Ritschl hingegen fand den Muth, der Theologie etwas zuzutrauen. Wie die evangelische Kirche durch das Wort gegründet ist, sollte sie durchs Wort erhalten werden. Es galt, die idealen Kräfte zu entfesseln, die dem Evangelium innewohnen. Es galt in die Lage der Apostel zu kommen, welche die Welt mit dem Bekenntniß erobert haben: Wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehört haben.

Die Thatsache, daß Ritschl eine Schule gewann, ist unseres Erachtens der psychologische Ort zur Verständigung über seine Bedeutung, der Ort auch, von wo man den Umschwung begreifen kann, der ihn zum Mann der Oeffentlichkeit machte. Vielfach sind harte Urtheile laut geworden. Eine Schule sei immer irgendwie eine Schranke der Wahrheit, ein Hemmniß gesunden Fortschritts. Und doch ist den Philosophen des Alterthums noch nie ein Vorwurf daraus gemacht worden, daß sie Schulen um sich gesammelt haben. Ein Vorwurf wäre nur begründet, wenn die Schule zur Partei würde und nach Art der Parteien die Wahrheit zum Mittel fremder Zwecke, zum Machtmittel erniedrigen wollte. Dergleichen hat Ritschl nie gethan. Er hat es rundweg abgelehnt, daß sein „Unterricht in der christlichen Religion", wie ihm von befreundeter Seite angeboten wurde, den Weg der amtlichen Empfehlung in die preußischen Schulen nehme. Auch die Legende harrt vergebens des Beweises, daß er auf die Besetzung theologischer Lehrstühle einen parteiischen Einfluß geübt. Mit der ihm eigenen Offenheit hat er wiederholt und nicht nur im vertrautesten Kreise erzählt, daß er zweimal durch Umstände veranlaßt worden sei, sich auf dieses Gebiet hinüberzuwagen, das zweite mal unter nachträglichen Erfahrungen, welche er sich zur Züchtigung rechnete. Etwas Ausschließendes liegt freilich in jeder

Schule. Sie macht auf den, der ihr nicht zugehört, leicht einen unliebenswürdigen Eindruck, sie wirkt zuweilen herausfordernd, aufreizend, und das soll nicht geleuguet werden, daß Ritschl schwer dazu zu bewegen war, um des Friedens willen seinen Gedanken die scharfe Pointe zu nehmen oder die Härten seiner Sprache zu mildern. Wir plädiren auch nicht auf Liebe und Haß, wir meinen nur, mit der Thatsache, daß Ritschl eine Schule gegründet hat, müsse als einer an sich vorwurfsfreien gerechnet werden.

Unser Jahrhundert hat schon einmal eine Schule im großen Styl gesehen, und der Mann, von welchem diese Zeilen handeln, hat ihr selbst angehört. Ritschl war von Hause aus Hegelianer. Diese philosophische Denkweise beherrschte bekanntlich nicht nur eine Zeit laug das Gebiet der philosophischen Facharbeit, sondern gewann ihren vollen Einfluß dadurch, daß sie die positiveu Gebiete des Rechts, der Ethik, der Religion in ihre Kreise zog und zuletzt für das Christenthum eine Stellung ersann, welche, zweideutig wie sie in vieler Hinsicht war, doch den Vorzug einer umfassenden Auschauung hatte und mit der Aussicht auf Eingliederung des Evangeliums in den Weltprozeß ein imposantes Ansehen gewann. Baur und die Tübinger Schule übertrugen diese philosophische Denkart methodisch in die Arbeit der Theologie, und kamen auf dem Gebiet der Dogmengeschichte vor allem aber auf dem des Neuen Testaments zu glänzenden Ergebuissen. Ritschl nun hatte während seiner Tübinger Studienzeit den Zauber des Baur'schen Verfahrens empfunden, nach welchem die widersprechenden Strömungen des apostolischen und nachapostolischen Zeitalters, mit denen man sich religiös wohl abfinden kounte, die aber literarisch und geistesgeschichtlich den Eindruck des Verworrenen hinterließen, sich in ein wundervolles System der Hebungen und Senkungen verwandelten, innerhalb dessen der logische Gedanke sich sicher und stetig durchsetzte. Unter den Baur'schen Einwirkungen gestalteten sich seine ersten Versuche über das Evangelium des Marcion und die Entstehung der altkatholischen Kirche. Aber grade über dieser Arbeit ging der entscheidende Umschwung von statten, ich möchte nicht nur sagen seiner theologischen Denkart, sondern stillschweigend auch seiner christlichen Sinnesweise, eine Bekehrung, weniger anspruchsvoll, als sie sonst aufzutreten pflegt, aber um desto nachhaltiger. Die zweite Auflage der altkatholischen Kirche zeigte bereits alle wesentlichen Merkmale, in denen sich Ritschl treu geblieben ist. Seiner Meinung nach spottete die geschichtliche Wirklichkeit des Schemas, welches ihr auferlegt wurde. Die geistreiche Entdeckung von dem Ebben und Fluthen, dem dialektischen Gegensatz zwischen Juden- und Heiden-

chriſtenthum, aus welchem die altkatholiſche Kirche als höhere Einheit hervorgegangen ſein ſollte, erwies bei näherer Betrachtung ſchon dadurch ihre Unhaltbarkeit, daß in der altkatholiſchen Kirche der klaſſiſche Vertreter des Heidenchriſtenthums Paulus nie eine Rolle geſpielt hat. Im Neuen Teſtament aber fand Ritſchl überall ſtatt jenes behaupteten Gegenſatzes ein Maß von innerem Zuſammenklang, eine Uebereinſtimmung der religiöſen Beweggründe, eine Harmonie der chriſtlichen Durchſchnittsmeinung, die klar und deutlich auf gemeinſame Erfahrung an einem gemeinſam Gegebenen hinwies und das Chriſtenthum nicht länger als ein Erzeugniß der Idee und ihrer logiſchen Bewegung, ſondern als die Frucht der geſchichtlichen Wirkſamkeit der Perſönlichkeit Jeſu Chriſti erkennen lehrte. Ein geharniſchter Artikel aus Ritſchls Feder in v. Sybels hiſtoriſcher Zeitſchrift vom Jahr 1862 beſtätigte und verſtärkte den Bruch mit Hegel, gleich dem Hahnenſchrei einer neuen Zeit. Iſt es ein Wunder, daß der Mann, dem dieſe gewaltige Abrechnung gelungen war, auf die evangeliſche Kirche und Theologie einen maßgebenden Einfluß gewinnen mußte und daß ſich, als er erſt ſein Banner entfaltete, und die Rechtfertigungs- und Verſöhnungslehre das Loſungswort bildete, ein Häuflein Getreuer um ihn ſchaarte, der Wahrheit und der Zukunft gewiß?

Es iſt nützlich, noch eines andern zu gedenken, der unter allen Theologen des Jahrhunderts ohne Zweifel am meiſten auf Ritſchl gewirkt hat, und zu dem er ſich doch ſchließlich auch mehr in das Verhältniß des Gegenſatzes als der Uebereinſtimmung geſtellt hat, wir meinen Schleiermacher. Ritſchl erinnerte ſich mit Vergnügen daran, daß er als Knabe eines Tages mit dem großen Mann in Geſellſchaft der Eltern eine Wagenfahrt gemacht habe, jedoch fügte er mit heiterer Betonung hinzu, er habe auf dem Kutſcherbock ſitzen müſſen, wie zum Zeichen der Zurückhaltung, deren er ſich ſpäter gegen Schleiermachers Theologie zu befleißigen haben werde. Schleiermacher war für Ritſchl ein Kind der Romantik. Der romantiſche Einſchlag in dem Begriffsgewebe nicht nur der Reden über Religion, ſondern auch ſpäter der Glaubenslehre wirkte auf ihn befremdend ja abſtoßend. Es entging ihm ja nicht, daß die Schleiermacher'ſche Definition des Chriſtenthums als einer teleologiſchen Glaubensweiſe eine ganz andere Herkunft verrathe, daß es Schleiermacher ernſtlich darum zu thun geweſen war, den ethiſchen Grundzug der chriſtlichen Frömmigkeit genügend in den Vordergrund zu ſtellen. Es entging ihm auch nicht, wie wichtig die Beſtimmung ſei, daß alles im Chriſtenthum auf die durch Jeſum von Nazareth vollzogene Erlöſung bezogen werden müſſe, ja daß die ganze

Glaubenslehre im Grunde eine historische Wissenschaft sei, welche weit entfernt von spekulativen Aufgaben nur die in der Kirche geltende Lehre zum Ausdruck bringen solle. Auf der anderen Seite aber bot der Schleiermacher'sche Gottesbegriff mit seiner erhabenen Unbestimmtheit und seiner unbestimmbaren Erhabenheit, mit seiner Gleichgültigkeit gegen das Wirkliche und die Gegensätze, in denen es sich bewegt, durchaus keinen Raum für die selbständige Entfaltung des teleologisch-ethischen Gedankens: Sünde und Gnade, die, wo sie erlebt werden, als reale Lebensmächte zum Bewußtsein kommen und die volle Kraft des Gegensatzes in sich tragen, erschienen als bloße Abwandlungen in dem nothwendigen Prozeß der Auseinandersetzung zwischen Natur und Geist. Und wiederum, indem Schleiermacher die Religion in ihrem innersten Wesen bestimmen wollte, so wendete er sich nicht an den Menschen der Geschichte, der handelnd und leidend am hellen, lichten Tage um sein und anderer Dasein ringt, sondern er befragte die geheimnißvollen Regungen der isolirten Menschenseele, das Gefühl oder unmittelbare Selbstbewußtsein, wie er es nannte, das theils den Jüngern bei verschlossenen Thüren, theils der Pythia auf dem Dreifuße glich. Sicherlich, diese Gegensätze verbürgen den Reichthum und die staunenswerthe Beweglichkeit des Schleiermacher'schen Genius. Sicherlich hat grade diese bewegliche Fülle und diese reiche Beweglichkeit anregend und befruchtend nach allen Seiten gewirkt. Aber ist es zu verwundern, daß eine solche Theologie nur in der lebendigen Persönlichkeit ihres Urhebers den nöthigen Zusammenhalt fand, aber von niemandem außer ihm und nach ihm widerspruchsfrei wiederholt werden konnte? Daß Schleiermachers Schüler sich in das Erbe des Meisters theilten, daß jeder eine Seite des großen Mannes für sich in Anspruch nahm und alles übrige, was dazu nicht stimmen wollte, als fremde Eintragung, als Inconsequenz aus dem Kreise seiner Betrachtung ausschloß? Ritschl hat diese Wahrnehmungen stärker als jeder andere gemacht und sie besonders lebhaft empfunden. Ihn peinigte der Mangel an innerer Einheit, es war ihm quälend, diese Theologie wegen ihrer erstaunlich großen Verdienste bewundern und dann doch vor ihr warnen zu müssen. Wenn daher Lipsius behauptet, daß Ritschl sehr viel mehr von Schleiermacher gelernt und gradezu von ihm übernommen habe, als er selbst eingestehe, so ist das im einzelnen gewiß richtig, im ganzen aber unseres Erachtens nicht zutreffend. Ritschl hat sich mindestens ebenso sehr im offenen Gegensatz zu Schleiermacher wie in der Uebereinstimmung mit ihm seine Theologie gebildet. Was ihm dort fehlte, das Geschichtliche und Ethische, und ihre sichere Durchführung, ward das Beherrschende seiner Denk-

weise. Ethik und Geschichte bilden in der That die Brennpunkte, um welche sich die Ellipse der Ritschl'schen Theologie bewegt. Darin liegt seine positive Bedeutung, darin sein Beruf für die Gegenwart. Ritschl ist der theologische Sprecher aller derer, denen es Ernst ist um eine Weltanschauung, die aber fest entschlossen sind, um keinen Preis mit dem breiten Strom der naturalistischen Tagesphilosophie zu schwimmen, und die doch weder in der Traumwelt der Romantik noch auf den absoluten Höhen der Spekulation die Heimath ihres Geistes finden.

Sehen wir einen Augenblick zu, wie jene beiden großen Gesichtspunkte des Geschichtlichen und des Ethischen sich ausgewirkt haben.

Ritschl bekämpft vom *historischen* Standpunkt vor allem die Lehre von der sogenannten natürlichen Religion. Er ist zwar nicht der erste gewesen, der seine Angriffe auf diesen Punkt gerichtet hat, aber er ist der siegreichste im Streite gegen den Aberglauben, der in jener Annahme liegt. Die natürliche Religion, auf ihren Inhalt angesehen, erweist sich als ein leerer Begriff und enthält nichts weiter als die rein formale Behauptung, daß menschliche Natur und Religion in irgend einer Beziehung zu einander stehen, daß sie irgendwie auf einander angewiesen sind, daß aus dem Grunde der menschlichen Seele Religion entstehen *kann*. Ueber diese bloße Möglichkeit hinaus enthält jene Lehre nichts von Bedeutung. Sie wird aber gefährlich, weil sie im Umsehen aus der Möglichkeit eine Wirklichkeit macht, weil sie sich stellt, als ob es genug sei, den Zusammenhang zwischen dem Subjekt Mensch und dem Prädikat Religion festzusetzen und dann jedem einzelnen anheimzugeben, daß er die Anwendung davon mache und aus dem Stegreif so zu sagen sein eigener Religionsstifter werde. In Wahrheit liegt zwischen der Anlage zur Religion, die wir bei jedem Menschen annehmen, und ihrem wirklichen Zustandekommen ein unermeßlich weiter Weg, und dieser Weg führt aus den einsamen Tiefen der menschlichen Seele in das helle Leben der Geschichte. Hier finden sich die Bedingungen, unter welchen jene Möglichkeit zur Wirklichkeit werden kann, hier kommt es zu den gemeinsamen Erlebnissen, die mit der Kraft einer Offenbarung, und als solche verstanden und empfunden, die Religion erzeugen. Die gesammte Religionsgeschichte giebt dafür zahlreiche Belege. Unfreiwilliger Weise auch die sprachvergleichende Religionsforschung mit den Schicksalen, die sie erfahren hat. Denn während man vor einem Menschenalter von dem Zurückgehen auf die Wurzel- und Stammwörter der Religion wunder welche Aufschlüsse über ihr wahres Wesen erwartete, während man sich in Schwärmereien erging über den unverdorbenen Naturzustand der Religion, im Gegensatz zu ihrer späteren

geschichtlichen Verkünstelung, hat sich die Ueberzeugung immer mehr Bahn gebrochen, daß jene natürliche oder Urreligion im Vergleich mit dem Reichthum der nachfolgenden Entwickelung der reine Schemen ist.

Die Anwendung auf das Christenthum ergiebt sich von selbst. Unter allen Religionen läßt sich von der christlichen am meisten sagen, daß ihre Ursprünge in dem Reich der Geschichte und ihrer Offenbarungen liegen. Man denke nur daran, wie das Christenthum überall die tausendjährige Vergangenheit des jüdischen Volkes zur Voraussetzung hat, wie diese Vergangenheit mit ihren religiösen Errungenschaften den breiten und fruchtbaren Boden bildet für die Pflanzung des Neuen, was das Evangelium zu bringen hatte, wie der christliche Sprachgebrauch, die Darstellungsmittel, die Dialektik der Apostel an das Alte Testament gebunden erscheinen, wie ohne das Vorhandensein einer Septuaginta das griechische Neue Testament schwerlich hätte zu stande kommen können, um sich zu überzeugen, von wie verwickelten Bedingungen die Entstehung des Christenthums umgeben und getragen war. Es ist bekannt, daß Schleiermacher für diese Bedeutung des Alten Testaments das rechte Verständniß nie gefunden hat. Ritschl hingegen legte auf den Zusammenhang der beiden Testamente ein hohes Gewicht, so sehr, daß er glaubte, die Neutestamentlichen Schriften als kanonisch von den späteren dadurch unterscheiden zu können, daß jene das Alte Testament verstehen, diese es gar nicht oder falsch verstehen. Die eigentliche Lebensbedingung des Christenthums besteht aber nicht in seinem Zusammenhang mit dem Alten Testament, sondern in dem Eintreten derjenigen Persönlichkeit, die wir als die Offenbarung Gottes schlechthin, als Gottes Sohn verehren, und hier hat Ritschls geschichtliche Methode zum Theil ganz neue Bahnen eröffnet. Allerdings stimmt die deutsche Theologie in dem Bestreben überein, die Person Jesu Christi aus den Umstrickungen der griechischen Spekulation zu befreien und sie in ihrer lebendigen Wirklichkeit und allumfassenden Wirksamkeit zu begreifen. Aber Ritschl hat entschiedener als irgend ein anderer diese Aufgabe ins Auge gefaßt. Mit zwingender Gewalt lenkte er die Betrachtung ab von dem, was Christus „an sich", vor aller Zeit, und ohne daß wir davon eine Erfahrung haben können, bedeutet hat oder gewesen ist. Der Christus erst, welcher mit Wort und That und seinem ganzen persönlichen Leben in den Zusammenhang der menschlich-geschichtlichen Dinge eintritt und grade nur er ist der Gegenstand des Glaubens, also auch das Objekt der Theologie. Ritschl hat damit nicht sagen wollen, daß es gelte, ein „Leben Jesu" zu gewinnen in dem Sinne, wie letzthin Weiß und Beyschlag den Versuch dazu von neuem

unternommen haben. Ja er stand eigentlich jedem solchen Unternehmen, gleich viel ob es von rechts oder links ausging, mißtrauisch gegenüber. Das „Leben Jesu" schien ihm zu genrehaft. In den Rahmen eines Charakterbildes das welterlösende Wirken Christi ohne Abzug, ohne Verkleinerung und nach seinen eigenen Maßen zu zeichnen, hielt er für aussichtslos. Ihn verdrossen namentlich die zahlreichen Fragen, mit welchen sich die gemeine Neugier und eine vordringliche Wißbegier an das Werden Christi, an das Wie seiner Wunder und vieles ähnliche machten. Er empfand das als eine Indiskretion und berief sich auf das Schicksal aller indiskreten Leute, daß sie nemlich über die Freude an ihren einzelnen Wahrnehmungen leicht einen falschen Gesammteindruck gewinnen und statt in des Wesens Kern zu dringen sich mit äußeren Geberden zufrieden geben, mehr den genialen Faltenwurf bewundern, als die lebendige Seele darunter verstehen lernen. Jedenfalls forderte er, daß das Verständniß der Person Christi den Ausgangspunkt in seinem Beruf zu nehmen habe, als dem Inbegriff aller seiner Absichten und Erfolge, als dem Ort, von wo aus es möglich sei, sein Verhältniß zu Gott, sein Verhältniß zur Welt und zu sich selbst zu bestimmen. Wir halten diese Begrenzung des christologischen Problems, diese Zurechtweisung des chrlstologischen Interesses, diese Concentrirung der christologischen Begriffe auf die Wirksamkeit Christi in seinem Beruf für eines der größten Verdienste Ritschls. Denn dieses Wirken liegt offen zu Tage, es hat sich auf dem Markt des Lebens vollzogen, die Menschheit ist sein Zeuge. Wer Christus verstehen will, braucht sich also weder in die Abgründe des Seins zu versenken noch am Duft des Genius zu berauschen — der nüchterne Thatbestand der Geschichte, des geschichtlichen, beruflichen Lebenswerkes Chrlsti bietet sich seinem inneren Menschen zur ernsten Betrachtung dar. Es ist nicht thunlich, an dieser Stelle in die Breite theologischer Erörterungen zu gehen. Seien wir kurz und weisen nur auf die besonders charakteristische Wendung hin, mit welcher Ritschl aus der menschlich gedachten und menschlich gehaltenen Berufsthätigkeit Christi auf seine göttliche Würde schließt. Um diesen Schluß sich klar zu machen, stellt man am besten folgende Gleichung auf. Das Ziel des Lebenswerkes Christi war das Reich Gottes oder die Vereinigung des menschlichen Geschlechts in der Liebe zu Gott und dem Nächsten. Das Ziel der göttlichen Weltregierung ist gleichfalls das Reich Gottes, in demselben Umfang und mit demselben Inhalt. Also steht das Lebenswerk Christi auf gleicher Höhe mit dem göttlichen Weltzweck. Nimmt man hinzu, daß sich Christus nicht daran genügen ließ, den Gedanken des Reiches Gottes in Anregung zu bringen,

sondern in der Gründung einer Gemeinde jener Anregung einen festen Halt, ein objektives Dasein, eine geschichtliche Stätte gegeben hat, so begreift man, wie er den Anspruch erheben und mit wandelloser Sicherheit festhalten konnte, daß sich sein Leben mit Gottes Leben decke, begreift, wie er hat sagen können: Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater und: Ich und der Vater sind eins. Aus diesem Gedankengang ist Ritschls viel angefochtene Lehre von der Gottheit Christi hervorgegangen. Er meinte, daß es nicht ausreichend sei, bei so bewandten Umständen blos von der Göttlichkeit Christi zu reden. Was heißt nicht alles göttlich in der Welt? Wem haben nicht die Poeten diesen Beinamen gegeben? Nur daß die Lehre von der Gottheit Christi sich auf die erkennbaren Zwecke dieses einzigartigen Daseins gründen solle, während die Griechen die Gottheit Christi auf die unerkennbaren Ursachen aufbauten.

Zu dem Geschichtlichen bei Ritschl noch einige kleine Anmerkungen. Man hat manchmal Beschwerde geführt, daß er zur geschichtlichen Ueberlieferung überhaupt, und zum Neuen Testament und den kirchlichen Bekenntnißschriften insbesondere eine unfreie Stellung eingenommen habe, daß er sich öfters anbequemt, wo ein Bruch mit dem Ueberkommenen richtiger gewesen wäre. Darüber läßt sich natürlich streiten. Ritschl rechnete z. B. bei Paulus vieles zur maßgebenden Frömmigkeit des Apostels, was andere für pauliniſche Theologie erklären. Sein großes Werk von der Rechtfertigung und Versöhnung beschäftigt sich ferner auf weite Strecken mit dem Versuch, zwischen einst und jetzt, zwischen der Theologie der Scholastiker, der Theologie der Reformatoren und derjenigen, die er selbst vertritt, die verbindende Brücke zu schlagen. Die Lehre von den drei Aemtern Christi, von seiner doppelten Eigenschaft als Priester und Opfer zugleich hat er ausdrücklich beibehalten. Aber wenn er es that, so geschah es gewiß nicht aus Bequemlichkeit oder falscher Rücksichtnahme. Sondern die Geschichte der christlichen Kirche galt ihm auch in der schärfsten kritischen Beleuchtung immer als heiliges Land, und die Identität des christlichen Glaubens in allem Wechsel der Jahrhunderte gehörte nicht nur zu seinen festesten Ueberzeugungen, sondern war ihm schließlich viel wichtiger als alle Unterschiede, die man aufweisen konnte. Ritschl hatte die Kunst des Zusammenschauens, eine Kunst, die zur Unzeit angewendet, heillose Verwirrung anrichten kann, die aber für die höchsten Aufgaben der Geschichtsforschung, wie wir glauben, unentbehrlich ist.

Mit dem zusammenschauenden Verfahren hing eine andere Eigenthümlichkeit zusammen, die man zuweilen als Ungerechtigkeit bezeichnet

hat. Als Beweis dafür diene die Geschichte des Pietismus. Liest man, wie er mit August Hermann Francke, mit Zinzendorf, selbst mit Spener umgeht, so klingt es hart, unfreundlich ja lieblos. Da ist, wie ich an einer anderen Stelle ausgeführt habe, nichts von dem Entzücken des Malers, der in der Schönheit der Formen schwelgt und sein Modell von immer neuen Seiten und in immer neuen Stellungen behandelt, sondern die Kunst des Physiologen, der an der inneren Gliederung der Körpertheile das Gesetz ihrer Funktionen erkennt. Ueber die Freude an der Mannichfaltigkeit und dem relativen Recht der einzelnen Erscheinungen ging ihm die Rücksicht auf den Zusammenhang, auf das Verhältniß des einzelnen zum ganzen, auf das endliche Erträgniß, den geschichtlichen Reingewinn. Daß Zinzendorf einer der geistreichsten Männer des achtzehnten Jahrhunderts gewesen ist, daß er in kulturhistorischer Beziehung neben Goethe genannt zu werden verdient, kam für Ritschl von dem Augenblick an nicht mehr in Betracht, wo er erkannte, daß Zinzendorf sein Leben lang sich um ein falsches Problem bemüht, nemlich eine neue Gemeinde zu gründen und doch Anhänger der Augsburgischen Konfession zu bleiben. Wie es sich damit aber verhalte, ungerecht im persönlichen Sinn ist Ritschl nicht gewesen. Man lese die wahrhaft vornehme Beurtheilung, die er im ersten Band der Rechtfertigungs- und Versöhnungslehre Hengstenberg hat zu Theil werden lassen.

Neben dem Geschichtlichen giebt das Ethische in Ritschls Theologie den Ausschlag. Es wird Ernst gemacht mit dem teleologischen Gesichtspunkt, welchen Schleiermacher in seine Definition des Christenthums aufgenommen, aber nicht durchgeführt hatte. Demzufolge duldet Ritschl keinen anderen Gottesbegriff als den des zwecksetzenden Willens. Gott ist nicht das Absolute, wie die spekulative Theologie in allen Lagern behauptet. Denn das Absolute ist das Beziehungslose, was jedes τέλος ausschließt. Es geht auch nicht zu sagen, Gott sei das Absolute mit dem Beding, daß es hinterher sich als Wille erschließe, als Liebe zu erkennen gebe. Selbst wenn das logisch zusammenstimmte, wie es nicht zusammenstimmt, bliebe der gefährliche Schein bestehen, als sei Gott „an sich" noch etwas anders als er hernach in der Beziehung auf uns sich zu erkennen giebt. Folglich muß es heißen: Gott ist die Liebe, nicht weniger und nicht mehr. Bei dieser Betrachtungsweise fallen alle die Bestimmungen von selber hinweg, die man als metaphysische Eigenschaften Gottes bezeichnet und die sein Ansichsein betreffen. Allerdings ist eingewendet worden, und der Einwand liegt nahe, daß der Ritschl'sche Gott zwar alles mögliche Gute *wolle*, aber keine Gewähr dafür in sich trage, daß er, was er wolle, auch *könne*. Er sei

nur Wille aber ohne Substanz, nur Bewegung aber ohne Bewegendes. Er schwebe gleichsam in der Luft und, da ihm die Absolutheit fehle, könne das Grundlegende von ihm nicht gesagt werden, daß der Himmel sein Stuhl und die Erde seiner Füße Schemel sei, daß er selbst einem jeglichen Leben und Odem allenthalben giebt, daß wir in ihm leben, weben und sind. Aber es fällt Ritschl natürlich nicht ein, sich eine solche Blöße zu geben. Auch sein Gott ist allmächtig, allgegenwärtig, allwissend. Aber er schließt darauf a majori ad minus, nach der Regel, daß wer das Größere hat, auch das Geringere haben wird, daß der Gott, der sich an einer unwürdigen Welt als die Barmherzigkeit erwiesen, der Sünde vergiebt und Leben bewirkt, wo vorher Tod und Verzweiflung gewesen, der also vollbracht hat, worüber hinaus in der geistigen Welt nichts Größeres gefunden wird, auch die Macht nach außen besitzen wird, den Lauf der Winde und Sterne zu regeln. „Welcher seines eigenen Sohnes nicht hat verschonet, wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken?“ Dieser Ausruf des Apostels bildet für Ritschl den Maßstab seines Gottesbegriffs, und insofern war er ein grundsätzlicher Gegner der Metaphysik in der Theologie.

Wie sehr er neben dem Metaphysischen das Juristische, namentlich in der Versöhnungslehre bekämpfte, soll hier nicht ausführlich erörtert werden. Hingegen bedarf seine Stellung zur Mystik, um derentwillen er vielleicht am meisten angefochten worden ist, eines Wortes der Aufklärung und der Verständigung. Vorweg die Frage: was ist Mystik? Wenn Mystik nur die Anerkennung sein soll, daß es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge giebt, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt, so hat Ritschl sie nie bekämpfen wollen. Oder wenn Mystik nur das Zugeständniß ist, daß speziell in dem Verkehr des Menschen mit Gott etwas psychologisch Geheimnißvolles liege, eine Bewegung des Gemüths, die in keiner Untersuchung ohne Rest aufgeht, so hat Ritschl sie nie bekämpfen wollen. In einem schönen Vortrag über die christliche Vollkommenheit, der besonders persönlich gehalten ist, betont er, daß grade die undeutlichen Vorstellungen der Seele, die das thätige, bewußte Leben begleiten, der Sitz der religiösen Erfahrung sind. Er forderte darum auch für die Frömmigkeit eine keusche Zurückhaltung ihrer Aeußerungen. Man solle seine innersten Erlebnisse nicht auf die Straße bringen, wo sie von jedermanns Hand berührt, an ihrem Duft und ihrer Frische verlieren müßten. Franckes berühmte Gebetserhörungen waren ihm darum anstößig, weil er meinte, daß Francke aus ihnen Kapital geschlagen habe, anstatt sie für sich zu behalten. Aus demselben Grunde verschmähte er in seinen theologischen Darlegungen das

Erbauliche. Ja als Möhler in der Symbolik vom katholischen Standpunkt aus erklärte, es würde ihm in der Nähe eines Menschen, der seine Seligkeit ohne Umstände gewiß zu sein erklärte, d. h. eines Protestanten im höchsten Grade unheimlich, antwortete Ritschl: wenn Einer „nach protestantischer Weise" meinte mich fragen zu dürfen, ob ich meines Heils gewiß wäre, so würde ich sagen, daß ihn das durchaus nichts angehe; denn das ist eine Sache zwischen mir und Gott. Unumwunden hat Ritschl auch zugestanden, wofür eine große Zahl brieflicher Zeugnisse erbracht werden könnten, daß der unmittelbare Verkehr mit Christus niemandem verargt oder versagt werden solle, der redlich und reines Herzens sei. Also ist es völlig von der Hand zu weisen, daß er kein Verständniß gehabt haben soll für das Mysterium in der Religion. Die Mystik, welche er bekämpfte, war mehr als eine psychologische Bestimmtheit, sie war eine eigene Weltanschauung. Der Mystiker sucht den Verkehr mit Gott auf dem anmaßenden Wege der Weltverneinung. Er mißachtet das Leben in Leid und Freud, in der Sorge und in dem Segen der Arbeit. Dem müßigen Spiel der Phantasie, der inneren Anschauung soll es vorbehalten sein, die Leiter zum Himmel zu erbauen. In Gott eingehen, in Gott aufgehen und zu dem Zweck sein selbst ledig gehen sind seine Ideale. Und doch ist diese Mystik weder ethisch nach unten hin, insofern sie mit ihrer geistigen Genußsucht tief unter der einfachsten Pflichterfüllung steht, noch ist sie ethisch nach oben hin, insofern sie mit dreistem Zufahren des Hochmuths die Schranke zwischen Schöpfer und Geschöpf niederreißt. Wir glauben mit Sicherheit sagen zu können, daß, wo immer Ritschl die Mystik angreift, er dieses Bild vor Augen hat. Nicht, was wir gemeinhin mystisch nennen, war ihm ein Gegenstand des Aergernisses, sondern diese bestimmt ausgeprägte und ausgesprochene Weltanschauung. Sie hat er in allen ihren Gestalten verfolgt, vom Katholizismus zum Pietismus, sie hat er auch als die innere Stimmung der Romantik und des philosophischen Pantheismus zu erkennen geglaubt. Der Kampf gegen die Mystik, wie er sie verstand, ist das bewußteste Geschäft seines Lebens gewesen. Er hat diese Art von Frömmigkeit für schlechthin seelengefährlich gehalten.

Ritschl statuirt nur eine Art der Frömmigkeit, die sich wirklich vor dem Richterstuhl der Ethik bewähren kann. Das ist die evangelische Frömmigkeit, die in Luther und der deutschen Reformation ihren klassischen Ausdruck gefunden hat. Ihr Grundmerkmal ist die fiducia erga Deum, das schlichte Vertrauen zu Gott. Wie er in dem Mangel der fiducia mit dem zweiten Artikel der Augsburgischen Konfession den Wurzelpunkt des Bösen erblickte, so in der Wiedergewinnung des Ver-

trauens den Nerv des Christenlebens. Kein Thun des Menschen reicht an die Höhe dieser beglückenden Erfahrung, die nichts Erträumtes und Verzücktes hat, sondern sich in den praktischen Tugenden der Demuth, Dankbarkeit und Geduld rechtschaffen erprobt und bewährt. Andererseits entspringt aus derselben Erfahrung die Lust und Freudigkeit zu jeglichem Thun, zu der sittlichen Arbeit, die uns aus unserer Stellung inmitten der Welt erwächst. Und einer tiefen Nothwendigkeit gemäß wird der Mann der fiducia, der Demuth, der Geduld in ausgezeichneter Weise fähig sein, das examen rigorosum des sittlichen Charakters, die Probe selbstverleugnender Nächstenliebe, zu bestehen. Also machen diese beiden Stücke, das Gottvertrauen und die sittliche Berufsarbeit zum Zweck der christlichen Charakterbildung das ganze des Evangeliums aus.

Aehnliches hat das vorige Jahrhundert in seiner rationalistischen Epoche gelehrt. Aber indem Ritschl mit dem ethischen Gesichtspunkt den geschichtlichen unlöslich verknüpfte, ist er nicht zum Rationalismus zurückgekehrt, sondern über ihn hinweg zu dem Standpunkt der Reformation. In der Verbindung des Ethischen und Geschichtlichen liegt die Stärke seiner theologischen Stellung. Er hat es mit Paul Gerhardt gegen Gellert gehalten. Das Gottvertrauen, welches die Kraft der sittlichen Berufsarbeit bildet, wird nicht auf die zweifelhaften Regungen einer vermeintlich eingeborenen Vernunft begründet, sondern auf die erlösenden Wirkungen der Lebensführung Christi. Der Christ kennt keinen Augenblick seines Lebens, wo er von selbst, wo er von sich aus das Wagniß der fiducia unternimmt. Sondern sie wird in ihm gewirkt durch die nach Alter, Stand und Temperament verschieden geartete, aber sachlich gleiche geschichtliche Berührung mit Christus. Die Möglichkeit einer solchen Berührung hat Christus selbst herbeigeführt, indem er zur Krönung seines Werkes die Gemeinde schuf, in welcher er fortlebt.

Haben wir zu viel behauptet, wenn wir Ritschl als den theologischen Sprecher der Gegenwart bezeichneten? Kommen nicht beide Seiten dieser Theologie, die ethische und die geschichtliche, dem reifsten Verständniß, dem tiefsten Bedürfniß des Zeitalters entgegen? Man überblicke unsere Lage. Wir haben vor uns die ernste Frage nach der Regelung der menschlichen Arbeit nicht nur im technisch-sozialen Sinne, sondern ganz gewiß auch im ethisch-idealen. Wir haben hinter uns die gewaltigen Erlebnisse, wie in den Schauern der Weltgeschichte, in der unberechenbaren Entfesselung persönlicher Kräfte die Neugeburt des Vaterlands sich vollzog, nachdem sie weder durch die logische Evidenz vernünftiger Erwägungen noch durch den heißen Brand der Sehnsucht herbeigeführt werden konnte. Die Aufgabe, die wir vor uns haben, ist

unlösbar ohne die Ethik des Christenthums. Das Erlebniß, welches wir hinter uns haben, erweckt es nicht eine gründliche Ehrfurcht vor den Kundgebungen der göttlichen Weltregierung in der Geschichte, also vor jener Kundgebung zumal, durch welche das Christenthum in die Welt kam, der Persönlichkeit Jesu Christi?

Indem wir an den Schluß unserer Darlegungen kommen, wenden wir uns noch einmal von der Sache, die Ritschl vertreten hat, zu dem persönlichen Bilde des Mannes zurück, um es mit wenigen Strichen zu vervollständigen. Ritschl war eine mächtige Natur, ein Charakter vom Scheitel bis zur Sohle, unabhängig in allen Beziehungen des Lebens wie der Wissenschaft. Wer einmal seine großen, starken Schriftzüge gesehen hat, wird in ihnen ein Sinnbild seines Wesens erkennen. Nicht umsonst übertrug ihm die Georgia Augusta noch jüngst die Leitung ihrer Jubelfeier. Man wußte, er war ein ganzer Mann, auf den man sich verlassen konnte. Solchen Naturen liegt es fern, wo sie eine große Sache vertreten, Rücksicht zu nehmen und aus irgend welchem Grunde sich aufs Paktiren zu legen. Wie sein Styl jeder gefälligen Leichtigkeit entbehrte und dem Leser vornehm überließ, sich in seinen Konstruktionen zurechtzufinden, so fehlte auch der Gedankenbildung das Anmuthende, Ueberredende. Unerbittlich führte er wie ein Feldherr die Armee seiner wohlgeschulten Gründe zur offenen Schlacht auf den Plan. Im 3. Band der Rechtfertigungslehre schildert er einmal seine Gegner, den Rationalismus und die Orthodoxie. „Da diese feindlichen Brüder gemeinsamen Ursprung haben, so sind sie zugleich durch gegenseitige Werthschätzung mit einander verbunden. Keine von beiden läßt die Möglichkeit einer dritten Art von Theologie zu, weil außerdem, daß jeder an sich selbst glaubt, jeder nur noch an den andern glaubt, wenn auch mit Schauder, wie die Dämonen an Gott." Dieses Beispiel führt auf den Zug von Sarkasmus, der Ritschl eigenthümlich war. Seine Bücher enthalten manches davon; aus der privaten Unterhaltung ließe sich leicht ein ganzes Heft von theilweise ausgezeichneten Sentenzen in dieser Richtung zusammenstellen. So oft er mit Tholuck zusammenkam, der selbst durch Scherz- und Witzwort berühmt war, blühte der Weizen des Humors. Hat Ritschl dadurch sich selbst bewahrt vor dem Groll und der Bitterkeit, welche am Herzen zehrt, so hat er sich andererseits manchen treuen Mann unnöthiger Weise zum Gegner gewonnen. Sein Witz verletzte, je mehr sein Geist ohnedies das Feld behauptete. Das muß zur Steuer der Wahrheit bekannt werden. Im tiefsten Grunde seines Wesens war er gleichwohl ein reines Gemüth, ganz frei von kleinlicher Eitelkeit und unübertroffen in der

Liebe zur evangelischen Kirche. Seine persönliche Frömmigkeit, wenn es erlaubt ist davon zu reden, hatte vielleicht nicht das Verklärende, wodurch sie in milderen, weiblichen Naturen unwiderstehlich anziehend wirkt. Aber sie war stark und sie war echt. Sie hat ihn im Leben sicher geleitet, im Sterben nicht verlassen. „Was ist der Mensch, daß du seiner gedenkst und des Menschen Sohn, daß du dich seiner annimmst." Dieses Gebet des Psalmisten auf den Lippen ist er nach vierteljährigem Siechthum aus dem Leben geschieden.

Der Göttinger Universitätsprediger aber hat an seinem Sarge gewiß das rechte Wort gefunden, das objektiv und unparteiisch von Ritschls Bedeutung Zeugniß giebt, wenn er fragt: „Wer unter allen, die in unserem Vaterlande an der Wissenschaft der Religion mitarbeiten, wäre nicht durch dieses Mannes Arbeit gefördert, klarer geworden, zu neuen Aufgaben angeregt?"

Die Memoiren des Fürſten Adam Czartoryski.

Mémoires du Prince Adam Czartoryski Et Correspondance Avec l'Empereur Alexandre Ier. Préface De M. Ch. De Mazade De l'Académie Française. Paris 1887. 2 Bände. 438 und 396 S.

Von

Emil Daniels.

Die Franzoſen können ſich noch immer rühmen, daß ihre Sprache die Univerſalſprache und ihre Litteratur die Univerſallitteratur iſt, ſoweit in dem Jahrhundert des Nationalitätsprincipes von ſolchen Dingen geredet werden kann. Ein Buch von Daudet oder Zola findet auf dem deutſchen Büchermarkte unvergleichlich mehr Abſatz, als ein deutſches Werk unter irgend einem anderen Volke. Von jeher haben beſonders die Slawen dem franzöſiſchen Idiome eine große Vorliebe entgegengebracht. Auch die Denkwürdigkeiten des Prinzen Adam Czartoryski, die vor zwei Jahren zu Paris in franzöſiſcher Sprache herausgekommen ſind, tragen den unverkennbaren Stempel der franzöſiſchen Bildung. Der Verfaſſer gehört einem uralten polniſchen Adelsgeſchlecht an, er hat von 1801—1806 die ruſſiche Politik geleitet und auch ſpäter in der europäiſchen Geſchichte eine Rolle geſpielt. Seine Memoiren ſchildern uns die große Katharina, den unglücklichen Paul I. und den liberalen Selbſtherrſcher Alexander I. nebſt der Umgebung dieſer Fürſten. Zwar reichen ſie nur bis zum Jahre 1805, aber von hierab werden uns Briefe geboten, welche Fürſt Adam mit Alexander I. wechſelte, Aufzeichnungen über Unterredungen mit dem Zaren, geheime politiſche Aktenſtücke. Neu ſind allerdings nur die Memoiren und ein kleiner, wenn auch intereſſanter Theil des Uebrigen. Der Herausgeber, Herr von Mazade, hatte bereits im Jahre 1865 die Correſpondenz Czartoryskis mit dem Zaren und ebenſo die denkwürdigen Unterredungen zwiſchen den beiden Männern der Oeffentlichkeit übergeben*), was er übrigens in der Vorrede

*) Alexandre Ier Et Le Prince Czartoryski Correspondance Particulière et Conversations 1801—1823. Paris 1865.

zu der Edition von 1887 sorgfältig verschweigt. Einleitung und Anmerkungen der letzteren entsprechen keineswegs den Bedürfnissen des um das Verständniß des Buches bemühten Lesers, so daß man sich oft anderweitig Raths erholen muß. Auch stiftet die hier und da fehlerhafte Reihenfolge der einzelnen Nummern gelegentlich Verwirrung und Irrthum. Immerhin sind wir Mazade für den werthvollen Inhalt der Publication dankbar.

Fürst Adam Czartoryski, geboren im Jahre 1770 zu Warschau, war der Sohn eines jener reich begüterten polnischen Magnaten, deren Stellung unvergleichlich bedeutsamer war, als diejenige vieler souveräner deutscher Reichsfürsten. Polen war noch immer ein Staat mit 12 000 000 Einwohnern, also nach der Anzahl seiner Bewohner ohne Zweifel eine Großmacht. Das Königthum galt gar nichts mehr, der Adel dagegen war allmächtig, ohne daß seine unbemittelten Söhne deswegen sich ihren reichen Standesgenossen gegenüber einer nach europäischen Begriffen menschenwürdigen Existenz erfreut hätten. Als der Vater des Fürsten Adam umgeben von einem „Hofe", wie man zu sagen pflegte, von jungen Edelleuten, eine größere Reise antrat, brachte der Hofmeister, um die jungen Edlen gebührend vorzubereiten, das landesübliche Bildungsmittel der Peitsche in Anwendung, lediglich „à titre de mesure de prudence", ohne daß die Herren etwas verbrochen hatten. Als Fürst Adam der Vater, durch das Wehegeschrei der Mißhandelten herbeigerufen, auf dem Exekutionsplatze erschien, bemerkte er dem Hofmeister zustimmend, dies sei eine nützliche Vorbereitung für die Reise.

Auf dieser Reise begleitete der zwölfjährige Czartoryski seinen Vater und hatte Gelegenheit, die Generalin Witt kennen zu lernen, die spätere Gräfin Potocka, welche der Pinsel Grafs verewigt hat. Die liebreizende Hellenin wußte mit ihrer Unkenntniß der Sprache in pikanter Weise zu kokettiren: sie sprach stets von ihren „schönen Augen", indem sie vorgab zu glauben, daß diese beiden Worte nur die Sehorgane schlechthin bezeichneten.

Die Endstation der Reise, welche den jungen Czartoryski, von Warschau her, durch die ausgedehnten Besitzungen seines Vaters in Podolien geführt hatte, war das Gut Pulawy in Galizien, wo der Knabe vom zwölften bis zum sechzehnten Jahre blieb und seine hauptsächlich von Franzosen geleitete Erziehung erhielt. Dann begleitete er einen der Lehrer, welcher die Quellen von Karlsbad gebrauchen wollte, und berührte bei dieser Gelegenheit Weimar, wo er die Iphigenie von Tauris, welche soeben ihre definitive Fassung in jambischen Versen erhalten hatte, ohne dem Publikum in dieser Form bereits bekannt geworden zu

ſein, von dem Dichter ſelbſt vortragen hörte. Der empfängliche Knabe, der ſich die Poeſie der Griechen und Römer bereits mit großem Eifer zu eigen gemacht hatte, genoß das Kunſtwerk mit hoher Begeiſterung. Dagegen hat Wieland auf den jungen Ariſtokraten keinen Eindruck gemacht; die Mittheilungen über dieſen Dichter beſchränken ſich auf die Angabe, daß derſelbe ſtets eine Art von Nachtmütze trug, die er niemals abnahm.

Die jungen Polen traten früh aktiv in das politiſche Leben ein, wie es in allen ariſtokratiſchen Staaten der Fall zu ſein pflegt. In England wurde Gladſtone mit 25 Jahren Kommoner und Pitt ſogar mit 20 Jahren Miniſter. So finden wir den jungen Fürſten Adam mit 18 Jahren als Landtagsmarſchall von Podolien und als Landbote auf dem Reichstage zu Warſchau wieder, wo er eine eifrige ruſſenfeindliche Wirkſamkeit entfaltete, obwohl er in verwandtſchaftlichen Beziehungen zum ruſſiſchen Hofe ſtand: ſeine Schweſter Marie war mit dem Prinzen Ludwig von Würtemberg, dem Bruder der Großfürſtin-Thronfolgerin verheirathet. Das damalige Polen war keine gute Schule für den Politiker, was dem klugen Fürſten bei aller Vorliebe für ſein Vaterland nicht verborgen bleiben konnte. Seine Erziehung war ebenfalls wenig geeignet geweſen, einen Realpolitiker zu machen, während die angeborene Eigenart des Fürſten ihn zu dieſem Berufe beſtimmte. „Unſere Erziehung", ſagt er, „war ganz polniſch und ganz republikaniſch. Das Studium der Geſchichte und Litteratur der Alten und unſeres Vaterlandes hatte die Jahre unſerer Jugend ausgefüllt. Wir träumten von nichts als von Griechen und Römern, und unſer ganzes Trachten war darauf gerichtet, nach dem Beiſpiele der Vorfahren die Tugenden des Alterthumes auf den Boden unſeres Vaterlandes fortzuſetzen." Die Freiheit der antiken Völker, die auf der Sklaverei beruhte, konnte den vornehmen Polen mit ihren ungezählten Heerden von Leibeigenen allerdings als ein Ideal erſcheinen, aber für die realpolitiſche Ausbildung des Fürſten war es ohne Zweifel von Werth, daß er ein Jahr lang die moderne Freiheit auf dem klaſſiſchen Boden Englands kennen lernte, wo er nicht minder die großartig aufblühende Induſtrie als die glückliche Konſtitution Alt-Englands ſtudirte.

Während Czartoryski in England weilte, brach das Unheil über ſein Vaterland herein. Die Verfaſſung vom 3. Mai 1791, welche die Schäden des „liberum veto" heilen ſollte, wurde von dem Fürſten, wie von allen einſichtigen Patrioten, unterſtützt, vermochte aber den verrotteten Staat nicht mehr zu retten. Die Theilungen von 1793 und 1795 beraubten Czartoryski des Vaterlandes und ſtellten drei Viertheile der

Besitzungen seines Vaters unter die Botmäßigkeit der Zarin Katharina, während der in Galizien gelegene Rest an Oesterreich kam. Hier, auf dem Gute Pulawy, nahmen die Czartoryskis ihre Residenz, als Katharina das Vermögen der russenfeindlichen Familie unter Sequester gestellt hatte. Auf die Vorstellungen des alten Fürsten erwiderte die Zarin: „Schicken Sie mir Ihre Söhne, dann werde ich sehen, was sich thun läßt." Es war ein grausames Opfer, das Katharina von der vaterlandsliebenden Familie beanspruchte; zwei hoffnungsvolle Jünglinge, aus einem Geschlechte, auf welches Polen in erster Linie zu zählen berechtigt war, sollten dem Erbfeinde ihre Seele verkaufen. Dennoch ward der Entschluß gefaßt, und am 12. Mai 1795 langte der fünfundzwanzigjährige Adam und sein Bruder Konstantin in Sankt Petersburg an, begleitet von einem gewissen Jakob Gorski, den ihnen der Vater als Mentor zur Seite stellte. Zutritt zum Hofe ward ihnen vorläufig noch nicht gewährt, dagegen beeilten sich auf einen Wink von oben die vornehmen Familien, sie in ihren Kreis aufzunehmen. Der angesehnste Mann in der Residenz war zu Lebzeiten Katharinas immer derjenige, der sich der Liebe der Kaiserin erfreute. Im Jahre 1795, dem 66. Lebensjahre der Kaiserin, hatte die Stellung des Favoriten der Graf Platon Suboff inne, bei dem die jungen Polen eifrig antichambriren mußten, um auf diesem Wege die allgewaltige Zarin für sich einzunehmen: „Alle Tage gegen 11 Uhr — wir lassen den Fürsten sprechen — hielt Platon Suboff ein lever, im eigentlichen Sinne des Wortes. Eine ungeheure Menge von Bittstellern und Höflingen jeglichen Ranges kam herbei, seiner Toilette beizuwohnen. Die Straße füllte sich mit Equipagen zu Sechsen und Vieren, gerade wie vor dem Theater. Zuweilen theilte man der Menge, wenn sie lange gewartet hatte, auch mit, der Graf wolle nicht erscheinen, und alles entfernte sich mit dem Worte: „Morgen". Anderenfalles öffneten sich die Flügelthüren, und man sah sich um die Wette drängen: Generale en chef, Würdenträger mit Ordensbändern, Tscherkessen, hinab bis zu den Kaufleuten in langen Bärten; man traf damals auch viele Polen, welche die Herausgabe ihrer Güter, oder die Zurücknahme irgend einer Ungerechtigkeit erbitten wollten ..... Oskierko, ein sehr interessanter junger Mann, wollte hier die Begnadigung seines Vaters, der gewaltsam nach Sibirien entführt war und sein eingezogenes Vermögen erbitten. Die Zahl der Mißhandelten von dieser Kategorie war ungeheuer ..... die Einen schmachteten in Ketten, die Anderen in Sibirien.

Bei diesen Zusammenkünften in den Salons des Favoriten konnte man auf dem Gesichte eines jeden Bittstellers den Grund lesen, der ihn

herführte. Einige drückten den Schmerz und den Wunsch aus, ihr Eigenthum, ihre Ehre, ihre Existenz zu vertheidigen; andere dagegen verriethen die Absicht, sich der Güter eines Anderen zu bemächtigen, oder zu behalten, was sie sich bereits angeeignet hatten. Es erschien fast unmöglich, sich gedemüthigt zu fühlen, daß man sich in diesem Haufen befand, wenn man die ersten Reichswürdenträger hier sah, die erlauchtesten Namen, die kommandirenden Generale aus den polnischen Provinzen, vor denen alle zitterten, — die jedermann brandschatzten —, und die hierher kamen und in aller Demuth vor dem Favoriten ihren Nacken beugten, fortgingen, ohne eines Blickes gewürdigt zu sein, oder dastanden, regungslos wie Schildwachen, während jener, auf seinem Sessel hingestreckt, sich aus- und anzog.

Dieser feierliche Aktus vollzog sich immer folgendermaßen: die Flügelthüren öffneten sich. Suboff trat ein, schleppenden Ganges, im Schlafrock, unten kaum bekleidet; er grüßte mit einem leichten Kopfnicken die Bittsteller und die Höflinge, die sich ehrerbietig in der Runde aufgestellt hatten, und begann seine Toilette. Die Kammerdiener näherten sich, machten ihm den Haarbeutel und puderten ihn. Inzwischen kamen noch andere Bittsteller; sie wurden gleichermaßen mit einem leichten Kopfnicken beehrt, wenn der Graf einen von ihnen bemerkte; alle harrten gespannt auf den Moment, wo sein Blick sie traf. Wir gehörten zu denen, die stets mit einem gnädigen Lächeln empfangen wurden. Alle Welt stand, niemand wagte auch nur zu flüstern. Auf diese mimische Weise, durch dieses beredte Schweigen legte ein jeder seine Interessen dem allmächtigen Günstling ans Herz. Niemand, ich wiederhole es, öffnete den Mund, wenn nicht der Graf das Wort an ihn richtete, und dies geschah niemals in Bezug auf das Anliegen des Betreffenden. Oft sprach er kein Wort, und ich erinnere mich nicht, daß er jemals irgend einer Person einen Stuhl angeboten hätte, mit Ausnahme des Feldmarschalls Soltikoff, der die erste Person am Hofe war und, wie man sagte, das Glück der Suboffs gemacht hatte. Der despotische Prokonsul Tutulmin, welcher damals der Schrecken Podoliens und Wolhyniens war, wagte nicht, als er aufgefordert wurde, Platz zu nehmen, sich muthig hinzusetzen; er setzte sich auf den Rand des Stuhles und verweilte dort nur einen Moment.

Während der Favorit frisirt wurde, brachte ihm gewöhnlich sein Sekretär Gribowski Schriftstücke zum Unterzeichnen. Die Bittsteller sagten sich ins Ohr, was man ihm bezahlen müsse, um bei dem Herrn seinen Zweck zu erreichen. Wenn die Operationen der Frisur vollendet und die Unterschriften gegeben waren, legte der Graf seine Uniform oder

seinen Rock an und begab sich in seine Gemächer zurück. Alles vollzog sich mit einer gewissen Lässigkeit, die man gern für Ernst und Würde ausgegeben hätte; es war nichts natürliches darin, alles war durch Etikette bestimmt. Sobald der Graf verschwunden war, stürzte jeder nach seiner Equipage, mit seiner Audienz mehr oder weniger unzufrieden."

Platon Suboff war nicht der einzige, bei dem die jungen Czartoryskis antichambriren mußten, aber er ist typisch für die Menschen, in deren Gunst sich einzuschmeicheln, nun Monate lang der Beruf der jungen Fürsten war. Es ist dem stolzen Aristokraten natürlich sehr unangenehm, dieser wenig rühmlichen Episode Erwähnung thun zu müssen, aber der feine Mann ist um Mittel, die peinliche Wirkung seines Berichtes abzuschwächen, nicht verlegen. Czartoryski begründet die Unbefangenheit, mit welcher er alle Wege einschlug, die väterlichen Güter zurückzuerlangen damit, daß zahlreiche Polen Hypotheken auf denselben stehen hatten und nicht befriedigt werden konnten. Ein besonders geschicktes stilistisches Kunstmittel ist aber die pietätvolle Liebe, mit welcher Fürst Adam seinen Mentor Gorski schildert, den er bedeutend ausführlicher charakterisirt, als irgend einen anderen Menschen, der in subalterner Stellung mit ihm in Berührung gekommen ist. Indem er von jenem Manne eine sehr einnehmende Schilderung entwirft, sagt er: „Wir mußten Besuche abstatten, bitten, Bücklinge machen. Das war erniedrigend und hart und hier war es, wo die Aktion Gorskis einsetzte. Er drängte uns mit seinem ganzen Gewicht, er ließ uns nicht einen Augenblick zu uns selbst kommen, indem er uns stets wiederholte, daß die Folgen unserer Lässigkeit auf unsere Eltern zurückfallen würden, und daß wir nur hier wären, um sie in unsere Güter zurückzuführen. . . . . Er drängte uns immer, Visiten zu machen, Schritte zu thun, die uns den größten Widerwillen bereiteten, kurz er ist es, dem wir zum größten Theile unseren Erfolg verdanken und bei dem wir Gutheißung der Mittel fanden, deren wir uns bedienten."

Der Fürst Czartoryski erklärt zwar, er erfülle nur eine Gewissenspflicht, wenn er an dieser Stelle Herrn Gorski seine „reconnaissance" ausspreche, aber es ist dagegen zu bemerken, daß der „grand seigneur", indem er die Pflicht der Dankbarkeit erfüllt, zugleich mit vollendeter Feinheit eine fatale „levis nota maculae" auf den verstorbenen Mentor hinüberwälzt. Der Mann, welcher es als Pole zum Leiter der russischen auswärtigen Politik brachte und den „byzantinischen Griechen" Alexander so zu täuschen wußte, daß er Jahre lang die russische Politik in ausgesprochen russenfeindlich-polnischem Sinne leiten konnte, bedurfte in

dem Alter von fünfundzwanzig Jahren ſchwerlich noch eines Mentors, um die Kunſt der liſtigen Demuth mit Meiſterſchaft zu üben.

Nachdem die Czartoryskis einige Monate darauf verwendet hatten, ſich in die Petersburger Geſellſchaft einzuführen, wurden ſie bei Hofe vorgeſtellt, gnädig aufgenommen und zu Gardeoffizieren, bald darauf auch zu Kammerjunkern ernannt. Ihre Güter erhielten ſie in der Hauptſache zurück, indeſſen mußten ſie auf zwei Staroſteien verzichten, weil Katharina einen Theil der Staats-, Kirchen- und Privatgüter, die in Folge der polniſchen Revolution von 1794 eingezogen wurden, zur Belohnung getreuer Ruſſen benutzte. Dafür wurde die Stellung der Fürſten am Hofe eine immer angenehmere, ſeitdem der Großfürſt Alexander, der Enkel Katharinas und der älteſte Sohn des Großfürſten Thronfolgers, den Fürſten Adam ſeiner Freundſchaft würdigte. Der Großfürſt Alexander war von der Kaiſerin in zartem Alter ſeinem Vater entriſſen und, unter der Aufſicht der Großmutter, von einem franzöſiſchen Schweizer in den weltbürgerlich-humanen Ideen, welche die Zeit beherrſchten, erzogen worden. Die Liebe und Hoffnung, mit welcher die Zarin, die ihren Sohn Paul haßte, auf ihren Enkel blickte, ward von dieſem keineswegs durch Dankbarkeit vergolten. Die Geiſtesſtärke und die Charaktergröße der ſeltenen Frau, Eigenſchaften, welche an und für ſich auf Naheſtehende oft unheimlich und erdrückend wirken, waren gepaart mit großer Härte, ſo daß ſie z. B. dem Großfürſten-Thronfolger Paul alle Söhne und Töchter unmittelbar nach der Geburt fortnahm und ihm ſämmtliche väterlichen Rechte entriß. Dazu kamen ſchwere ſittliche Gebrechen, welche die Achtung des Enkels nicht erhöhen konnten. In der erſten größeren Unterredung, welche Alexander und Czartoryski auf einem Spaziergange im Garten des Tauriſchen Palaſtes mit einander hatten, verſicherte der Großfürſt, daß er die gewaltthätige, blutige Politik ſeiner Großmutter in der polniſchen Frage verabſcheue, und daß ſeine Sympathien in dem ruſſiſch-polniſchen Kriege auf polniſcher Seite geweſen ſeien. Er liebe die Freiheit, auf welche alle Menſchen das gleiche Recht hätten, er habe das lebhafteſte Intereſſe an der franzöſiſchen Revolution genommen; ſo ſehr er ihre ſchrecklichen Verirrungen mißbillige, wünſche er der franzöſiſchen Republik Erfolg und freue ſich darüber. Die Republik ſah der Großfürſt als die einzige menſchenwürdige Regierungsform an, und Czartoryski erzählt, er habe, geſtützt auf die Erfahrungen der polniſchen Republik, in ſeinen Unterhaltungen mit dem künftigen weißen Zaren den Anwalt des monarchiſchen Prinzipes dargeſtellt. Dieſer behauptete, die Erblichkeit ſei eine ungerechte und abgeſchmackte Einrichtung, und die höchſte Gewalt dürfe nicht durch den Zufall der Ge-

burt, ſondern nur nach dem Willen der Nation vergeben werden. Er fügte hinzu und kam immer wieder auf dieſen Gedanken zurück, daß er keineswegs Sehnſucht nach der Krone habe und ſein höchſtes Glück in ländlicher Zurückgezogenheit in lachenden Gefilden finden würde. Der Großfürſt ſchwärmte in der ſentimentalen Weiſe des Jahrhunderts für die Schönheiten der Natur, wozu der weltmänniſche Pole ſpöttiſch bemerkt: „Man mußte zu derartigen Genüſſen ſehr geneigt ſein, um ſie in dem Lande, welches wir durchwandelten, zu entdecken; indeſſen, alles iſt relativ in dieſer Welt, und der Großfürſt begeiſterte ſich für eine Blume, für das Grün eines Baumes, für einen noch ſo beſchränkten Ausblick, den eine leichte Bodenerhebung bot, denn es giebt nichts, was ſo wenig maleriſch, ſo häßlich wäre, wie die Umgegend von Petersburg. Alexander liebte die Gärten und den Anblick des Feldes; er liebte die Bauern und die ländliche Schönheit der Bäuerinnen, die Beſchäftigungen, die Arbeiten des Feldes.“

Fürſt Adam, der ſeines polniſchen Vaterlandes auch als ruſſiſcher Offizier keinen Augenblick vergaß, wußte ſich in der Freundſchaft des Großfürſten mehr und mehr zu befeſtigen und unterließ natürlich nicht, den künftigen Zaren von Polen in ſeinen Träumen zu beſtärken. Kaiſerin Katharina, die von den Meinungen ihres Enkels, ſoweit ſie Polen und ihre Perſon betrafen, nicht unterrichtet war, ſah die Freundſchaft zwiſchen Alexander und Adam, durch welche ſie eine vornehme polniſche Familie gewonnen zu haben glaubte, ſehr gern, und dies beſtimmte den jüngeren Bruder Alexanders, den Großfürſten Konſtantin, den jüngeren Bruder Adams, gleichfalls des Namens Konſtantin, mit ſeiner Freundſchaft zu beehren, ohne daß es allerdings gelang, auch den jüngeren Großfürſten für die polniſche Sache zu gewinnen. Als Czartoryski ſeine Memoiren ſchrieb, bedauerte er, ſich des genauen Datums jener verhängnißvollen erſten Unterredung in dem Garten des Tauriſchen Palaſtes nicht mehr erinnern zu können. Damals entſchied ſich das Geſchick ſeiner beſten Jahre. Der Einfluß, welchen der 26jährige Adam auf den 19jährigen Alexander gewann, hat ſich ein Vierteljahrhundert, faſt bis zum Tode Alexanders, behauptet, und iſt unabläſſig, zu Zeiten mit dem größten Erfolge, dazu angewendet worden, die Wiedergeburt des untergegangenen polniſchen Volkes vorzubereiten.

Katharina II. ſtarb am 7. November 1796, 17 Tage zu früh für Czartoryski, denn am Namenstage der Kaiſerin, dem 24. November, ſollte das neue Thronfolgeſtatut bekannt gemacht werden, welches den Großfürſten-Thronfolger Paul von der Zarenwürde ausſchloß und die Krone dem älteſten Sohne deſſelben, dem Großfürſten Alexander, über-

trug*). Katharina konnte dieſe Anordnung ohne Rechtsverletzung treffen, da nach dem Geſetze Peters des Großen der regierende Kaiſer zu ſeinem Nachfolger ernennen konnte, wen er wollte. So aber ging das ungeheure Reich auf den geiſtig anormalen Paul über, dem die Petersburger Geſellſchaft dieſelbe Geringſchätzung entgegenbrachte, mit der ihn ſeine Mutter ſtets behandelt hatte, nur daß bei ſeinen neuen Unterthanen berechtigte Furcht vor den grauſamen Launen des Unberechenbaren hinzukam. Daß die Zarin unter dieſen Umſtänden aufrichtig betrauert wurde, läßt ſich denken, hatte ihr großer Charakter doch bereits früher, als ihr Verluſt noch nicht in Frage ſtand, auf die erhabenen Gefühlen keineswegs ſehr zugängliche Geſellſchaft von Sankt Petersburg einen überwältigenden Zauber ausgeübt. Czartoryski verſteht es, bei ſeinen Leſern einen ſehr lebhaften Eindruck von dem Weſen der großen Herrſcherin hervorzubringen, indem er darſtellt, wie die außerordentliche Perſönlichkeit auf das Benehmen der Hofkreiſe einwirkte; wir dürfen nicht vergeſſen, daß ein Pole von einer Monarchin ſpricht, die ſein Vaterland zerfleiſcht hat, um deſſen Krone ſein Vater einmal glaubte, ſich bewerben zu dürfen, und die ihm einen Theil ſeines Vermögens entriß:

„Für einen Fremden, der nach Petersburg kam, wäre es ſchwer, wenn nicht unmöglich geweſen, den Eindrücken, ja ſogar den ſo tief eingewurzelten Vorurtheilen, zu widerſtehen. Wenn er ſich einmal in der Atmoſphäre des Hofes und der Kreiſe, welche von ihm abhingen, befand, ſah er ſich unmerklich von dem Wirbel derſelben Ideen ergriffen und vereinigte ſchließlich ſeine Stimme mit dem einſtimmigen Lobe, das unaufhörlich rings um den Thron ertönte. Man könnte zum Beweiſe illuſtre Reiſende, wie den Prinzen von Ligne anführen, den Lord von Sankt Helena, die Grafen Ségur und Choiſeul und viele Andere. Unter den Fremden und Einheimiſchen, die keinen von ihren Bekannten ſchonten, die, um ein bon mot loszulaſſen, auf nichts Rückſicht nahmen und keinen Grund hatten, uns zu mißtrauen, fand ſich niemand, ſoviel ich weiß, der es gewagt hätte, ſich auf Koſten Katharinas einen Spaß zu erlauben. Man reſpektirte nichts, man witzelte über alles; ein geringſchätziges und mokantes Lächeln begleitete oft den Namen des Großfürſten Paul; aber man brauchte nur den Namen Katharina auszuſprechen, und alle Geſichter nahmen augenblicklich einen ernſten und unterwürfigen Ausdruck an. Kein Lachen mehr! Keine hämiſchen Anſpielungen! Niemand wagte eine Klage, einen Tadel auch nur zu flüſtern, wie wenn ihre ungerechteſten, ſchmählichſten Handlungen, die

*) Bernhardi, „Geſchichte Rußlands“ II, 2. 1875. S. 361. Leipzig.

Leiden, welche sie verhängte, ebensoviel Richtersprüche des Schicksals wären, welche man hinnehmen soll in ehrerbietiger Ergebenheit."

Ihr Sohn Paul I. regierte vom November 1796 bis zum März 1801. Es ist erstaunlich, daß die Russen die Herrschaft des geistesgestörten Fürsten 4½ Jahre ertrugen, bis sie ihn umbrachten. Die große Masse der Bevölkerung des weiten Reiches hatte allerdings keineswegs Grund sich über den Kaiser zu beklagen. Auch Czartoryski muß zugeben, daß der Monarch im Grunde gerecht und wohlwollend war. Die Beamten in der Provinz zitterten davor, daß er einer Beschwerde sein Ohr leihen und eines Tages plötzlich einen Guverneur oder irgend einen anderen hohen Beamten nach Sibirien sende. Besonders die Polen dachten, wie Fürst Adam berichtet, stets mit einer gewissen Anerkennung an die wesentlich bessere Verwaltung unter Kaiser Paul zurück.

Dagegen führten die Kreise der Residenz, welche tagtäglich mit dem Kaiser in Berührung kamen ein unerträgliches Dasein. Trotz seiner geistigen Depravation hielt er einen Gedanken mit Zähigkeit fest: die Befürchtung, es könne ihm gehen, wie seinem unglücklichen Vater Peter III. Er suchte sich dagegen zu schützen durch eine mißtrauische Verfolgung aller Verdächtigen. Leider wußte sein kranker Kopf nicht zwischen gerechtem und ungerechtem Argwohn zu unterscheiden. Die Kaiserin, welche anfangs Einfluß auf sein Regiment ausübte, schien ihm bald mit dem Plane umzugehen, ihrem Gemahle das Schicksal Peters III. zu bereiten; ebenso traute er seinem Sohne Alexander die Absicht zu, sich auf den Thron seines Vaters zu setzen. Wie wenig Ehrgeiz der Großfürst Alexander besaß, haben wir gesehen, wie wenig Bedeutung die Kaiserin Maria besaß, ergiebt die Schilderung, welche Czartoryski von ihrem Auftreten nach der Katastrophe Pauls I. entwirft. Dagegen konzentrirte der Kaiser sein ganzes Vertrauen auf einen gewissen Kutasoff, einen kriegsgefangenen Türkenknaben, den er hatte erziehen und zum Barbier und Kammerdiener ausbilden lassen. Ein Jahr nach der Thronbesteigung Pauls war der Barbier Oberstallmeister; ein Posten, welcher vor ihm im Besitze der Familie Narischkin gewesen war, aus der die Mutter Peters des Großen stammte. Ferner trug er den Annen-, Alexander- und Andreasorden und entschied über Gunst und Gnadenbeweise des Kaisers. Ebenso launisch und maßlos, wie Paul diese seine Kreatur, die er aus dem Staub erhoben, weil er auf ihre Treue rechnen zu können glaubte, mit Ehren überhäufte, verfolgte er andere, denen er mißtraute: „Es fing für alle diejenigen, welche dem Hofe nahestanden, eine Existenz voll Furcht und Ungewiß-

heit an. Jeder war der Gefahr ausgesetzt, verbannt zu werden oder sich vor versammeltem Hofe vom Kaiser mit einer Injurie belegen zu lassen, der diesen unangenehmen Auftrag gewöhnlich dem Hofmarschall gab. Es war eine Art von Schreckensherrschaft. Die Bälle und Hoffeste waren Kampfplätze, wo man Gefahr lief, Stellung und Freiheit zu verlieren. Der Kaiser bildete sich ein, daß man nicht respektvoll genug gegen die Dame war, die er auszeichnete*) oder gegen eine ihrer Verwandten und Freundinnen, und daß dies eine Kabale der Kaiserin sei — dies genügte, und er befahl sofort die Entfernung des Schuldigen vom Hofe. Wenn eine Verbeugung nicht respektvoll genug war, wenn man beim Kontertanze Jemandem unhöflich den Rücken wendete, oder eine andere Missethat dieser Art beging, führten die Bälle oder anderen Abendgesellschaften, ebenso wie am Morgen die Paraden, für diejenigen, welche sich das Mißvergnügen oder das Mißtrauen des Kaisers zuzogen, zu unglücklichen Ereignissen. Zornesausbrüche und Entscheidungen erfolgten sofort und erhielten auf der Stelle ihre Ausführung.

Andere Suveräne beruhigen sich zuweilen nach einem Anfalle von Zorn und großer Strenge und wollen dann gewöhnlich die Folgen ihrer früheren Härte mildern. Dies war bei Paul nicht der Fall. Wenn er einen harten Befehl in Bezug auf einen Mann, der ihm mißfiel, ertheilt hatte, so erschien ihm sehr oft, wenn er einige Zeit über die Sache nachdachte, die erste Strafe nicht mehr genügend; von Moment zu Moment steigerte er seine Härten, er veränderte den Befehl, sich zu entfernen, in das Verbot, jemals wieder zu erscheinen, in eine ferne Verbannung, in die Verschickung nach Sibirien u. s. w.

Alles, was den Hof ausmachte, oder vor dem Kaiser erscheinen mußte, war in einem Zustande unaufhörlicher Furcht; niemand war sicher, ob er am Ende des Tages noch an seinem Platze sein werde; wenn man sich schlafen legte, fürchtete man, daß in der Nacht oder am folgenden Morgen ein Feldjäger käme und einen in seine „Kibitka setze".

Die beiden Czartoryski entgingen der Gefahr, in welcher damals die ganze Gesellschaft der Hauptstadt unaufhörlich schwebte. Sie konnten um so mehr von Glück sagen, als Paul mit einem ganz richtigen Gefühle ahnte, daß er in ihnen keineswegs treue Unterthanen besaß. Er bezeichnete sie gelegentlich als „Jakobiner", bei anderen Gelegenheiten wieder erzeigte er sich gnädig gegen die Herren, besonders gegen den

*) Prinzessin Lapuchin, Tochter des Polizeipräsidenten von Moskau.

jüngeren, Konstantin. Die Gunst, in welcher der letztere stand, war eines Tages so hoch gestiegen, daß der Kaiser ihn beauftragte, einem der Anwesenden eine grobe Injurie zu sagen, einen Befehl, den der Fürst trotz seines Sträubens auszuführen gezwungen wurde.

Ein anderes Mal ging es ihm allerdings schlechter. Paul hatte das in Petersburg übliche rasend schnelle Fahren der Schlitten verboten und begegnete einst dem jüngeren Czartoryski, dessen Kutscher das zarische Verbot übertrat. Beim nächsten Zusammentreffen streckte der beleidigte Selbstherrscher gegen den Verbrecher die Zunge hinaus. Indessen trug er demselben seine Missethat nicht nach, sondern beauftragte ihn, einem Offizier, der sich ein untergeordnetes Dienstvergehen zu Schulden kommen lassen, das übliche Kompliment zu bestellen, nämlich ihm im Namen des Kaisers zu sagen, er sei eine Bestie. Der Offizier erwiderte dem jungen Czartoryski, was er ihm mittheile, lasse ihn kalt, da es von einem Verrückten komme.

Schließlich richtete der Fürst Konstantin an den Kaiser die Bitte, ihn aus dem russischen Dienste zu entlassen, da die österreichische Regierung wegen der Besitzungen des Hauses Czartoryski in Galizien verlange, daß einer von den Brüdern in österreichische Dienste trete. Dieses Gesuch beantwortete Paul mit dem Befehl, Konstantin nach Sibirien zu schicken. Glücklicher Weise wollte Kutasoff, der ehemalige Barbier, dem jungen Polen wohl, der durch seine Vermittelung, anstatt nach Sibirien geschickt zu werden, zum Zaren berufen und mit dem Annenorden erster Klasse nach Oesterreich entlassen ward.

Fürst Adam hielt sich bis gegen das Ende des Jahres 1798, also zwei Jahre, am Hofe und that dann einen sanften Fall. Er wurde zum Gesandten beim Könige von Sardinien ernannt, der sich damals, von den Franzosen vertrieben, in Florenz aufhielt. Die italienischen Verhältnisse hatten für die russische Politik Wichtigkeit erlangt, da im Jahre 1799 der zweite Koalitionskrieg gegen Frankreich begann, an dem ein russisches Heer unter Suwaroff theil nahm. Bei der Auswahl des Oberfeldherrn bewies Paul wunderbarer Weise gesunden Sinn, was um so erstaunlicher ist, als Suwaroff bei der Thronbesteigung des Kaisers auf seine Güter verbannt und dort als verdächtig überwacht wurde. In der Petersburger Gesellschaft liefen boshafte Witze um, welche der Feldmarschall auf Kosten des Zaren und des Reglementes wie der Uniform, welche der Kaiser neu eingeführt hatte, gemacht haben sollte. Jetzt, wo Paul den großen Feldherrn gebrauchte, rief er ihn zurück und überhäufte ihn mit Auszeichnungen und Schmeicheleien. Die Politik aber, welche den glorreichen Feldzug von 1799 herbeiführte, konnte

nur von einem kranken Kopfe ersonnen werden. Kaiser Paul hatte eine Idee seiner Mutter in einer seiner geistigen Eigenart gemäßen Form wiederaufgenommen. Von Katharina war im Jahre 1770, als eine russische Flotte zur Unterstützung des hellenischen Aufstandes im mittelländischen Meere erschien, mit dem Orden von Malta ein Bündniß geschlossen worden, welches ihren Schiffen die Benutzung des Hafens von Lavalette einräumte. Paul, der von romantischen Ideen erfüllt war und seiner Mätresse Lapuchin im ritterlichen Lichte zu erscheinen wünschte, nahm die Würde eines „Schirmvogtes des ehrwürdigen und heiligen Malteserordens" an. Die Ritter hatten sich an den schismatischen Zaren gewendet, weil sie nach der Eroberung Italiens durch Bonaparte im Jahre 1796 eines Schutzes gegen die Pariser Freidenker zu bedürfen glaubten, und keine katholische Macht im Stande war, diesen Schutz zu gewähren. Als nun Bonaparte sich auf seinem Zuge nach Aegypten Maltas bemächtigt hatte, sandte der Kaiser, als Schirmvogt des Ordens, Suwaroff mit 50000 Mann gegen die Franzosen nach Italien. Als später die Engländer den Franzosen die Insel abnahmen und Miene machten, sie zu behalten, beschloß Paul, um in den Besitz der Insel zu gelangen, einen Zug nach — Indien zu unternehmen, wohl verstanden zu einer Zeit, wo die Russen noch nicht, wie heute, an den Pforten Indiens standen, sondern eben erst über den Kaukasus gegangen waren. Der Kommandeur der Expeditionsarmee, von Knorring, war bereits nach Georgien abgesandt, als der Kaiser ermordet wurde.

Fürst Adam Czartoryski hatte seinen Posten beim König von Sardinien in Florenz auf einige Zeit verlassen und befand sich in Neapel, als ihn die Nachricht von der Katastrophe, welche über den unglücklichen Sohn der großen Katharina hereinbrach, erreichte. Er war nicht überrascht, denn, von der Thronbesteigung des Idioten an, war der ganze Hof, wie Czartoryski sich ausdrückt, „in der Absicht" bereits gegen den Kaiser verschworen. Im Jahre 1797 nahm Fürst Adam einen dreimonatlichen Urlaub, um seine Eltern zu besuchen; als er sich vom Großfürsten Alexander verabschiedete, bat ihn dieser, ein Manifest zu verfassen, für den Fall, daß er unerwartet zum Throne berufen werden sollte, wobei der Prinz wohl schwerlich nur den Gedanken gehabt hat, daß der Thron während der dreimonatlichen Abwesenheit seines Freundes durch den natürlichen Tod des 43jährigen Zaren erledigt werden könne. War das Ereigniß also nicht überraschend, so war die Aufnahme desselben bei den Russen in Neapel allerdings recht bemerkenswerth: „General Borosdin, (der damals mit russischen Truppen in Neapel stand), gab zwei Tage nach der Ankunft des Kuriers einen Ball. Man tanzte

die ganze Nacht und der General ermuthigte durch sein Beispiel die öffentlichen Kundgebungen einer unpassenden Lustigkeit."

Bekanntlich hatten die Verschworenen, ehe sie ans Werk gingen, sich mit dem Großfürsten-Thronfolger in Verbindung gesetzt. Sie sagten dem Sohn nicht, daß es dem Kaiser ans Leben gehen solle, sondern versicherten ihm vielmehr ausdrücklich, daß es nur auf die Entsetzung Pauls abgesehen sei. Allein unter der Bedingung, daß dem Vater kein Leid geschehen sollte, gab Alexander seine Genehmigung zu einem Vorgehen, das nicht aufgeschoben werden konnte, wenn der Großfürst das eigene Leben und das Leben seines Bruders Konstantin und seiner Mutter sichern wollte, denn bereits bedrohte der Argwohn des geisteskranken Despoten die Häupter der kaiserlichen Familie. Obwohl Alexander in berechtigter Nothwehr handelte, ließen ihn die Gewissensbisse über die gräßlichen Folgen des Staatsstreiches sein ganzes Leben nicht los: man führt die religiös-mystische Richtung, welche der Kaiser später einschlug, auf die Wunder des Jahres 1812 zurück; Czartoryski, der ihm sein ganzes Leben nahe stand, meint, daß die unvertilgbare Erinnerung an die Ermordung des Vaters seinen Geist jenen Dingen zugewendet habe. Ueber die Stimmung des Zaren, der Czartoryski sofort nach seiner Thronbesteigung an den Hof zurückrief, erzählt der letztere uns folgendes: „Er hatte Stunden der Vernichtung, in dem Maße, daß man für seinen Verstand fürchtete. Da ich zu jener Zeit höher in seiner Gunst stand, als ein anderer unter seinen Vertrauten, konnte ich, wenn er sich in sein Zimmer einschloß, eindringen, und ich gab mir Mühe, die bitteren Vorwürfe, welche er sich unaufhörlich machte, zu mildern. Ich versuchte, ihn mit sich selber auszusöhnen, mit dem großen Experiment, das er vor sich hatte und das ihm die Verpflichtung auferlegte, alles aufzubieten, um sich nicht unfähig zu machen. Meine Ermahnungen thaten nur unvollkommen ihre Wirkung, indessen trugen sie dazu bei, ihn anzuhalten, daß er Herrschaft genug über sich gewann, um das Publikum nicht allzusehr in seiner Seele lesen zu lassen. Aber der nagende Wurm blieb immer."

Man erinnert sich, daß Kaiser Alexander als Thronfolger demokratischen ja republikanischen Ideen huldigte, und man weiß andererseits, daß er seinem Nachfolger Nikolaus die Autokratie unversehrt überlieferte, trotzdem er mehr als zwanzig Jahre Zeit hatte, die Demokratie in Rußland einzurichten. Nichts würde falscher sein, als den Zaren deswegen des Wankelmuthes anzuklagen. Nicht gerade den Demokratismus und den Republikanismus, wohl aber den Liberalismus hat Alexander lange Jahre festgehalten und in der inneren wie in der äußeren Politik be-

thätigt. Allerdings hat er die Grundlagen des ruſſiſchen Staatslebens unverändert laſſen müſſen, da er bald einſah, daß ihm die zu großen Reformen nothwendige geniale Kraft abging, und er andererſeits zu klug war, um das Alte zu ändern, ohne Beſſeres zu wiſſen, was an ſeine Stelle treten konnte. Seine auswärtige Politik war anfangs im Gegenſatz zu der Politik Kaiſer Pauls, der ſich nach und nach mit Frankreich, England, Oeſterreich überwarf, ohne irgend ein poſitives Ziel im Auge zu haben, auf Erhaltung des Friedens mit allen Nationen und ſtrenge Nichteinmiſchung in fremde Angelegenheiten gerichtet. Daß die ruſſiſche Staatskunſt andere Bahnen einſchlug, iſt zum großen Theile auf den Einfluß des Fürſten Czartoryski zurückzuführen. Dieſer ließ den Kaiſer keinen Augenblick darüber im Unklaren, daß er durch den Eintritt in ruſſiſche Dienſte nicht aufgehört habe, Pole zu ſein, und daß er ein hohes politiſches Amt in dem Zarenreiche nur annehme, um von dieſer werthvollen Poſition aus für die Wiederherſtellung Polens zu kämpfen. Trotzdem wurde er zunächſt zum Adjunkten des Miniſters des Auswärtigen, Grafen Woronzow, dann, als dieſer ſich Krankheitshalber beurlauben ließ, zum ſtellvertretenden Miniſter des Auswärtigen ernannt. Bereits als Adjunkt hatte er die Politik thatſächlich in der Hand, da ſein Vorgeſetzter ein unbedeutender und dem Kaiſer ſehr unſympathiſcher Mann war, der das Miniſterium nur erhalten hatte, weil Czartoryski in der Anziennität noch zu weit zurück zu ſein ſchien, um ihn ohne Beleidigung der älteren Herren mit jener hohen Würde zu bekleiden. Allerdings konnte der Fürſt nicht ſchalten und walten wie er wollte, da der Kaiſer ein ſelbſtändiger Kopf war. Aber Czartoryski fand leicht den Vereinigungspunkt. Er wußte, daß der 24jährige Fürſt mit den Schwärmereien für allgemeine Menſchenbeglückung einen ausgeprägten Sinn für die beſonderen Intereſſen ſeines Reiches vereinigte. Er forderte alſo den Zaren auf, die polniſche Frage zugleich im Sinne der liberalen Ideen und der Intereſſen des Hauſes Romanow zu entſcheiden. Das zerſtückelte, zwiſchen Rußland, Preußen, Oeſterreich getheilte Polenvolk müſſe unter Alexander I. als König von Polen wieder vereinigt werden. Zu Polen gehörte nach der Anſicht Czartoryskis auch Oſt- und Weſtpreußen mit Danzig, und auch dieſe Provinzen ſollten an die ruſſiſche Krone fallen. Im Namen der Humanität ſolle der Zar ferner die Herrſchaft über die von den Türken geknechteten ſlaviſchen und helleniſchen Völkerſchaften beanſpruchen und Konſtantinopel, das für den ruſſiſchen Handel unentbehrlich ſei, in Beſitz nehmen. Falls Napoleons Vergrößerungsſucht es zum Kriege treibe, müſſe dieſer Zwingherr geſtürzt und in dem befreiten Europa überall diejenige Verfaſſung

eingeführt werden, welche der öffentlichen Meinung genehm sei, in Frankreich die konstitutionelle Monarchie, in Holland und in der Schweiz die Republik. Wenn Europa auf diese Weise rekonstruirt sei, solle die neue Staatengesellschaft zur Vermeidung künftiger Kriege ein internationales Schiedsgericht einsetzen. Die Hegemonie in dem neuen Europa werde natürlich an die Macht fallen, welche dasselbe begründet habe — an Rußland.

Wieviel von diesen Ideen ursprünglich dem Kaiser, wieviel dem Fürsten Czartoryski gehört, läßt sich nicht ausmachen. Jedenfalls bewegten sich die Gedanken Alexanders unter dem Einflusse Czartoryskis in einer Richtung, welche gleichermaßen den demokratischen Schwärmereien des Monarchen, den Interessen des russischen Staates und den polnischen Bestrebungen des Fürsten Adam zu entsprechen schien. Es ist sehr bemerkenswerth, daß Alexander I. die vier wichtigsten Punkte des Programms: Wiedererrichtung eines Königreichs Polen in Personalunion mit Rußland, Propagandirung der liberalen Ideen in Westeuropa, Eroberung der Türkei und eine internationale Organisation zur möglichsten Vermeidung des Krieges fast sein ganzes Leben hindurch zäh im Auge behalten hat. Als er im Jahre 1813 das Weichselland eroberte, vereinigte er es nicht einfach mit Rußland, sondern gab ihm Autonomie und eine liberale Konstitution; die Verfassung, welche die Bourbonen nach ihrer Rückkehr im Jahre 1814 gaben, verdanken die Franzosen dem Zaren. Eine höchste Instanz zur Vermeidung und Ausgleichung von Konflikten zwischen den europäischen Staaten wurde auf den Antrieb des Zaren in der heiligen Allianz mit ihren Kongressen geschaffen. Die traditionelle Politik Rußlands gegenüber der Türkei wurde, den Umständen entsprechend, fortgesetzt. Daß diese Ideen in dem Geiste Alexanders Wurzel schlugen, ist sicherlich zum großen Theile der bedeutenden Persönlichkeit, der bestechenden Argumentation und der eleganten Feder seines Ministers des Auswärtigen zuzuschreiben. Wie derselbe die eigenthümliche Geistesrichtung des Kaisers dem polnischen Interesse dienstbar zu machen wußte, wird dieser Aufsatz in seinem ganzen Verlaufe nachweisen.

Bei den Gesinnungen des Kaisers von Rußland war der Bruch mit dem Gewaltherrscher Frankreichs kaum zu vermeiden. Die Veranlassung, welche ihn herbeiführte, entsprach dem schwärmerischen Charakter Alexanders. Napoleon hatte im März 1804 den Herzog von Enghien erschießen lassen, und der Zar erhob in ritterlicher Aufwallung bei den Höfen Europas feierlichen Einspruch gegen diese Gewaltthat, obwohl ihn der bourbonische Prinz eigentlich wenig anging. Napoleon wies den

ruſſiſchen Proteſt mit beleidigendem Hohne zurück, was Kaiſer Alexander veranlaßte, die diplomatiſchen Beziehungen zu Frankreich abzubrechen. Im September des folgenden Jahres erklärte Rußland, im Bunde mit Oeſterreich und England, Frankreich den Krieg. Derſelbe führte am 2. December zu der ſchweren Niederlage von Auſterlitz, worauf Oeſterreich ſeinen Separatfrieden ſchloß und Rußland allein dem Feinde gegenüber ließ.

Theodor von Bernhardi behauptet in ſeiner „Geſchichte Rußlands", Czartoryski habe dieſer Politik widerſtrebt. Er habe im Sinne gehabt, eine Allianz mit Napoleon einzugehen, dieſem in ſeiner Sphäre freie Hand zu laſſen, ſeinerſeits aber Preußen anzugreifen und ſeiner polniſchen Provinzen zu berauben. Auf die herausfordernde Politik Alexanders Napoleon gegenüber ſei er nur eingegangen, weil er im Intereſſe Polens auf alle Fälle ſeinen Rücktritt vermeiden mußte. Indeſſen ergiebt ſich aus den Denkwürdigkeiten des Fürſten, daß ſeine Politik eine andere war. Es heißt in den Memoiren ausdrücklich: „Die Ruſſen haben mich immer im Verdacht gehabt, die ruſſiſche Politik zu einer intimen Verbindung mit Napoleon drängen zu wollen; hievon war ich weit entfernt, denn es war mir klar, daß jedes Verſtändniß zwiſchen den beiden Reichen für die Intereſſen Polens unbedingt unheilvoll werden mußte*)." Nach der Kataſtrophe von Auſterlitz führt Czartoryski in einer an den Zaren gerichteten Denkſchrift aus, daß der Mißerfolg eingetreten ſei, weil Alexander nicht auf ſeine Rathſchläge gehört habe. Für den ganzen Gang der ruſſiſchen Politik lehnt er aus dieſem Grunde die Verantwortung ab. Nur daß er den Krieg herbeigeführt hat, geſteht der Fürſt offen ein und rühmt er trotz des unglücklichen Ausganges. Den Proteſt gegen die Ermordung des Herzogs von Enghien habe er zwar nicht angerathen, aber er habe davon auch nicht abgerathen, weil er die aufflammende Thatkraft des Zaren mit großem Vergnügen geſehen hätte. Es ſei ihm keinen Augenblick zweifelhaft geweſen, daß der Proteſt den Krieg herbeiführen mußte, aber: „Wenn der Krieg nicht ſtattfand, würde Bonaparte ſeine Uebergriffe in derſelben Art fortgeſetzt haben, wie in Piemont, der ziſalpiniſchen Republik, Genua, Lukka, Parma u. ſ. w. Wenn das ruſſiſche Kabinet paſſiv geblieben wäre, wenn es ſich weigerte, auf die Klagen zu hören, die von allen Seiten erſchollen, wenn es verſchmähte, den Unterdrückten zu Hilfe zu kommen, ſo würde es ſich mit Schande bedeckt haben, und unſere Haltung, die ſich nun einmal offen ausgeſprochen hatte, wäre dem

*) Mémoires I, 361.

Inland und dem Ausland so seltsam erschienen, so im Widerspruche mit dem Ruhme und den Interessen Rußlands, daß das Ministerium den Ausbrüchen der erzürnten öffentlichen Meinung Rußlands und des übrigen Europas nicht einen einzigen guten Grund hätte entgegensetzen können. Es bedurfte, so zu sagen, eines unglücklichen Krieges, ehe man vorgeben konnte, zu glauben, daß der Krieg zu vermeiden gewesen sei, und ich weiß nicht, ob es nicht, trotz seines schlechten Ausganges, besser ist, ihn angefangen zu haben, als uns durch eine passive Politik so tief zu erniedrigen, wie Preußen. Eine solche Haltung würde sich durch nichts haben entschuldigen lassen, und alles rechtfertigte im Gegentheil diejenige, welche wir eingenommen haben."

Weshalb war Czartoryski für den Krieg gegen Frankreich? Aus denselben Gründen wie Kaiser Alexander, der Westeuropa von der Zwingherrschaft befreien und zur Belohnung Polen und die Türkei für Rußland nehmen wollte? Das dem nicht so sein kann, beweist die Politik, welche er dem Zaren gegen Preußen anrieth. Preußen zögerte, sich der russisch-englisch-österreichischen Koalition gegen Napoleon anzuschließen. Czartoryski stellte dem Kaiser vor, die Regierung in Berlin sei so charakterlos, daß sie leicht durch Einschüchterung zum Beitritte gezwungen werden könne. Rußland solle von Preußen verlangen, daß dieses einem Theile des russischen Heeres den Durchzug nach dem süddeutschen Kriegsschauplatze gestatte: wenn Preußen unter Berufung auf seine Neutralität die Forderung ablehne, solle der Zar seine Truppen ohne die Genehmigung Friedrich Wilhelms III. in Preußisch-Polen einrücken und sich hier zum König von Polen ausrufen lassen. Preußen werde dadurch so in Furcht gesetzt sein, daß es sich der Koalition anschließen und seine polnischen Besitzungen, gegen das Versprechen einer Entschädigung anderswo, aufgeben werde. Werfe sich aber wider Erwartung der König von Preußen in die Arme Napoleons, so sei Rußland stark genug, der vereinigten Macht Frankreichs und Preußens die Stirn zu bieten.

Alexander ging auf diese Ansichten ein, richtete, als Preußen sich weigerte, der Koalition beizutreten, die Forderung nach Berlin, die russische Armee passiren zu lassen und drohte, als er auch hierauf eine abschlägige Antwort erhielt, mit Gewalt. Preußen antwortete mit der Mobilmachung, und es wäre zum Kampfe gekommen, wenn nicht der russische Gesandte in Berlin, Alopäus, dem Fürsten Czartoryski entgegengearbeitet, und Napoleon durch seine Verletzung des preußischen Territoriums in Franken den König von Preußen dazu gedrängt hätte, den Russen den Durchzug zu erlauben.

Warum hat Czartoryski Rußland der Gefahr ausgesetzt, mit Frank-

reich und Preußen zugleich zu kämpfen? Wie ſeine Denkwürdigkeiten beweiſen, hat er den gewaltſamen Durchzug durch preußiſches Gebiet keineswegs, wie Napoleon, aus ſtrategiſchen Gründen gewollt. Die Phantaſterei, daß der Staat Friedrichs des Großen die Verletzung ſeiner Neutralität ruhig hinnehmen würde, oder, wenn nicht, für Rußland militäriſch nicht zu fürchten ſei, hat der weltkundige Ariſtokrat wohl ſelbſt in ihrer Hohlheit durchſchaut. Wenn die Rathſchläge, welche er dem Zaren in dieſer Angelegenheit ertheilte, nicht vom ruſſiſch-militäriſchen und nicht vom ruſſiſch-diplomatiſchen Standpunkte aus zu begreifen ſind, ſo müſſen ſie aus ſpezifiſch polniſchen Erwägungen hervorgegangen ſein. Inwiefern lag es im polniſchen Intereſſe, daß Rußland in Händel mit Frankreich und Preußen zugleich verwickelt wurde? Mußte Fürſt Adam nicht als ruſſiſcher Miniſter wie als Pole gleichermaßen bedacht ſein, ein friedliches Verhältniß zu Napoleon aufrecht zu erhalten, dadurch Oeſterreich zu paralyſiren und ſodann Preußen, nach der Meinung Czartoryskis dem gefährlichſten Feinde Polens, ſeine polniſchen Provinzen zu entreißen? Er ſelbſt erzählt uns, er habe Rußland, das bis dahin eine rein egoiſtiſche Eroberungspolitik verfolgt habe, zum Werkzeuge der Weltbefreiung machen wollen. Hierzu paßt aber ſchlecht, daß der Fürſt, am Vorabend des Befreiungskrieges gegen den korſiſchen Tyrannen, Rußland in einen Krieg mit Preußen zu verwickeln verſuchte, deſſen Beiſtand offenbar ebenſo koſtbar, wie ſeine Feindſchaft furchtbar war. Um Czartoryskis Politik zu verſtehen, müſſen wir eine Aeußerung heranziehen, welche ſich in einem Briefe des Fürſten an den Zaren Alexander vom 27. Dezember 1812 befindet. Nach dem Untergange der großen Armee ſuchte der Kaiſer Czartoryskis Einfluß in Polen zu demſelben Zwecke zu verwerthen, wie im Jahre 1805, nämlich für eine Wiedervereinigung des zerſtückelten Polens zu einem Staate, der durch Perſonalunion mit Rußland verbunden ſein ſollte. Czartoryski ſucht in jenem Briefe den Zaren zu beſtimmen, von der Perſonalunion abzuſehen und ſich mit der Erhebung eines Großfürſten auf den polniſchen Thron zu begnügen, denn ein König von Polen, der 300 000 Ruſſen zu ſeiner Verfügung habe, könne die polniſche Unabhängigkeit jeder Zeit umſtoßen. Dieſe unbeſtreitbare, durch die Ereigniſſe des Jahres 1831 beſtätigte Erwägung, hat offenbar der Staatskunſt Czartoryskis zu Grunde gelegen; ihm genügte die Wiedervereinigung Polens unter dem Szepter Alexanders nicht; wenn er dem Zaren rieth, Preußen mit Gewalt zum Anſchluß an die Koalition gegen Frankreich zu nöthigen, ſo erklärt ſich dieſe, vom Standpunkte eines ruſſiſchen Miniſters des Auswärtigen widerſinnige Haltung, nur daraus, daß er als Pole gern ſehen mußte, wenn

die beiden Theilungsmächte einander ſchwächten, und ſodann der Korſe auf dem Platze erſchien und ſie beide verſchlang. Die Politik Czartoryskis war nicht, wie Bernhardi meint, eine leichtſinnige. Dieſes Epitheton, oder vielmehr ein ſtärkeres Epitheton, wäre angebracht, wenn Czartoryski die Dinge vom Standpunkte eines ruſſiſchen Miniſters anzuſehen den Beruf gehabt hätte. Er war aber, wie er es dem Kaiſer Alexander vorausgeſagt hatte, als ruſſiſcher Miniſter Pole geblieben. Als Pole ſetzte er auf Frankreich, das von der polniſchen Beute nichts erhalten hatte, und deswegen ohne eigenen Schaden die polniſche Frage gegen die Oſtmächte ausſpielen konnte, große Hoffnungen; bereits im Jahre 1796 hatten die Polen in Sankt Petersburg das aufſteigende Geſtirn Bonapartes mit Jubel begrüßt. Der Erfolg hat die Berechnung Czartoryskis beſtätigt. Der Bruch Rußlands mit Frankreich trieb Oeſterreich zu einem neuen Kriege gegen Napoleon an; dieſer Krieg unterwarf Oeſterreich dem Polenfreunde Napoleon und ſchwächte Rußland, er bereitete aber auch den Untergang der dritten Theilungsmacht vor, denn die Niederlage Oeſterreichs und Rußlands ermuthigte den Kaiſer der Franzoſen, im kommenden Jahre Preußen ebenfalls niederzuwerfen. Wie einſt der Phönizier, warf der ſchlaue Pole den Stein unter die Giganten; als dieſe ſich zerfleiſchten, erhob ſich aus dem blutgedüngten Boden das Großherzogthum Warſchau.

Es iſt erklärlich, daß der Träger einer ſolchen Politik bei den altruſſiſchen Staatsmännern in der Umgebung des Zaren, welche ihn beſſer durchſchauten, als der romantiſche Kaiſer, wenig Freunde beſaß. Wenn er von ſeinen Abſichten auf Polen und die Türkei ſprach, ſo fand er lebhaften Beifall, aber ſowie die Unterhaltung auf die Propagirung der liberalen Ideen in Weſteuropa und die allgemeine Völkerbefreiung kam, wurden die Mienen der Zuhörer froſtig und abweiſend. Was der geſchmeidige Sarmat thun konnte, um ſich in dieſen Kreiſen durch Schmeichelei einiges Wohlwollen zu erwerben, wurde verſucht.

Wie erzählt worden, war Czartoryski nicht das formale Oberhaupt, ſondern nur der effektive Leiter des auswärtigen Amtes, während das Porteſeuille nach wie vor in den Händen des Grafen Woronzow blieb, der ſich auf ſeinen Gütern bei Moskau aufhielt. Dieſer fuhr fort, dem Fürſten Czartoryski Rathſchläge über die Behandlung der diplomatiſchen Angelegenheiten zu ertheilen, und jener bat den alten unbedeutenden Vorgeſetzten dringend, ihm ſeinen koſtbaren Rath nicht vorzuenthalten: „Wer könnte mehr als ich wünſchen, Ihre Meinung zu kennen, ehe ein Entſchluß gefaßt wird? .... Ich will nur noch eine Bemerkung hinzufügen, nämlich, daß Ihre Anſicht, wenn ſie auch kommt, von großem

Nutzen iſt, denn ſie erleuchtet immer und macht in Zukunft vorſichtiger." Die Aufklärung, welche für den Adjunkten von den Briefen ſeines Vorgeſetzten ausging, hinderte allerdings nicht, daß jener beiſpielsweiſe in der Affäre Enghien ein Verhalten einſchlug, welches keineswegs den Beifall des Grafen Woronzow fand. Aber wenn er in wichtigen Dingen auch nicht auf den alten Herrn hören wollte, ſo fragte er ihn bei gleichgiltigen Nebenſachen deſto angelegentlicher um ſeinen Rath: „Ich bitte Eure Excellenz, mir Ihre Meinung über den Weg mitzutheilen, den wir, im Falle des Abbruchs aller politiſchen Beziehungen, den franzöſiſchen Privatleuten und Handeltreibenden gegenüber einzuſchlagen haben und beſonders über die kommerziellen Beziehungen zwiſchen den beiden Ländern."

Da Czartoryski die Briefe Woronzoffs mit ſo großer Ungeduld erwartete, ſollte man meinen, daß er ſie geleſen habe. Aber in ſeinen Memoiren heißt es: „Der Kanzler verſprach, mich mit ſeinem Rath zu erleuchten und mir oft zu ſchreiben. Wirklich begann er mit mir eine ſehr umfangreiche Korreſpondenz, die mich ſehr rührte, wegen der Freundſchaft, welche ſie bewies, aber bald konnte ich nicht mehr folgen, nicht einmal mehr aufmerkſam leſen, weil mir meine Geſchäfte zu wenig Zeit übrig ließen." Der Briefwechſel mit Woronzoff ſcheint alſo weniger der diplomatiſchen Thätigkeit Czartoryskis zu gute gekommen zu ſein, als dazu gedient zu haben, einen ſeiner zahlreichen Feinde und Neider ein wenig zu kareſſiren.

Trotzdem Czartoryski unter den angeſehenen Altruſſen wenig Freunde beſaß, war es ihm doch nicht ſchwer geworden, dieſe Kreiſe, in denen damals viel weniger politiſches Leben pulſirte als heute, für den Krieg gegen Napoleon zu gewinnen. Einmal folgte man ziemlich willenlos der Richtung, welche der Zar angab, und zweitens war die unabläſſig um ſich greifende Macht Frankreichs in der That der Weltſtellung Rußlands gefährlich geworden. Die Stimmung ſchlug aber vollſtändig um, als die ruſſiſchen Truppen, nach der Niederlage der Oeſterreicher bei Ulm, in Mähren ungenügend verpflegt wurden und zu leiden hatten: „Als Sie nach Olmütz kamen, Majeſtät, ließen ſich unter denjenigen, welche in Ihre Nähe gelangten, zwei herrſchende Meinungen unterſcheiden: Die Einen würden es zufrieden geweſen ſein, das Spiel ohne Schwertſchlag aufzugeben, die Anderen ſchienen keinen dringenderen Wunſch zu haben, als ſich ſo bald wie möglich zu ſchlagen und dann davon zu gehen." Die Niederlage von Auſterlitz vermehrte natürlich die Anhänger des Friedens, und nun wurde in Rußland das Syſtem populär, welches Kaiſer Alexander ſpäter, nach dem Frieden

von Tilsit, sich angeeignet und Jahre lang befolgt hat: Verständigung mit Napoleon unter Erhaltung der russischen Unabhängigkeit und Erweiterung der russischen Grenzen auf Kosten der Nachbarn. Czartoryski war ein entschiedener Gegner dieser Politik. Er spricht es unzweideutig aus, und wenn man seine Handlungen betrachtet, muß man es ihm glauben, daß das Grundgesetz seiner Staatskunst stets die Pflege der Feindschaft zwischen Rußland und Frankreich gewesen ist. Aus diesem Grunde war Czartoryski nach der Schlacht von Austerlitz bemüht, die Einstellung des Krieges zu verhindern. Da Alexander dem Kaiser von Oesterreich unmittelbar nach der Schlacht erklärt hatte, er möge auf das russische Heer nicht mehr rechnen, schloß dieser zu Preßburg Frieden mit Frankreich. Um dem Zaren wieder Muth einzuflößen, wandte sich Czartoryski nach Berlin und forderte hier, ohne von seinem Suverän dazu ermächtigt zu sein, daß Preußen gemäß dem Bündnisse mit Rußland, Frankreich den Krieg erklären sollte. Nachdem Oesterreich und Rußland geschlagen worden waren, konnte, vom polnischen Standpunkte aus gesehen, nichts erfreulicheres sich ereignen, als wenn auch noch Preußen gedemüthigt wurde. Aber abgesehen davon, daß die allgemeine Situation für Preußen nicht verlockend war, hatte Kaiser Alexander seinem Minister des Auswärtigen einen Strich durch die Rechnung gemacht, indem er in Berlin erklären ließ, unter den obwaltenden Umständen entbinde er Preußen von der Verpflichtung, mit den Waffen für ihn einzutreten. Weil nach der Ansicht Czartoryskis „nur die größte Energie und die größte Rührigkeit Rußland aus seiner traurigen Lage befreien konnten", mit anderen Worten, da die Fortdauer des Krieges im polnischen Interesse geboten schien, stellte Fürst Adam seinem kaiserlichen Freunde ein Ultimatum. Er verlangte, daß Alexander sich unbedingt seinen politischen Gesichtspunkten unterordnen oder ihn entlassen solle. Auf jeden Fall solle sich Alexander des persönlichen Eingreifens in die Politik enthalten. Wenn der Kaiser nach Czartoryskis Rath dem König von Preußen den Krieg erklärt hätte, so würden die Dinge nicht eine so schlimme Wendung genommen haben. Die Dreistigkeit, mit der Czartoryski die Schuld an dem Triumphe Frankreichs darauf schiebt, daß man sich nicht auch noch Preußen zum Feinde gemacht hatte, wird nur übertroffen durch die Sophistik der Argumente, durch welche diese Ansicht begründet wird. Die preußische Armee würde Czartoryski gar keine Sorge gemacht haben: „Die preußischen Heere können in ihrer Art ganz gute Truppen sein, sie sind dennoch für die Russen leichter zu schlagen, als die französischen. Unsere Truppen hätten sich auf diese Weise (d. h. durch den Krieg gegen Preußen) gebildet und so billig die Erfahrungen erworben,

die ihnen vielleicht fehlten." Also, weil Kaiser Alexander den unverzeihlichen Fehler begangen hat, im Angesichte des Krieges mit Napoleon den Krieg mit Preußen zu vermeiden, hat er sein Heer von so überaus lehrreichen Manövern abgehalten, daß vielleicht die Niederlage von Austerlitz dadurch verschuldet ist. Wir können uns nach dieser Probe ersparen, die Gründe zu spezifiziren, mit welchen Czartoryski seine Anschläge gegen Preußen zu rechtfertigen sucht. Sie zeigen alle, wie unreif der junge Kaiser noch war, wie leicht zu überreden, wenn man seine Gier nach polnischem Landbesitze anfachte. Wir wollen bei dieser Gelegenheit nur darauf hinweisen, daß die gesuchte Geringschätzung, mit der Czartoryski von der preußischen Macht spricht, welche sich doch in dem bald ausbrechenden Kriege gegen Napoleon als nicht so ganz leicht überwindlich erwies, aus jenem tiefen Hasse hervorgegangen ist, mit dem der Fürst zeitlebens unsern Staat beehrt hat.

Schon in den Jahren 1805 und 1806, als die germanisirende Kraft Preußens noch verhältnißmäßig schwach war, ahnte er dunkel, daß diese Theilungsmacht der gefährlichste Feind seiner Nation ist. Für die preußische Politik ist ihm kein Wort verächtlich und gehässig genug; von dem preußischen Geschäftsträger in Florenz, mit dem schäbigen Rocke und dem schlechten Gehalte, der, in höchster zudringlicher Weise, nach Czartoryskis Meinung, sich um alle politischen Angelegenheiten der Arnostadt bekümmert, bis zu der Königin Luise, die Czartoryski mit ähnlichen Verleumdungen verfolgt, wie Napoleon der Erste, müssen alle Preußen seinen Haß entgelten. Wenn dieses Gefühl den Fürsten auch oft zu weit führt, so macht es im übrigen seinem politischen Verstande alle Ehre.

Die schwankende Politik des Zaren gegen Preußen und was sonst in dem letzten Jahre verfehlt sei, dürfte, so führt Czartoryski in seinem Entlassungsgesuch aus, nicht von neuen Mißgriffen begleitet werden, da sich sonst in der russischen Gesellschaft ein Geist zu entwickeln drohe, welcher Alexander persönlich gefährlich werden könne. Daß Czartoryski dem Selbstherrscher gegenüber eine Aeußerung thun durfte, welche so unverhüllt an das Schicksal des unglücklichen Vaters des Monarchen erinnerte, ist für diesen ebenso wie für den Fürsten Adam ehrenvoll; überhaupt ist in den Denkschriften Czartoryskis zu bemerken, daß er zwar mit großer Schmiegsamkeit auf die Träumereien und Ideen Alexanders eingeht, aber niemals schmeichlerisch oder knechtisch wird: die Sprache bleibt immer maßvoll und reservirt; ohne jemals taktlos zu werden, erhebt sie sich über den Ton, welchen der Unterthan dem Suverän gegenüber anzuschlagen pflegt und läßt etwas davon empfinden, daß der polnische Adel einst dem Vater des Fürsten die Königskrone angetragen

hatte. Czartoryski giebt am Schlusse des Entlassungsgesuches seinem Unwillen darüber, daß der Zar sich ihm nicht ganz in die Arme warf, in den folgenden freimüthigen Worten Ausdruck: „Niemals giebt Eure Majestät Ihr Vertrauen ganz, und das ist vielleicht der Grund, warum vielleicht niemals irgend etwas ganz nach Wunsch gegangen ist, und da die Umstände aus den oben entwickelten Gründen (hauptsächlich wegen der Politik gegen Preußen) immer kritischer geworden sind, so ist uns das Vertrauen, welches allein aus der schwierigen Position heraushelfen konnte, gänzlich entzogen worden.

„Manche Leute werden vielleicht sagen, daß diejenigen, welche zuerst an der Entwerfung des Planes gearbeitet haben, während seiner Ausführung nicht bei jeder Gelegenheit alles, was in ihrer Macht stand, thaten, um seine unheilvolle Entwickelung zu verhindern; aber, Majestät! das war nicht unser Fehler, geruhen Sie, mir zu erlauben, was ich oft erfahren habe, auszusprechen. Wenn die Politik so geleitet ist, und wenn man sich so behandelt sieht, wie wir, besonders gegen das Ende, die Erfahrung gemacht haben, verliert man vollständig die Lust, findet man kaum das Herz, eine Meinung vorzubringen, da man keinen Werth mehr darauf legt, ob sie angenommen wird und man die Hoffnung aufgegeben hat, daß sie angemessen festgehalten und durchgeführt wird."

Zwischen die Alternative gestellt, den Krieg mit dem unüberwindlichen Korsen fortzusetzen, oder seinen Czartoryski zu entlassen, entschloß sich der Zar zu dem letzteren. Er trennte sich in voller Freundschaft von dem Minister, dessen Rath ihm soviel Unheil gebracht hatte und war weit entfernt, wenn er ihm auch sein Portefeuille entzog, ihm deswegen allen Einfluß auf die Geschicke Rußlands zu entziehen. Zunächst behielt der Fürst sein Amt als Kurator der Universität Wilna, d. h. als Leiter des Schulwesens in Russisch-Polen, eine Stellung, die ihm zugleich mit der auswärtigen Politik übertragen worden war, und die er natürlich benutzte, um das ganze Departement mit revolutionären Lehrern anzufüllen und unter der studirenden polnischen Jugend den Geist der Empörung zu pflegen. Beispielsweise hat er Lelewel, den unversönlichen Revolutionär von 1830, zum Lehrer der Geschichte an der Universität gemacht.

Vom Standpunkte des Kaisers Alexander aus war die Treue, welche er dem Freunde bewies, nicht nur moralisch löblich, sondeu auch politisch von Nutzen. Wie er die Dinge ansah, war die polnische Idee keinesweges eine staatsfeindliche Idee, da er ja das zerstückelte Polen wieder vereinigen wollte, und wenn Czartoryski unter der russisch-polnischen Jugend einen patriotisch-sarmatischen Geist erweckte, so ließ sich diese

moraliſche Kraft für die kaiſerlichen Zwecke, die, wie es dem Zaren ſchien, mit den national-polniſchen zuſammenfielen, verwerthen. Aber auch in der auswärtigen Politik entzog ſich Alexander dem Einfluſſe Czartoryskis nicht ganz. Von der Entlaſſung des Fürſten bis gegen den Tod des Kaiſers hin, von 1806—1823, haben die beiden unabläſſig theils mündlich mit einander über politiſche Angelegenheiten geſprochen, theils in Korreſpondenz geſtanden. Die Diskuſſion drehte ſich ſtets um die polniſchen Pläne des Zaren, wie denn Czartoryski in demſelben Jahre, in dem er die Leitung der auswärtigen Politik niederlegte, am 5. Dezember 1806, alſo ziemlich genau ein Jahr nach der Schlacht von Auſterlitz, eine „Denkſchrift über die Nothwendigkeit, Polen wiederherzuſtellen, um Bonaparte zuvorzukommen", an den Kaiſer richtet. Die Friedenshoffnungen deſſelben hatten ſich inzwiſchen an den unerfüllbaren Forderungen Napoleons zerſchlagen, Preußen war in den wiederausbrechenden Krieg hineingezogen und bei Jena beſiegt worden. Es war mit Sicherheit vorauszuſehen, daß Rußland mit den Ueberreſten der preußiſchen Armee im Jahre 1807, auf polniſchem Boden oder an den Grenzen Polens, einem Anſturm Napoleons werde Stand zu halten haben. Czartoryski benutzte dieſe Situation, um dem Kaiſer ſeine alten Pläne noch einmal zu empfehlen. „Es giebt nur Ein Mittel: Polen zu proklamiren, zu deſſen König ſich der Kaiſer in ſeinem und ſeiner Nachfolger Namen erklären müßte." Dann werde ſich das ganze polniſche Volk wie ein Mann erheben und dem Zaren gegen Napoleon beiſtehen, und der Zar „werde jenes glückliche Band anknüpfen, das eines Tages alle zerſtreuten Zweige der alten Familie der Slawen umſchlingen ſoll". Preußen exiſtire nicht mehr und könne folglich auch Frankreich nicht mehr beſiegen, dieſes Reſultat laſſe ſich nur von dem Enthuſiasmus der Polen erwarten. Allerdings werde man dem wiederhergeſtellten Polen eine ſehr freie Verfaſſung verleihen müſſen, aber beſtehe nicht die Habsburgiſche Dynaſtie in Ungarn trotz der liberalen Verfaſſung des Landes ganz gut? Seien nicht gerade diejenigen franzöſiſchen Provinzen, welche ſich ihre ſtändiſchen Freiheiten erhalten hatten, die Bretagne, Poitou und Anjou, der bourboniſchen Krone in der Revolution am treueſten geblieben? Und, fügt er mit einer etwas ſtarken Verbeſſerung der geſchichtlichen Wahrheit hinzu, konnten nicht die Könige von Polen in ihrem Lande machen, was ſie wollten? Oeſterreichs Widerſpruch gegen die Proklamirung des Königreichs Polen ſchlug Czartoryski vor, durch die „offene und loyale Erklärung" zu beſchwichtigen, daß man Galizien dem Kaiſer Franz zu laſſen gedenke, eine Erklärung, die mit der „reservatio mentalis" abgegeben werden ſolle, ſie bei gele-

gener Zeit zurückzunehmen. Der König von Preußen müsse in den schonendsten Ausdrücken von der Nothwendigkeit, ihm den betreffenden Theil seiner Staaten abzunehmen, unterrichtet werden; außerdem solle man die Hoffnung ausdrücken, daß die militärischen Ereignisse erlauben würden, ihm eine Entschädigung zuzuwenden. Auch in diesem Augenblicke, wo unser Vaterland zerschmettert am Boden lag, regt sich in der Brust des Polen der unversöhnliche Haß; indem er vorschlägt, daß der eigene Bundesgenosse dem König Friedrich Wilhelm die elenden Trümmer seines einst so blühenden Reiches in schnödem Verrath entreißen soll, kann er sich nicht entschließen, ihm eine Entschädigung in wenigstens einigermaßen bestimmte Aussicht zu stellen.

Natürlich nahm Alexander den Rath, Preußen und Oesterreich in die Arme Napoleons zu treiben, um das Strohfeuer des polnischen Enthusiasmus anfachen zu können, nicht an. Darauf ändert Czartoryski mit einem Schlage seine Stellung, und während er am 5. Dezember eine Denkschrift für den Krieg geschrieben hatte, überreichte er am 21. Dezember dem Zaren eine Denkschrift für den Frieden. Während er am 5. Dezember den Werth der polnischen irregulären Insurrektion gar nicht hoch genug hat preisen können, behauptet er jetzt, daß der Sieg von den regulären Truppen abhänge und erinnert daran, daß Rußland nur noch ein einziges regelmäßiges Heer zu verlieren habe. Die zu erwartende Schlacht werde wahrscheinlich verloren gehen. Da die anderen Staaten vernichtet seien, dürfe man nur an das Interesse des russischen Staates denken. Man müsse versuchen, ohne eigenen Verlust zu einem Frieden mit Napoleon zu gelangen, wogegen man den befreundeten Staaten, speziell Preußen, überlassen müsse, für sich selbst zu sorgen. Sämmtliche Abtretungen, welche Frankreich dem preußischen Staate zumuthen würde, solle Rußland unbedingt genehmigen. Wenn Napoleon neue Mittelstaaten an der russischen Grenze einrichten wolle (Polen), so sei es erforderlich, daß Kaiser Alexander auch dann darein willige, wenn Napoleon jene Staatsgebilde unter sein Protektorat stelle. Dalmatien dürfe nicht an Frankreich fallen, sondern könne vielleicht für Rußland, das den südlichen Theil der Landschaft damals besetzt hielt, „des échanges utiles avec la maison d'Autriche“ liefern. Hiemit soll die Begier des Zaren nach den polnischen Besitzungen Oesterreichs angeregt werden, um seine Gedanken immer wieder in eine gewisse Richtung zu lenken.

Während Czartoryski, um zum Frieden zu gelangen, dem Kaiser der Franzosen sehr große Einräumungen macht, drückt er sich über eine Beschränkung, welche er ihm auferlegen will, sehr bestimmt und ent-

ſchieden aus: die franzöſiſchen Truppen ſollen nach dem Friedenſchluſſe hinter die Elbe zurückgehen, und eine Ueberſchreitung der preußiſchen Grenzen reſp. der Grenzen des neu entſtehenden polniſchen Staates durch Napoleon ſoll eo ipso für eine Kriegserklärung an Rußland gelten. Dieſe Forderung will Czartoryski zu einer „conditio sine qua non“ machen.

Warum hat Fürſt Adam am 5. Dezember dem Kaiſer gerathen, ſich zum König von Polen zu proklamiren und an der Spitze der polniſchen Volkserhebung den Kampf fortzuſetzen, und warum hat er am 21. Dezember dringend den Frieden empfohlen? Sollte er geglaubt haben, daß der Sieg Rußlands in ſtrategiſcher Beziehung von der Unterſtützung der polniſchen Banden abhing? Dann wäre es ſehr auffällig, daß der Fürſt in ſeiner Denkſchrift vom 21. Dezember nicht ſagt, er ſehe ſich in der unangenehmen Lage, ſeiner bisherigen Haltung zuwider, jetzt zum Frieden zu mahnen, da der Zar leider den einzigen Weg, welcher zum Ziele führe, die Aufrufung der Polen, verſchmähe. Statt deſſen wird der kraſſe Geſinnungswechſel, welcher ſich zwiſchen dem 5. und dem 21. Dezember beim Fürſten Czartoryski vollzog, mit keinem Worte zu rechtfertigen verſucht. Die friedlichen Rathſchläge, die der Fürſt ertheilt, werden abgeleitet aus der allgemeinen Lage des Zarenreiches, wie ſie bereits lange vor dem 5. Dezember, wo Czartoryski noch zum Kriege rieth, ſich geſtaltet hatte. Wir werden nicht irren, wenn wir zur Löſung dieſes Räthſels den Schlüſſel wiederum in polniſchen Hintergedanken ſuchen. Czartoryski ſah voraus, daß eine Fortſetzung des Krieges nur zu Niederlagen führen konnte. Vielleicht gedachte er ſeinen Einfluß bei dem Zaren dadurch wiederzugewinnen, daß er richtig prophezeihte und vor der Herbeiführung von Kataſtrophen warnte. Jedoch iſt dieſe Erklärung ſeines Geſinnungswechſels ſchwerlich die richtige, denn, wenn ſich aus den Memoiren irgend etwas mit Sicherheit ergiebt, ſo iſt es die unerſchütterliche Konſequenz, mit welcher Czartoryski zu allen Zeiten jeden anderen Gedanken dem Beſtreben unterordnete, Polen wiederherzuſtellen. Wenn der Kampf aufhörte, konnte im günſtigſten Falle Polniſch-Preußen unabhängig werden, während neue ruſſiſche Niederlagen die Ausſicht auf die Befreiung Litthauens eröffneten. Eher iſt anzunehmen, daß Czartoryski zu Unterhandlungen mit Napoleon rieth, um Preußen mit Mißtrauen gegen Rußland zu erfüllen. König Friedrich Wilhelm hatte erſt vor wenigen Wochen den Vorſchlag Napoleons, unter verhältnißmäßig glimpflichen Bedingungen Frieden zu machen, dafür aber Rußland dem franzöſiſchen Schwerte zu überlaſſen, ehrenwerther Weiſe abgelehnt. Möglich iſt auch, daß Czar-

toryski durch seinen Rath Napoleon in militärischer Beziehung einen Dienst zu leisten glaubte. Dieser Feldzug ist der einzige, in welchem der Kaiser Winterquartiere nahm. Während sonst die Offensive sein Element ist, ließ er die Russen zweimal während der schlechten Jahreszeit die Offensive ergreifen, zu den Kämpfen, welche nach Pultusk und zu denen, welche nach Eylau führten. Am 19. Dezember bemerkt Napoleon in einem Schreiben an Davout, es werde Zeit, Winterquartiere zu nehmen*), am 20. Dezember überreicht Fürst Adam in Petersburg seine friedliche Denkschrift, die von dem kriegerischen Memoire vom 5. Dezember so grell absticht. Ob von Fürst Adam zu Napoleon irgend welche Fäden führen, läßt sich freilich nicht feststellen.

Der Vorschlag Czartoryskis, Unterhandlungen mit dem Kaiser der Franzosen anzuknüpfen, ward ebenso zurückgewiesen, wie sein Projekt der Insurgirung Polens; der Feldzug wurde fortgesetzt und verloren. Der Friede von Tilsit schien das Ideal, welches dem Fürsten Adam nach der Wiederherstellung seines Vaterlandes am höchsten stand, die Vernichtung Preußens, zu verwirklichen. Auch ein polnischer Staat erstand wiederum, wenn auch in beschränkten Grenzen, das Großherzogthum Warschau. Dagegen ward aber auch jene russisch-französische Allianz verwirklicht, welche Czartoryski, solange er Minister war, bekämpft hatte, und welche in der That, wenn sie dauerte, das Grab der polnischen Hoffnungen werden mußte. Erst als sie ins Wanken geräth, beginnt Fürst Adam wiederum eine Rolle zu spielen. Er war zu vorsichtig und zu klug gewesen, um die Freundschaft Alexanders aufzugeben und sich dem Stern des Korsen anzuvertrauen. Vom Abschlusse des Friedens zu Tilsit bis zum Ende des Jahres 1809 spielt er keine politische Rolle. Erst als Napoleon im Frieden von Wien Oesterreich gezwungen hatte, galizische Distrikte an das Herzogthum Warschau abzutreten, und als Kaiser Alexander durch die Vergrößerung des gefährlichen Staatswesens mit unüberwindlichem Mißtrauen gegen seinen Alliirten erfüllt wurde, erinnert er sich wieder seines Jugendfreundes. Der Zar hatte ihm das einflußreiche Amt eines Kurators der Universität Wilna gelassen und bot ihm jetzt außerdem eine maßgebende Stellung in der russischen Justizverwaltung an. Die Reformpläne seiner Jugend seien nicht aufgegeben und er gedenke, so fügte er vielsagend hinzu, mit Zeit und Geduld noch viel zu erreichen. Aber Czartoryski ging nicht darauf ein, sich Rußland wiederum enger zu verbinden. Er glaubte bemerkt zu haben, daß der Kaiser ihm allerdings noch ein leb-

*) Correspondance de Napoléon I; XIV, 106.

haftes Intereſſe entgegenbringe, aber daß die ſchwärmeriſche Freundſchaft der Spaziergänge in den Gärten des Tauriſchen Palaſtes verflogen ſei. Der Kaiſer kam ihm verſchloſſen und verſteckt vor, und Czartoryski erkannte, daß mit dem Charakter des Herrſchers überhaupt eine Veränderung vorgegangen war. Alexander war — ſo ſchildert ihn Fürſt Adam damals — den ſtarken Empfindungen ſeiner Jugend ganz unzugänglich geworden. Seine ganze Umgebung ſei gewöhnt, die Aufrichtigkeit aller ſeiner Aeußerungen zu beargwöhnen. Er „bewirthet in ſeinen Unterhaltungen Jeden mit den Gerichten, von denen er glaubt, daß ſie ihm zuſagen". Einen Beweis ſeiner Zweizüngigkeit gab der Kaiſer, indem er dem Fürſten Czartoryski gegenüber in jenem Geſpräch, in dem er ihn für den Eintritt in die ruſſiſche Juſtizverwaltung zu gewinnen ſuchte, äußerte, man müſſe zu „unſerem alten Projekte" zurückkommen und ein konſtitutionelles Königreich Polen in Perſonalunion mit dem Kaiſerthum Rußland ſchaffen. Man habe zu warten, bis Oeſterreich eine Dummheit mache und wieder mit Frankreich breche und ſolle dann um jenen Preis die Neutralität reſpektive die Hülfe Rußlands an Napoleon verkaufen. Dieſe Ideen entwickelte der Kaiſer vor Czartoryski in denſelben Tagen, in welchen die Unterhandlungen über eine ruſſiſch-franzöſiſche Konvention zu Ende kamen, welche beſtimmte, daß Polen niemals wiederhergeſtellt werden dürfe, und ſogar der Name Polen aus der offiziellen Sprache der franzöſiſchen Regierung verſchwinden müſſe. Czartoryski erfuhr von dieſem Abkommen und ſagte bei der nächſten Unterredung dem Kaiſer auf den Kopf zu, daß er Kenntniß von der Sache habe. Der Kaiſer ſtellte ſie zwar in Abrede, wurde aber ſo verlegen, daß der menſchenkundige Fürſt wußte, woran er war. Uebrigens hatte er nicht nur gehört, daß Rußland jene Konvention beantragt, ſondern auch, daß Napoleon ſie nach längeren Unterhandlungen abgelehnt hatte. Er ſchloß daraus mit Recht, daß der Bruch zwiſchen Rußland und Frankreich bevorſtehe und erhielt von Alexander, als er dieſe Anſicht äußerte, die Antwort, daß er allerdings ebenfalls den Krieg im nächſten Jahre (1811) erwarte. Der Zar fragte ſeinen polniſchen Freund um Rath, ob er es zweckmäßig fände, dem Großherzogthum Warſchau ein konſtitutionelles, nur durch Perſonalunion mit Rußland verbundenes Großherzogthum Litthauen entgegenzuſtellen und ſo die Polen Napoleon abwendig zu machen. Dieſer Vorſchlag, ſo phantaſtiſch wie die ganze polniſche Politik des Zaren, erſcheint überhaupt nur diskutabel vom ruſſiſchen Standpunkte aus, vom polniſchen Standpunkte aus war er zur Zeit unbedingt verwerflich. Wenn im litthauiſchen Reichstage ſich ruſſiſche Sympathien entwickelten,

ſo kam er mit dem Warſchauer Reichstage, in dem franzöſiſche Sympathien vorwalteten, in Konflikt und nach der politiſchen ging auch die moraliſche Einheit der Nation zu Grunde, denn daß die Warſchauer Polen von Napoleon zu dem Zaren hätten übergehen ſollen, war, wie Czartoryski dem Kaiſer deutlich genug zu verſtehen gab, nicht zu erwarten. Entwickelte ſich aber, was viel eher zu erwarten war, auf dem litthauiſchen Reichstage ein ruſſenfeindlicher Geiſt, ſo konnte dies in Anbetracht des geſpannten Verhältniſſes zwiſchen Frankreich und Rußland zu unberechenbaren Konſequenzen führen, vielleicht den Bruch eher herbeiführen, als die franzöſiſchen Rüſtungen beendigt waren. Fürſt Adam ließ ſich, klug wie immer, durch die Lockſpeiſe der Autonomie für die polniſch-ruſſiſchen Provinzen nicht berücken und wich der kaiſerlichen Anfrage mit dem Bemerken aus, er müſſe ſich, ehe er antworte, durch Autopſie über die litthauiſchen Verhältniſſe orientiren. Den Eintritt in die ruſſiſche Juſtizverwaltung lehnte er ebenfalls ab; in dem Momente, wo Frankreich ſich vielleicht anſchickte, Rußlands Macht zu brechen, konnte ein Pole ſein Schickſal nicht mit dem ruſſiſchen verknüpfen. An den Sieg Rußlands in dem bevorſtehenden Kriege glaubte nicht einmal Zar Alexander. Czartoryski erzählt, Napoleon habe eine gewaltige Macht über den Geiſt des Kaiſers gewonnen, der von Furcht vor dem Imperator erfüllt ſei. Indem Alexander die Vermuthung ausſprach, es werde im nächſten Jahre zum Kriege kommen, hatte „der Kaiſer einen finſteren und ſtarren Blick, der mir ſeine verſtörten Augen aus der Zeit von Auſterlitz ins Gedächtniß zurückrief. Seine Haltung verrieth Niedergeſchlagenheit und Entmuthigung. Ich bemerkte ſtarke Unruhe und ein großes Verlangen, die polniſche Angelegenheit auf jede Bedingung hin zu ordnen."

Kaiſer Alexander machte in den Geſprächen, welche er zu dieſer Zeit mit dem Fürſten Adam führte, einmal eine intereſſante Schilderung von dem Eindrucke, welchen Napoleon auf ihn gemacht hatte. Dieſelbe gewinnt an Werth dadurch, daß auch der feine Menſchenkenner Czartoryski meint, niemand kenne ſicherlich den Imperator beſſer als der Zar. „Napoleon iſt ein Mann", ſagt Alexander, „der in der Mitte der größten Erregung den Kopf immer ruhig und kalt behält; alle ſeine Zornesausbrüche ſind nur für die anderen und meiſtens reine Berechnung. Er thut nichts, ohne alles vorgeſehen und durchdacht zu haben. Diejenigen von ſeinen Handlungen, welche die gewaltſamſten und vermeſſenſten ſcheinen, ſind kalt überlegt."

Intereſſante Bemerkungen Alexanders über ſeinen großen Feind ſind auch die folgenden: „Eines ſeiner Lieblingsworte iſt, daß bei jeder An-

gelegenheit man zuerst die Methode finden müsse, daß es nichts gebe, das zu schwer wäre, um es zu erreichen, wenn man die richtige Art, vorzugehen fände, daß, wenn dies gefunden sei, der Rest nichts mehr wäre, aber daß andererseits die einfachste Sache von der Welt nicht angefangen werden soll, ehe man nicht die entsprechende Methode entdeckt hat, weil man sonst alles verdirbt und nicht zum Ziele gelangt." Wer den Stand der Geschichtswissenschaft vor Niebuhr mit dem heutigen zu vergleichen im Stande ist, wird begreifen, wie treffend und wie tief das scheinbar so triviale Wort des Kaisers ist, und wie sehr es auch noch auf andere Dinge als auf den Krieg und auf die Staatskunst paßt. „Er ist nicht beredt", erzählt der Zar von Napoleon, „nicht in Wort und nicht in Schrift; ich habe ihn Briefe in einem zerhackten, unzusammenhängenden Stile diktiren hören". Dieses Urtheil des Zaren über den napoleonischen Stil ist sehr natürlich; Alexanders Sprache ist glatt, phrasenhaft, schwärmerisch und liebt es, sich in ebenso vielversprechenden wie unbestimmten Betheuerungen zu ergehen, Napoleons Sprache ist von der Gluth des Feuers und von der einfachen, strengen Schönheit des Marmors.

Wenn man die Rede, welche der Zar bei der Eröffnung des polnischen Reichstages im Jahre 1818 hielt*), und die nachweislich von ihm selbst verfaßt ist, mit den Proklamationen und Bülletins des Imperators vergleicht, wird man den Unterschied der beiden Männer sofort erkennen.

Czartoryski war übrigens weit entfernt, wenn er sich unter den obwaltenden Umständen mit dem Zaren nicht enger verbinden wollte, deswegen mit dem mächtigen Freunde zu brechen. Diese vorsichtige Diplomatennatur verließ sich auf den Stern des abenteuernden Giganten ebensowenig wie der kongeniale Talleyrand. Er erinnerte Alexander daran, daß er vor Jahren nur auf dringendes Zureden des Kaisers und nur mit der ausdrücklichen Bedingung in den russischen Staatsdienst eingetreten sei, daß man ihm niemals ein Verhalten zumuthe, welches polnischen Interessen nachtheilig sein könne. Er deutete jetzt dem Kaiser, indem er die Anstellung im Justizdepartement ausschlug, an, daß er nunmehr, wo ein russisch-polnischer Krieg bevorstehe, auf die Seite Napoleons übertreten müsse — vorläufig mit seinen Sympathien. Er that dies in einer höchst geschickten Weise, die auf den Charakter Alexanders, der in edlen Aufwallungen eine angenehme Befriedigung fand, unwiderstehlich einwirken mußte. Der Mann, welcher im

*) Vgl. Bernhardi „Russische Geschichte" III, 669.

Jahre 1804, als Minister des Aeußeren, vorsätzlich einen gefährlichen Krieg hatte herbeiführen helfen mit der bewußten Absicht, seinen Staat in eine Niederlage zu verwickeln, rechtfertigt nun den bevorstehenden Abfall von dem kaiserlichen Freunde mit seinem unbezwinglichen sittlichen Abscheu vor allen unklaren Situationen: „Nach meiner Ansicht", sagt er, „ist ein Mann, der nicht an seinem Vaterlande hängt, ein verächtlicher Mann. Seine Religion, seine Eltern, sein Land zu verleugnen, ist in meinen Augen gleichermaßen hassenswürdig. Das sind Gefühle, die mir natürlich sind, in denen mich meine Erziehung bestärkt hat und in denen ich niemals schwanken werde. Außerdem habe ich meinen Bruder, meine Schwestern, meine ganze Familie in jenem neuen Lande (Großherzogthum Warschau), und ich muß Eurer Majestät gestehen, daß dies einer der Gründe ist, die es mir wünschenswerth erscheinen lassen, mich in nichts hier einzumischen. Es genügt mir nicht, in meinen Handlungen rein, gerade und aufrichtig zu sein, ich will es bis in meine Empfindungen und Gedanken hinein sein. Ich bin glücklich, in voller Hingabe an den Kaiser gesprochen und ohne Rückhalt mich ihm erklärt zu haben. Mein höchstes Ziel ist, mir meine Selbstachtung zu bewahren, das nächste, mir die Achtung derjenigen Menschen zu erhalten, die ich liebe und achte. Ich bin gern damit einverstanden, wenn jemals die Sachen dahin kommen sollten, daß Eure Majestät meine Güter einziehen und mich erschießen läßt, das würde mir gleichgültig sein, vorausgesetzt, daß Eure Majestät, indem Sie den Befehl ertheilt, mir Gerechtigkeit widerfahren läßt und denkt, daß ich dennoch ein Ehrenmann gewesen bin, der Ihr stets die Wahrheit gesagt und Sie niemals getäuscht hat."

Die erhabene Römergröße dieser beredten Worte konnte ihren Eindruck auf den romantischen Zaren nicht verfehlen, der sich wohl nicht ganz klar darüber geworden sein wird, daß die an Starrheit grenzende moralische Strenge, welche sie athmen, mit den Antezedentien des schlauen Sarmaten nicht im Einklang stand, und daß der sittliche Werth des Todesmuthes, den derselbe kundgiebt, einigermaßen dadurch gemindert wird, daß Maßregeln gegen sein Leben auch nicht in entfernteſter Aussicht standen. Genug, Czartoryski erreichte seinen Zweck; der Kaiser erklärte die Gesinnungen, welche der Fürst kundgegeben, für sehr ehrenvoll und gab zu erkennen, daß er nichts dagegen sagen könne, wenn der Fürst unter gewissen Umständen von ihm abfalle. Daß Alexander auf die peinlichen Eröffnungen Czartoryskis so gnädig einging, mag vielleicht auch seinen Grund darin gehabt haben, daß Alexander, in dessen Geist neben dem Edelsinne die Klugheit wohnte, den Fürsten noch benutzen

zu können glaubte. Und in der That rief der Zar wenige Monate ſpäter den Fürſten zu einem Werke auf, das den Namen des letzteren noch einmal, wie im Jahre 1804, zu weltgeſchichtlicher Bedeutſamkeit erhoben haben würde, wenn es ſich hätte realiſiren laſſen. Er fordert Czartoryski auf, ſeinen Einfluß geltend zu machen, um die Polen zum Abfalle von Napoleon zu veranlaſſen und verſpricht denſelben die Errichtung eines nur durch das Band der Perſonalunion mit Rußland vereinigten konſtitutionellen Polenreiches. Der Volkskrieg gegen das franzöſiſche Weltreich, den Preußen ſpäter durchgeführt hat, war nach Alexanders Meinung auch in Polen möglich. Czartoryski antwortete auf dieſe Vorſchläge nicht abſolut ablehnend, aber er ließ Alexander auch keinen Zweifel darüber, daß es ſehr ſchwer halten werde, die Polen von Napoleon, dem ſie ſo viel verdankten, loszureißen, jedenfalls ſolle ihm Alexander zur Informirung der angeſehenen Polen genaue Mittheilungen über die politiſche und militäriſche Situation machen. Außerdem ſolle er ihn aus dem ruſſiſchen Staatsdienſte entlaſſen, denn, wenn der Plan, die Polen auf Alexanders Seite hinüberzuziehen mißlinge, müſſe Czartoryski, da die Kriſis nunmehr herannahe, auf der Seite ſeiner Landsleute ſtehen, habe der Plan Alexanders Ausſicht auf Verwirklichung, ſo könne der Fürſt für den Kaiſer beſſer agitiren, wenn er in Warſchau nicht als abhängiger ruſſiſcher Staatsbeamter auftrete. Der Kaiſer hütete ſich wohl, dem Fürſten die erbetenen Aufſchlüſſe über die diplomatiſche und militäriſche Lage zu geben, ging über das Entlaſſungsgeſuch desſelben ſchweigend hinweg und gab bald den ganzen todtgeborenen Plan auf.

Gewaltige Ereigniſſe folgten. Napoleon der Große führte die ganze Macht der geſitteten Welt gegen den iſolirten moskowitiſchen Barbarenſtaat heran. Es ſchien, als ob er die ruſſiſchen Heere und mit ihnen Rußland erdrücken müſſe. In Warſchau trat der polniſche Reichstag zuſammen und rief die Wiederherſtellung Polens, die Vereinigung der ruſſiſch-polniſchen Provinzen mit dem Großherzogthum Warſchau aus. Es bildete ſich eine Generalkonföderation, d. h. eine große Adels-Liga, unter dem Vorſitze des Vaters des Fürſten Adam. Auch der Adel von Ruſſiſch-Polen ward aufgefordert, ſich der Konföderation anzuſchließen. Die ruſſiſchen Heere wurden bei Smolensk und Borodino geſchlagen, Moskau ward von den Franzoſen beſetzt. Unter dieſen Verhältniſſen glaubte Czartoryski, den Zaren an ſein Verſprechen erinnern zu müſſen, er werde von dem Fürſten Adam niemals etwas verlangen, was den polniſchen Intereſſen zuwider ſei. Hierauf geſtützt, verlangte Czartoryski, Alexander ſolle ihn nunmehr, wo ſich das Schickſal Polens zu vollenden ſcheine, aus dem

ruſſiſchen Staatsdienſt entlaſſen, damit er ſich der Konföderation anſchließen könne. Sein mehrmals, immer dringender, wiederholtes Geſuch blieb ohne Antwort. Um der Unterzeichnung der Föderation zu entgehen, begab ſich der Fürſt ins Ausland, nach Karlsbad und Wien; wie er dem Kaiſer ſchreibt, aus ſittlichem Zartgefühl, in Wahrheit, weil er den entſcheidenden Schritt des Abfalls nicht eher thun wollte, als bis Alexander vollends am Boden lag. Als aber der Kaiſer der Franzoſen ſein Hauptquartier im Kreml genommen hatte, nahm Czartoryski keine Rückſicht weiter und ſchrieb dem Zaren, wenn er nicht binnen ſechs Wochen ſeine Entlaſſung aus dem ruſſiſchen Staatsdienſte in Händen habe, betrachte er ſich auch ohne dies als ausgeſchieden. Dieſer Brief iſt vom neunten Oktober datirt, neun Tage, bevor Napoleon den Rückzug antrat; der nächſte Brief Czartoryskis an den Zaren wurde am 6. Dezember abgeſandt, drei Tage, nachdem jenes berühmte 29. Bülletin bekannt gemacht worden war, welches den Untergang der großen Armee amtlich verkündete. In der Zwiſchenzeit hatte Czartoryski genug von der Wendung der Dinge erfahren, um Kaiſer Alexander als den Sieger anzuſehen und ſich auf die Rolle vorzubereiten, welche ihm unter den veränderten Verhältniſſen zufiel. Er weiß, daß man einen ſchwachen Punkt oft am beſten durch die Offenſive maskirt und geht deshalb über ſein verdächtiges Abſchiedsgeſuch keineswegs mit verlegenem Stillſchweigen hinweg, ſondern erneuert es dreiſt, allerdings jetzt mit der Motivirung, er müſſe ſeinen Landsleuten mit der Autorität des unabhängigen Mannes gegenüberzuſtehen, um wirkſam für das Haus Romanow agitiren zu können. Daß Polen, wenn Napoleon unterging, nicht ganz unabhängig zu werden vermochte, ſondern ſich einer anderen mächtigen Dynaſtie unterordnen mußte, ſtand dem erfahrenen Mann feſt. Er that, was er konnte, indem er dem Zaren anbot, für ein Königreich Polen unter dem Hauſe Romanow zu wirken, ihn aber bat, auf die Perſonalunion mit Rußland zu verzichten und die polniſche Krone lieber einem jüngeren Prinzen der kaiſerlichen Familie zuzuwenden. Alexander ſeinerſeits gab dem Fürſten gegenüber einen bedeutſamen Beweis von Vorurtheilsloſigkeit und Klugheit. Mochte er annehmen, daß ſein Freund aus Patriotismus, nicht aus Eigennutz handelte, indem er von ihm abzufallen drohte, oder unterdrückte er ſeinen Groll, weil er von Czartoryski noch werthvolle Dienſte erwartete, kurz — er beantwortete das Schreiben Czartoryskis nicht nur mit lebhaften Freundſchaftsbetheuerungen für die Perſon des Fürſten, ſondern bekannte ſich aufs neue feierlich zu der Idee der Wiederherſtellung Polens. Allerdings müſſe er in Worten und Handlungen vorſichtig zu Werke gehen, um

Oeſterreich und Preußen, deren Beiſtand gegen Napoleon unentbehrlich und deren Mißtrauen gegen ein autonomes Polen unter ſeinem Zepter ſehr groß ſei, nicht zu reizen. Als eine ſehr wünſchenswerthe Maßregel bezeichnet Alexander ein ſpontanes Bündniß zwiſchen der Regierung des Herzogthums Warſchau und dem Zaren. Man konnte dann in der That Oeſterreich und Preußen Zugeſtändniſſe in Bezug auf die künftige Stellung Polens abringen, weil das Großherzogthum Warſchau, wenn es als eine organiſirte und zugleich von popularen Impulſen erfüllte Macht in den Kampf eintrat, ein nicht zu verachtender Bundesgenoſſe war. Deswegen übernahm Czartoryski den Auftrag, unter der Hand die Mitglieder des Warſchauer Reichstages zu verſammeln. Ob er ſeinen Einfluß überſchätzt hat, oder ob er nicht eher, als Napoleon vollends vernichtet war, Polen zu Alexander hinüberführen wollte — jedenfalls kam der Reichstag nicht zu Stande. Deswegen gab aber Alexander ſeine polenfreundlichen Abſichten nicht auf, er zeigte nach ſeinem endgiltigen Siege, daß es ihm mit den liberalen Ideen ernſt geweſen war. Die anderen Mächte konnten ihm das Großherzogthum Warſchau nicht ernſtlich ſtreitig machen, nur Poſen und Weſtgalizien mußte er trotz des lebhaften Widerſpruchs des Fürſten Czartoryski an Preußen und Oeſterreich abtreten. Was aber Preußen und Oeſterreich mit größerem Widerwillen anſahen, als die Ausdehnung des Reiches des Zaren war die konſtitutionelle Verfaſſung, die derſelbe in ſeinem neuen Königreiche Polen einführen wollte. Wäre es ihm damit nicht ernſt geweſen, ſo hätte er nur auf die Geſinnungen ſeiner Bundesgenoſſen hinzuweiſen brauchen, um den Polen die Undurchführbarkeit ſeiner Ideale zu beweiſen. Aber er bewahrte ſich, trotzdem er reifer und kälter geworden war, die alte Begeiſterung für den Fortſchritt des Menſchengeſchlechtes und die alte Sympathie für die von ſeiner Großmutter Katharina ſo grauſam verfolgte Nation der Polen. Er traute derſelben mehr Verſtändniß für politiſche Freiheit als dem ruſſiſchen Volke zu und hoffte, daß das letztere ſich an dem konſtitutionellen Leben in Warſchau bilden und mit der Zeit ſelbſt zu einem Verfaſſungsſtaat heranreifen werde. Unter der Aegide Czartoryskis kam eine Konſtitution zu Stande, mit welcher die Polen wohl zufrieden ſein konnten. Allerdings blieb der wichtigſte Faktor ihres neuen ſtaatlichen Lebens, die Armee, dem konſtitutionellen Miniſterium entzogen und unter dem Oberbefehl eines ruſſiſchen Großfürſten, aber das Offizierkorps war rein polniſch, ebenſo wie die Mannſchaft, und das Heer hat bekanntlich im Jahre 1830 die polniſchen Hoffnungen durchaus gerechtfertigt. Das ſogenannte „parlamentariſche Syſtem“ bürgerte ſich allerdings nicht ein, aber dafür lag die Verwal-

tung des Landes ganz, die Rechtspflege zum größeren Theil, in den Händen des Adels. Statthalter des Königreichs war ein Pole; derselbe regierte mit dem conseil d'aministration, der sich aus den fünf Ministern und einigen vom „Könige", wie der Zar in Polen hieß, berufenen Vertrauenspersonen zusammensetzte. Allerdings wohnte den Sitzungen dieser polnischen Regierung auch ein „kaiserlicher Kommissär" bei, ein Russe, der mit der Uebermittelung der persönlichen Meinungen des Zaren betraut war, und der, wie Th. von Bernhardi treffend bemerkt, mit dem Oberprokurör der heiligen Synode in Petersburg eine fatale Aehnlichkeit besaß. Czartoryski war der festen Ueberzeugung gewesen, er werde zum Statthalter des Königreiches ernannt werden. Noch auf dem Wiener Kongresse hatte er im Auftrage Alexanders eine eifrige, erfolgreiche Thätigkeit entfaltet, von der übrigens seine Denkwürdigkeiten schweigen. Statt seiner ward ein General Zajonzeck, ein Mann ohne Bedeutung aus dem niederen Adel, ernannt. Dies soll den Fürsten wie ein Donnerschlag getroffen haben. Der vornehmste Mann des Landes, der stete Vermitteler zwischen dem Zaren und der Nation, der Jugendfreund Alexanders mußte hoffen, nachdem der Kaiser seinen polnischen Staat begründet hatte, an der Stelle des Kaisers zu regieren. Aber er hatte im Jahre 1810 nur zu richtig gesehen, daß Alexander ihm die vertrauensvolle Hingabe seiner Jugendjahre nicht mehr entgegenbrachte. Der Zar hütete sich, den bedeutenden Mann, dessen Vater einst Kandidat für die polnische Königskrone gewesen war, zum Vizekönig zu machen. Czartoryski blieb Kurator der Universität Wilna; im übrigen ward er einfaches Mitglied des conseil d'aministration, erhielt also nicht einmal ein Portefeuille. Aber auch in dieser Stellung behauptete er sich nicht lange. Am 24. Dezember 1815 wurde die polnische Verfassung proklamirt, und bereits im Mai 1816 mußte Czartoryski aus der Regierung ausscheiden, wie Bernhardi*) erzählt, in Folge eines Konfliktes mit dem kaiserlichen „Prokurör" Nowosilzoff. Nowosilzoff gehörte, wie Czartoryski, zu jenem Kreise der „jungen Leute", der den Zaren Alexander in den ersten Jahren seines Regimentes umgab und seine liberalen Reformen ins Werk setzen sollte. Der Fürst spricht in den Briefen, welche er dem Kaiser über die inneren Zustände des Königreiches schrieb, nicht unfreundlich von Nowosilzoff und läßt nicht erkennen, daß er mit ihm einen Streit gehabt habe. Ueber seinen Rücktritt sagt Czartoryski nur ganz im allgemeinen, man habe ihm mit Unrecht faktiöse Behinderung der Geschäfte vorgeworfen, und er sei erfreut, von seinen Amts-

*) III, 662.

pflichten entbunden zu sein. Ueber allen den Briefen, welche der Fürst seit der Wiederaufrichtung des Königreiches an den Zaren sendet, liegt der Hauch hoffnungsloser Resignation, die politischen Zustände und die Stimmungen im Lande werden im trübsten Lichte dargestellt, es ist, als ob der Fürst den Kaiser auf den Abfall seiner Landsleute vorbereiten und ihre Undankbarkeit durch die Mißregierung der kaiserlichen Vertreter rechtfertigen will. Vor allen ist ihm der Großfürst Konstantin, der Bruder und präsumtive Nachfolger des Kaisers, Oberbefehlshaber der polnischen Armee, ein Stein des Anstoßes. In mehreren Schreiben der Jahre 1815 und 1816 wird ihm vorgeworfen, er hasse Polen und seine Verfassung, es wird dringend gerathen, ihn aus dem Königreiche zu entfernen, wo er durch seine Ungesetzlichkeiten und Brutalitäten die Dynastie um so mehr gefährde, als er der künftige König sei. Czartoryski übertreibt hiebei insofern, als Großfürst Konstantin trotz seiner Fehler in Polen keineswegs unbeliebt gewesen ist*), noch mehr aber, indem er dem Prinzen einen verbrecherischen Ehrgeiz andichtet. Er beginnt zunächst ganz leise, indem er schreibt, Großfürst Konstantin sei das Werkzeug einer Partei, die es darauf angelegt habe, die Absichten des Kaisers zu vereiteln, und deren Plan „zunächst" dahin gehe, Russen und Polen gleichermaßen zu erbittern. In dem folgenden Briefe heißt es bereits etwas bestimmter, es gebe in Petersburg eine zum Theil aus Militärs bestehende Koterie, welche damit umgehe, die polnischen Pläne des Zaren zu hintertreiben, und welche den Großfürsten zu dem Versuche bestimmt habe, sich populär zu machen. In einem dritten Briefe heißt es noch deutlicher, gewisse Leute suchten den Großfürsten zu bestimmen, sich durch Opposition gegen die polenfreundlichen Pläne Alexanders die Gunst der Altrussen zu verschaffen. Alexander war als begeisterter Anhänger liberaler, westeuropäischer Ideen den Altrussen nicht sympathisch, und dies war bei dem Einflusse und der Skrupellosigkeit dieser Leute nicht ungefährlich, aber die Zukunft sollte beweisen, wie absurd die Verdächtigung gerade des Großfürsten Konstantin war. Der Prinz entsagte freiwillig der Krone und nöthigte förmlich, da er sich ihrer Last nicht gewachsen fühlte, nach dem Tode Alexanders, seinen jüngeren Bruder Nikolaus, die Kaiserwürde auf sich zu nehmen. Auch gelang es Czartoryski nicht, den Großfürsten aus Polen zu entfernen, im Gegentheil, Alexander übertrug ihm später neben dem Oberbefehl über die Armee noch die Statthalterschaft. Konstantin war berüchtigt wegen seines Jähzornes: Kaiser Franz von Oesterreich hatte ihm auf

*) Bernhardi III, 34.

dem Wiener Kongreſſe ein Regiment verliehen. Als Konſtantin die Truppe beſichtigte und irgend etwas nicht nach ſeinem Geſchmacke fand, verſetzte er dem Oberſten vor der Front eine Ohrfeige, was ihn dann nöthigte, der Donauſtadt vor der Zeit den Rücken zu kehren. Mit dieſem Manne vertrug ſich Fürſt Adam Czartoryski Jahre hindurch leidlich, trotzdem er ihm offen Oppoſition machte und ihn im geheimen aufs giftigſte verleumdete. Er bewährte dabei aufs neue die angeborene Feinheit und Schmiegſamkeit, indem er im Herzen des Großfürſten die Erinnerung an die gemeinſam am Hofe der großen Katharina durchlebte Jugend, trotz aller Unbill, welche er ihm zufügte, wachzuhalten wußte.

Ebenſowenig wie die innere Politik Alexanders vermochte Czartoryski noch die äußere Politik deſſelben zu beeinfluſſen, das kaiſerliche Vertrauen von 1804 blieb unwiederbringlich verloren. Die ruſſiſche Politik unterſtützte von 1815—1818 in Frankreich, in Deutſchland, in Spanien die liberalen und konſtitutionellen Parteien mit ihrem ganzen Einfluſſe, getreu den Ideen, für welche der junge Kaiſer in den erſten Jahren ſeiner Regierung geſchwärmt hatte, die dann während der harten Machtkämpfe der napoleoniſchen Zeit zurücktreten mußten, aber ſofort wieder aufgenommen wurden, als der Zar der Sorge um ſeine Exiſtenz ledig geworden war und Einfluß außerhalb ſeiner Grenzen erlangt hatte. Dem Fürſten Adam war die freiſinnige Richtung der ruſſiſchen Politik erwünſcht, weil ſie eine Bürgſchaft für die polniſche Konſtitution war, und weil ihr neuerungsluſtiger Charakter ſie in internationale Verwickelungen ſtürzen konnte, aus denen möglicherweiſe die Freiheit Polens hervorging. Als aber zu Ende des Jahres 1818 geheime Geſellſchaften revolutionären Charakters unter den ruſſiſchen Offizieren entdeckt wurden, ſchlug die ruſſiſche Politik um und verwandte ihren Einfluß in der ganzen Welt im Intereſſe der Reaktion. Vergebens beſchwor Czartoryski in beweglichen Worten den Zaren, an den Freiheitsidealen ſeiner Jugend feſtzuhalten: „Ich bin überzeugt, daß Ihre Majeſtät immer aufrichtig das Wohl des Landes will, aber ich fürchte, daß Sie nicht auf der Bahn iſt, welche dazu führt, und daß Ihre Seelengröße, ebenſowohl was die inneren Inſtitutionen anbetrifft, wie Ihre Politik nach außen, ſich von dem in der That großen und hochſinnigen Ziel entfernt, welches Sie Sich vorgeſtellt hat . . . (die fremden Regierungen) wiſſen ſich nichts ſchöneres, als Ihnen alle ihre Prinzipien einzuprägen und Sie in ihre Bahn hineinzuziehen, um Sie auf das Niveau der anderen Suveräne herabzudrücken, über denen Ihr Geſtirn bis jetzt ge-

ſchwebt hat. Ihr höchſtes Ziel, ihr größtes Intereſſe iſt, Sie vor der öffentlichen Meinung von Europa zu erniedrigen und Sie der Liebe und der Bewunderung der Völker zu berauben, denn ſie empfinden wohl, daß ſie Ihnen, Majeſtät, damit einen großen Theil Ihrer Kraft rauben würden."

So geſchickt dieſe Worte auch zugleich auf die Menſchenfreundlichkeit und die Staatsklugheit des Kaiſers berechnet waren — die ruſſiſche Politik blieb ihrem reaktionären Charakter treu, und Czartoryski ſollte die Folgen davon ſchwer empfinden. Er verwaltete, wie bereits erzählt worden, die Univerſität Wilna, d. h. er hatte das geſammte Bildungsweſen Litthauens unter ſich, der ſchulpolitiſch wichtigſten polniſchen Provinz, weil ihre Bevölkerung nicht rein polniſchen Stammes iſt, ſondern ſich aus Ruſſen, Polen und Litthauern zuſammenſetzt. Die Bewegung unter den deutſchen Studenten, die Ermordung Kotzebues, die Demagogenverfolgungen auf den deutſchen Univerſitäten, wirkten auch nach Polen hinüber. Czartoryski ſuchte die Univerſität Wilna zu retten, indem er gegen die geheimen Verbindungen dort mit ſcheinbarer Strenge einſchritt, aber man ließ ſich in Petersburg nicht täuſchen. Nowoſilzoff, alſo ein Mann, der zu Czartoryski in einem nicht unfreundlichen Verhältniſſe geſtanden hatte, ward mit der Reviſion der Univerſität Wilna beauftragt. Seine Anweſenheit in der Hauptſtadt Litthauens führte zu Tumulten, infolge deren Czartoryski i. J. 1823 den Abſchied aus dem Amte eines Kurators der Univerſität erbat und erhielt. Zwanzig Jahre hatte er das Bildungsweſen Altpolens geleitet. Die Nouvelle Biographie Générale bemerkt in ihrem Artikel über Czartoryski rühmend, Nowoſilzoff habe in Wilna geſagt, durch die Verwaltung des Fürſten Adam ſei die Verſchmelzung Litthauens mit Rußland um 100 Jahre aufgehalten worden, eine Notiz, die vielleicht von Czartoryski, der ſeinen Aufenthalt ſpäter nach Paris verlegte, ſelber herrührt.

Symptome aufſteigender kaiſerlicher Ungnade hatten ſich ſchon im Jahre 1821 bemerkbar gemacht, perſönliche Berührungen zwiſchen dem Zaren und dem Fürſten waren in den letzten Jahren ſelten geworden. Nach der Affäre von Wilna wollte Czartoryski noch einmal, um ſeinen Sturz aufzuhalten, den altbewährten Zauber ſeiner Perſönlichkeit ſpielen laſſen und bewarb ſich um eine Audienz bei Alexander; ſie ward ihm abgeſchlagen. Auch die Briefe des Fürſten ſcheint Alexander nicht mehr haben empfangen zu wollen, die Korreſpondenz nimmt mit der Kataſtrophe von 1823 ein Ende. Czartoryskis Rolle aber war mit dem Ausſcheiden aus dem ruſſiſchen Staatsdienſte und dem Abbruche der

Beziehungen zum Kaiser noch nicht ausgespielt. Als im Jahre 1830 die polnische Revolution ausbrach, berief man den Fürsten an die Spitze der provisorischen Regierung. Er nahm nur widerstrebend an; er war zu klug, um an einen Erfolg zu glauben, so lange die Hilfe des Auslandes nicht gesichert war, aber als der angesehenste unter den Polen wollte er sich dem Rufe seines Volkes nicht entziehen. Nach der Niederwerfung der Revolution mußte er in die Verbannung gehen, seine Güter auf russischem Gebiete, im Werthe von 10 Millionen Mark, wurden eingezogen. Noch waren ihm Besitzungen in Galizien geblieben, er zog es aber vor, in Paris als Haupt der polnischen Emigration zu leben. So oft die polnische Frage wieder auftauchte, trat auch Fürst Adam Czartoryski mit Bemühungen um die Selbständigkeit Polens in den Vordergrund. Eine Amnestie, welche Alexander II. dem Jugendfreunde seines Oheims anbot, ward von dem 86jährigen Greise zurückgewiesen. Im Jahre 1861 ist Fürst Adam Czartoryski, nach mehr als dreißigjähriger Verbannung, ohne sein Vaterland wiedergesehen zu haben, im Alter von 91 Jahren, auf seinem Schlosse bei Paris gestorben.

Mit ihm trugen seine Landsleute den Polen zu Grabe, der am tiefsten seit Johann Sobieski in die europäische Geschichte eingegriffen hat. Die dritte Koalition, an deren Entstehung Czartoryski bedeutenden Antheil gehabt hat, war eines der größten Ereignisse in der an großen Begebenheiten wahrlich nicht armen napoleonischen Epoche. Sie bestimmte den Imperator, die Landung in England, diesen direkten, wahrscheinlich unbedingt entscheidenden Versuch zur Erlangung der Weltherrschaft, fallen zu lassen und gab den europäischen Geschicken eine ganz neue Wendung. Dem bedeutenden Einflusse Czartoryskis auf die Entwickelung der Dinge entsprachen ungewöhnliche staatsmännische Fähigkeiten. In allen großen Momenten seines Lebens: 1804, 1810, 1813, 1830 hat er die richtige politische Voraussicht an den Tag gelegt; sein Verhältniß zum Kaiser Alexander beweist, daß er in der Menschenkenntniß und der Menschenbehandlung Meister war. Die Schriftstücke, welche seiner Hand entstammen, verrathen große Gewandtheit in der Kunst, „die schlechtere Sache zur bessern zu machen" und verbinden hiermit Beredsamkeit und eine vornehme, elegante Form. Wie konsequent und einheitlich sein Streben war, wie vollständig er aufging in dem zäh festgehaltenen Gedanken, ein freies Polen wieder herzustellen, haben wir gesehen. Ob er freilich die seltensten Eigenschaften des Staatsmannes: Muth und Beständigkeit in entscheidender Stunde unter dem furchtbar lastenden Drucke der Verantwortlichkeit — ob er diese Tugenden be-

ſeſſen hat, vermag niemand zu ſagen, da er niemals in die Lage kam, ſie zu bewähren. Das Unglück, welches auf ſeinem Volke laſtete, war für Czartoryski in eminentem Maße ein perſönliches Unglück. Das Schickſal gab dem Fürſten ungewöhnliche Kräfte, aber es verſagte ihm eine Bühne für wahrhaft großes Handeln und nöthigte ihn, ſein Leben in der einſeitigen, untergeordneten Kunſt der Intrigue zu erſchöpfen, die ſeinem Vaterlande im einzelnen manchen ſchönen Erfolg brachte, im ganzen aber unfruchtbar bleiben mußte.

Die Bildung der Gletscher und ihre Arbeit.

Von

R. v. Lendenfeld.

Fortwährend arbeiten hebende Kräfte an dem Aufbau der Gebirge und ebenso rastlos scheuern Wasser und Luft an allen vorragenden Theilen der Erde. An der Oberfläche der emporsteigenden Berge wirken eine Reihe von Einflüssen zertrümmernd und lösend auf das Gestein. In erster Linie ist es der rasche Wechsel der Temperatur zwischen Morgen und Mittag, der Sprünge in den Felsen erzeugt. In diese gelangt das Wasser und sprengt, wenn es bei größerer Kälte dort gefriert die Felsen auseinander. Die im atmosphärischen, und noch viel mehr in jenem Wasser, welches den Humus durchsickert, enthaltene Kohlensäure wirkt zersetzend und lösend auf die kieselsauren Salze und den Kalk, die einen großen Theil der Gesteine ausmachen. Lawinen und Gletscher, und besonders das fließende Wasser mit seinen Geröllmassen scheuern am Felsgrunde. Unter diesen Einflüssen wird das Gestein gelockert und dann vom Winde, in viel größerem Maßstabe aber vom fließenden Wasser und im Hochgebirge vorzüglich durch Lawinen und Gletscher fortgeführt und thalab getragen.

Die Erde kühlt sich fortwährend ab — überall ist die Mitteltemperatur der Oberfläche niedriger als die Temperatur tieferer Regionen. Leicht folgt das halbflüssige Erdinnere der Zusammenziehung, welche mit dieser Abkühlung Hand in Hand geht, die starre Erdrinde aber kann dem Zuge nach dem Erdschwerpunkte nicht nachgeben und kommt, da die Oberfläche des flüssigen Kerns unter ihr zurückweicht, hohl zu liegen. Wie ein mächtiges Gewölbe muß sie nun sich selber tragen und ihr ganzes Gewicht verwandelt sich in einen Seitendruck, dem die Felsen, aus denen die Erdrinde besteht, nicht widerstehen können. Sie werden gefaltet und zu Gebirgsketten emporgehoben. Daneben thürmen die riffbauenden Korallen, die gewaltig ausbrechenden überhitzten Wassermassen in vul-

kanischen Heerden, fortwährend Berge auf. Immer entstehen neue Sedimentgesteine, die zu Felsen erhärten und ihrerseits wieder durch den Seitendruck gefaltet und emporgehoben werden: neue Gebirge bildend.

Es ist ein immerwährendes Auf und Nieder: Berge bilden sich und sinken und neue Erhebungen entsteigen den Ruinen der abgeschwemmten Berge. Schollen der Erdrinde sinken während dieses Prozesses hinab in die Tiefe und aus allen diesen vielfachen Bewegungen geht nur die eine dauernde Wirkung hervor: die Erde wird immer kleiner.

So lange muß dieses Auf- und Niedersteigen der Berge andauern bis die Erdrinde eine solche Dicke erlangt haben wird, daß sie sich selber tragen kann, oder bis in Folge von Temperaturabnahme alles Wasser erstarrt ist.

Das Wasser, das einen so mächtigen Einfluß auf die Gebirgsbildung ausübt, wird von der Sonnenwärme aus dem Meere abgedunstet, und emporgehoben; es wird durch den, gleichfalls von der Sonnenwärme erzeugten Wind, fortgeführt und auf die Gebirge ausgeschüttet. Die Sonnenwärme ist es also in erster Linie, welche, theils durch rasches Erwärmen der Felsen, theils durch den Transport des Wassers, den wachsenden Gebirgen zu Leibe geht.

Von der Oberfläche der tropischen Meere destillirt die Sonne fortwährend Wasser ab, — jährlich sollen auf der Erdoberfläche 350 Billionen Kubikmeter Wasser durch die Sonnenwärme emporgehoben werden — dieses steigt mit der warmen Luft in die Höhe und wird von ihr im Antipassat fortgetragen, vom Tropengürtel aus nach Norden und Süden. In der gemäßigten Zone gelangt dieser Wind wieder vielfach herab auf die Erdoberfläche und erscheint wegen der Erdrotation hier nicht als ein Aequatorialwind, sondern als Aequatorialwestwind: bei uns als Südwest. So gelangt das Wasser, welches die Sonne vom tropischen Atlantischen Ocean, und wohl auch vom Mittelmeer emporgehoben hat, mit dem Südwestwinde an die Alpen. Der Wind wird durch das Gebirge nach oben, in höhere Regionen abgelenkt, wobei sich die Luft ausdehnt und abkühlt. Die kalte Luft kann das viele Wasser nicht mehr in Lösung halten: es scheidet sich aus, bildet Wolken und Nebel, schließlich Regen und Schnee.

Gegen die Pole hin, sowie nach der Höhe nimmt die Temperatur fortwährend ab.

Die Temperaturabnahme gegen die Pole ist eine direkte Wirkung der geringeren Sonnenbestrahlung des Bodens höherer Breiten. Alle Theile der Erdoberfläche werden genau gleich lange von der Sonne beschienen. Am Aequator, wie am Pol scheint die Sonne etwas mehr

als die halbe Zeit (in Folge der Strahlenbrechung beim Sinken und Aufgehen); der Neigungswinkel aber unter dem die Strahlen auftreffen, ist sehr verschieden. Die Sonnenbestrahlung ist das Produkt aus der Sonnenwärme und dem Sinus des Winkels in dem die Sonne über dem Horizonte steht, so daß z. B. selbst in der Sonnenwende nur Vierzehntel (Sinus der Erdaxenneigung) der Sonnenstrahlung am Pol wirken.

Die Temperaturabnahme mit zunehmender Höhe erklärt sich in folgender Weise:

Die Luft im Allgemeinen, und besonders die dünne, trockene Luft höherer Regionen ist für die Wärmestrahlen der Sonne völlig passirbar und es langen 70—75% der gesammten Wärmestrahlung bei schönem Wetter am Meeresniveau an. Auf dem Gipfel des Montblanc, in einer Höhe von 4810 Meter, fallen 96% der gesammten Sonnenstrahlung auf. Es wird also der Erdboden vorzüglich, und zum Theil auch die dichte Luft der Tiefen von der Sonne erwärmt, die dünne Luft der Höhen bleibt kalt.

Vom Erdboden wird nun die Wärme in veränderter Form in die Luft zurückgestrahlt und die Luft absorbirt diese Reflexstrahlung in weit größerm Maaße als die direkte Sonnenstrahlung; es wird daher die Luft von *unten* erwärmt. Die warme Luft ist leichter und steigt empor, dabei dehnt sie sich aber aus und kühlt sich so rasch ab, daß sie bald — nach einem Steigen von wenigen hundert Metern — dieselbe Temperatur angenommen hat wie die Umgebung. Weiter steigt diese Luft dann nicht. Die Wärmeausstrahlung von den Hochgipfeln ist eine zu geringe um die Luft der Hochregion zu erwärmen, besonders deshalb, weil der größte Theil des Hochgebirges schneebedeckt ist, und der Schnee die Sonnenwärme theilweise (nicht ganz, wie Heim behauptet) beim Schmelzen verbraucht und bindet, und nur zum Theil in die Luft zurückstrahlt. An den sanften Hängen ausgedehnter Plateau's ist die Wärmeabnahme nach oben eine langsamere als an den Steilhängen eines isolirten Gebirges. So habe ich nachgewiesen, daß in den Neuseeländischen Alpen, welche einer 3000 bis 3700 Meter hohen Mauer gleich, dem Weltmeer entragen, die Temperaturabnahme mit der Höhe eine raschere ist, als in den europäischen Alpen, die breit und vielfach gegliedert einem ausgedehnten Kontinent aufgesetzt sind.

Auch die raschere Verdunstung und nächtliche Wärmeausstrahlung — beide durch die dünne Luft der Hochregion bedingt — setzten dort die Temperatur wesentlich herab.

In Folge der niedrigen Temperatur der Polarregionen und Hoch-

gebirge fällt dort die Feuchtigkeit der Luft vorzüglich in Gestalt von Schnee herab. In großen Höhen und an den Polen fällt aller Niederschlag als Schnee, im Tiefland der Tropen und eines Theiles der gemäßigten Zone, schneit es nie. Dazwischen liegen alle Uebergänge.

Schnee fällt in den europäischen Alpen bei Temperaturen von —12° bis +8°; am häufigsten zwischen —8° und +4°. Der Schnee, der bei einer Lufttemperatur unter dem Gefrierpunkte fällt, ist leicht, trocken und staubig, ballt sich nicht und besteht aus isolirten Schneesternchen, die keine Flocken bilden. Dieser Schnee liegt lose und klebt sich nicht an die Unterlage an; er ist es vorzüglich, der in der Hochregion des Gebirges und in den Polargebieten fällt. Der bei einer über dem Gefrierpunkte liegenden Lufttemperatur fallende Schnee thaut theilweise an der Oberfläche während des Herabfallens; er wird klebrig und schweißbar; die einzelnen Schneesternchen heften sich an einander an und bilden Flocken. Dieser Schnee ballt sich und haftet am Boden, wo er auffällt, fest, selbst auf fast senkrechten Flächen, wenn diese kalt sind. Nur selten fällt solcher Schnee im Hochgebirge.

Der Schnee, der im Laufe des Jahres fällt, wird in der gemäßigten Zone überall außer auf dem Gebirge weggeschmolzen. In bedeutenderen Höhen wird der Schnee während des Sommers nicht mehr ganz gethaut: wir befinden uns hier in der Schneeregion. Die Grenze dieser Region — die Schneegrenze — fällt in den europäischen Alpen nach Schlagintweit mit der Juliisotherme von +4° und der Sommerisotherme von 0° zusammen. Die Lage der Schneegrenze wird mehr noch von der Menge des Schneefalls als von der Temperatur beeinflußt und es werden Jahrestemperaturen von —16° (Nordküste Sibiriens nach Nordenskjöld) bis +3° (Westküste von Südamerika nach Pöppig und Philippi) an der Schneegrenze angetroffen. In den Europäischen Alpen liegt die Schneegrenze in einer Höhe von 2820 (Tyroler Centralalpen) bis 3100 Meter (Mont Blanc). Nach Heim soll die Schneegrenze in der nördlichen Hemisphere nirgends bis zum Meeresniveau herabsteigen und sie liegt selbst in Kaiser-Franz-Josefsland (82° N) 100—300 Meter über dem Meere.

Der Schnee, welcher bei uns im Tieflande fällt, wird durch Abschmelzen entfernt. Im Gebirge, auf steilen Hängen, ebenso aber, wie unter der Schneegrenze, bilden sich Lawinen, welche den, dort aufgefallenen Schnee plötzlich zu Thal bringen. Der oberhalb der Schneegrenze fallende Schnee, welcher nicht in Gestalt von Lawinen zu Thal fährt, giebt Veranlassung zur Bildung von Gletschern und fließt langsam, allmälig in Eis sich verwandelnd ab.

Wenn staubiger, bei niedriger Temperatur gebildeter Schnee, an einem windstillen Tage fällt, so kann er auch auf einem steilen Berghange liegen bleiben, und zur Bildung einer Staub- oder Windlawine Veranlassung geben. Eine Gemse, die den, mit mehligen Neuschnee bedeckten Steilhang überschreitet, ja selbst ein lauter Schall, ein Schuß oder Schrei, kann diesen Schnee plötzlich in Bewegung bringen und die ganze Masse saust dann herab, Wolken von Schneestaub aufwirbelnd. Der Schnee ist in der Luft vertheilt und bewirkt durch seine Schwere — es fallen zugleich viele tausende von Kubikmetern Schnee — einen heftigen Windstoß, der über den Thalhang hinabsaust und an der gegenüberliegenden Lehne einschlagend, Waldstrecken verheeren, Dächer entführen und viel Schaden anrichten kann. Bei solcher Staublawine ist es immer der Windstoß, der gefährlich ist.

Anders verhält es sich mit dem flockigen, bei höherer Temperatur fallenden Schnee. Dieser setzt sich an steilen Hängen fest und bleibt dort in der Regel einige Zeit liegen. Erst wenn der Schnee zu thauen beginnt und das Schmelzwasser unter der Schneelage dahinfließend, diese allmälig von dem Grunde löst, kommt er ins Gleiten. Mit rauschendem Ton beginnt er als Grundlawine zu rutschen. Die Bewegung nimmt an Schnelligkeit zu. Der Schnee kommt ins Rollen und bildet, da er feucht ist, eine Unzahl von Schneeballen, die in mächtigem Strome durch Schluchten, oder frei über den Abhang mit donnerähnlichem Getöse herabrollen. Was im Wege steht wird fortgerissen. Am Fuß des Abhanges angelangt, frieren die einzelnen Schneeballen der Lawine sofort an einander an und die Lawine wird so fest, daß Unglückliche, die mit einem Glied in derselben stecken sich selbst nicht daraus befreien können.

Im Hochgebirge, oberhalb der Schneegrenze, kommen vorzüglich Staub-Lawinen vor, welche sich am Fuß der Steilhänge auf der Firnoberfläche anhäufen.

Die Lawinen führen loses Gestein mit hinab ins Thal, scheuern besonders die Lawinenrisse aus, und bahnen oft in dieser Weise für Wildbäche einen Weg. Besonders über der Schneeregion; wo sie das ganze Jahr hindurch thätig sind, ist ihre Wirkung in dieser Richtung eine ausgedehnte. Alles losgewitterte Material reißen sie mit sich und häufen es unten auf dem Rande des flacheren Firns an. In den unteren Partien der steilen Schneehänge graben sie zahlreiche Lawinenrisse aus, die, genau in Fallinien verlaufend, diesen Abhängen ihr charakteristisches streifiges Aussehen verleihen.

Der oberhalb der Schneegrenze fallende Schnee ist in der Regel

staubig und trocken, nicht großflockig wie in der Tiefe. Er liegt lose auf den Hängen und wird vom Wind, der im Hochgebirge häufig mit orkanartiger Heftigkeit weht, über die Flächen dahingetrieben und hinweg über die scharfen Bergkanten und Gräte, wo er dann wie eine Fahne weit hinausfliegt, auf die Leeseite. Hier fällt der Schnee herab, einzelne Schneesterne setzen sich an die Bergkanten an und bilden Schneewehen, welche oft mehrere Meter weit frei in die Luft ragen.

Der herabgewehte, staubige Schnee häuft sich an den leeseitigen Hängen unter einem Winkel von 30—40° an. Ist der Hang steiler, so rieselt der Schnee darüber hinab. Jede Felsecke hält ihn auf und bildet den Eckpfeiler einer in den Hang hinaufziehenden Schneekante. Zwischen den Felsen ziehen lange Furchen herab, durch welche kleinere Schneehaufen und auch größere Lawinen hinabgleiten.

Sobald der Schnee sich festgesetzt hat, beginnt seine Umwandlung in Firneis. Scheint die Sonne kräftig, so schmilzt die oberste Schicht und es entsteht eine dünne Eiskruste, unter welcher der Schnee staubig bleibt.

An heißen Sommertagen schmilzt wol auch hie und da der Schnee auf den Felsen in größerer Menge und das Schmelzwasser sickert hinab und bildet, durch frieren in den tieferen Schichten, festes Eis. Zur Bildung von körnigem Firn kommt es auf den höchsten Höhen in der Regel nicht und der Bergsteiger findet meist hartes, blaues Eis überlagert von staubigem Schnee.

Dieses solide Grundeis ist viel weniger beweglich als das körnige Firneis und bleibt deshalb hinter dem Firn bei der allgemeinen Bewegung des Gletschers nach abwärts, zurück. In Folge dessen bildet sich zwischen dem festgefrorenen Hocheis und dem Firn der Thalsohle der Bergschrund. Bergschründe finden sich wohl in allen Hochgebirgen, wo Gletscher vorkommen. In den Neuseeländischen Alpen habe ich ganz ebensolche Bergschründe am Fuß von Steilhängen, wo die dünnere Grundeislage am Felsen festgefroren ist, angetroffen, wie sie der Bergsteiger in unseren Alpen findet. Diese Bergschründe sind die größten Spalten, welche im Gletscher vorkommen. Ueberall trennen sie den dünneren Firn der Steilhänge von dem dicken Firn der den Thalboden ausfüllt, und wegen seiner größeren Dicke und Schwere sich viel rascher bewegt. Der obere Rand des Bergschrunds ist höher als der untere und seine bergseits gelegene Eis-Wand erscheint überhängend. Von ihr brechen Eisstücke los und fallen hinein in den Schrund. Lawinen überbrücken den Spalt hie und da und verstecken ihn stellenweise. — Der Firn oberhalb des Schrundes hat in der Regel die Maximalnei-

gung des Schnees oder mehr, so daß er nicht wesentlich in die Dicke wachsen kann. Wohl bleibt frischer Schnee eine Zeit lang auf ihm liegen, aber über kurz oder lang kommt er in's Gleiten, schießt hinab über den Steinhang, überspringt größtentheils den Bergschrund und bleibt unten am flacheren Firn unter dem Schrunde liegen. Ebenso häuft sich dort der von den exponirten Kämmen und Steilhängen herabgewehte Hochschnee an. — Es ist dies eine große Masse, da aller Schnee, der im Winter in der Hochregion fällt, wie ich im Winter 1879—1880 auf den Gipfeln der Ortlergruppe beobachtet habe, herabgeweht wird in die Thäler und Firnmulden. Dazu kommt noch der naturgemäß hier fallende Schnee.

Nach Heim's Berechnung ist der mittlere Schneefall in den Schweizer Alpen in einer Höhe von 1400 Metern 7 Meter im Jahr. In höheren Regionen fällt mehr Schnee. Also können wir, für die hohen Firnfelder wohl 10 Meter Schneefall annehmen. Dazu noch der Windschnee und der von den Hängen herabkommende Lawinenschnee, mindestens noch einmal so viel; so daß wir also annehmen müssen, daß im Jahr 20 Meter Schnee auf die oberen, flacheren Firnfelder fällt.

Dieser Schnee ist ursprünglich sehr leicht. Nach Coaz hat er ein mehr als zwölfmal so großes Volumen als Wasser, besteht also annähernd aus einem Theil Eis und elf Theilen Luft. Durch die eigene Schwere sintert er allmälig zusammen und die Luft zwischen den Eiskryställchen wird ausgepreßt. Gleichzeitig schmilzt wohl auch der Schnee an der Oberfläche. Das Schmelzwasser dringt in die tieferen, kalten Schneeschichten ein und gefriert dort. So verwandelt sich denn — während des Sommers vorzüglich — der staubige Hochschnee in eine festere, körnige Masse: den Firn. Das spezifische Gewicht des Firns ist, je nach dem Grade seiner Ausbildung 0.3—0.7.

Der Firn besteht aus kleinen rundlichen Körnern soliden, durchsichtigen Eises, in welchem einzelne Luftbläschen enthalten sind. Ist der Firn, schon wegen seiner gröberen Struktur weniger rein weiß als der frische Hochschnee, so erscheint er im Gegensatz zu diesem deshalb noch umso dunkler, weil terrestrischer und meteorischer Staub auf der Firnfläche accumuliren. Oft findet man auf derselben geflügelte Samen und todte Insekten in großer Anzahl.

Die einzelnen Körner, welche durch Ansetzen von Eis an die Reste halbgeschmolzener Schneesterne entstehen, sind ursprünglich etwa Hirsekern-groß. Sie wachsen aber fortwährend; die einen auf Kosten der andren und erreichen Erbsen- bis Haselnußgröße.

Wiederholtes Schmelzen und Wiedergefrieren, besonders aber der

Druck, der in den tieferen Schichten des Firns herrscht, bewirken diese allmälige Umwandlung von Schnee in Firneis.

Der über der Schneegrenze liegende Hochfirn nimmt immerwährend an Dicke zu, und er beginnt, sobald er alle Vertiefungen ausgefüllt hat, sich langsam thalab zu bewegen. Mit der Dicke und Schwere der Firnschicht nimmt die Schnelligkeit der Bewegung zu, bis sie hinreichend groß geworden ist um dem Schneezuwachs von oben das Gleichgewicht zu halten. Dann fließt alljährlich ebensoviel Eis ab als Schnee während des Jahres liegen bleibt, und die Oberfläche des Firns behält ihr Niveau ziemlich konstant bei. Eine Reihe naßkalter Jahre erhöhen den Stand des Firns, eine Reihe warmer, trockener Jahre setzen ihn herab.

Der ganze Gletscher ist nichts weiter als der allmälig schmelzende Abfluß des, den Hintergrund des Thales ausfüllenden Firnfeldes. Seine Form und seine Thätigkeit hängen ab von den Gesetzen der Bewegung des körnigen Firneises und wir wollen deshalb auf diese näher eingehen.

Der Gefrierpunkt des Wassers wird durch Druck herabgesetzt. Wasser unter einem Druck von 1000 Atmosphären gefriert erst bei $-7\frac{1}{2}°$. Dementsprechend wird Eis von 0° durch Druck geschmolzen.

Wenn zwei Eisstücke, deren Oberflächen 0° haben, einander berühren, so frieren sie stets zusammen; selbst schwimmend in warmem Wasser, vorzüglich dann, wenn gleichnamige Krystallflächen aneinander stoßen. Dieses Zusammenfrieren — Regelation (Faraday) — findet nicht statt, wenn die Oberflächen der sich berührenden Eisstücke kälter als 0° und daher trocken sind.

Bei großer Kälte ist das Eis außerordentlich hart und spröde. „Bei —50° wird es kaum mehr von der besten Feile angegriffen und zerspringt, gepreßt, unter heftigem Knall in schneidende pulverige Splitter" (Heim). Bei —10° bis 0° läßt sich Eis mit dem Messer schaben.

Wird das Eis langsam bis auf 0° erwärmt, oder längere Zeit bei 0° gehalten so bindet es Wärme (Person), welche dazu verwendet wird, die Festigkeit des Eises theilweise aufzuheben. Hiebei wird das Eis plastisch. Ein an beiden Enden unterstützter Eisstab, dem in der Mitte ein Gewicht angehängt ist biegt sich — längere Zeit bei 0° erhalten — ohne zu brechen. Durch Druck kann man Eisstücken von 0° ohne daß sie brechen, in beliebige Formen pressen.

Zwischen —27° und —1° dehnt sich das Eis ungefähr um $\frac{1}{20000}$ per Grad aus. Die Zugfestigkeit des Eises bei 0° ist 7—8 Kilogr. per Quadratcentimeter. Die Druckfestigkeit, bei gleichem Querschnitt

(1 cm³) gegen 22 Kilogr. Eine cylindrische Eissäule von 216 Meter Höhe würde durch ihr eigenes Gewicht ihren Basaltheil zerquetschen.

Die Temperatur im Innern der Gletscher der europäischen Alpen, wo die Bodentemperatur $> 0°$ ist, beträgt durchaus 0°, wie Hugi und Agassiz nachgewiesen haben. So lange in den feinen Haarspalten und andren Hohlräumen Wasser vorhanden ist, muß natürlich der Gletscher diese Temperatur beibehalten. Eis und Wasser sind dann in ihnen nebeneinander vorhanden. Sinkt die Temperatur der Umgebung unter 0° so friert das Wasser, steigt sie über 0° so schmilzt das Eis, also werden Wärme sowol als Kälte gebunden und die Temperatur von 0° bleibt.

Nach diesem Ueberblick über die physikalischen Eigenschaften des Eises können wir an die Lösung unserer Frage herantreten.

Der Gletscher hat eine Temperatur von 0°. Bei dieser Temperatur ist das Eis unter Druck plastisch. Die Plastizität wird die gleiche Wirkung haben, ob sie nun eine wirkliche Plastizität des Eises oder eine scheinbare, dadurch hervorgerufene ist, daß das Eis, wo es stark gedrückt wird schmilzt, und das ausgepreßte Schmelzwasser dort, wo der Druck geringer ist wieder gefriert. Daß wirklich Schmelzen durch Druck in den Gletschern vielfach eintreten muß, leuchtet a priori ein, da das Gewicht des Gletschers ein großes und seine Temperatur 0° ist. Es wird sich also das Gletscher-Eis, wie eine sehr dickflüssige Masse verhalten, und wenn es auf geneigten Thalboden zu liegen kommt in Folge der eigenen Schwere über diesen hinabfließen. Nun ist aber wie wir gesehen haben, das Eis gegen Zug sehr wenig widerstandsfähig. Während des Fließens durch das Thal hinab wird natürlich vielerorts ein kräftiger Zug in bestimmter Richtung ausgeübt werden, und an diesen Stellen wird der Gletscher zerreissen. So bilden sich die Gletscherspalten. Sind einmal Spalten gebildet, so werden sie natürlich die Bewegung der einzelnen Theile des Gletschers an einander vorüber wesentlich erleichtern und, selber Wirkungen des Fließens auch Ursache raschern Fließens des Eisstromes werden.

Die Gletscherspalten bilden sich naturgemäß senkrecht auf die Richtung des Zuges.

Der Bergschrund, auf den bereits oben hingewiesen wurde ist die oberste Spalte des Gletschers. Ob dem Bergschrunde giebt es keine Spalten; er bildet eigentlich die obere Begrenzung des sich bewegenden Gletscherkörpers. In den oberen Firnfeldern werden bereits Spalten angetroffen, welche stets Folge von Konvexitäten des Bodens sind. Demzufolge sind sie auch in der Regel kurz und unregelmäßiger als

die Spalten, welche in den unteren Theilen des Gletschers auftreten. Da diese Spalten dadurch entstehen, daß der Firn gezwungen wird über eine Vorragung seiner Unterlage hinweg zu schreiten, ist ihre Größe im allgemeinen proportional der Dicke der Firnschicht. Die größten Spalten dieser Art habe ich im oberen Theil des Tasmangletschers in Neuseeland angetroffen, wo der Firn wohl gegen 600 Meter dick sein dürfte. Ist die Ursache der Bildung dieser Spalten eine Thalstufe, so sind sie gerade und liegen parallel hinter einander. Ist hingegen der Thalboden unregelmäßig mit Vorragungen und Vertiefungen versehen, dann entstehen zahlreichere kurze Spalten, welche sich kreuzen und häufig die ganze Firnmasse in ein Chaos von hoch aufragenden Trümmern zerspalten. Den Ausdruck wilder Bewegung und Kraftäußerung mit scheinbar absoluter Ruhe vereinend bieten diese titanischen Gestalten einen unvergleichlichen Anblick dar.

Die Firnspalten sind nicht blau wie jene im dichteren Eise der tieferen Gletscherpartien, sondern sie erscheinen grünlich grau.

Sehr häufig sind diese Spalten im Hochfirn ebenso wie der Bergschrund von späteren Schneefällen oder Lawinen theilweise überbrückt und sie bilden eine der heimtückischesten Gefahren des Bergsteigers.

Die Spalten, welche in dem unteren Theile der Gletscher, in der sogenannten Gletscherzunge auftreten, sind viel regelmäßiger wie diese Spalten des Hochfirns.

Wenn sich verschiedene Theile des Gletschers mit ungleicher Geschwindigkeit bewegen, so entstehen Spannungen, denen das Eis nicht widerstehen kann. Diese führen zur Bildung von Längsspalten. Die ungleiche Bewegungsgeschwindigkeit verschiedener Gletschertheile ist auf die Verschiedenheiten der Widerstände gegen die fließende Bewegung des Eises zurückzuführen. Zunächst einmal bildet die Reibung am Boden und an den Seiten des Thales an sich einen Widerstand, der an den Kontaktflächen des Gletschers kräftig wirkt und diese bei der allgemeinen Bewegung thalabwärts zurückhält. Diese Widerstände sind regelmäßige und ihr Effekt ist demnach auch eine regelmäßige Bildung von Randspalten, welche vom Rande des Gletschers unter einem Winkel von 45° nach oben abgehen. Der Zug zwischen der rascher fortschreitenden Mitte und dem retardirten Randtheil wirkt in einer Richtung schief unter einem Winkel von 45° nach abwärts senkrecht auf die Richtung der Randspalten.

Da nun die Gletschermitte ebenso wie die Mitte eines Wasserstromes sich viel rascher bewegt als der Randtheil, so werden diese Spalten um ihr äußeres Ende allmählich gedreht und können so zu Querspalten

werden. Es muß auch berücksichtigt werden, daß der Boden über den der Gletscher hinabzieht, keineswegs durchaus die gleiche Neigung hat, daß unregelmäßige Vorragungen und Vertiefungen in ihm vorkommen und das Thal selber keineswegs gerade und überall gleich breit ist. Alle diese Unregelmäßigkeiten bewirken durch lokale Stauung, Verschiedenheiten in der Bewegungsgeschwindigkeit und führen zur Bildung von Spannungen und Spalten. Diese sind natürlich nicht regelmäßig wie die Randspalten.

Großartige Systeme von Querspalten werden durch Thalstufen verursacht. Der Gletscher beugt sich über den Stufenrand, der obere Theil muß — am schwenkenden Flügel befindlich — rascher gehen wie der untere, es entsteht Zug in der Längsrichtung des Gletschers und dieser verursacht die Bildung von Querspalten.

Einzelne Vorragungen verhalten sich wie Stufen, doch ist hier die Spaltung eine komplizirtere, indem außer kurzen, der Größe der Vorragung entsprechenden Querspalten an den Seiten auch unregelmäßige Längsspalten, zwischen dem von der Vorragung aufgehaltenen Theil des Gletschers und den ungehindert vorbeifließenden Theilen gebildet werden.

In der Natur vereinigen sich solche Unregelmäßigkeiten des Gletscherbettes mit einander, mit Thalkrümmungen und -Verengungen und es entstehen häufig die komplizirtesten Systeme einander kreuzender Spalten. Im allgemeinen kann man sagen, daß je dünner der Gletscher und je unregelmäßiger das Bett ist umso mehr der Gletscher zerspalten wird — und umgekehrt.

Kommt ein Gletscher an den Rand eines Steilhanges, so stürzt er sich über diesen hinab. Oben wird das Eis allmählich vorgeschoben. Große Stücke brechen ab und stürzen als Eislawinen die Wand hinab, unten vereinigen sie sich wieder zu solidem Eise und setzen ihren Weg in gewohnter Weise thalwärts fort.

An minder steilen Abhängen vereinigen sich solche Eislawinen mit gewöhnlicher Spaltenbildung. Die vielfach sich kreuzenden Spalten zerreißen den ganzen Gletscher in mehr oder weniger isolirte Thürme von Eis, die häufig abbrechend, donnernd zur Tiefe stürzen. In den Alpen giebt es viele solche Eiscascaden, aber ich habe keine in Europa gesehen, die sich mit dem großen Eisfall des Hochstettergetschers in den Neuseeländischen Alpen vergleichen ließe. Ein mächtiger Gletscher zieht hier über einen nahezu 1000 Meter hohen steilen Abhang hinab, der 1½ Kilometer breit ist. Er ist aufgelöst in ein Chaos von Eisnadeln und Thürmen, an einigen Stellen unterbrochen von dunklen Felswänden,

über welche von 5 zu 5 Minuten die Eismassen donnernd herabstürzen und klirrend in Millionen hoch auffliegender Trümmer zersplittern.

Die Spalten im Gletscher entstehen unter knallenden oder singenden Geräusch, stets an derselben Stelle. Sie sind anfangs meist haarfein, erweitern sich im ersten Tage zu mehreren Centimetern und nehmen an Breite zu, so lange der Zug anhält. Ist die Stelle passirt, so tritt Druck an die Stelle des Zuges; die Spalten verschmälern sich, schließlich berühren sich die gegenüberliegenden Spaltenwände und frieren zusammen. Ebenso wie die Wellen einer Stromschnelle unterhalb derselben sich wieder glätten, ebenso schließen sich die Spalten des Gletschers, sobald sie die Bodenunregelmäßigkeit hinter sich haben, die ihre Bildung verursachte.

Bäche, welche sich auf der Oberfläche des Gletschers bilden, stürzen in die nächste untere Spalte und höhlen sie, da das Wasser über 0° ist, lokal zu einem vertikalen Schacht aus, der den ganzen Gletscher durchbohrt. Durch diesen Schacht stürzt der Gletscherbach hinab und verfolgt dann am Grunde, zwischen dem Eise und dem Thalboden seinen Lauf. Wird nun auch im Verlaufe der fortschreitenden Gletscherbewegung die Spalte geschlossen, so hält sich doch der Gletscherbach diesen Schacht offen und man findet oft solche Gletschermühlen weit entfernt von den Spaltensystemen in der Mitte spaltenfreien Eises.

Während dieses „Umknetens" des Gletschers vergrößern sich die Firnkörner. Die in ihnen enthaltenen Luftblasen werden ausgetrieben und am unteren Ende besteht der Gletscher aus fast luftfreiem soliden Eise. So verwandelt sich allmählich, im Verlauf vieler Jahre, der leichte, zarte Hochschnee, den der Bergwind über die Gräte fegt, in schweres und solides, blaues Eis.

Die Geschwindigkeit, mit welcher die verschiedenen Theile des Gletschers sich bewegen, wurde am genauesten am Rhônegletscher gemessen. Man hat hier gerade Reihen gefärbter Steine quer über den Gletscher gelegt und die Lage der einzelnen Steine in den aufeinanderfolgenden Jahren trigonometrisch bestimmt und topographisch dargestellt. Zeichnet man diese Linien in einen Plan des Rhônegletschers ein, so sieht man, daß der mittlere Theil sich zehnmal rascher bewegt als die Randtheile, und daß die Bewegungsgeschwindigkeit allmählich, von der Mitte gegen den Rand hin abnimmt.

Je steiler das Gletscherbett und je mächtiger der Gletscher umso rascher fließt er. Die schweizerischen Gletscher bewegen sich im Durchschnitt mit einer Geschwindigkeit von 0.1—0.4 Meter im Tag (in der

Mitte); eine Geschwindigkeit, welche der Spitze des Stundenzeigers einer Taschenuhr gleichkommt.

Ein Schneetheilchen vom Gipfel der Jungfrau würde etwa 450 Jahre zur Reise bis ans Ende des Aletschgletschers brauchen (Heim).

Grönland befindet sich heutzutage in einer Glacialperiode; das ganze Innere dieses Landes ist mit Eis bedeckt. Von dieser kontinuirlichen Eisdecke ziehen zahlreiche Gletscher hinab ans Meer, welche sich viel schneller bewegen als die Gletscher in den Alpen. Die größte Bewegungsgeschwindigkeit wurde am Jakobshavngletscher (ein Ausläufer des Binneneises in Grönland) beobachtet. Sie beträgt hier 15—22 Meter den Tag. Dieser Gletscher bewegt sich demnach nahezu 100 mal so rasch als die Gletscher der europäischen Alpen. Die große Geschwindigkeit der grönländischen Gletscher ist als eine Folge der ungeheuren Ausdehnung ihrer Hochfirne anzusehen.

Nach der Jahreszeit ändert sich die Bewegungsgeschwindigkeit der Gletscher in der Weise, daß das Maximum der Bewegung meist in den Frühsommer — Mai bis Juni —, das Minimum in den Winteranfang — November — fällt.

Oberhalb der Schneegrenze ist der Zuwachs an Schnee, den der Firn erhält, bedeutender als der Abgang durch Schmelzung. Unterhalb der Schneegrenze ist dies nicht mehr der Fall: hier wird nicht nur aller Schnee der fällt, geschmolzen, sondern überdies ein Theil des Gletschers selber. Je weiter der Gletscher fortschreitet in desto tiefere und daher wärmere Regionen kommt er. Es nimmt deshalb die Abschmelzung mit dem Vorrücken des Gletschers stetig zu. In erster Linie wirkt die Abschmelzung an der Oberfläche, doch wird in tieferen Regionen, wo die Bodentemperatur bedeutend über 0° ist, der Gletscher auch von unten her kräftig abgeschmolzen. Unter fortwährenden sommerlichen — und unten auch winterlichen — Verlusten schreitet der Gletscher vor bis endlich nichts mehr von ihm übrig ist: wir sind am Ende des Eisstroms, an der Gletscherstirne. Unter ihr quillt ein, im Sommer starker, im Winter mehr oder weniger versiegender Bach hervor, der das Schmelzwasser des Gletschers zu Thal führt.

So lange das Nachrücken des Eises von der Abschmelzung gerade aufgehoben wird, bleibt das Ende des Gletschers stationär. Ebenso bleibt die Dicke des Eises in allen Theilen des Gletschers so lange konstant, als die klimatischen Verhältnisse gleich bleiben.

Tritt eine Reihe von Jahren mit besonders starkem Schneefall ein, so verdickt sich der Hochfirn, und diese Verdickung pflanzt sich mit der Geschwindigkeit der Gletscherbewegung, vielleicht rascher (Heim), wie eine

Welle nach unten fort. An der Gletſcherſtirne tritt nicht nur eine Verdickung des Eiſes ein, ſondern es wird das Gletſcherende vorgeſchoben.

Fein balancirt zwiſchen Schneefall und Sonnenwärme, wie die Lage der Gletſcherſtirne iſt, verurſachen geringe Aenderungen in dieſen Faktoren einen gewaltigen Ausſchlag hier unten am Ende des Gletſchers. Während die Verdickung des Firns unbemerkt bleibt, iſt die Vorrückung der Gletſcherſtirne eine auffallende Erſcheinung, die ſich nicht überſehen läßt. Scheinbar ohne Warnung beginnt das Gletſcherende plötzlich vorzurücken, loſes Geſtein vor ſich herſchiebend und den blühenden Thalboden aufſchürfend. Bäume und Hütten werden abgebrochen und der Gletſcher ſchiebt ſie, vermiſcht mit Geröll und Schutt vor ſich her. Nach einer Reihe von Jahren — entſprechend der Zeit, während welcher der Schneefall in der Firnregion exceſſiv war — wenn dieſe „Verdickungswelle" abgelaufen iſt, hört das Vorrücken auf und die Gletſcherſtirne zieht ſich zu ihrer früheren Lage zurück.

Ebenſo bewirkt eine Reihe von trockenen, ſchneearmen Jahren, die Bildnng einer negativen Welle — Wellenthal —, welche ſich vom Firnfeld zum Gletſcherende fortpflanzt (langſamer, wie eine Verdickung nach Heim) und dort ein Zurückgehen des Gletſcherendes verurſacht.

Kleinere Gletſcher ſchwanken in ziemlich unregelmäßiger Weiſe, die großen Gletſcher hingegen zeigen längere Perioden (5—30 Jahre und mehr) konſtanten Vorrückens oder Zurückweichens. Einzelne naßkalte Jahre hemmen das Rückſchreiten nicht, welches häufig auch den Winter hindurch andauert. Ebenſo vermögen einzelne trockene, warme Jahre, das Vorrücken der Gletſcherſtirne nicht zu unterbrechen.

Seit den fünfziger Jahren, genauer 1855—1880 ſind faſt alle ſchweizeriſchen Gletſcher im Rückzuge begriffen. Perioden des Vorrückens wechſeln mit ſolchen des Rückzuges und Stillſtandes ab. So entnahm Studer dem Pfarrbuche in Grindelwald, daß der Grindelwaldgletſcher ſeit 1540 folgende Schwankungen durchgemacht hat:

1540—1575 Rückzug; 1575—1602 ſtarkes Vorrücken; 1602—1620 Stillſtand; — 1665—1680 Rückzug; — 1703 Maximalſtand; —1720 Minimalſtand; — 1743 Maximalſtand; — 1748 Minimaiſtand; — 1770—1778 Vorrücken; — 1819 ſtarkes Vorrücken; — 1840 Vorrücken; — 1855—1880 Rückzug.

Am weiteſten rückte der Grindelwaldgletſcher in 1602 vor, und die damals gebildete Endmoräne iſt ſeitdem vom Gletſcher nicht mehr erreicht worden. Am nächſten kam er ihr in 1819.

Da die klimatiſchen Eigenthümlichkeiten beſtimmter Perioden auf weite Gebiete ausgebreitet ſind, werden naturgemäß auch alle Gletſcher

ganzer Gebirgsgruppen gleichsinnig beeinflußt. Allein ihre Stirnen rücken nicht alle zugleich vor und gehen nicht zugleich zurück, weil ja die Zeit, welche der Firnüberschuß braucht um herab zu kommen ans Gletscherende bei größeren — längeren — Gletschern eine entsprechend längere ist, als bei kurzen. Es beginnen demnach zuerst die kleineren Gletscher auf klimatische Aenderungen hin zu reagiren und ihnen folgen die größeren. Zwischen dem Beginn des homologen Vorrückens und Rückzuges mittlerer und großer Gletscher, können bis zu 30 Jahre verstreichen. In der Regel ist jedoch die Zeitdifferenz nicht so groß, und wenn die betreffende causale klimatische Eigenthümlichkeit eine längere Periode umfaßt hatte, so verläuft die Reaction fast aller Gletscher so ziemlich gleichzeitig. Beginn und Ende der Reaction jedoch treten bei verschieden großen Gletschern nie gleichzeitig ein. Abgesehen von der Länge, übt auch die Neigung des Gletschers in dieser Hinsicht einen Einfluß aus: bei steilen Gletschern, die sich rascher bewegen, tritt die Reaction früher ein, als bei weniger stark geneigten.

Im allgemeinen waren die Gletscher der europäischen Alpen im Mittelalter viel kleiner als sie jetzt sind, obwohl sie in den letzten 40 Jahren wieder stark zurückgegangen sind.

Von den vielen Daten, die dies beweisen, will ich einen Fall, als Beispiel anführen: „Die Protestanten des Oberwallis standen noch 1550 durch einen Saumweg mit ihren Glaubensgenossen in Grindelwald in Verbindung und brachten ihre Kinder laut den alten Pfarrbüchern von Grindelwald dorthin zur Taufe. An den Enden des Passes standen Patronellenkapellen, die, mit dem Weg von den Gletschern verschlungen worden sind. Der Grindelwaldgletscher stieß einst die Kapellenglocke aus. In der jetzigen Rückzugsperiode sind einzelne Wegstücke wieder erschienen, aber der Paß selbst gehört noch zu den schwierigsten Gletscherübergängen."

Auch im Alterthum scheinen die Gletscher nicht so ausgedehnt gewesen zu sein wie heute. Der griechische Schriftsteller Polybios berichtet von jenen Gold- und Silberbergwerken in den Hohen Tauern, die im Mittelalter noch betrieben worden sind, aber in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts vergletscherten und nicht mehr zugänglich waren. Erst in den letzten Decennien kommen einzelne der Stollen-Mündungen in Folge des Rückzuges der Gletscher wieder zum Vorschein.

Aehnliche große Gletscherschwankungen in historischer Zeit sind auch außerhalb der europäischen Alpen beobachtet worden, und es zeigt sich, daß die Bewegung der Gletscherstirne in allen Theilen der Erde — jedenfalls in den Alpen, Pyreneen, in Skandinavien, Spitzbergen, im Kau-

kasus und in Innerasien, sowie, wie ich gefunden habe, in den Neuseeländischen Alpen, eine gleichsinnige ist.

In den Tropen finden sich Gletscher nur in Amerika, doch sind sie hier in Folge der isolirten Lage der Berggipfel, die über die Schneegrenze emporragen, trotz der Höhe der Spitzen, unbedeutend.

Neuseeland besteht aus einer Gruppe kleiner Inseln mitten im Weltmeer. Die mittlere derselben wird von einer mächtigen Gebirgskette durchzogen, welche sich von 42° bis 45° südlicher Breite erstreckt. Dieses Gebirge verläuft von Süd-West nach Nord-Ost der Nordwestküste entlang. Die mittlere Kammhöhe erreicht kaum 3000 Meter. Der höchste Punkt ist Mount Coak 3768 Meter hoch. Die über den Ozean hinstreichenden feuchten Nordwestwinde werden von dem Gebirgswall nach oben abgelenkt, wo sich in Folge der Ausdehnung die Luft abkühlt, und wo deshalb ihre Sättigungscapazität herabsinkt. Es ist deshalb die Niederschlagsmenge auf dem Gebirge, besonders an seiner Nordwestabdachung eine sehr bedeutende. Das Klima ist im Tiefland ozeanisch. Mitteltemperatur 10°. Wein und Mais gedeihen wegen der geringen Sommerwärme nicht, gleichwohl schneit es im Winter nur selten im Tiefland und der Schnee bleibt nicht liegen. Nach oben hin nimmt — wie schon oben bemerkt worden ist — die Temperatur viel rascher ab, wie in den Europäischen Alpen und es gesellt sich hier zu großer Niederschlagsmenge, niedrige Temperatur.

Die Folge davon ist, daß trotz der unbedeutenden Höhe und der sehr geringen Massenentfaltung des Gebirges, die Vergletscherung eine kolossale ist. Neuseeland — die gebirgige Mittelinsel — ist ein wahres Kabinetstück der Gletscherkunde. Die Schneegrenze liegt am feuchteren Westabhange in einer Höhe von 1700, am Ostabhange bei 1900—2000 Meter. Die Gletscher des Westabhanges gehen zum Theil fast bis 200 Meter über Meer hinab — 1500 Meter unter die Schneegrenze, wie in den europäischen Alpen — am Ostabhang ist der tiefstgehende Gletscher der große Tasmangletscher, dessen Stirne zur Zeit meiner Reise (1883) in einer Höhe von 700 Metern lag.

Der Tasmangletscher hat eine Länge von 28 Kilometern und ist demnach um 4 Kilometer länger als der größte Gletscher in den europäischen Alpen, der Aletsch. Seine Gesammtneigung ist eine geringe und seine Bewegung eine so langsame, daß der Gletscher nicht einmal im Stande ist das Thal, das er durchfließt in seiner ganzen Breite auszufüllen. Dem Westrand der Zunge des Tasmangletschers zieht ein bedeutendes Längsthal entlang, welches seine rechte Seitenmoräne von dem Thalhang trennt. Die Moränen des Tasmangletschers sind un-

vergleichlich größer als die europäiſcher Gletſcher, ja es iſt der größere Theil der ganzen Gletſcherzunge mit Schutt bedeckt.

Die arktiſche Region iſt auffallend arm an Gletſchern, in zwei Drittel des Gebirges fehlen ſie in Folge des Mangels an Niederſchlägen ganz. Nur wo der Golfſtrom warmes Waſſer und feuchte Luft in die höheren Breiten hinaufführt, finden wir hinreichenden Schneefall und bedeutende Gletſcher. „Es war ein Irrthum anzunehmen, daß Wegnahme des Golfſtromes Skandinavien ganz vergletſchern würde, und Europa eine Eiszeit brächte; eher vermöchte dies ein noch mächtigerer Golfſtrom“ (Heim). Nicht die Kälte iſt es, welche die Gletſcherbildung verurſacht, ſondern der Schnee. Die großartigſte Vergletſcherung wird in Grönland angetroffen, hier überfluthet der Firn das ganze Land, füllt die Thäler aus und zieht über die Höhen hinweg, nur hie und da ragen unbedeutende Felskuppen über die kontinuirliche Eismaſſe empor. Von dieſem Binneneiſe gehen zahlloſe Gletſcher durch die Thäler im Weſten und Südoſtküſten hinab ins Meer und enden im Hintergrund der Fjorde mit 40—70 Metern hohen ſenkrechten oder überhängenden Eiswänden, von denen große Stücke fortwährend abbrechen und als Eisberge davonſchwimmen. Rink ſchätzt die Ausdehnung des kontinuirlichen Binneneiſes in Grönland auf mindeſtens 83000 Quadratkilometer. Gegen das Innere ſteigt der Firn ſehr allmälig unter Winkeln von 40—60 Minuten an. Nanſen, dem es als erſten im vorigen Jahre gelungen iſt Grönland zu traverſiren, fand im Inneren — an der Waſſerſcheide — eine Höhe von 3000 Metern.

Die Schneegrenze liegt in Grönland außerordentlich hoch, und ſchon im Mai findet man bei 1500 Metern apperes ſchneefreies Eis. Der nordöſtliche Theil Grönlands wird nach Payer nicht vom Binneneiſe überfluthet.

In der antarktiſchen Region liegen die Verhältniſſe ganz anders, als in der Umgebung des Nordpols. Dort giebt es faſt kein Land und die neuen, vom „Challenger“ ausgeführten Tiefenmeſſungen haben ergeben, daß nahe an der Eisbarriere das Waſſer im allgemeinen tief, an einigen Stellen ſogar ſehr tief iſt, ſo daß kaum zu erwarten iſt, daß der hypothetiſche antarktiſche Kontinent eine ſolche Ausdehnung hat, wie man ihm bisher zuſchrieb. In Folge des Mangels an Land iſt dort auch das Klima viel feuchter und gleichmäßiger als in entſprechenden Breiten im Norden. Der ſüdlichſte bewohnte Punkt — Terra del Fuega — (55° ſüdl. Br.) liegt in derſelben Breite wie England. Die in der Breite von Berlin liegenden Kerguelen ſind nicht mehr bewohnbar. In Südgeorgien (62° ſüdl. Br.) reicht der ewige

Schnee bis zum Meer hinab, hier liegt die Schneegrenze also im Niveau des Meeres, was in der Nördlichen Hemisphäre nirgends, selbst in Franz-Josefsland (82° nördl. Br.) nicht vorkommt.

Nach Hann ist es im allgemeinen nicht kälter im Süden als im Norden, aber der Mangel an Sommerwärme und die ungeheuren Schneemassen machen jene Gebiete unbewohnbar.

Nach Roß beträgt die Mitteltemperatur des Februar (unser August) zwischen 69 und 77° südl. Breite —7.12°! Auf der nördlichen Halbkugel beträgt die Julitemperatur noch im 80. Breitegrad +2°.

Es scheint, daß das Meer in der Umgebung des Südpoles kontinuirlich mit einer dicken Eisdecke bekleidet ist, deren Rand theilweise, als 30—55 Meter hoher Wall über die Wasserfläche emporragend, von vielen Reisenden gesehen worden ist.

Ob es in hohen südlichen Breiten ähnliche Gletscher giebt wie auf der Nordhalbkugel, oder ob hier, wegen der nie über 0° steigenden Temperatur eigentliche Gletscher in unsrem Sinne nicht gebildet werden, ist unbekannt.

Im allgemeinen sehen wir, wenn wir die Ausdehnung der Gletscher in verschiedenen Erdtheilen mit Bergeshöhe und Lokaltemperatur vergleichen, daß diese Faktoren einen lange nicht so bedeutenden Einfluß auf die Gletscherbildung ausüben, wie gewöhnlich angenommen wird. Große Kälte trägt nicht zur Bildung von Gletschern bei. Hauptbedingungen zur Bildung bedeutender Eisströme sind offenbar: bedeutender Schneefall und geringe Sommerwärme*).

Das Gestein, welches durch die Sprengwirkung frierenden Wassers und die täglichen Temperaturschwankungen angegriffen und gelockert wird, stürzt über die steilen Wände hinab ins Thal, oder wird von Lawinen oder Torrenten mit hinabgerissen in die Tiefe. In der Hochgebirgsregion, wo die Thäler mit Firnmassen und Gletschern ausgefüllt sind, kommen diese Gesteinstrümmer auf dem Eise zu liegen und häufen sich auf dem Rande des Eisstroms an. Der Gletscher bewegt sich und trägt das herabgefallene Gestein mit sich fort. In der Firnregion wird das herabgestürzte Gesteinsmaterial immer wieder verschneit und versteckt

*) Aus diesen Gründen sehen wir, daß die Mitteltemperatur an der Stelle wo die Gletscher enden in verschiedenen Gegenden eine sehr verschiedene ist. Während in Grinelland (80° nördl. Br.), die Mitteltemperatur am Gletscherende — 20° beträgt, ist sie in Novaya Semlja (73° nördl. Br.) — 10°; in den Centralalpen (46° nördl. Br.) + 4 bis + 6.5°; in den Ostalpen (47° nördl. Br.) — 0.4°; und in Himalaya (31° nördl. Br.), in Südamerika (Osomo 41° südl. Br.) und in Neuseeland (44° südl. Br.) + 7° bis 8°. Diese Zahlen sind dem Werke von Heim entnommen, seine Angabe, daß die Gletscher in Neuseeland bei +8 bis +10° enden, ist, glaube ich, zu hoch gegriffen.

und man sieht hier nichts davon an der Oberfläche. Es ist jedoch einleuchtend, daß der, langsam an einer Felswand vorbeifließende Firn am Rande große Massen von Gestein enthalten muß, welches zwischen die, hier nicht ganz wegschmelzenden Schneelagen gebettet ist.

Unter der Schneegrenze häuft sich aber das herabfallende Gestein auf der Oberfläche des Gletschers an und ist deutlich sichtbar.

Wenn zwei Firnströme sich vereinigen, so wird das von den Flanken des Berges, welcher sie in ihrem Oberlaufe trennte, herrührende Material, in die Mitte des, durch die Vereinigung der beiden Eisströme entstandenen Gletschers zu liegen kommen; sei es nun, daß es ober der Firnlinie und versteckt, oder unter der Firnlinie und deutlich sichtbar ist.

Wie der Gletscher sich nach abwärts bewegt und — unter der Firnlinie — von der Oberfläche her fortwährend abgeschmolzen wird, treten die, zwischen den Schneeschichten eingebetteten Steine zu Tage: es erscheint eine Moräne. Immer mehr Firnschichten werden abgeschmolzen je weiter wir nach unten vorrücken und mehr Gestein wird blosgelegt: die Moräne wächst. Die Decke, welche diese bei der oberflächlichen Abschmelzung zurückgelassenen Gesteinsmassen bilden, schützt das darunter liegende Eis vor Sonnenhitze, warmer Luft und Regen, und es schmilzt daher hier das Eis langsamer als anderwärts und die Moräne erhebt sich über die Gletscheroberfläche auf einem vorragenden Eisrücken.

Die zwei Moränen, welche von den Außenseiten der äußersten Zuflüsse stammen und am Wege, durch frisches, von den Bergflanken zu den Seiten des Gletschers herabkommendes Material, fortwährend verstärkt werden, liegen durchaus am Rande des Eisstroms: es sind die beiden Seitenmoränen. Alle andren, die ursprünglich an den Rändern der Zuflüsse gebildet wurden, vereinigen sich zu je zweien und werden zu Mittelmoränen. Jeder Gletscher hat um eine Mittelmoräne weniger als er Zuflüsse hat.

Kommt eine Moräne an eine Stelle, wo der Gletscher zerklüftet ist, so fallen zahlreiche Felsen während sie die Eiscascade passiren hinein in die Spalten. Der Gletscher wird nicht nur von oben her durch die Sonnenwärme, sondern auch von unten her durch die Erdwärme — wenigstens in unsren Alpen — angeschmolzen und es erscheinen daher im Unterlaufe des Gletschers Moränen auf seiner Unterseite, gerade so, wie auf seiner Oberseite: die Grundmoränen. Diese erhalten Zuwachs einestheils durch das Material, welches der Gletscher selbst von seinem Bette abreißt und andrerseits von jenem Antheil der Ober-

flächenmoränen, welcher im Verlaufe des Gletschers durch die Spalten hinabgestürzt ist. In Folge der Unregelmäßigkeit der Bodenfläche ist auch die Bewegung des Eises, dem Boden zunächst, eine unregelmäßige und die Steine der Grundmoräne werden hierhin und dorthin verschleppt, wohl auch im Eise in die Höhe gehoben. Die, welche mit dem Bett in Berührung kommen, werden in Folge der gleitenden Bewegung der Gletscherbasis unter hohem Drucke an das Grundgestein angerieben und theilweise zermalmt: daher rührt der feine Schlamm, der die Gletscherbäche trübt (Gletschermilch). Gegen das untere Ende des Gletschers hin nimmt die Masse des Eises stetig ab, aber die Gesteinsmasse bleibt konstant und es nehmen daher alle Moränen immer größere Dimensionen an. Schließlich beginnen auch Theile der mehr diffusen Grundmoräne sich mit den breiten, aber definirten Seiten und Mittelmoränen zu vermengen. Die Gletscherstirne selbst ist in vielen Fällen ganz von Schutt bedeckt: die Endmoräne. Die Streifen blanken Eises, welche von den Gletscherzuflüssen herabziehen, keilen sich zwischen den immer breiter werdenden Moränen aus; die einen früher, die andren später, und man kann aus der Länge dieser Streifen auf die relative Eisquantität schließen, die jeder Nebengletscher dem Hauptstrome zuführt.

Die Ausdehnung der Moränen ist eine sehr verschiedene. Einige Gletscher haben viel größere Moränen als andre benachbarte. Die Größe der Moränen steht im Verhältniß zur Größe des Gletschers überhaupt, zur Ausdehnung der ihn einrahmenden, felsigen Bergabhänge, zur Verwitterbarkeit des Gesteins, aus dem diese bestehen und zur Langsamkeit der Bewegung des Gletschers selbst. Auf den Zuflüssen des Tasmangletschers fand ich die Moränen, die unter den sonnseitigen Hängen hervorkommen, viel größer als die unter den schattseitigen Hängen. Es ist dies darauf zurückzuführen, daß die sonnseitigen Hänge stärkeren Temperaturschwankungen ausgesetzt sind und ihre Gesteine daher rascher verwittern, als die an den schattigen Berghängen.

Die Gletscher üben jedenfalls einen wesentlichen Einfluß auf die Thalbildung im Hochgebirge aus und es verlohnt sich wohl die Einflüsse näher zu betrachten, welche die Gletscher auf die Gestaltung des Terrains ausüben.

Leider herrscht in diesem Punkt keineswegs Einigkeit unter den Gelehrten, so daß, was ich im Folgenden mittheilen will, nicht als anerkanntes Faktum angesehen werden darf, sondern nur als meine bescheidene subjektive Meinung. Ich werde mich jedoch bemühen die abweichenden Anschauungen andrer entsprechend zu berücksichtigen.

Ueberall da, wo ewiger Schnee, Firn und Gletscher den Boden

bedecken, wirken sie als schützende Hülle gegen die Verwitterung, indem sie Regen, Wind und Lawinen abhalten und rasche Temperaturschwankungen verhindern. Der Boden ist immer zwischen 0° und +1°; die vorkommenden Temperaturschwankungen gehen langsam vor sich. Weder Kohlensäure kann an die Felsen herantreten, noch können die Wurzeln wachsender Pflanzen in die Gesteinsfugen eindringen. Die mechanischen sowie die chemischen Verwitterungsfaktoren können hier nicht wirken, und während diese das Land unterhalb der Schneegrenze und außerhalb der Gletscherzungen fortwährend auflockern und abtragen, bleibt das von Eis und Schnee bedeckte Gebiet unbeeinflußt und unverändert. Zweifellos konserviren in dieser Hinsicht Eis und Schnee die bestehenden Bergformen.

Die Gesteinsmassen, welche von exponirten Felswänden auf den Gletscher herabfallen und von diesem in Moränengestalt fortgeführt werden, würden sich wenn der Gletscher nicht da wäre, am Fuß der Steilhänge in Gestalt von Schuttkegeln so lange anhäufen, bis die gegenüberliegenden Schutthaufen einander berührten. Aller, nachher herabfallende Schutt würde von dem Bach, welcher in der Thalsohle zwischen den Schnittkegeln dahinfließt, fortgetragen werden, und es entstünde schließlich ein schmales Thal mit verhältnißmäßig sanft geneigten Wänden, welche zu den beiderseitigen Steilhängen hinaufziehen. Eine solche Verschüttung der Thalränder verhindert der Gletscher vollständig, und wenn er ein Thal erfüllt hat, so wird dessen Boden so lange nicht schmäler werden, als er darinnen verweilt. Es erhält somit der Gletscher die Thalsohle und die Steilheit der Bergflanken: auch in dieser Hinsicht wirkt er konservirend auf das Gebirge.

Diesen, gewissermaßen negativen Leistungen des Gletschers und der Firnfelder steht ihre active Erosionsthätigkeit gegenüber. Das Eis selber ist viel weicher als das Gestein über das es dahinzieht und seine Erosionsthätigkeit ist deshalb eine nur unbedeutende. Anders verhält es sich aber mit den Felsstücken der Grundmoräne, die in das Eis eingekittet sind und die sich mit dem Eise thalwärts bewegen. Die vorragenden Kanten und Ecken dieser Steine, kräftig an den Felsgrund gepreßt durch das Gewicht des Gletschers, und mit dem Eise fortgeschoben, kratzen an dem Gletscherbett und schleifen es allmählich ab. Ueberall kann man an Stellen, die einst vergletschert waren, solche Kratzer und Schrammen sehen.

Der Gletscher schleift an allen Theilen des Thalbodens gleichmäßig und vertieft es allmählich in seiner ganzen Breite. Er konzentrirt nicht, wie ein Bach seine Wirkung auf ein schmales Rinnsal. Die aus der Gletscherschleiferei resultirende Vertiefung des Thalbodens ist demnach

eine weiter ausgebreitete als die eines fließenden Gewässers und sowohl aus diesem Grunde, sowie auch besonders deshalb viel unbedeutender, weil im freien Thal die ganze Fläche der Verwitterung ausgesetzt ist und der Bach das losgewitterte Material fortführt, während hier der Gletscher allein ohne Hülfe der Verwitterung an der Austiefung des Thales arbeitet.

Es ist wohl sicher, daß zu Beginn der Erhebung der Alpen keine Gletscher dort existirt haben und somit klar, daß die Thäler, welche heute von Gletschern erfüllt sind, nicht durch Gletscher gebildet wurden, sondern durch fließendes Wasser, welches konstant, seit Beginn der Alpenerhebung, an diesen Stellen dem Emporsteigen des Terrains entgegenarbeitete.

Erst später haben sich Gletscher in den fertigen Thälern gebildet, der weiteren Verwitterung Einhalt gethan und in ihrer Weise an der Vertiefung derselben weitergearbeitet.

Der Streit zwischen den Gelehrten, auf den ich oben hingewiesen habe, dreht sich nun darum, wie groß die Erosionsthätigkeit der Gletscher ist.

Während Tyndall und andere behaupten, daß die Gletscher, gleich Pflügen, ganze Thäler ausschleifen und Mulden, wie den Genfersee, daß sie die Fjorde an den Küsten gletscherreicher Hochländer bilden und überhaupt wesentlich umformend auf die Erdoberfläche wirkten, behaupten Heim und andere neuere Geologen, daß die Gletscher völlig gar keine solche Wirkung hätten, und daß der Schutz, den sie dem von ihnen bedeckten Gestein gewähren, um ein Vielfaches größer sei als ihre eigene Erosionsthätigkeit.

Darüber ist folgendes zu sagen.

Heim behauptet, daß die Verwitterung und die Bacherosion viel kräftiger wirken als der Gletscher. Wenn dies so wäre, dann müßten im allgemeinen die unteren eisfreien Thalpartien, besonders dicht unter dem gewöhnlichen Stand des Gletscherendes, steiler sein als oben unter dem Gletscher. Häufig ist dies der Fall, und häufig ist umgekehrt der Gletscher steiler als der untere Theil des Thals. In Neuseeland ist die Neigung des Thalbodens unter dem Gletscherende die gleiche wie oberhalb desselben und im allgemeinen ist es wohl bekannt, daß alle Thäler durchschnittlich im Hochgebirge steiler sind als anderwärts. Obwohl nun dieser Einwand Heims vollkommen gerechtfertigt sein mag, so muß doch hervorgehoben werden, daß die thatsächlichen Neigungsverhältnisse der Alpenthäler die Stichhaltigkeit desselben nicht erweisen.

An Stellen, die früher vom Gletscher überfluthet waren, findet man allenthalben sogenannte Gletscherschliffe, d. h. es sind hier die bergwärts

gekehrten Flächen der vorragenden Felshöcker polirt. Nun findet man in der Regel, daß die thalwärts gerichteten, gewissermaßen im Gletscherschatten liegenden Flächen dieser Höcker nicht abgeschliffen sind, sondern aus scharfkantigen Bruchflächen bestehen. Nun sagt Heim: Würden durch ungleiche Härte des Grundgesteins oder Druckverschiedenheiten am Gletscherboden solche Höcker entstehen, dann müßten alle ihre Flächen gleichmäßig abgerundet sein. Da nun dies nicht der Fall ist, so müssen die thalwärts gerichteten Bruchflächen Theile des ursprünglichen Felsgrundes sein und es folgt hieraus, daß der Gletscher nicht einmal die Vorragungen des ursprünglichen Felsbodens abgeschliffen hat, und daß demnach seine Erosionswirkung eine sehr unbedeutende sein muß. Dementgegen möchte ich hervorheben, daß solche Höcker mit bergwärts gerichteten Schleif- und thalwärts gerichteten Bruchflächen sehr wohl vom Gletscher gebildet werden können; nicht blos die Schleif-, sondern auch die Bruchflächen. An die bergwärts gerichtete Fläche wird der Gletscher, durch seine Bewegung und Schwere mit großer Gewalt angepreßt. Diese Fläche schleift er ab. In Folge des hohen Druckes wird hier das Eis verflüssigt und das unter 0° befindliche Schmelzwasser wird hinausgepreßt über den Felshöcker. Jenseits desselben, auf seiner Thalseite, herrscht natürlich geringer Druck und hier friert deshalb das von oben ausgepreßte kalte Schmelzwasser sofort und löthet hier den Gletscher an den Felsen an. Nun bewegt sich der Gletscher fort und reißt sich immerwährend wieder von der Thalseite der Höcker, an die er angefroren ist, los. Da ist es wohl wahrscheinlich, daß Felstheile des Höckers mit fortgerissen werden und ich denke mir, daß die scharfkantigen Bruchflächen der Thalseiten der Höcker in dieser Weise unter dem Gletscher entstehen, und nicht Reste der ursprünglichen Oberfläche des Gletscherbettes sind, wie Heim annimmt.

Fließendes Wasser gräbt natürlich V förmige Thäler aus, während der Gletscher, wenn ihm irgendwelche bedeutendere Erosionsthätigkeit zukäme, Thäler mit breitem, flachen Boden und steilen Seiten — mit U förmigem Querschnitt — ausgraben müßte, weil er, wie wir oben gesehen haben, gleichmäßig auf die ganze Thalsohle wirkt und die Schuttausfüllung der Thalränder verhindert. Nun behauptet Heim, daß die von Gletschern jetzt und früher erfüllten Thäler sanft geneigte Seiten und einen schmalen Boden, mit einem Worte jenen V förmigen Querschnitt haben, der die durch fließendes Wasser gebildeten Erosionsthäler charakterisirt. Ich muß sagen, daß ich über diese Behauptung Heims in hohem Grade erstaunt bin. Jedes, von einem großen Gletscher ausgefülltes Thal auf der ganzen Welt hat in der That einen

entschieden Uförmigen Querschnitt und ebenso finden wir, daß die Alpenthäler, welche von großen Gletschern während der Eiszeit erfüllt waren, sowie auch die Fjorde eine breite Sohle und steile Thalwände haben. Ja es beweist geradezu der Uförmige Querschnitt dieser Thäler die Unhaltbarkeit von Heims Theorie.

Ich kann mich auch mit den andren Einwänden Heims nicht befreunden und bin geneigt mit Tyndall, Helland und andren anzunehmen, daß in der That die Gletscher mächtig, sowohl an der Vertiefung, wie besonders an der Verbreiterung der Alpenthäler arbeiten und daß sie die Bildner der Thalgestalten im Hochgebirge sind. Ich glaube nicht, daß die Gletscherwirkung eine so bedeutende ist, wie Verwitterung und Erosionsthätigkeit fließenden Wassers in gletscherfreien Gebieten zusammengenommen, daß sie aber immerhin hinreicht um im Verlauf langer Zeiträume großartige Wirkungen zu erzielen, scheint mir zweifellos.

Als einen der deutlichsten Beweise für die bedeutende Größe der Gletscherwirkung möchte ich noch besonders auf die Bildung der Fjorde hinweisen und hier einige der Resultate anführen, welche meine Studien in den Fjorden der Westküste Neuseelands ergeben haben.

Fjorde sind schmale, tief in das Land eingeschnittene Buchten des Meeres, die nur an den Küsten von hohen Tafel- oder Gebirgsländern vorkommen.

Die Fjorde sind außerordentlich tief, in der Regel tiefer als das vorliegende Meer. In der Tropenzone und in subtropischen Gebieten finden sich nirgends Fjorde. Der dem Aequator zunächst liegende Fjord auf der Erde ist der Milfordsund in Neuseeland 44°32′ südl. Br. Zwischen den 44. Breitegraden und den Polen kommen an gewissen Küsten Fjorde vor. Bedingungen der Fjordbildung scheinen zu sein: Hohes Hinterland, nicht allzu hohe Temperatur und bedeutende Niederschlagsmenge. Daß die Niederschlagsmenge Einfluß auf die Fjordbildung nimmt, geht einestheils daraus hervor, daß hohe und kalte, aber trockene Küsten, wie etwa die Ostküste Sibiriens, keine Fjorde besitzen und weiters auch besonders daraus, daß an sehr feuchten, niederschlagsreichen Küsten die Fjorde näher an den Aequator herankommen als an minder feuchten Küsten. Auf der südlichen Hemisphäre finden sich Fjorde in viel niedereren Breiten als auf der nördlichen. Mit einem Worte: Fjorde kommen nur dort vor, wo die lokalen Verhältnisse die Bildung großer Gletscher begünstigen und wo eine geringe Erhöhung des Schneefalles oder Abnahme der Temperatur hinreichen würde, die jetzt dort vorkommenden Gletscher derart anzuschwellen, daß sie die Fjorde erfüllten.

Gletscherschliffe an den Seiten der Fjorde und auf den Inseln derselben beweisen auch, daß die Fjorde einst — während der Glacialperiode — von fließenden Gletschern ausgefüllt waren. Da nun Fjorde nur dort vorkommen, wo große Gletscher ins Meer herabzogen, und da dort an entsprechend geformten Küsten Fjorde niemals fehlen, so ist schon hieraus zu schließen, daß die Gletscher die Fjorde gebildet haben. Diese Annahme wird weiter dadurch besonders gestützt, daß die Fjorde gewisse Gestaltungseigenthümlichkeiten besitzen, welche ganz unerklärlich blieben, wenn sie anders als durch Gletscher gebildet worden wären. Da ist zunächst auf ihren exquisit Uförmigen Querschnitt hinzuweisen. Jeder Fjord hat das gleiche Profil. Ueberall beobachten wir eine flache Sohle und steile oft senkrechte Wände. Niemals könnte fließendes Wasser solche Thalformen erzeugen.

Sowohl in Norwegen, wie auch in Neuseeland sind die Fjorde alle ausnahmslos viel tiefer als das vorliegende Meer. An der Westküste Neuseelands finden sich dreizehn schöne Fjorde. Nach meiner Berechnung sind die Durchschnittsmaaße für dieselben die folgenden: Länge 25.5 Kilometer; Breite 2 Kilometer; Tiefe des vorliegenden Meeres 81.5 Meter, Tiefe des Eingangs 100 Meter; größte Tiefe in der Mitte des Fjordes 227 Meter. Die Untiefe, welche sich vor den Fjordeingängen ausbreitet, hat eine sehr bedeutende Ausdehnung. Die mittlere Maximaltiefe der Fjorde — 227 Meter — wird erst 30 Kilometer von der Küste gefunden, während die größte, in den Fjorden überhaupt beobachtete Tiefe (360 Meter im Milford Sund) überhaupt nirgends in der Nähe der Küste vorkommt und nach Murray's Karte erst 100 Kilometer von der Küste entfernt zu suchen wäre. Es ist deshalb offenbar ganz unmöglich, daß die Fjorde durch fließendes Wasser ausgearbeitet worden seien, denn dann könnten sie nicht tiefer sein als das vorliegende Meer. Gletscher allein können sie gebildet haben und es ist meine Ansicht, daß in der That die großen Abflüsse des Binneneises, welches in Neuseeland wie in Norwegen zur Eiszeit das ganze Land bedeckte wie heute Grönland, die Thäler am Rande des Hochplateaus, durch welche sie herabflossen, zu tiefen Fjorden aushöhlten. Ich sehe in den Fjorden dauernde Denkmäler der Wirkung des Eises, welche auf die großen, aber weniger auffallenden Veränderungen der Terraingestaltung schließen lassen, die überall in der gemäßigten Zone durch die großen Eisströme der Glacialperiode verursacht worden sind.

Zu Goethes Marienbader Elegie.

Von

Christian Belger.

„Interpunctiren Sie doch die Liedgen, wie's dem Leser am vortheilhaftesten ist", so schreibt am 1. Dezember 1774 der junge Goethe bei Uebersendung eines Liederheftes an Joh. Georg Jacobi (Weimarische [Sophien]-Ausgabe IV, 2, S. 211). Wenn wir es nicht sonst noch wüßten, würden wir aus dieser Stelle lernen, daß Goethe seine Manuskripte überhaupt nicht, oder doch nur mangelhaft interpungirte.

Die neue Sophien-Ausgabe hat mit ihrer reichen Fülle sachlicher Mittheilungen auch hierüber völlige Klarheit geschaffen. Die Entwürfe, große, ausgeführte Stellen z. B. zu Faust sind ohne alle Interpunktion niedergeschrieben, oder hin und wieder taucht eine solche auf, aber meistens nicht, um logisch zu gliedern, sondern um eine Pause im gedachten Vortrage anzudeuten.

Die Geschichte der Interpunktion überhaupt bewegt sich zwischen zwei Extremen: die eine Richtung will die logische Gliederung des Satzes in sich und der Periode bezeichnen, die andere die Pausen, welche der Vortragende während seiner Rede macht: die aber treffen zwar meist, jedoch nicht immer mit den logischen Einschnitten zusammen. Wenn z. B. im Schauspiel der Ruf ertönen sollte: „Freiheit oder Tod!" so ist vom logischen Gesichtspunkte keinerlei Interpunktion nöthig; wer aber da ein Komma setzt, wo der Schauspieler eine Pause macht, der würde hier interpungiren: „Freiheit, — oder Tod!"

Schon bei der poetischen Konzeption denkt sich Goethe die Verse gesprochen und ist daher geneigt, nach dieser zweiten Weise zu interpungiren; bisweilen aber drängt ihn ein logischer Abschnitt mit Gewalt zu einer Interpunktion, und so ist er nie (Dr. Punctophilus schüttelt entsetzt sein ergrauendes Haupt) zu einer konsequenten Interpunktion gekommen.

Digitized by Google

Die oben angeführte Briefstelle zeigt, wie er die ganze Sache für etwas so Untergeordnetes hielt, daß er sie ruhig andern zur willkürlichen Bestimmung überließ. Sicher fühlte er sich aber nicht; darum nahm er bei Veranstaltung der Ausgabe letzter Hand den Philologen Göttling zu Hülfe und wünschte, „daß etwa eine, in früherer Zeit gewöhnliche, allzuhäufige Interpunktion und Commatisirung ausgelöscht und dadurch ein reinerer Fluß des Vortrags bewirkt werde". Die Folge war, wie aus Suphans Vorbericht zur Weimarischen Ausgabe (I, 1, S. XXIII) und namentlich aus Burdachs Notizen zum westöstlichen Divan (I, 6, S. 358) hervorgeht, durchaus nicht eine völlige Konsequenz. So schreibt Burdach: „Für den Divan umfassender als für die meisten anderen Werke durch alle Entwickelungsstadien zu verfolgen, behält die Interpunktion Reste eines alterthümlichen, mehr phonetischen Verfahrens bei. — Strenge Konsequenz wurde gar nicht erstrebt; jedes einzelne Gedicht hat seine eigene Stimmung, seinen eigenen Pulsschlag und folglich auch seinen eigenen Vortrag mit besonderem Tempo, seine eigene Interpunktion." Auch hier sollte Göttling helfen; das Resultat seiner Bestrebungen aber war ein einigermaßen komisches: „Die Konsequenz der Interpunktion ist dadurch gehindert, daß fast alle Interpunktionen, die Goethe bei der Korrektur eigenhändig, meist willkürlich eingesetzt hat, von Göttling respektirt sind, mochten sie auch gegen die sonstigen Gewohnheiten der Ausgabe verstoßen" (l. c. S. 358).

Mit der Feststellung dieser Goetheschen Weise zu interpungiren ist aber für die Erklärung seiner Gedichte ein außerordentlich wichtiges kritisches Prinzip gewonnen: Wir dürfen selbst an Stellen, wo er eigenhändig interpungirt hat, im Zweifelsfalle für die Betrachtung des logischen Zusammenhanges nicht von dieser Interpunktion ausgehen, sondern müssen umgekehrt aus dem ganzen Zusammenhange den Sinn der Stelle erschließen und können darnach erst, wenn wir wollen, unsere logische Interpunktion einfügen. Wir müssen bei einem von Goethe gesetzten Komma zunächst denken, daß er an dieser Stelle eine Pause des Vortrags empfand, vielleicht nach einem besonders betonten Worte; trotz des Kommas aber können die durch dasselbe getrennten Worte logisch aufs Allerengste zusammen gehören. Es versteht sich ganz von selbst, daß bei dieser Art von Kritik mit der größten Vorsicht verfahren werden muß.

Von diesem kritischen Rechte hat z. B. Erich Schmidt in der Ausgabe des zweiten Theils des Faust im Anfange der Helena Gebrauch gemacht. In dem Manuskripte (von Geists Hand) von 1800 steht:

„Du aber heiße mich willkommen, hohes Haus,
Das Tyndareus, mein Vater, an dem Hange sich

Von Pallas Hügel, wiederkehrend, aufgebaut,
Und als ich hier, mit Clytämneſtren, ſchweſterlich,
Mit Caſtor und mit Pollux, fröhlich ſpielend, wuchs,
Vor allen Häuſern Spartas, herrlich ausgeſchmückt."

Ob die unbehülfliche Interpunktion nun dem Sekretär Geiſt oder Goethe ſelbſt angehört, iſt nicht zu ſagen; ſinnſtörend für uns, welche an logiſche Interpunktion gewöhnt ſind, iſt namentlich das Komma am Ende des dritten Verſes hinter „aufgebaut"; denn wenn vor dem „Und" ein Komma ſteht, ſo erwarten wir heute einen neuen Satz mit neuem Subjekt, während hier doch das Subjekt bleibt: „Das Haus, welches mein Vater aufgebaut und ausgeſchmückt." In der neuen Ausgabe (Vers 8498) iſt alſo das Komma weggelaſſen: „Das phonetiſche Komma der Ueberlieferung, ſagt E. Schmidt (S. 82) macht die Konſtruktion undurchſichtig." Auch ſonſt iſt die Interpunktion geändert.

Nach alle dem halten wir uns für berechtigt, wenn nicht für verpflichtet, bei ſorgſamer philologiſcher Betrachtung Goethes Worte von 1774 auch an uns gerichtet zu denken und darnach eine Stelle aus der Marienbader Elegie „zu interpunctiren, wie's dem Leſer am vortheilhafteſten iſt". Ueber das genaue äußere Détail der Entſtehung dieſes wunderbaren Gedichtes hat v. Loeper erſchöpfend im Goethejahrbuch 1887, S. 165—186 gehandelt. Goethe lernte im Jahre 1822 die damals achtzehnjährige, kindlich anmuthige Ulrike von Levetzow in Marienbad kennen, traf ſie 1823 in Marienbad und in Karlsbad wieder und fühlte ſich in ihrem Umgange ſo wohl, daß ihn der Abſchied mächtig, ja ſchmerzlich bewegte. Seinen Empfindungen gab er noch während der Rückreiſe Ausdruck. Wir verdanken dieſer „letzten Liebe" ein Gedicht der abgeklärteſten Weisheit, reinſten Innigkeit, tiefeſten Empfindung. Zu leugnen aber iſt nicht, daß neben Verſen von vollendeter Schönheit ſolche ſtehen, in welchen wir den Gedanken aus der krauſen Sprachform mehr errathen als erſchließen müſſen. Zum Verſtändniß eines ſolchen, bisher nicht, oder nicht richtig aufgefaßten Verſes hoffe ich durch die rechte Behandlung eines phonetiſchen Komma beitragen zu können.

Nach einer Schilderung voll ſchmerzlich ſüßer Erinnerung an die goldene Zeit, welche der Dichter an der Seite der Geliebten verlebt, faßt er ſchließlich den Eindruck, welchen ihr unſchuldig heiteres, reines Weſen auf ihn gemacht, in die Worte zuſammen, welche er ihr in den Mund legt (Goethes Gedichte II, S. 127 ed. Löper, Hempel, 1883. V. 91):

Es iſt, als wenn ſie ſagte: „Stund um Stunde
Wird uns das Leben freundlich dargeboten,
Das Geſtrige ließ uns geringe Kunde,
Das Morgende, zu wiſſen iſts verboten;

Und wenn ich je mich vor dem Abend ſcheute,
Die Sonne ſank und ſah noch, was mich freute."

Dieſer Vers iſt völlig klar und bildet die Prämiſſe zu der nachfolgenden Aufforderung:

Drum thu wie ich und ſchaue froh verſtändig
Dem Augenblick ins Auge! Kein Verſchieben!
Begegn' ihm ſchnell, wohlwollend wie lebendig,
Im Handeln ſei's zur Freude, ſei's dem Lieben;
Nur wo du biſt, ſei alles, immer kindlich,
So biſt du alles, biſt unüberwindlich.

So lautet der Vers in v. Loeper's größerer, vortrefflicher Ausgabe von Goethe's Gedichten (II, S. 127 Hempel 1883). Ich geſtehe, bei dieſer Interpunktion in Zeile 3 und 4 einen Sinn nicht finden zu können, auch nicht den von v. Loeper in den Anmerkungen S. 393: „Das doppelte „ſei" v. 100, iſt nicht alternativ, ſondern verſtärkend: das Handeln möge zur Freude, zum Beſten eines Freundes gereichen." Nun aber iſt in Goethes Handſchrift nach v. Loeper S. 388 ſo interpungirt:

Drum thu wie ich und ſchaue, froh verſtändig,
Dem Augenblick ins Auge! Kein Verſchieben!
Begegn' ihm ſchnell, wohlwollend wie lebendig,
Im Handeln ſei's, zur Freude, ſei's dem Lieben;

Hier giebt uns das Komma in der vierten Zeile vor: „Zur Freude" einen willkommenen Fingerzeig; v. Loeper hat dieſes Komma geſtrichen und das zweite hinter „Freude" gelaſſen; ich halte den umgekehrten Weg für den richtigen, da er allein eine grammatiſch mögliche Konſtruktion der Worte ergiebt. Es ſind zwei Aufforderungen ausgeſprochen: 1) Die Erfaſſung des Augenblickes geſchehe im Handeln, nicht etwa in müßigem Reden, 2) ſie geſchehe zur Freude dem Lieben!" Alſo iſt zu leſen:

Im Handeln ſei's, zur Freude ſei's dem Lieben!

Stünde da „den Lieben" als Dativ pluralis, ſo klänge es unſerem Ohr angenehmer. Wir ſind den Singular: „der Liebe" für „der Freund" nicht gewohnt. Indeß Goethe nimmt ſich in dieſem Gedichte ſo viel ſprachliche Freiheiten, daß wir auch hier an eine ſolche glauben können. Wenn wir freilich bei Erich Schmidt, Goethes Fauſt in urſprünglicher Geſtalt (1888), S. XXXIX leſen: „N und M iſt in Goethes Handſchrift unzählige Male nicht zu unterſcheiden", ſo iſt es wohl nicht zu kühn, wenn wir annehmen, er habe urſprünglich, aber undeutlich geſchrieben: den Lieben.

Noch ſchwieriger ſind die beiden nächſten Zeilen, ſobald man die Interpunktion für eine logiſche, Nichtzuſammengehöriges trennende hält:

Nur wo du biſt, ſei alles, immer kindlich,
So biſt du alles, biſt unüberwindlich.

Wozu gehört zunächſt das einleitende „nur"? „Nur wo du biſt" hat keinen Sinn; es muß hinter „nur" interpungirt werden, und das „nur" gehört zum Imperativ „ſei kindlich". Ein ſolches „nur" im Schlußſatze nach mehreren vorausgegangenen Aufforderungen bedeutet: Wenn du aber auch die vorgehenden Forderungen nicht glaubſt erfüllen zu können, ſo mag es ſein: nur eine kann ich nicht erlaſſen, du mußt ꝛc. ꝛc.

In den Worten „Wo du biſt", ſteht das „wo" in der Hebung, bedeutet alſo: wo auch immer, in allen Lagen, in denen du dich befinden magſt. Nun aber folgen ſcheinbar zwei Forderungen: 1) Sei alles, 2) ſei immer kindlich!

Läſe man die erſte Forderung allein: Sei alles! ſo hätte man gewiß das Recht, zu erſchrecken! Denn dieſe Leiſtung würde ſelbſt über die Goetheſche Vielſeitigkeit hinausgehen; bedenkt man ferner, daß die Forderung aus dem Munde einer kindlich heiteren Jungfrau kommt, welche ihrem ſcheidenden Freunde ein gutes Wort mit auf den Weg giebt, ſo wird das Verlangen noch wunderbarer; lieſt man aber auch noch den Nachſatz dazu: Sei alles, ſo biſt du alles! ſo ſcheint ein Sinn völlig zu mangeln. Die Schwierigkeit liegt darin, daß die beiden „alles" Verſchiedenes bedeuten. Ein einſichtiger Freund, mit dem ich die Stelle beſprach, glaubte ſie ſo erklären zu ſollen: „Lege dein ganzes Selbſt in jeden Augenblick, wie Kinder, die in ihrem Spiel nicht an geſtern und morgen denken!" Dann würde der an ſich undeutliche Ausdruck: „Sei alles" als der Erklärung bedürftig von Goethe ſelbſt empfunden und durch das nachfolgende: „immer kindlich" erläutert worden ſein. Klar und auf den erſten Augenblick verſtändlich, wie die Goethiſchen Gedichte aus der Jugend und dem Mannesalter wäre aber die ganze Stelle auch dadurch nicht geworden; auch hinkt das „immer kindlich" doch bedenklich nach. Die Schwierigkeit der Stelle, ihr Räthſelhaftes empfand ich beſonders lebhaft, als ich einem jugendlichen Freunde einen Spruch in ſein Stammbuch ſchreiben ſollte und den obigen in der Faſſung ihm vorſchlug:

„Wo du auch biſt, ſei alles! Immer kindlich!
So biſt du alles, biſt unüberwindlich!"

Er lehnte die Verſe ab, weil er ſie nicht verſtehe.

Klar ist wohl geworden, daß nur eine Forderung von Goethe gemeint ist. Die selbst noch kindliche, nicht berechnende, aber gerade dadurch aller Herzen in jeder Lage gewinnende Geliebte weiß nichts Besseres zu rathen, als daß der Freund auch wie sie in allen Lebenslagen und zu allen Zeiten kindlich handeln möge. Es ist also wohl zu verbinden: „Sei alles und immer kindlich!" d. h. sei in jeder Lage (alles) und zu jeder Zeit (immer) kindlich! „Alles" ist dann nicht als Nominativ und Prädikatsnomen zu „sei", sondern gehört als adverbieller Accusativ zu kindlich. So entspricht das Komma etwa einem „und"; sei alles und immer kindlich! Den Accusativ „alles" adverbiell zu gebrauchen ist allerdings eine dichterische Freiheit, aber doch durchaus nach richtiger Analogie. Was von der Zeit zweifellos gesagt werden kann: Sei alle Zeit gut, das ist hier lokal gebraucht: (für) alle Fälle.

Interpretiren wir so, so erhalten wir einen Gedanken, welcher durchaus in die gegebene Situation paßt, an sich schön und richtig und ganz Goethisch ist. „So bist du alles" bedeutet: So wirst du jeder Lage gewachsen sein! die Unüberwindlichkeit aber ist nicht immer eine äußere; wohl aber ist ein kindlicher, reiner Sinn auch dann nicht gebrochen oder vernichtet, wenn auch der äußere Erfolg gänzlich mangelt, ja, wenn eine entschiedene äußere Niederlage zu verzeichnen ist. Bedenken wir immer, daß eine ideal gedachte, reine, edle Mädchengestalt diese Worte spricht, so liegen die Parallelen in Goethes Schöpfungen reichlich da. Gretchen ist dem zweifelnden Faust gegenüber die in sich Sichere, Heitere und bleibt sich trotz aller Fehltritte dennoch treu: Am Schluß des ersten Theiles ist Faust der Unterlegene und Gretchen die Ueberwinderin.

Was ist aber nun dies „Kindliche", welches seinem Besitzer die Kraft verleiht, alles und unüberwindlich zu sein? Eine erschöpfende Erklärung von Goethes Auffassung des Begriffes „kindlich", würde eine eingehende, lohnende Abhandlung erfordern. Auszugehen ist von dem Unreflektirten, nicht Berechnenden, dem Einfältigen; wer so kindlich ist, kommt nicht in die Verlegenheit, sich zu widersprechen. Das Gegentheil schildert der Sophokleische Neoptolemos:

ἅπαντα δυσχέρεια, τὴν αὐτοῦ φύσιν
ὅταν λιπών τις δρᾷ τὰ μὴ προσεικότα.

Wir unterlassen heute die weitere Ausführung und bitten den geneigten Leser, der uns freundlich durch die Irrgänge der Möglichkeiten gefolgt ist, zum Schlusse bei einem lieblichen Bilde auszuruhen: Fast wie ein Kommentar zu unseren Versen ist die im Dezember 1826, drei Jahre später niedergeschriebene Novelle, zu der Goethe, wie er bei Eckermann erzählt, den Stoff bereits 30 Jahre lang mit sich herumtrug;

es ist die wundervolle Erzählung von dem Kinde, welches den der Hut entsprungenen Löwen durch milde Sangesweisen bändigt (Werke Bd. XVI Hempel, S. 162): „Wirklich sah das Kind in seiner Verklärung auch wie ein mächtiger, siegreicher Ueberwinder, der Löwe zwar nicht wie der Ueberwundene; denn seine Kraft blieb in ihm verborgen, aber doch auch der Gezähmte, wie der dem eigenen friedlichen Willen Anheimgegebene." Zu zeigen, spricht Goethe bei Eckermann (18. Januar 1827), wie der Unbändige, Unüberwindliche oft besser durch Liebe und Frömmigkeit als durch Gewalt bezwungen werde, war die Aufgabe dieser Novelle."

Verantwortlicher Redacteur Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Kurfürstenstr. 41.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

H. von Treitschke und H. Delbrück.

Dreiundsechzigster Band.

Sechstes Heft.

Juni 1889.

Inhalt.

	Seite
[illegible] Geschichte der [illegible] 1848. (Otto Perwolf.)	[illegible]
[illegible] (Geh. Regierungsrath [illegible])	[illegible]44
[illegible] (H. Schulz.)	[illegible]8
[illegible] des [illegible] (Emil [illegible])	[illegible]78
[illegible] der [illegible] und ihre Arbeit. (R. v. [illegible])	[illegible]
[illegible] (Christian [illegible])	[illegible]44

Man abonnirt halbjährlich für 9 Mark bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Berlin, 1889.

Druck und Verlag von Georg Reimer.

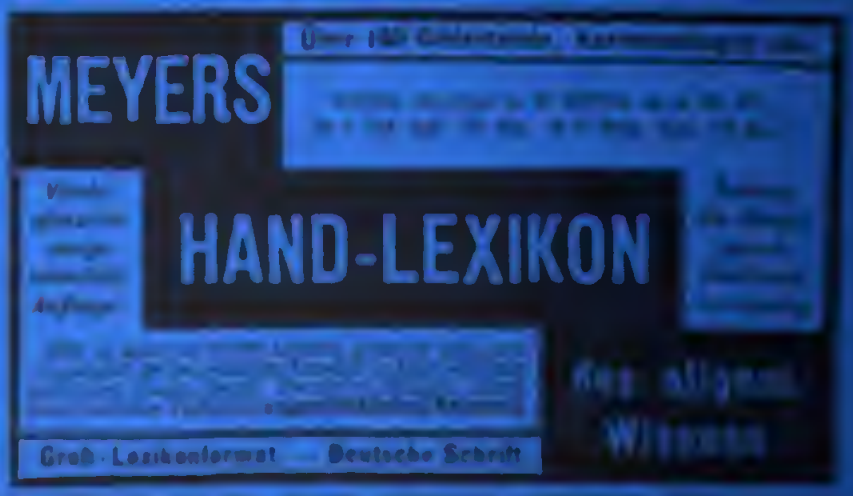
[illegible] Juni 18[illegible]

☞ [illegible] der J. Ricker'schen Buchhandlung in Gießen.

Verlag von Georg Reimer

Die Composition
des
Hexateuchs und der histori-schen Bücher
des Alten Testaments
von
J. Wellhausen
Zweiter Druck.

Gesammelte Abhandlungen
von
Dr. Alexander Schmidt.



Gustav Fischer in Jena.

Dr. Adolf Heil.

Einschätzungen

zur Einkommensteuer

Hessen, Sachsen und Hamburg

Mittel

2 Mark

Dr. Conrad von Seelhorst.

Der Roggen

als

Massstab für landwirtschaftliche Berechnungen.

2 Mark

Dr. Alex. Franken.

Vom Juristenrecht.

Pfennige

Dr. Georg Meyer.

der

Recht der Reichsorgane

auf dem Gebiete der Reichsgesetzgebung.

7 Mark 40 Pfennige

Dr. Dietrich Schäfer.

Das eigentliche Arbeitsgebiet der Geschichte.

80 Pfennige

Die Konstantinische Schenkung

J. Friedrich.

4 M.

Beringer

der C. H. Beck'schen Buchhandlung in Nördlingen.

Ed. Simon,

Geschichte

des Fürsten Bismarck.

Deutsch von O. Th. Alexander mit erläuternden Anmerkungen und einem Personen- und Sachregister

5 Mk. gebd. 6 Mk. 50 Pf.

Das Werk wurde von der politischen Presse wegen seines reichen und fesselnden Inhalts und der gediegenen wissenschaftlichen Bearbeitung auf das Glänzendste beurtheilt.

Verlag von Carl Ulrich & Co. Berlin W. 68

Verlag von Georg Reimer in Berlin,

zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Handbuch

der speciellen

Klimatotherapie

und

Balneotherapie

mit besonderer Rücksicht auf Mittel-Europa

zum Gebrauch für Aerzte

von

Dr. Hermann Reimer.

Preis 9 Mark, gebunden 10 Mark

Gedenktage der Psychiatrie

und

Hülfsdisciplinen in allen Ländern.

Von

Dr. Heinrich Laehr.

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.

Preis 4 Mark

Im Commissionsverlag von Georg Reimer in Berlin ist aus den Abhandlungen der Königl. Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin vom Jahre 1888 erschienen:

Bruchstücke

einer

Rhizopodenfauna

der

Kieler Bucht.

Von

K. Möbius.

Mit 3 Tafeln

2 Mark

Apollinaris.

Natürliche Kohlensaures Mineral-W
Apollinaris-Brunnen. Ahrthal. Rheinpr

Geh. Rath Prof. Dr. von Nussbaum

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow,

Dr. Oscar Liebreich, Prof.

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp,

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel,

Geh. Med. Rath Prof. Dr. F. W. Hemeke,

Dr. G. Thilenius,

Die Apollinaris-Company (Limited)

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03507 3884